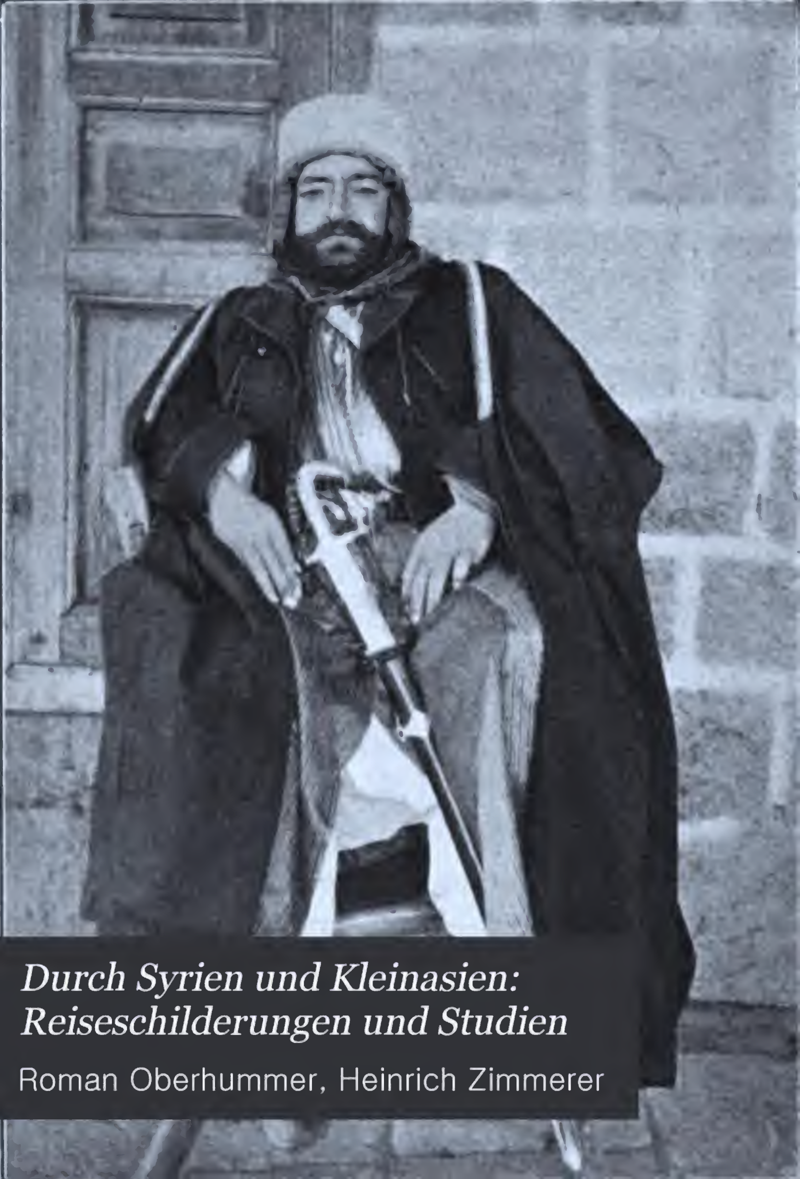


Durch Syrien und Kleinasien: Reiseschilderungen und Studien

Roman Oberhummer, Heinrich Zimmerer


VETUS & NOVUM TESTAMENTUM
DEI SUB NUMINE VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Durch Syrien und Kleinasien.

DURCH

SYRIEN UND KLEINASIEN

REISESCHILDERUNGEN UND STUDIEN

VON

ROMAN OBERHUMMER

UND

HEINRICH ZIMMERER

MIT ORIGINAL-BEITRÄGEN

VON

L. v. AMMON, H. O. DWIGHT, C. O. HARZ, F. HIRTH, FR. HOMMEL,
C. HOPF, E. OBERHUMMER, TH. PREGER, H. RIGGAUER, M. SCHLAGINTWEIT.

MIT 16 LICHTDRUCKTAFELN
51 ABBILDUNGEN IM TEXT UND EINER ÜBERSICHTSKARTE.



BERLIN 1899
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).

DEM

DURCHLAUCHTIGSTEN PROTEKTOR

DER

GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT

SR. KÖNIGLICHEN HOHEIT

DEM PRINZ-REGENTEN

LUITPOLD VON BAYERN

IN TIEFSTER EHRFURCHT GEWIDMET

Vorwort.

Der Ausführung unserer Reise stellten sich unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen. Selbst diejenigen Persönlichkeiten, welche uns zu ihr veranlasst hatten, hielten sich für verpflichtet, uns noch im letzten Augenblick davon abzuraten. Und in der That, die Cholera in Egypten mit ihrem Gefolge, der Quarantäne, der Drusenkrieg im Haurân, der Armenieraufstand und die Sommerhitze waren vier Elemente, von denen jedes allein genügt hätte, ein zaghaftes Gemüt zurückzuschrecken.

Doch nicht mindergross als die Zahl der Hindernisse, war die der Gönner und Freunde, welche sie uns besiegen halfen. Der Gnade S. kgl. Hoheit, des Prinzen Ludwig von Bayern, des erlauchten Ehrenpräsidenten der Münchener Geographischen Gesellschaft, dem Wohlwollen der hohen bayerischen Ministerien des Aeusseren und des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie der kaiserlich deutschen Botschaft in Konstantinopel verdanken wir die unentbehrlichen Empfehlungsschreiben an die kaiserl. ottomanische Regierung, deren wirksame Befehle uns den weitgehendsten Schutz und das liebenswürdigste Entgegenkommen von Seite der türkischen Behörden sicherten. Die deutschfreundliche Gesinnung der gastlichen Bevölkerung liess uns Strapazen und Entbehrungen vergessen. Mit Rat und That unterstützten uns die Herren v. Benndorff, Blanckenhorn, Buresch, Chantre, Diener, Glaser, Günther, Humann, Max Knorr, Körte, v. Luschan, E. Naumann, Puchstein, Ramsay, Supan, Tozer und Virchow und haben uns zu tiefem Danke verpflichtet. Der Altmeister der Kartographie Kleinasiens, Herr Professor Dr. Heinrich Kiepert in Berlin, erfreute uns mit einer von ihm selbst entworfenen Skizze des von uns in Aussicht genommenen Gebietes, die land- und sprachenkundigen amerikanischen Missionäre von Kaisarieh erwiesen uns glänzende Gastfreundschaft und unschätzbare Dienste. So konnte eine grosse Anzahl der in diesem Werke enthaltenen Illustrationen nach Originalaufnahmen der Herren der American Mission in Talas hergestellt werden. Besonderen Dank schulden wir der Reichsdruckerei in Berlin, welche in bereitwilligster Weise zu Gunsten des rechtzeitigen Erscheinens des Werkes die im XVIII. Kapitel von Herrn Th. Preger bearbeiteten griechischen Inschriften herzustellen die Güte hatte.

Wenn es diesem Buche beschieden sein soll, bleibenden Wert zu besitzen, so liegt nicht der geringere Grund in den Beiträgen geehrter

Freunde und Mitarbeiter. Sie haben das bunte Material gesichtet und geprüft, welches wir je nach der Gunst der Verhältnisse so gut es ging, gesammelt hatten.

Denn die Aufgaben, welche der Forschungsreisende zu erfüllen hat, sind so vielseitig, so mannigfaltig, dass er notgedrungen gar manche derselben vernachlässigen muss. Botanik, Zoologie und Geologie wollen gleichzeitig zu ihrem Rechte kommen, er soll Münzen sammeln, Routen aufnehmen, photographieren, messen, zeichnen und notieren; die tägliche Sorge und Mühe um Kost und Obdach nimmt die wertvollsten Stunden weg. Müde langt der Reisende abends in einem unbekannten Dorfe an und nur mit dem Aufwand seiner ganzen Energie entschliesst er sich, seine Funde und Notizen inmitten einer neugierigen, lästigen Zuschauermenge zu ordnen und zu verwahren. Auch die Nacht bringt meist keine ungestörte Ruhe. In den Städten ist es das Bellen und Heulen der Hunde und das geräuschvolle Auftreten der Nachtwächter, in den Dörfern das massenhafte Ungeziefer, der Wind, der durch die fensterlosen Lucken pfeift oder die Hitze in den kleinen, dumpfen Räumen, die wir nicht selten mit Ziegen und Schafen teilten, Widrigkeiten, welche uns trotz Müdigkeit und Schlafsucht oft bis zum Morgengrauen wach erhielten. Wie schwierig und zeitraubend ist die Verständigung mit den braven, wortkargen Türken, mit den unruhigen, sprunghaft denkenden Griechen, wie umständlich der Verkehr mit den unzuverlässigen Arabern, den ewig unzufriedenen Armeniern!

Aber auch wie herrlich, unvergesslich und unvergleichlich sind die Reize und Genüsse, die dem Forscher in täglich neuer Form und Art sich bieten. Die sternhellen Sommernächte im wüstenreichen Syrien, die lauen Herbsttage inmitten der Weinberge Kappadokiens sind ebenso viele unauslöschliche Eindrücke und Erinnerungen!

Wie vielen freundlichen, guten und gastlichen Menschen sind wir begegnet, wie mancher Muslim, Christ und Jude hat uns sein Bestes geboten, als uneigennütziger Freund Nacht und Lager mit uns geteilt!

Jetzt, nachdem es uns vergönnt war, mit Hilfe so vieler freundlicher Kräfte unter dem Schutze der geographischen Gesellschaft München, die Reise auszuführen, sind wir reich belohnt, die bescheidenen Ergebnisse unserer Arbeiten dem allerhöchsten Protektor der Gesellschaft widmen zu dürfen.

Anmerkung: Verantwortlich für Kapitel II—X, XIII, XV: Roman Oberhummer. Verantwortlich für Kapitel I, XII u. XVI: Heinrich Zimmerer. Kapitel XI, im Höhlenlande und XIV, Kaisarieh wurden von beiden Herausgebern gemeinsam bearbeitet.

München, Dezember 1898.

Die Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I. Abteilung.

II. Abteilung.

Nachtrag.

Besonderen Dank schulden wir dem Hause Masson & Co. in Paris, welches uns in liebenswürdigster Weise ermächtigte, die Musiknoten und Ausführungen des Herrn Neophytos über orientalische Instrumente und Tänze aus der »Anthropologie 1890/91« in unserem Werke wiederzugeben. Nicht minder hat uns Herr Rudolf Mayer, Inhaber der Kunstanstalt »Photocol«, durch die vorzügliche Reproduktion des Freskenbildes aus dem Werke Texiers (zu Seite 249) zu Dank verpflichtet.

Berichtigungen:

Seite	5	Zeile	11	von	Qoben yrk-buñar		statt	Qyryk-punar.
»	7	»	13	»	unten	Piano di Carpine	»	Pieno di Carpine.
»	16	»	24	»	oben	Löher	»	Löhr.
»	17	»	1	»	»	Sterrett	»	Sterret.
»	81	»	13	»	unten	Sterrett	»	Sterret.
»	125	»	9	»	oben	Pharasopulos	»	Pharatopulos.
»	193	»	1	»	unten	Chederle	»	Chederel.
»	270	»	10	»	oben	Decke	»	Decke.
»	270	»	17	»	»	Gutschmid	»	Gutschmied.
»	287	»	16	»	unten	Tolistobojer	»	Tolistoboger.
»	417	»	5	»	oben	Iñ-önü	»	Inönü.

Verzeichnis der Textillustrationen.

Verzeichnis der Tafeln.

I. Abteilung.

KAPITEL I.

Deutsche Forschung in Kleinasien.[1])

Fast mit demselben Recht, mit welchem man von einem Zuge der Völker nach Westen spricht, könnte man von einer Rückwärtsbewegung der Nationen des Abendlandes nach dem Osten, dem Morgenlande, nach der aufgehenden Sonne sprechen. Die Germanen stehen hier in erster Linie. Jene Goten, welche um die Jahre 250 bis 269 nach Christus von den Ufern der Donau durch das Schwarze Meer und den Bosporus in das Aegäische Meer plündernd herab drangen, haben als die ersten unseres Volkes, allerdings mit dem Schwert in der Hand und erobernd, den Boden Kleinasiens betreten, jener alten Völkerbrücke, die den Zug nach Westen so lange vermittelt hatte. Diese Züge der reckenhaften Goten gingen bis Nikomedien und Prusa, und der Tempel der Diana von Ephesus beleuchtete mit blutigem Feuerschein die Grenze ihrer Wanderung. Man wird diesen Goten- und Skythen-Zügen zu Lande und zur See, sagt Mommsen im fünften Bande seiner römischen Geschichte S. 226, nicht die Bedeutung beilegen dürfen, dass die ausschwärmenden Haufen darauf bedacht gewesen wären, die Landschaften, die sie betraten, in bleibenden Besitz zu nehmen. Ein Vorspiel der späteren Völkerwanderung sind sie allerdings; und die Städtezerstörung, welche sie vor den gewöhnlichen Piratenfahrten auszeichnet, hat damals in einem Umfange stattgefunden, dass der Wohlstand, wie die Bildung Griechenlands und Kleinasiens sich niemals davon erholt haben.

Ihnen folgten im 9. Jahrhundert die Normannen und diesen im 11., 12. und 13. Jahrhundert die Kreuzfahrer. Die Raubzüge der nordischen Wikinger durch das Mittelmeer nach den Westküsten Kleinasiens müssen wir noch im Sinne der früheren Goten- und Skythen-Kriege verzeichnen. Die Normannen, welche mit ihren Einbäumen und Kähnen seit

[1]) Vgl. Verhandlungen des 12. deutschen Geographentages in Jena 1897.

Askold 865 wiederholt in die Enge des Bosporus eindrangen und die Hauptstadt bedrohten, hatten für *τὸ στενὸν* den Ausdruck „Sund"; von ihren normannischen Herzögen haben die Slowenen des Ostens diesen Ausdruck in der Form *sud* ererbt. Der Pontus selbst hiess lange Zeit (bis 1200) bei den Arabern das Russische Meer[1]). Nicht minder kriegerisch, aber schon in ganz anderem Sinne der geistigen Entwickelung der Menschheit förderlich waren die Kreuzzüge, in denen sich zwar die militärische Kraft des christlichen Abendlandes vorerst erschöpfte, die aber demselben eine Summe geistiger und materieller Förderung zuführten, welche sowohl den übrigen Wissenschaften, als ganz besonders der Geographie und der Kenntnis Kleinasiens zu gute kam. Auch hier standen die deutschen Heerscharen nicht im Hintertreffen. Dazu kommt, dass diejenigen unserer deutschen Quellenschriftsteller über die Kreuzzüge, welche selbst ihre Herren und Fürsten auf ihren Zügen in das gelobte Land auf dem Landwege durch Kleinasien begleiteten, uns eine oft ins genaue gehende Beschreibung der durchzogenen Länderstrecken hinterlassen haben. Diese schwierigen historisch-geographischen Verhältnisse zuerst im Zusammenhange behandelt zu haben, ist das Verdienst einer Untersuchung Professor Wilhelm Tomascheks in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1891: »Zur historischen Topographie von Kleinasien im Mittelalter«, in deren erstem Teil die Küstengebiete und die Wege der Kreuzfahrer dargelegt sind.

Wenn wir ausser den meist französischen und deutschen Quellen, die übrigens zum grösseren Teile sich der lateinischen Sprache bedienen, die mittelgriechischen Schriftwerke, wie die arabischen Geographen, vor allem aber die italienischen See- und Radkarten, die Portolane[2]), armenischen und lateinischen Urkunden, Beschreibungen genuesischer und pisanischer Kaufleute heranziehen und sie mit den Aufschlüssen der Priester und Laien und den Briefen der Fürstlichkeiten vergleichen, so kommen wir zu dem Schluss[3]), dass die Geographie noch einen grösseren und unmittelbareren Gewinn aus den Kreuzzügen gezogen hat, als die Geschichte. Zunächst nahm die Literatur der sogenannten Peregrinatoren einen Aufschwung, und die nie ganz erstorbene Produktion wurde gerade auf diesem Gebiet eine massenhafte. Freilich waren die Beobachtungen der Kreuzfahrer mehr militärischer, um nicht zu sagen touristischer Natur; aber der aufmerksame Beobachter mit geschulterem Blick richtete sein Augenmerk auf Land und Leute, Weg und Steg, Sitten und Gebräuche, Pflanzen und

---

[1]) Bahr al — Rôs (s. Tomaschek a. a. O.).

[2]) Siehe darüber „Geographisches Jahrbuch" 1895: Ruge und Wagner, sowie H. Wagner, Das Rätsel der Kompasskarten u. s. w. in den „Verhandlungen des XI. Deutschen Geographentages zu Bremen" 1895.

[3]) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge.

Tiere, Handel und Gewerbe und gelangte so dahin, von dem durchreisten Lande eine lebhafte und anschauliche Beschreibung zu geben, aus der wir für die Kenntnis der in der fränkischen Zeit in Syrien und Kleinasien herrschenden Zustände reichen Gewinn ziehen. Für die Zeit des ersten Kreuzzuges fliessen, da ja ausser den Lothringern vorwiegend Franzosen die Teilnehmer waren, mehr französische als deutsche Quellen. Doch sind gerade die Aufzeichnungen der „Gesta Francorum" nach Sybels Geschichte des ersten Kreuzzuges (Leipzig 1881, S. 31) die bedeutendste Quelle desselben und zwar rein normannischen Ursprunges.

Fulcher von Chartres hat den Marsch des Heeres von Doryläum nach Erkle mit grosser Anschaulichkeit dargestellt. Fulchers Bedeutung steigt und fällt mit dem Hervortreten der lothringischen Fürsten. Von besonderer nationaler Grösse ist für uns die Chronik und der Auszug „Hierosolymita" des Abtes Ekkehard von Aura an der Fränkischen Saale. Die Leistungen Ekkehards als Geschichtschreiber, sowie sein Verhältnis zur Chronik von Auersberg und den sächsischen Annalisten, lange Zeit problematisch, sind durch die umfassenden Entdeckungen von Pertz und Waitz sowie durch Hagenmeyers Ausgabe des Hierosolymita (Tübingen 1877) völlig ins Klare gestellt. Ekkehard zog die erste Hälfte des Weges mit den grossen Scharen, welche während des Sommers 1101 in Kleinasien ein so unglückliches Ende fanden, und lieferte für deren Geschichte unentbehrliche Angaben. Otto von Freisingen, der spätere Begleiter Barbarossas in das Heilige Land, machte bedeutende Auszüge aus Ekkehard in dem 7. Buch seiner Chronik. Wenn auch nicht selbst Augenzeuge, so doch als Berichterstatter nach mündlicher Ueberlieferung, erzählt Albert von Aachen von der furchtbaren Not des Heeres in der Phrygischen Wüste. Während Heinrich von Sybel an diesem Autor scharfe Kritik übt, zeigt Albert sich nach Tomascheks Urteil in topographischen Dingen gut unterrichtet. Ebenso schlimm wie den Nachzüglern unter Wilhelm von Nevers erging es 1104 der Expedition unter Wilhelm von Poitou, der sich Welf von Bayern und Ida von Oesterreich angeschlossen hatten: schon auf dem Wege nach Stancona (*στὰν Εἰκόνα*) stellte sich die bitterste Not ein, und die erbitterten Pilger plünderten Fiminium (*Φιλομήλιον*), ebenso den hinter Ikonium gelegenen Ort Salima, d. i. Ismîl. So erreichten sie das von Morästen umrandete Rinnsal von Reclei (*κωμόπολις Ἡρακλέους*, jetzt Eregli), wo sie völlig erschöpft im Kampf ums Wasser von den Türken aufgerieben wurden; einigen gelang es, über die kilikischen Pylen zu entwischen, der Herzog selbst erreichte Antiochia. Der zweite Kreuzzug ist uns in mustergiltiger Weise in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte von Wilhelm Bernhardi (Leipzig 1883) in seinem Konrad III. aus den Quellen dargestellt. Mit dem König von Frankreich, Ludwig VII., wurde der Weg des deutschen und französischen Heeres durch Ungarn

1*

und das byzantinische Reich vereinbart. Die Deutschen sollten voranziehen und zu Konstantinopel sich mit den nachkommenden Franzosen vereinigen. Auf dem Tage zu Frankfurt im März 1147 setzte der König eine Reichsvertretung ein. Hier erschien auch Heinrich der Löwe. Otto von Freisings Bericht begleitet uns nur durch Ungarn, leider bricht hier Otto seine Geschichte des Kreuzzuges ab. Die Angaben anderer deutscher Quellen sind lückenhaft und unsicher. Den Kreuzzug der Franzosen beschreibt Odo de Diogilo (= Deuil), der ihn als Kaplan Ludwigs VII. mitmachte. Odo de Diogilo schildert die drei Hauptwege, welche der deutsche König von Nicaea aus einschlagen konnte. Die Heerscharen Konrads hatten sich Ende September bei Chalcedon (Rufinel) gesammelt und waren über die verfallene Stadt Nicomedia geradenwegs nach Nicaea gezogen. Am 5. October verliess das Heer Nicaea; etwa fünf Tage dauerte der Marsch — nicht auf dem geraden Gebirgswege, wie einst unter Gottfried von Bouillon, sondern über die westlich gelegene Fruchtebene bei Inegoel, dann gegen Südost durch Schluchten, von da durch öde und verwüstete Strecken. Am elften Tage zeigen sich Türkenscharen unter Balabân, mittags verfinsterte sich die Sonne, Konrad beschloss den Rückzug; noch am Abend wurde die Nachhut unter Bernhard von Plötzkau aufgerieben, das übrige Heer erreichte in eiliger Flucht Nicaea. Den Küstenweg von Ephesus aus waren vorher 15000 Deutsche aus Konrads Heer, unter Otto, Bischof von Freising, gezogen; diesen gelang es, Adalia und Antiochia zu erreichen. Von intimem Reiz ist für uns der Heimzug Heinrichs des Löwen 1172 von seiner Pilgerfahrt aus dem Heiligen Lande durch Kleinasien, wie ihn sein Biograph Arnold von Lübeck geschildert hat. In Akserai (Archelais) wurde der Herzog vom Sultan Izz-eddin Kilidsch Arslan II. ausgezeichnet empfangen und reich beschenkt bis Konia geleitet. Auf dem Rückwege, den er über Antiochia nahm, war er im Gebiet des treulosen christlichen Fürsten Milo von Armenien in grosse Gefahr geraten, aus der ihn nur die grossmütige Hilfe des Sultans von Ikonium, zur tiefen Beschämung des sogenannten Christen, zu retten vermochte. Kilidsch Arslan empfing ihn freudig an der Grenze seines Gebietes, rühmte sich, sein Verwandter zu sein, gab auf seine Bitte alle gefangenen Christen los und beschenkte ihn beim Abschied nebst anderen kostbaren und seltenen Dingen mit 30 der edelsten, reich geschirrten Rosse. Dem Zureden Heinrichs, sich zum Christenglauben zu bekehren, wich Kilidsch Arslan durch kluge Rede aus: „es ist nicht schwer, zu glauben, dass ein Gott, der den ersten Menschen aus Thon gebildet, auch durch eine reine Jungfrau Mensch werden konnte“ (s. Spruners Wandbilder des Bayer. Nationalmuseums, München 1886, S. 35). Für den Heereszug des Jahres 1190 fliessen die Berichte der Augenzeugen am reichhaltigsten, er war auch durch Kleinasien ein eminent deutsches Unternehmen. Ramon Muntaner beschreibt

die Landschaft Troas, ferner Tageno und Ansbert den glänzenden Sieg des Kaisers bei Ikonium und den Marsch nach Cilicien. Am 6. Mai war der Minnesänger Friedrich von Hausen gefallen, am 7. Mai abends waren 6000 Türken den Truppen der Herzöge von Schwaben und Meran erlegen, am 12. und 13. zog man langsam durch öde Striche, wobei die Not aufs Höchste stieg; Mehl hatte den Wert von Gold, die Reichen assen Pferdefleisch, der Tross kaute an gekochten Häuten. Am 19., nach der Uebergabe Ikoniums, wurde Frieden geschlossen; Türken und Griechen boten Fleisch und Butter, Käse und Brot feil. Auf dem Wege nach Cilicien hatten sie die Salzseen passiert, an welchen schon Xerxes vorübergezogen war; hinter Qyryk-punar liegt die Oertlichkeit, wo die Schwabenstreiche sich abgespielt haben. Am Morgen des 10. Juni lagerte die Vorhut bereits in der Ebene Ciliciens, als die Kunde eintraf, dass der Kaiser, welcher den Strom schwimmend hatte übersetzen wollen, vom Wirbel der Aqua Salefica fortgerissen, sein thatenreiches Leben geschlossen habe. So Tomaschek; in der „Chronica regia Coloniensis" heisst es: *„cum vellet balneari in eadem aqua, et ita se refrigerare vellet natando, Dei iudicio casu lacrimabili et inopinato submersus est."* Die Würzburger Annalen des Jahres 1147 geben uns für die Sehnsucht vieler Krieger nach dem Heiligen Lande geradezu die geograpische Neu- und Wissbegier als Motiv für ihre Lust nach Aventiuren an: *„Erat autem diversa diversorum intentio. Alii namque rerum novarum cupidi ibant pro novitate terrarum consideranda."* Aehnlich urteilt Gerhoh von Reichersperg. Graf Wilbrand von Oldenburg geht im Jahre 1211 im Auftrage Ottos IV. durch Palästina nach Kleinasien, um dem Studium der fränkischen Burgen und Festungen ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, und die gegen das Ende der fränkischen Herrschaft entstandene Arbeit des Predigermönchs Wilhelm von Tripolis, der uns durch seine milde und duldsame Auffassung des Islams überrascht, bietet uns eine Kenntnis Syriens und Kleinasiens dar, die gewissermassen die Operationsbasis wurde, auf welcher ein weiteres Eindringen in die bisher verschlossenen Regionen des inneren Asiens ermöglicht wurde. Schon im 13. Jahrhundert drangen dann Missionare und Abenteurer als kühne Pioniere tief in das centrale Asien vor, von denen ich nur Marco Polo 1271 nennen möchte. Marco Polo nennt 1271 Layos (Aegaeae) den Haupthafen Klein-Armeniens, wo indische Spezereien und persische Seidenzeuge von aller Welt Kaufleuten angekauft wurden. Als Jakob von Bern 1346 in Famagusta weilte, kamen auf einem grossen Schiff Flüchtlinge von (Aegaeae) Layaze. Abulfilda schildert sie also: Ayas ist eine grosse Stadt am Ufer des Meeres von Sam mit gutem Hafen; die Franken haben sie stark befestigt u. s. w. Aus den armenischen und lateinischen Urkunden erfahren wir die Hauptgegenstände des Handels: aus dem Westen wurden eingeführt Metalle (Kupfer, Zinn, Quecksiber), Korallen, Edelsteine,

Seife, Tuch aller Art; aus dem Orient indische und arabische Spezereien (*endicum, piper, gingibre beledi, brazil*) und syrisch-persische Seidenzeuge, sowie Brokate; das Land selbst lieferte Eisen, Schiffbauholz, Pech, Baumwolle, Ziegenhaar (zu *camelotti* verarbeitet), Vieh (Pferde, Maulesel, Esel, Rinder, Büffel, Schafe) und Häute, Pelzwerk, Eier, Getreide aller Art, getrocknete Trauben, leichte Weine und Sklaven. Zwei Inlandwege wurden von den Händlern oft begangen, der durch die kilikischen Pässe nach Ikonien, jener über Kapitar und Kapan nach Arzingan und Tabriz (s. Tomaschek a. a. O. S. 70).

Freilich dürfen wir diese Reise-, Handels- oder Feldzugsberichte nicht in dem Sinn auffassen, als ob sie den ausgesprochenen Zweck gehabt hätten, geographische Verwertung unmittelbar zu ermöglichen. Diesem Zweck dienten in viel höherem Grade die zahlreichen Pilgerfahrten und Pilgerschriften, die seit dem Beginn der christlichen Rückwanderung nach dem Orient sich in fast ununterbrochener Reihe folgten. Wir verdanken eine höchst gründliche Verarbeitung dieser merkwürdigen Literatur den zahlreichen Untersuchungen und Sammelwerken von Reinhold Röhricht und Heinrich Meissner. (Deutsche Pilgerreisen nach dem hl. Lande, Berlin 1880 und in geringerem Umfang Gotha 1889). Röhricht zählt in seinen deutschen Pilgerreisen nach dem hl. Lande nicht weniger als 23 hervorragende Darstellungen von grossem Wert auf, und würden wir alle die frommen Pilger aus deutschen Landen zusammenzählen, welche ihre Erlebnisse zu Nutz und Frommen ihrer Nachfolger schriftlich hinterliessen, so würden wir die Zahl 1000 mit Leichtigkeit erreichen. (Bei Röhricht a. a. O. füllen die Namen und Büchertitel 200 Druckseiten.) Wir müssen uns an dieser Stelle damit begnügen, nur derjenigen kurz zu gedenken, welche den Weg durch Kleinasien genommen und in vollgiltiger Weise beschrieben haben. Von dem ersten aber der gesamten Pilgerschar, dem hl. Willibald von Eichstädt 725, bis zum letzten, Heinrich Wilhelm Ludolph 1699, lassen sich alle angelegen sein, in ihren Briefen und Reiseberichten das topographische Detail nach ihrer Art auszumalen und für die Beschreibung des Landes verwendbar zu machen. Von den deutschen Fürsten haben wir schon Welfs von Bayern und Heinrichs des Löwen gedacht. Recht charakteristich sind die Worte des Unmuts, die Herzog Christoph von Bayern, genannt der Springer, angesichts der Demütigung der Christen 1493 ausspricht: „O hätte ich etlich zehen Ritterlicher meiner Kraft und ein mittleres Kriegsheer, also möchte ich wohl allen künftigen Pilgerleuten so grosse Schmach nehmen und dem türkischen Bluthund eine harte Nuss zu beissen geben, dass er erstickte! u. s. w.“ Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der Herzog Ernst von Oesterreich 1414, Wilhelm und Albrecht von Sachsen 1461 und 1476, Landgraf Wilhelm von Hessen 1491, Kurfürst Ludwig III. der Bärtige von der Pfalz, Pfalzgraf Otto Heinrich bei Rhein

1521 waren mit ihrem Gefolge alle den geradesten Seeweg über Venedig nach Palästina gegangen. Hatten Herzöge und Grafen sich schon in Venedig im Schiffscontracte blos als Bruder Wilhelm, Bogislaus u. s. w. bezeichnen lassen, so mieden sie bei der Landung in Jaffa vollends jedes verräterische Zeichen ihrer Würde. Besonders mussten gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die Deutschen vorsichtig sein, da ihre Nation mit den Türken fast in dauerndem Kriegszustande lebte; sie verleugneten daher, wie bis vor 1870, im Orient ihre Heimat. Nur vier von dieser grossen Anzahl Pilger berichten uns, dass sie durch Kleinasien gezogen. Melchior von Seydlitz aus Schlesien kam 1556 als Gefangener über Damaskus, Balbek, Aleppo nach Konstantinopel, wo er durch des Gesandten Busbeck Verwendung befreit wurde. Ludwig von Rauter, Brandenburgischer Landhofmeister im Herzogtum Preussen, bricht in diplomatischen Geschäften 1567 von Hause auf nach Konstantinopel und gelangt von da 1568 über Ikonium nach Aleppo, über Damaskus nach Jerusalem, über Kairo und den Sinai glücklich nach Venedig zurück. Johann Jakob Amann von Thalwil am Züricher See tritt 1612 seine Landreise durch Kleinasien über Jerusalem und Kairo an. Franz Ferdinand von Troilo, sächsischer Kammerherr, geht 1666 über Venedig nach Tripolis, von hier segelt er mit Groot aus Amsterdam, Jean Battista Been, dem hamburgischen Faktor Andreas Winden und dem holländischen Konsulatssekretär Johann Mayer aus München an der Küste entlang nach Jaffa, besucht Jerusalem und geht zurück nach Alexandrette. Von hier zieht er durch Kleinasien nach Konstantinopel.

Nach der Eroberung dieser Stadt durch die Türken 1453 und dem Beginn der Reformation führten nicht mehr ausschliesslich religiöse Beweggründe den Pilger nach dem Osten. Mit dem Zeitalter des Humanismus und der Renaissance traten die Wissenschaften in den Vordergrund und die politischen Gesandtschaftsreisen. Schon 1246 war ein päpstlicher Gesandter, Pieno di Carpine, bis zur Sommerresidenz des Mongolen-Chans bei Karakorum vorgedrungen, 1255 hatte der Minorit Wilhelm Rubruk die von Ludwig dem Heiligen zu den Mongolen gesandte Mission geführt. 1346 war Jakob von Bern, wahrscheinlich im Auftrage eines deutschen Souveräns, in der wenig verräterischen Gestalt eines Pilgers als Kundschafter nach Cypern und Kleinasien gegangen. Vielen politischen Agenten und militärischen Berichterstattern gefiel es, unter der Maske von Pilgern zu ihrer persönlichen Sicherheit zu reisen, und sie durchwanderten im Auftrage des Königs Philipp II. von Frankreich, des Königs Heinrich V. von England, des Herzogs Philipp II. von Burgund den Orient. Im 16. Jahrhundert wurde das Reisen das wichtigste und notwendigste Bildungsmittel für den Adeligen, der, wenn er auf italienischen Universitäten studierte, in Italien oder Konstantinopel diplomatische oder militärische Dienste that.

Damit treten auch die wissenschaftlichen Zwecke in den Vordergrund. Belon, Georg und Leonhard Rauchwolf aus Augsburg 1573 treiben naturwissenschaftliche Studien, Justus Tenellus und Wilhelm Postel suchen im Auftrage des Königs Franz I. für die Pariser Bibliothek Handschriften zu erwerben. Die venezianischen Gesandten bewegten sich wie ihre Rivalen von Genua am Goldenen Horn in Galata, und vollends der Kaiser war seit der zunehmenden Türkengefahr darauf bedacht, seinen Gesandten bei der hohen Pforte so viel Kraft und Ansehen zu verleihen, dass sie ein wenig besser als Kriegsgefangene gehalten wurden[1]. Unter allen diesen diplomatischen Vertretern der römischen Majestät ragte keiner durch Gelehrsamkeit und Kenntnis des Orients mehr hervor als Augier Ghiselin von Busbeck, der uns selbst in vier eleganten lateinischen Briefen an seinen Kollegen Nicolaus Michault über seine türkische Gesandtschaft am hohen Serail und seine Reise ins Kriegslager Solyman des Prächtigen nach Amasia 1553 bis 1558 ausführlichsten Bericht erstattet hat. Diese Briefe, welche zuerst als „Itinera Constantinopolitanum et Amasianum", Antwerpen 1581, erschienen waren, haben nach einander eine Reihe von Auflagen erlebt: 1582 Antwerpen, 1589 Paris, 1595 Frankfurt, 1605 Hanau, 1620 München, 1629 Hanau, 1630 Löwen, 1632 Brüssel, 1633 Leyden, 1660 Amsterdam, Oxford, London, 1689 Leipzig, 1740 Basel, wurden zweimal ins Deutsche, 1596 Frankfurt, 1664 Nürnberg, dreimal ins Englische, 1694 London, 1761 Glasgow, 1881 London, viermal ins Französische, 1649 Paris, 1718 Amsterdam, 1748 und 1836 Paris, je einmal ins Böhmische, 1594 Prag, Flämische, 1632 Dordrecht, und Spanische, 1650 Pampelona, übersetzt, mit der ausführlichen Lebensbeschreibung des Autors, öfter noch mit seinen Briefen aus Frankreich an Kaiser Rudolf und seiner Schrift „De acie contra Turcam instituenda" herausgegeben.

Busbeck hatte als erster Europäer eine Landreise durch Nord-Kleinasien nach Amasia gemacht, zum ersten Mal eine Kopie des lateinischen Textes des Monumentum Ancyranum Augusti in Angora (das erst in unserer Zeit 1882 durch Humann seine volle Auferstehung feiern sollte) nach Europa gebracht, die Wiener Bibliothek seines kaiserlichen Herrn, Ferdinand I. mit 240 Handschriften, darunter der des Dioskorides, bereichert, die Münzsammlung der kaiserlichen Hofburg stark vermehrt, der Botanik und Zoologie genützt. Ihm verdankt man die Einführung der Tulpe und Syringe in unsere Zonen. Seine reichen und teilweise bitteren Erfahrungen sind, wie gesagt, in den vier lateinischen Episteln niedergelegt, 1553 hatte er sich von Wien entfernt, 1554 war er in Konstantinopel; die Reise zu Solyman dem Grossen in das Hauptquartier nach Amasia unternahm er gemeinsam mit einem jüngeren Begleiter, Hans

[1]) A. Mordtmann, Eine deutsche Botschaft in Konstantinopel anno 1573—1578. Bern. 1895.

Dernschwam. Endlich, am 1. Juni 1562, war sein politischer Zweck, der Abschluss eines achtjährigen Waffenstillstandes erreicht und unterzeichnet. Busbeck hat gewisse Beobachtungen, die sich auch in seinen Briefen zerstreut finden, zusammengestellt und an den Kaiser gerichtet in dem »Rath wie gegen den Türken zu rüsten sei«. Die Schrift zeigt die türkische Kriegsdisziplin im besten, die deutsche im trübsten Licht, aber sie enthält zugleich zahlreiche Vorschläge zur Besserung. Für die Idealität des Verfassers legt es jedenfalls ein glänzendes Zeugnis ab, dass er damals eine militärische Organisation für durchführbar hält, welche an nicht wenigen Hauptpunkten sich mit den modernen preussischen Grundsätzen berührt. Hans Dernschwam, welcher Sprachkenntnis, eine gute Beobachtungsgabe und einen weiteren Blick hatte, machte die erste grosse Landreise 1553 bis 1555 des trefflichen Busbeck mit, von Belgrad bis Konstantinopel und dann über Skutari, Nikomedien, Nicaea, am Pursak entlang nach Ankyra, am Halys hinab und hinüber nach Tschorum und Amasia auf Wegen, die erst ganz neuerdings und zum Teil kaum wieder begangen sind. Die Notizen sind in deutscher Sprache und kulturhistorisch, ethnographisch und geographisch bemerkenswert, die Notierung der Entfernungen ungewöhnlich sorgfältig. Dernschwam gehört nach Hirschfelds Urteil zu jener Klasse von Reisenden, wie z. B. Bertrandon de la Brocquière 1432, deren Verwertung im Zusammenhange noch aussteht und für mehr als eine Disziplin wertvoll werden wird. Das Verdienst, auf diese beiden Reisenden in unserer Zeit zuerst hingewiesen zu haben, gebührt Gustav Hirschfeld (Nord und Süd 1884 und Geogr. Jahrbuch 1888) und Heinrich Kiepert, der im Globus 1887 die orientalische Reise Hans Dernschwams im Auszug mitgeteilt hat. Gleich darauf wurde, wohl infolge dieser Anregung, das Original-Manuskript im Fugger'schen Archiv aufgefunden.

Mit und nach Busbeck sind wir in die Zeit der archäologischen Reisen und Entdeckungen eingetreten. Ihre wichtigste Bereicherung erfuhren, wie schon erwähnt, die immer noch äusserst bescheidenen Schätze der griechischen Inschriften durch die 1555 erfolgte Kopie des Monumentum Ancyranum durch Hans Dernschwam, den Begleiter Busbecks. Von einer wirklich wissenschaftlichen Inangriffnahme der archäologischen Durchforschung Kleinasiens konnte man aber erst sprechen seit der erfolgreichen Begründung der Society of Dilettanti in London 1733. Es sind dann auch Engländer, wie Stuart, Revett, Leake und Cockerell, die zuerst auf der Bühne Anatoliens erscheinen. Den Deutschen war es vergönnt, mit dem Beginn dieses Jahrhunderts, d. h. kurz nach dem griechischen Befreiungskrieg 1821 bis 1829, im griechischen Orient als Forscher aufzutreten. Dank der Initiative des grossen Philhellenen Ludwig I. von Bayern und der gelehrten Berater seines Sohnes Otto, Friedrich von Thiersch, Otfried Müller und Ludwig Ross, begann nun auch von deutscher Seite

reges Wandern nach dem Osten und den Küsten Kleinasiens. Gustav Hirschfeld in Königsberg hat es 1874 im »Geographischen Jahrbuch« in einer seiner regelmässigen Uebersichten über den Standpunkt unserer heutigen Kenntnis der Geographie der alten Kulturländer ausgesprochen, »auf dem klassischen Boden Kleinasiens überwiegt das historische und archäologische Interesse so sehr, dass eigentlich Geographie und die gegenwärtigen Zustände betreffenden Studien in den Hintergrund treten«. Doch hören wir bei den meisten Expeditionen, dass sich die Altertumswissenschaft einträchtig mit der Naturwissenschaft verbindet. Ueberblicken wir die lange, fast ununterbrochene Reihe von Forschern, welche seit Tavernier 1630 bis 1830 Kleinasien wissenschaftlich bereist haben, so finden wir unter ihnen nur wenige deutsche Namen. Karsten Niebuhr, der von 1761 bis 1766 auf seinen Reisen nach Arabien und Persien durch Syrien und Kleinasien kam, Köhler, der 1800 in Pisidien reiste. »Die Wallfahrten O. Fr. v. Richters im Morgenlande« kamen der Geographie besonders am Sakaria zu gute. v. Prokesch-Ostens sorgfältige, ziemlich treue Konstruktion gestattende Wegebeschreibungen und Terrainschilderungen 1826 bis 1833 gehen den nachfolgenden, weiter ausgedehnten Entdeckungsreisen noch voraus. Von den fremdländischen Forschern dieses Zeitraumes müssen wir den Franzosen Paul Lucas hervorheben, weil er 1705 der eigentliche Entdecker der früher als fabelhaft bezweifelten und erst von Texier 1834, Hamilton 1835 und Ainsworth 1837 bestätigten, merkwürdigen Trachyttuffpfeiler und Erdpyramiden im Land der Tausend Höhlen von Ürgüb in Kappadokien geworden ist.

Das erste befriedigende Kartenbild der Südküste Kleinasiens erschien schon 1812 durch Kapitän Beauforts vollendete Survey. Aber erst mit dem Jahr 1836, also vier Jahre nach der Gründung des hellenischen Königreichs, knüpft sich die bis auf den heutigen Tag unzerreissbare Kette von deutschen Forschern. Das genannte Jahr ist auch für die handelspolitische Entwickelung der Halbinsel von hervorragender Wichtigkeit. Denn das erste Dampfboot erschien im innersten Pontus im Jahr 1836 unter englischer Flagge. So beschränkt waren aber damals noch die Verkehrsverhältnisse von Trapezunt, dass selbst dieses eine Fahrzeug seine Reisen aus Mangel an Geschäften einstellen musste. Später erschien hier der österreichische »Ferdinando«. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der er angehörte, liess die Fahrten fortsetzen, und sie erntete bald den Lohn für ihre Ausdauer. Es war dies ein grosses Verdienst Oesterreichs um die Civilisation des Orients. Schon 1849 wies der K. K. Konsul Rudolf Goebel in Trapezunt darauf hin, dass es der Dampfschiffahrt vorbehalten sei, die alten grossen Handelsbeziehungen mit den fernen Binnenländern, zumal mit Armenien, Persien und Syrien über das Pontus-Gestade von neuem anzuregen. Und erst im Jahr 1868 findet die Strasse von Trapezunt nach

Erzerum und Täbris in ihrer Bedeutung für den anzubahnenden Handel Nord-Deutschlands nach Persien ihre volle Würdigung in einem Aufsatz des Preussischen Handelsarchivs. 1873 unterwirft der Generalkonsul Scherzer in Smyrna die Handelsbeziehungen der Deutschen im Orient einer eingehenden Kritik.

In diese Jahre 1835 bis 1839 fällt aber schon der Aufenthalt Moltkes in der europäischen und asiatischen Türkei, die er uns in seinen »Briefen« mit einer Einleitung von Karl Ritter 1841 so meisterhaft geschildert hat. Die militärischen, topographischen und kulturhistorischen Erfahrungen hat er selbst in diesen klassisch gewordenen Briefen (neue, 6. Ausgabe von G. Hirschfeld 1893) niedergelegt und mehr als 20 Kapitel sind seinem Aufenthalt in Kleinasien gewidmet. Die geographischen und kartographischen Verdienste des grossen Feldherrn und seiner Kameraden, von Vincke und Fischer, haben eine unvergängliche Verarbeitung in H. Kieperts Memoir über die Konstruktion der Karte von Kleinasien und Türkisch-Armenien in 6 Blatt 1854 gefunden. Dieses Buch wie die genannte Karte bildet mit der vergleichenden Erdkunde des Halbinsellandes Kleinasien von Karl Ritter 1858 einen Wendepunkt in der Aufschliessung Anatoliens. Von Karl Ritters Kleinasien ist bekanntlich der erste Teil, welcher den Norden bis Bithynien behandelt, im Jahr 1858, der zweite, der den Süden bis Karien betrifft, im Jahr 1859 erschienen. Vom dritten Band, welcher die centrale Hochebene vom Ostanfang des Plateaulandes Kappadokien, also das wichtigste Stück umfassen sollte, ist etwas mehr als die Hälfte im Manuskript vorhanden; gedruckt wurden nur fünf Bogen. Doch ist das darin gesichtete Material ein ungeheures. Was vorher und nachher an deutscher und fremder Arbeit in diesem Lande geschah, gruppierte sich um die unermüdlich registrierende und zeichnende Thätigkeit H. Kieperts, wie eine Schar von Trabanten um den Planeten. Die geologischen Aufnahmen des österreichischen Bergrates v. Russegger 1836 im Taurus wurden vom K. K. Militär-geographischen Institut in Wien 1842 verwertet, in Lydien und Phrygien waren nach Prokesch-Osten, Schubert 1836 und Fürst Pückler-Muskau 1837 gereist, Mysien und die Troas von Peter Wilhelm Forchhammer 1838, Griesebach 1839 und Hammer-Purgstall durchforscht Der geistreiche Fragmentist Philipp Fallmerayer hatte 1840 bis 1861 die Wunder von Kolchis verkündet. Auf Schönborns Routen in Pamphylien und Pisidien 1841 beruhte die Darstellung Lykiens in Kieperts erster Karte.

Eduard Falkener und Köhler reisten gleichzeitig mit Lebas und Waddington, und R. Koch hatte in seinen »Wanderungen im Orient« 1843 die mineralischen Eisenwasser bei Trapezunt untersucht. Doch kein Buch und keine Reisebeschreibung aus der Levante hat Kleinasien den Deutschen näher gebracht als Ludwig Ross 1850 mit seinen »Reisebriefen und Auf-

sätzen über Kleinasien und Deutschland mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Kleinasien«. Schon Moltke hatte in seinem erwähnten Werk auf die unerschöpfliche Kraft des Landes hingewiesen mit den Worten: »Wie viel Naturkräfte sind hier noch ungenützt, wie viel Bäche brausen dahin, welche Mühlen und Werke treiben könnten, welch endlose Wälder stehen unangerührt aus Mangel an Strassen, wie viel Baumaterial liegt hier umhergestreut, welche mineralische Schätze verschliessen diese Berge, wie viel derselben liegt offen zu Tage und wartet nur der Ausbeutung!«. Darauf gestützt, stellt Ludwig Ross offen die patriotische Forderung einer Kolonisation durch die Deutschen auf Und in welch eindringlicher Sprache! »Ich bin ein römischer Bürger, sprach der Apostel Paulus, ich bin ein Engländer, trotzt der zerlumpteste maltesische Lastträger in den Häfen des Orients und ist des kräftigen Schutzes gewiss. Wer aber spricht, ich bin ein Deutscher, der ist, wie Fallmerayer so wahr als eindringlich geschildert hat, in den Augen des Orientalen schutz- und rechtlos. Dieser Zustand muss aufhören. Fangt nur an, aus kleinen Keimen kann Grosses wachsen. Aber wenn wir fortfahren, die Hände in den Schoss zu legen oder sie höchstens in Bewegung zu setzen, um vom Gleichgewicht Europas und von der Integrität der Türkei zu sprechen, so wird eines schönes Tages der Orient vor unseren Augen geteilt werden, ohne dass wir auch nur einen dürren Mandelbaum davon bekommen. Lasst uns also die deutsche Flotte bauen, die eine nationale Wehr sein soll, nicht minder für den Fabrikanten in Sachsen, den Weinbauern am Rhein und Main, als für den Schiffsrehder in Hamburg oder Stettin!« Und Ross citiert F. L. Stolbergs prophetische Verse aus dem Gedicht des Jahres 1780, die Zukunft, deutsche Flagge und deutsche Flotte:

»Nationen, waget es nicht, an die schwimmende Habe
Deutschlands frevelnde Hände zu legen, es dräuen in deutschen
Häfen ruhende Wetter und harren der Winke des Volkes,
Ob sie donnern sollen im Morgen, donnern im Abend«.

Dieser Gedanke einer Kolonisation Kleinasiens durch Deutsche wurde erst wieder in der Zeit der orientalischen Eisenbahnen 1888 aufgegriffen, und zwar vom deutschen Handelsverein in Berlin. Nach den Kolonisationsprojekten des Ingenieurs Pressel befürwortete H. Löhnis in seinen Beiträgen zur Kenntnis der Levante den Wiederaufbau von Anatolien durch Belebung und Organisation der nationalen Arbeit, Hand in Hand mit dem Bau von Eisenbahnen aus dem Innern an die Küste, mit der Hebung des Rebenbaues und der Weinfabrikation. Pressel kommt zu dem Schluss, dass ein Eisenbahnunternehmen für sich allein, ohne Verbindung mit einer Kolonisation, nicht bestehen kann. Er schlägt deshalb die Errichtung einer Sektion für Kolonisation vor. In ausführlicher Weise begründet

dann diesen Plan 1892 Karl Kärger, damals Privatdozent an der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, in seiner Schrift »Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld«. Der deutsche Kolonist würde sicher den Boden besser bearbeiten und sich dabei besserer Pflüge und der Egge bedienen. Das Sommergetreide wird nur zwei Wochen später reif als das Wintergetreide, der Boden ist ungemein dankbar für eine gute Behandlung. Indem Kärger alle schwebenden Fragen bis ins einzelnste durchspricht, kommt er zu dem Schluss: sollen wir den deutschen Auswanderungslustigen raten, nach Kleinasien auszuwandern, so ist diese Frage energisch zu verneinen. Ganz anders aber müsste die Antwort lauten, wenn wir von vornherein nur an eine geregelte und geschützte, durch eine kapitalkräftige Gesellschaft geleitete Kolonisation denken. Denselben Gedanken hat ein Jahr später Regierungsrat Menz in seiner Reiseskizze und Wirtschaftsstudie »Deutsche Arbeit in Kleinasien« zum Ausdruck gebracht. Auch Friedrich Dernburg (Auf deutscher Bahn in Kleinasien 1892) warnt einstweilen vor einer Besiedelung durch einzelne Kolonisten. Sie scheint ihm einstweilen durch die politischen Verhältnisse ausgeschlossen, die Gegenwart ungenügend und die Zukunft unsicher. Aber zu einer ausgedehnten Plantagenwirtschaft hält er die Gebiete am Pursak und nach Angora hinauf wie geschaffen[1]). Dem Grossbetriebe gehöre hier die Zukunft. Doch wir sind damit dem Laufe unserer Entwicklung weit vorausgeeilt, und wir kehren dahin zurück, wo wir den Faden verlassen haben. In die vierziger Jahre fallen auch die weit ausgedehnten Wanderungen des Russen Tschichatscheff, dessen Tagebuch 1861 in Petermanns Mitteilungen erschien. Ihm verdanken wir das einzige naturwissenschaftlich zusammenfassende populäre Handbuch über Kleinasien in deutscher Sprache (im: »Wissen der Gegenwart«, Leipzig 1887). Ein ähnliches Werkchen, welches ergänzend die historische Geographie behandelte, fehlt noch. Seine grossen, grundlegenden, aber nicht immer zuverlässigen Werke über Kleinasien hat Tschichatscheff in französischer Sprache geschrieben und mit der immer noch nicht überholten, sehr problematischen geologischen Spezialkarte ausgestattet (1850—1869). Bekannt ist, dass der berühmte Afrika-Reisende Heinrich Barth, der auf der Heimkehr von seiner ersten nordafrikanischen Reise von Egypten und Syrien aus auch Kleinasien durchwanderte, 1849, im Herbst des Jahres 1858 mit Mordtmann »Von Trapezunt nach Skutari« (Gotha, Justus Perthes 1860) durch die nördliche Hälfte Kleinasiens dem oberen Laufe des Lykus von seinem Ursprung an gefolgt war. Der Botaniker Theodor Kotschy besuchte 1853 den Bulgar Dagh im kilikischen Taurus und brachte eine wertvolle topographische Skizze desselben zurück. Kotschys Reisen in Kleinasien erschienen 1859

[1]) Vgl. J. Grunzel, die wirtschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens. Wien 1897.

in Petermanns Mitteilungen, 1864 beschrieb er noch die Sommer-Flora des Antilibanon und Hohen Hermon. H. Köler verdanken wir die Dimensionen des grossen Monumentes von Tarsus Deliklütasch bei Demirkapu, 1856, A. Baumeister, 1854, eine frühe Kunde über Troas und Pergamum, sowie 1855 Inschriften aus Thyatira, und der junge Ernst Curtius hatte schon 1855 das 1841 von Fellows entdeckte Harpyen-Monument von Xanthus beschrieben. Anfang der sechziger Jahre hatte auch der grosse französische Archäologe George Perrot seine ersten Reisen nach Bithynien und Galatien gerichtet; aber wie mit der Errichtung des Königreiches Hellas der Aufschwung der Archäologie, so begann doch erst mit der Neubegründung des Deutschen Reiches das Reisen der Deutschen im Morgenlande mit dem Voll- und Hochgefühle nationaler Thaten. Diese ewig preiswürdigen Verdienste knüpfen sich an die Namen Kiepert, Curtius, Schliemann, Conze, Dörpfeld, Humann, Benndorf und Kühlmann. Mit der Wiedergeburt des Reiches regte sich in den archäologischen Instituten von Berlin, Rom und Athen neues Leben; und wie bald darauf in Hellas 1875 Olympia und 1876 Mykenä aus den Trümmern erstanden, so sollte 1878 bis 1886 der Altar des Zeus zu Pergamon aus dem Schutt der Jahrhunderte sich erheben durch Conze, Bohn und Humann, während letzterem schon die Ortskenntnis West- und Süd-Kleinasiens epochemachende Entdeckungen verdankte. Den grössten Ruhm hat jedoch im Orient und Occident der Heros Heinrich Schliemann geerntet, der im Verein mit seiner Gattin, dann mit Virchow und Dörpfeld, seit dem denkwürdigen April 1870 die Wunderwelt Homers in das Reich der Wirklichkeit versetzte und in seinen Werken Ilios 1881[1]) und Troja 1884 die Summe seines unerhörten archäologischen, ethnographischen, prähistorischen und topographischen Finderglückes zog, von dem ein grosser Teil der Funde jetzt Eigentum der deutschen Reichs-Hauptstadt geworden. Eine archäologische Expedition, bestehend aus E. Curtius, Stark, Adler, Regely, Gelzer und Hirschfeld, hatte schon im September 1871 Smyrna und die jonischen Küsten besucht. Im selben Jahr hatten Gustav Radde und Sievers Hoch-Armenien durchforscht. Als nun im Jahr 1880 der Hauptmann a. D. E. Boetticher Schliemanns Schlüsse aus seinen Funden anzweifelte und Schliemanns Troja, Hissarlik, für eine Feuer-Nekropole erklärte, lud ihn Schliemann mit dem Baumeister Niemann, Major Steffen und dem ersten

---

[1]) In Schliemanns Ilios S. 748—760 Anhang I hat Virchow über Troia und Hissarlik die prähistorische Frage vom anthropologischen Standpunkt beleuchtet und im Anhang V einen belehrenden Abschnitt über seine ärztliche Praxis in der Troas hinzugefügt. Später ist er immer wieder als streitbarer Helfer Schliemanns auf Troja zurückgekommen: Alttrojanische Schädel, Berlin 1883. Beiträge zur Landeskunde der Troas. Ueber alte Schädel von Assos und Cypern. 1885. Vgl. auch H. Gelzer, Eine Wanderung nach Troja. Oeffentl. Vorträge geh. in der Schweiz, 2. 5. 1872.

Sekretär des Kais. Archäologischen Instituts in Athen, dem Architekten Prof. Dörpfeld, an Ort und Stelle. Die Entscheidung dieser Kommission gegen Bötticher konnte nach Ansicht aller Archäologen keine zweifelhafte sein. Da sich aber Bötticher bei dem Ergebnis der Untersuchung „*in flagranti*“ nicht beruhigte, veranlasste Schliemann im März 1890 eine neue Zusammenkunft, an welcher auch der Anthropologe Virchow, Baurat Duhn, Humann und Hamdi Bey, der Direktor des Stambuler Museums, teilnahmen. Ueber die Ergebnisse derselben, welche die früheren vollauf bestätigten, und die weiteren Ausgrabungen desselben Jahres erschien nach Schliemanns Tod, December 1890, sein letzter durch W. Dörpfeld ergänzter Bericht. Dörpfeld bereitet ein abschliessendes Werk über Troja vor, das mit seiner festgestellten Folge von neun Ansiedelungen bis zur römischen Zeit als Beispiel der Wandlungen eines mehrtausendjährigen Kultursitzes auch für die geographische Siedelungskunde von fast einzigartiger Bedeutung bleibt. (Vgl. E. Oberhummers Bericht über Länder und Völkerkunde der Alten Welt. Geogr. Jahrb. 1896, S. 349 f.)

Ein deutsches Unternehmen, wenn auch nicht so gross wie das olympische, pergamenische und trojanische, so doch gleichfalls überraschend durch seine ergiebigen Funde, war die Expedition Humanns und Puchsteins mit v. Luschan, Domaszewski und Sester nach dem Nemrud Dagh am oberen Euphrat, in der alten Commagene, durch Syrien und Kleinasien 1882 und 1883. Das grosse Werk hat die Auftraggeberin der Expedition, die Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, »ihrem Ehrenmitgliede, dem Forschungsreisenden in Commagene im Jahre 1839, dem Förderer der Nemrud-Dagh-Expedition« gewidmet, dem Feldmarschall Grafen von Moltke. Die Ergebnisse dieser Reise für den geographischen Teil erschienen wieder unter Mitwirkung von H. Kiepert, der 1888 nicht nur selbst im westlichen Kleinasien (mit Fabricius) reiste, sondern wiederholt noch die Hilfe des grossen Generalstabs-Chefs und seiner Offiziere für seine Karte in Anspruch nahm. Wir nennen nur die deutschen Offiziere v. Flottwell und Kannenberg[1]), Maercker, G. v. Prittwitz und Gaffron mit ihren Aufnahmen im unteren Stromgebiet des Kysyl-Yrmak, die Reisen des Majors von Diest und Hauptmann Anton in Galatien in den neunziger Jahren, der Geographen Ruge und Weber in Lydien, Bohn und Schuchardt, Wolters, Thraemer, Strecker Pascha und Buresch[2]) in den achtziger und neunziger Jahren. Das Jahr 1873 bildet auch für die österreichische Archäologie den Anfang einer ins Grosse entfalteten Thätigkeit im Orient mit der archäologischen Durchforschung der Insel Samothrake durch Conze,

[1]) Jetzt Verfasser des lehrreichen Buches »Die Naturschätze Kleinasiens«. Berlin 1897.

[2]) K. Buresch, Epigraphisch-geographische Reisefrüchte aus Lydien, herausgegeben v. Ribbeck. Leipzig 1898.

Hauser und Benndorf. Auf diese folgten bald die grossartigen Forschungsreisen Otto Benndorfs mit Niemann, Petersen, v. Luschan[1]) und Loewy in Lykien und Karien, 1881 und 1882, deren gesamtes und reiches Material an Aufnahmen und Messungen von H. Kiepert zu einer Karte im Massstab von 1 : 300 000 zusammengestellt wurde, der besten, die bisher irgend einem Landesteil Kleinasiens zu Teil geworden ist. Diesem grossen Unternehmen folgten die ebenso glänzend ausgestatteten Reisen des Grafen Lanckorônski mit Niemann, Petersen, v. Luschan, Bara, v. Hartel, Sockolowski und Malanski 1884 und 1885 in Pamphylien und Pisidien, dem Geographen vor allem durch die sorgfältige Ausarbeitung der einzelnen Städtebilder von hohem Wert. Die Munifizenz des österreichischen Staates und des Fürsten Lichtenstein hat dafür gesorgt, dass die Bemühungen von Benndorfs um das Corpus der kleinasiatischen Inschriften und die weitere archäologische Aufschliessung des Landes, bei der die geographische Wissenschaft stets hohen Gewinn erntet, fortgesetzt werden. So sehen wir in jüngster Zeit Heberdey und Wilhelm in Cilicien, Judeich in Karien als Reisende bemüht. In demselben Jahr, in welchem Oesterreich Bosnien besetzte, 1878, und mit dem materiellen Aufschwung dieses Landes der Prähistorie und Anthropologie ungeahnte Aufgaben stellte, hatte England die Hand auf Cypern gelegt und alsbald die Wissenschaft der Erdkunde, 1884, mit der grossen Karte der Insel, 1:63 000, von Major Kitchener beschenkt, die den Hellenismus der Insel schon in ihrer Nomenklatur erwies[2]). Waren früher um die Erforschung der Insel Ludwig Ross, Kotschy, Unger, Schroeder und Loehr verdient gewesen, so haben ihr in neuester Zeit unter den Deutschen Ohnefalsch-Richter und Eugen Oberhummer die gründlichsten Studien zugewandt (s. Jahresber. üb. d. Fortschr. der klass. Altertw. Bd. 77, III. Teil, Kypros. Berlin 1893). Die Gerechtigkeit verlangt es, dass wir unter den neuesten Forschern Kleinasiens der zwei Engländer Tozer und Ramsay gedenken, der Begründer der byzantinischen Geographie des Orients, von denen besonders der letztere das byzantinische Mittelalter berücksichtigt[3]) und in seiner »Historical Geography of Asia Minor« London, 1890, seit Ritter den ersten Anlauf genommen hat, den gewaltigen Stoff in einem Werk zu bearbeiten. Ebenso

---

[1]) v. Luschan (Die Tachtadschy und andere Ueberreste der alten Bevölkerung Lykiens. Ztschr. f. Anthropologie 1890) bereitet ein zusammenfassendes Werk über die Völker Kleinasiens vor.

[2]) Vgl. H. Zimmerer, Die englische Generalstabskarte von Cypern in den Bl. f. d. bayer. Gymnasialwesen 1888.

[3]) Für die byzantinische Literatur-Geschichte haben wir jetzt von deutscher Seite auch für die geographische Literatur ein fundamentales Werk von Karl Krumbacher (München 1897. 2. Aufl.) welchem A. Ehrhardt die Theologie und H. Gelzer einen Abriss der byzantinischen Kaisergeschichte hinzugefügt haben.

hat der kühne Amerikaner Sterret das reichste epigraphische Material 1887 dem anatolischen Boden abgerungen, und nicht minder ist das einzige Reise-Handbuch über Kleinasien von einem Engländer, dem General Wilson, 1896 geschrieben worden. Die Aufnahmen der englischen militärischen Konsuln in Kleinasien während der Jahre 1879 bis 1882 ruhen im Archiv des Department of War. Trotz aller Anstrengungen von Freunden in England, trotz der persönlichen Bemühungen G. Hirschfelds in London, war es dem Altmeister der anatolischen Kartographie, H. Kiepert, nicht möglich, davon Einsicht zu nehmen. Und doch hat, was der unermüdliche Kartograph auf dieser seiner Domäne geleistet, die Folge der Zeiten bewiesen. Man darf ohne Uebertreibung sagen, kein deutscher Reisender ist nach Osten gegangen, ohne seinen Rat, keiner ist zurückgekehrt, ohne ihm die Frucht seiner Arbeit zu unterbreiten. Monumental liegen die Kiepertschen Karten vor uns: Die allbekannte »Nouvelle carte generale des Provinces Asiatiques de l'Empire Ottomane sans l'Arabie«, 1884, die Wandkarte »Tabula Asiae minoris antiqua«, 1 : 250 000, 1888, die Spezialkarte von West-Kleinasien in 15 Blatt, 1 : 250 000, 1890. Ist die erste, mit französischem Text, ein Muster der Verarbeitung alles erreichbaren Materials, die zweite von ebenso hoher Bedeutung für die Altertumskunde und die moderne Forschung in der Schule, wie die Tabula IX, Asia Provincia, in seinen »Formae orbis antiqui« 1895, mit ihrem gediegenen kritischen Kommentar, so ist die Spezialkarte von West-Kleinasien durch die Aufnahme aller nachweisbaren antiken Ortslagen für die alte Topographie nicht minder wichtig als für die neue. Aeusserst selten im übrigen Europa ist seine 1893 für den *σύλλογος πρὸς διάδοσιν τῶν Ἑλληνικῶν γραμμάτων* in Athen bearbeitete Wandkarte der griechischen Welt im 10. Jahrhundert n. Chr. in 1 : 1 500000, deren Schwerpunkt naturgemäss in der Darstellung Kleinasiens und der Balkan-Halbinsel liegt. Ich sah diesen *Πίναξ τοῦ μεσαιωνικοῦ ἑλληνισμοῦ* (Berlin 1883. 6 Bl.) sowohl in Athen wie in den Schulen des innersten Kleinasiens, ein gross-griechisches Denkmal vergangenen Ruhmes. Welche Summe von Einzelarbeit verbirgt sich aber erst in den Ratschlägen, die Kiepert jedem Reisenden in die Levante mitgegeben hat! Uns selbst hat der Hochbetagte mit Aufwand seiner kostbaren Zeit und Kraft die Detailkarte für unser Gebiet am mittleren Halys ausgearbeitet und die uns gewordene Aufgabe bis ins Kleinste festgestellt. Es ist meine Pflicht, dem greisen Gelehrten und Führer auch an dieser Stelle unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen. Wir dürfen uns glücklich schätzen, sagt Gustav Hirschfeld († 1894), in Heinrich Kiepert einen deutschen Mann zu besitzen, der von Jugend an mit immer gleichem Anteil und gleicher Frische unserer zunehmenden Kenntnis von Kleinasien gefolgt ist. Ludwig Ross und Heinrich Kiepert müssen daher als diejenigen Männer bezeichnet werden, die, der eine theoretisch, der

andere praktisch, dem deutschen Kapital den Weg in die Levante gewiesen haben.

Die krönende Frucht all der wissenschaftlichen Bestrebungen, die den Orient dem Abendlande zinsbar machen sollten, waren und blieben die türkischen Eisenbahnen. Schon J. Seiff hatte in seiner Reise durch Nord-Syrien 1872 die Notwendigkeit einer Bahn von Aleppo nach Bagdad betont. Die Vorarbeiten wurden seit dem Jahr 1872 mit grossem Aufwand betrieben. Die genauen Nivellierungen und topographischen Aufnahmen, wie sie von Ingenieur Cernik[1]) für die syrisch-mesopotamische Linie vorgenommen wurden, boten vorerst wenigstens ein schätzbares geographisches Material. Die gesamten Vorarbeiten aber erstreckten sich vom Bosporus ostwärts bis Erzerum und südostwärts über Konia nach Adana, dann von Tarabolus durch die Syrische Wüste nach Ed Deir, von dort am Euphrat nach Bagdad, ferner über Kerkuk, Erbil, Mosul, Diarbekir nach Urfa, endlich auf zwei Linien über Aintab nach Iskenderûn und über Haleb zur Mündung des Orontes. Die Bahnstrecke Haidar-Pascha—Ismid wurde in den Jahren 1873 und 1874 von der türkischen Regierung in Regie gebaut. In den Jahren 1874/75 engagierte die türkische Regierung den General-Direktor Wilhelm Pressel[2]), um die Studien für ein Eisenbahnnetz in Kleinasien zu vollenden, für eine Bahn von Ismid nach Eskischeher, Angora, Caesarea, Sivas, Diarbekir, Mosul, Bagdad und von Eskischeher nach Konia. Es wurden auch einige Erdarbeiten von Ismid und von Angora ab hergestellt; aber dann wurde das Projekt des Bahnbaues fallen gelassen, nachdem im Jahr 1875 der türkische Bankrott eingetreten war. Im Jahr 1888, am 4. Oktober, erhielt Herr Alfred Kaula für die Deutsche Bank und ihre Gruppe die Konzession für den Bau und den Betrieb der Linie Ismid—Angora und für den Betrieb der Linie Haidar-Pascha—Ismid. Es wurde in Frankfurt a. M. eine deutsche Baugesellschaft gegründet; einer der Direktoren war Herr Philipp Holzmann und der leitende Baudirektor in Konstantinopel Herr Otto Kapp aus Stuttgart. Herrn von Kühlmann wurde die Stelle als General-Direktor der anatolischen Bahngesellschaft für den Bau und den Betrieb übertragen. Die Linie Ismid—Angora wurde am 30. Dezember 1892 vollständig dem Betrieb übergeben. Am 15. Februar 1893 erhielt die Anatolische Bahngesellschaft die Konzession für den Bau und Betrieb der Linie Eskischeher—Konia, und diese Bahnlinie wurde am 29. Juli 1896 vollständig fertiggestellt. Das Fahrmaterial und das gesamte Oberbaumaterial, Stahlschienen und flusseiserne Schwellen wurden aus Deutschland bezogen, und

[1]) J. Cernik, Technische Studien-Expedition durch die Gebiete des Euphrat und Tigris. 2 Hefte, von Schweiger-Lerchenfeld. Petermanns Mitteilungen. Mit Karten. 4°. 1875/1876.

[2]) W. Pressel, Das anatol. Eisenbahnnetz. Zeitschr. f. Eisenb. und Dampfschiffahrt d. österr.-ung. Mon. 1888. 6. Heft.

zwar nahmen folgende Fabriken an den Lieferungen teil: Maffei, Rathgeber und Kommerell in München, Maschinenfabrik Esslingen, Maschinenbau-Aktiengesellschaft Nürnberg, Aktiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnmaterial in Görlitz, Düsseldorfer Eisenbahnbedarf in Düsseldorf, van der Zypen und Charlier in Köln-Deutz, Firma Krupp in Essen u. a. m. Es ist nicht anders zu erwarten, als dass für solche patriotische und volkswirtschaftlich tief eingreifende Unternehmen des deutschen Kapitals sich literarische Vorkämpfer auf dem Platz einfanden, dass aber auch die Wissenschaft mächtig durch die Bauten und die Vorstudien gefördert wurde. Paul Dehn steht hier in erster Linie, der schon für die Balkan-Bahnen mit Leidenschaft zu Gunsten der Grossmachtstellung des neuen Reiches eingetreten war in den Schriften: 1883 Deutschland und die Orientbahnen; 1884 Deutschland und Orient in ihren wirtschaftspolitischen Beziehungen [1. Teil: nach dem Orient; Donauwärts; Die Orientbahnen; Zur See. (Wilhelm Pressel gewidmet.) 2. Teil: Zwischen Orient und Occident. 3. Teil: Im Reiche des Koran (mir unbekannt)]. Dann erschien 1886 Deutschland nach Osten, 1. Teil: Land und Leute der Balkan-Halbinsel, 1888. 2. Teil: Wirtschaftliche Verhältnisse (sämtliche Schriften bei Franz (Josef Roth) in München). Paul Dehn ging in seiner ersten Schrift von Fallmerayers Worten aus (Fragmente 1845): »Unsere Zeit will die That und nicht die unfruchtbare Idee und das leere Wort, wie es von jeher in Deutschland üblich war. Die Lose für Europas Zukunft aber werden in Konstantinopel geschrieben und eingelegt u. s. w.« Mit der Kraft der Ueberzeugung wendet er sich gegen jene Pläne, die den Anschluss der orientalischen Bahnen an das mitteleuropäische Netz verzögerten, und seine Worte wirkten als Keulenschläge für jene gewissenlosen Gründer, die nur Rumpf- und Küstenbahnen bauten und nur dem englischen Schiffsverkehr die Donau und den Balkan öffneten. Die folgenden Zeiten haben ihm Recht gegeben, Deutschland hat seine Interessen im Orient noch zur rechten Zeit gewahrt. Die Eisenbahnen in der Türkei, an deren Beginn wir stehen, sagt der schon früher citierte Friedrich Dernburg, gehen indessen bezeichnender Weise nicht vom Handelsminister aus, vielmehr vom Seraskier, dem Kriegsminister. Was speziell Türkisch-Asien betrifft, so werden nach einem vom Generalstab ausgearbeiteten, vom Arbeits-Ministerium vervielfältigten Plan drei Hauptlinien geplant. Zwei davon nehmen ihren Ausgangspunkt in Konstantinopel, bezw. Haidar-Pascha und später Skutari. Sie bewegen sich gemeinsam bis Eskischeher, trennen sich dort; die eine Linie geht bis Angora (vollendet 1892), Kaisarieh, Malatia, Diarbekir, Bagdad nach Basra am Persischen Meerbusen; die andere Linie geht über Kiutahia, Afiun Karahissar, Konia (vollendet 1896), Marasch, Aintab, Aleppo, Damaskus, Akka, Jerusalem und Jaffa (bekanntlich nur Beirût—Damaskus und Jaffa—Jerusalem vollendet). Im kilikisch-

2*

syrischen Winkel soll ein Ausfuhrhafen angelegt und mit Diarbekir verbunden werden. Die dritte Hauptlinie geht von Samsun über Amasia, Siwas mit Anschluss an die Linie Kaisarieh—Bassora und mit der Abzweigung von Siwas nach Erzerum. Die strategische Wichtigkeit, ja Unerlässlichkeit dieser Linien lehrt ein Blick auf die Karte; die besten Uebersichtskarten über ganz Kleinasien geben für das Altertum immer noch »Asia citerior« in Kieperts Atlas Antiquus, XII tabulae (1 : 4 000 000), für die Neuzeit Stielers Atlas No. 57 von Habenicht (1 : 3 700 000), Gotha, Justus Perthes, dann die »Asiatische Türkei« in Kieperts Grossem Handatlas No. 31 (1 : 4000000), Berlin 1895, Dietrich Reimer, ferner von der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft »Carte chemin de fer Ottoman d'Anatolie« (1 : 1 500 000). Es ist der Selbsterhaltungstrieb, der die türkische Regierung und den Sultan in eigener Person auf den Bau dieser Linie hindrängen und ungewöhnliche Opfer bringen lässt. Ein weiteres, hier weniger in Betracht kommendes Projekt ist die Linie Panderma, Bergama, im Anschluss an die in Smyrna mündende Kassaba-Bahn. Auf dieser Linie sind erst vor kurzem unsere Freunde, Professor Eugen Oberhummer und Major Max Schlagintweit, gereist, die bereitwillig ihre Erfahrungen in diesem Buche niedergelegt haben.

Deutsche Arbeit und Tüchtigkeit haben diese Eisenbahnen in Kleinasien in Angriff genommen und, wenn nicht alles trügt, wird das Werk seine Früchte tragen und das Unternehmen weiter vordringen. Bei allen Beteiligten liegt natürlich der Gedanke nahe und wird der Wunsch rege, dass die Deutschen sich weiter beteiligen mögen und an der Erschliessung des reichen Landes mitarbeiten, damit dessen Hilfsquellen nach allen Richtungen hin aufgethan werden zum Segen der Bevölkerung und zum persönlichen Erfolge für die Mutigen, welche hinausgehen, sich eine Existenz in der Ferne zu gründen. Zu diesen ersteren gehört Edmund Naumann in München, der 1890 die Linie Haidar-Pascha bis Diarbekir als Geologe und Topograph bereist hat. Sein grosses, grundlegendes und zusammenfassendes Reisewerk „Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat", wie sein bewährter Rat, waren auch uns Urheber und Führer für unsere eigene Expedition. Ferner bereiste er die Linie Eskischeher bis Konia und veröffentlichte in der „Süddeutschen Bauzeitung" (München-Dachau) eine Reihe von Aufsätzen über die Seldschukischen Baudenkmäler, die jetzt auch (1895) Friedrich Sarre in seiner „Reise in Kleinasien" gründlich behandelt hat. Auf dem VI. Internationalen Geographen-Kongress in London legte Dr. Naumann die geologischen Grundlinien Kleinasiens graphisch und tektonisch auseinander[1]). Seit Moltkes Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1839 und den fast gleichzeitigen Fragmenten Fallmerayers aus dem Orient ist kein Buch mehr über Kleinasien er-

[1]) Gedruckt in Hettners geogr. Zeitschr., Leipzig 1896.

schienen, das in höherem Grade die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise der Gebildeten verdient hätte als das obengenannte Naumanns (München, Oldenbourg 1893), und doch füllt die dem Werk beigegebene Zusammenstellung der bisherigen Litteratur über Kleinasien fast zwanzig Druckseiten (S. 480—494). Im Anhang desselben begrüssen wir eine Uebersicht über Mafse und Gewichte, Areal und Bevölkerung des Türkischen Reiches, eine Abhandlung von Hochstrasser über den Handel von Trapezunt und einen Umriss der Vegetationsverhältnisse des westlichen Inner-Bithynien von Prof. Dingler. Friedrich Sarre hat, wie schon erwähnt, die kunstwissenschaftlichen und geographischen Ergebnisse seiner kleinasiatischen Reise, die er in Begleitung seines Freundes, Dr. med. A. Osborne, jetzigen Direktors der europäischen Augenklinik in Alexandrien, während der Monate Juni und Juli 1895 im Gebiet des türkischen Vilajets Konia, der antiken Provinzen Phrygien, Lykaonien und Pisidien, unternommen hatte, sowie die archäologischen Resultate, Inschriftenfunde und Untersuchungen antiker Monumente, veröffentlicht. Der hauptsächlichste wissenschaftliche Zweck der Reise war die Kenntnisnahme und das Studium der frühtürkischen Architektur, jener im 13. Jahrhundert zur Blütezeit des seldschukischen Reiches von Ikonium entstandenen Bauten. Max Heiden behandelte im vierten Kapitel die von Dr. Sarre in Kleinasien gesammelten Stickereien. Dem Werk ist ausser einer Spezialkarte von Richard Kiepert eine Serie von 76 grossen photographischen Tafeln beigegeben (Berlin 1896, Dietrich Reimer). Dieselbe Linie wie Sarre, aber teilweise mit Edmund Naumann, bereiste 1893—95 Alfred Koerte im Auftrage der Anatolischen Bahngesellschaft (C. F. O. A. = *chemin de fer d'Anatolie*, von den Beamten sinnvoll witzig gedeutet mit den vier Metallen: *cuivre, fer, or, argent!*) und hat die für den Geographen ansprechenden Fragen in seinen „Anatolischen Skizzen“ (Berlin 1896, Springer) behandelt. Bleibenden Wert behalten sie durch ihre gründlich orientierenden Winke für jeden Reisenden, und ein gewisses Aufsehen erregen sie durch die scharfen politischen und ethnographischen Urteile des tiefblickenden Menschenkenners. Es gehörte eine längere Beobachtung und vor allem die Kenntnis der Landessprache dazu, um die innere Vornehmheit des türkischen Volkes und die frische ritterliche Lebenslust der Tscherkessen ganz zu verstehen. Man lernt das türkische Volk eben nicht in Konstantinopel kennen. „Aber fast jeder, der in den asiatischen Provinzen mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt die Türken achten und lieben, die Griechen geringschätzen, die Armenier hassen und verachten.“

Hart klingt uns, wenn auch nicht vereinzelt, nach unseren Erfahrungen dieses Urteil des Reisenden über die Griechen, aber geradezu vernichtend seine Verdammung der Armenier, womit er zwar nicht die Vorgänge in Bitlis verteidigen, aber die Gründe dafür angeben will, dass die Armenier

den tiefinneren Groll der Mohammedaner selbst verschuldet haben, der sich in so furchtbarer Weise Luft machte. Hier sei es gestattet, mit einem Zuge die unübersehbare Literatur über die armenische und griechische Frage zu streifen, wenn auch das Geringste davon Anspruch auf objektive „Forschungsarbeiten in Kleinasien“ machen darf. Ueber die heutigen Griechen hat sich jüngst Prof. Dr. A. Thumb in Freiburg i. Br. in der „Deutschen Rundschau“ (Heft 8, 1897) deutlich und unparteiisch als einer der besten Kenner des modernen Griechenland ausgesprochen. Er nennt sie geradezu die Erben des dem Tod verfallenen Türkischen Reiches. Ueber Griechenland und seine Stellung im Orient hat ferner Dr. Alfred Philippson in Hettners „Geographischer Zeitschrift“ einen umfangreichen Essay (4. Heft, 1897) veröffentlicht, worin er Europa warnt, gleichgiltig über die Leiche (!) eines jugendkräftigen Volksstammes hinwegzuschreiten, der eine nicht gering zu schätzende Kulturaufgabe im Orient zu leisten habe. Die armenische Frage ist am gründlichsten von † A. Petermann u. H. Gelzer (in Jena) in Herzog-Haucks Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche (1897) nach ihrer historischen, kirchlichen und sprachwissenschaftlichen Seite dargestellt werden. Nach den scharfsinnigen Untersuchungen von P. Jensen[1]) (Grundlagen für eine Entzifferung der hatischen oder kilikischen Inschriften in der „Zeitschr. d. d. Morgenländischen Gesellschaft“, 48, 1896) hat es grosse Wahrscheinlichkeit für sich, dass die Sprache der sogenannten hithitischen Hieroglyphen das Altarmenische sei. (Vgl. G. Hirschfeld, Die Felsenreliefs in Kleinasien und das Volk der Hittiter, Berlin 1887.) Die Verbreitung der Armenier in der Asiatischen Türkei und in Transkaukasien nach Gen.-Leutn. G. L. Selenay und N. v. Seidlitz ist besonders auf der statistischen Grundlage von Vital Cuinet's La Turquie d'Asie (Paris 1891) in Petermanns Mitteilungen (42, 1896) in einem für die panarmenischen Bestrebungen ungünstigen Licht dargestellt und durch eine statistisch colorierte Karte erläutert worden. Die ökonomische Lage der Armenier in der Türkei hat schon früher Krikor Arzruni in Tiflis in einem Vortrage in armenischer Sprache und Amirchanjanz in deutscher Uebersetzung (Kais. Akad. der Wissensch. St. Petersburg 1879) wiedergegeben. Bekannt ist die Anklageschrift „Armenien und Europa“ von Johannes Lepsius, an welcher der Geograph nicht unberührt vorübergehen kann (Berlin 1896, Faber). Den humanitären Bestrebungen dieses Apostels ist die Monatsschrift „Der Christliche Orient“ (seit 1897 7 Hefte, Faber, Berlin) gewidmet, dem Geographen durch die Originalbeiträge der orientalischen Christen beachtenswert. Ganz im türkischen Lager bewegen sich die drei französischen Schriften von Hassoun, Le Siècle de S. M. I.

[1]) Vgl. auch P. Kretschmer, Einl. in die Gesch. der griech Sprache. Gött. 1896. 10. Kapitel: Die kleinasiatischen Sprachen.

le Sultan Abdul Hamid II., Constantinople, Zareh, 1892; P. B. d'Allauch, La vérité sur l'Arménie. Paris 1895. Arméniens et Arménophiles par le Vieux de la Montagne. Genève, 1896. Als Augenzeugen berichten Aghassi, Zeitoun depuis les origines jusqu'à l'insurrection de 1895. Paris, Mercure de France 1897 und Anatolio Latino, gli Armeni e Zeitun, Firenze, Bemporad 1897 über die letzten Ereignisse. Doch wir kehren zu Körtes Skizzen zurück, von denen diese Abschweifung ausgegangen. Die meisten der anatolischen Eisenbahnbeamten sind, wie die Beamten der Régie in der Dette Publique, Griechen und Armenier, deren Intelligenz dem Staate grosse Dienste leistet. Grosses werden nach Körtes Urteil die ins Leben tretenden Eisenbahnen hervorbringen, Erfreuliches vielleicht auch die aufblühenden Kolonien der „Muhadschirs", d. h. der aus Europa (Bosnien) eingewanderten Mohammedaner; aber Kap. 5 über die Cholera in Eskischehr und Kap. 6 über die Quarantäne von Inönü werfen so tiefe Schlagschatten auf die sanitären Massnahmen der Osmanen, dass Körtes sonst so günstiges Urteil über die nationalen Bestrebungen der Türken in Anatolien erheblich herabgestimmt wird. Körte hat sein Buch Von der Goltz Pascha gewidmet. Diesem hochverdienten Reorganisator der türkischen Armee verdanken wir in seinen „Anatolischen Ausflügen" (Berlin 1896) eine Reihe der farbigsten Reisebilder und wertvoller Kartenskizzen im Gebiet der anatolischen Eisenbahnen. Gartenbau-Inspektor Herrmann aus Frankfurt a. M., welcher seit vier Jahren im Dienst der Gesellschaft steht und den Auftrag hat, die Landwirtschaft und Obstkultur längs der Bahn zu fördern, stattet jedes Jahr einen Bericht über den Stand seiner Arbeiten ab, und liegen davon bereits drei Broschüren in deutscher, französischer und türkischer Sprache vor (1893—95). Major von Diest hat wiederholt Kleinasien bereist und immer reiches topographisches Material nach Hause gebracht; H. von Kühlmann bekennt, ihm in dieser Hinsicht das Meiste zu verdanken. Von grossem Wert für den Reisenden sind die in der Schrift von Diests (Petermanns Mitteilungen 1896) angefügten praktischen Ratschläge. Geheimrat von Reber (München) hat erst im vorigen Herbst, fast gleichzeitig mit dem Bayer. Eisenbahn-Minister Frhr. von Crailsheim, die Bahn bis Konia befahren und seine Studien über die phrygischen Altertümer und das Grab des Midas in den Abhandlungen der Kgl. Bayer. Akad. d. Wissenschaften, 1897, niedergelegt.

Die zoologischen Ergebnisse einer von Dr. K. Escherich und Dr. L. Kathariner nach Central-Kleinasien unternommenen Reise sind bereits in ihrem 4. Teile (Coleopteren) unter Mitwirkung mehrerer deutscher Gelehrter 1897 erschienen, und in Bälde werden erscheinen J. Steindachners Bericht über die von K. Escherich in Kleinasien gesammelten Reptilien und Fische (Sitz.-Ber. Akad. Wien) und Escherichs Reisebericht in der Senkenb. Gesellsch. Frankfurt. Uns selbst hat die Anatolische Bahngesellschaft, wie

jedem wissenschaftlichen Reisenden, die grösste Gastfreundschaft erwiesen, als wir Anfang dieses Jahres aus dem Innern über Konia zurückkehrten.

So haben wir in flüchtiger und keineswegs erschöpfender Umschau gesehen, was deutsche Kraft und deutscher Fleiss im Orient geleistet hat, und dürfen daraus folgern, was uns die Zukunft etwa bringen soll. Nicht zerstörend, wie einst unsere Vorfahren, die Goten und Normannen, nicht erobernd ohne bleibenden Gewinn, wie die Heere der Kreuzritter, nicht demütig bettelnd, wie die Pilger, nicht bittend und gedemütigt, wie die Gesandten des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation an der hohen Pforte, sondern erwerbend, sammelnd, schaffend, arbeitend gilt heute der Deutsche im Orient wie ein Freund; bringt er doch die Segnungen europäischer Bildung und Gesittung, wirtschaftlichen Aufschwung und Wohlstand. Hinter der Maschine folgt der eiserne Pflug, hinter dem Ingenieur und Kartographen der Archäologe und Naturforscher, der Geologe, Botaniker und Zoologe, der Landwirt und der Gärtner.

Eingedenk des Wahlspruches unseres grossen Kaisers, allzeit zu sein ein Mehrer an den Gütern des Friedens, betritt die deutsche Wissenschaft, Industrie und Technik schon jetzt erfolgreich den Gang friedlicher Eroberung im Orient, und so wahr das Wort, dass Gott keinen wackeren Deutschen je verlässt, können wir getrost im Drange orientalischer Wirren in die Zukunft sehen mit dem Dichterwort im Herzen: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“





KAPITEL II.

Von Beirût nach Damaskus.

Nach dem bequemen englischen P. & O.-Dampfer Sutley, der mich von Venedig nach Port Said gebracht hatte, musste ich mit einem schlechten Schiff des Oesterreichischen Lloyd vorlieb nehmen, um nach Beirût zu gelangen und dort weit ausserhalb des Hafens drei Tage Quarantäne halten, was bei der zweifelhaften Kunst des Schiffskochs und den schmutzigen kleinen Kajüten doppelt unangenehm war[1]. Da auch die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft keinerlei Unterhaltung noch Anregung bieten konnte, so blieb mein einziges Vergnügen, ein Dutzend Flamingos zu beobachten, die in einem riesigen Käfig aus Latten sich

Kopfleiste: Damaskus.

[1] Die prächtigen Dampfer der Peninsular & Oriental Steam Navigation Company vermitteln wöchentlich einmal in angenehmster Weise den Verkehr zwischen Venedig, Brindisi und Port Said.

gegenseitig stundenlang in ihre statifartig zusammengelegten rosafarbenen Beine bissen und mit ihrer Verpflegung noch unzufriedener zu sein schienen als wir. Ich war daher von Herzen froh, als ich endlich am 23. Februar 1896 in Beirût ans Land gehen konnte. Der am Tage vorher am Ufer stattfindenden Ausräucherung der Passagiere war ich glücklich durch einen Zufall entgangen. Man hatte nämlich schon frühmorgens alle Reisenden geweckt und bei strömendem Regen in einem Boot ans Land gerudert, wo sie nach langem Warten den Desinfektionsprozess über sich ergehen lassen mussten, um dann bis auf die Haut durchnässt, wieder aufs Schiff gebracht zu werden. Dies alles war geschehen, während ich ruhig in meiner Kabine schlief. Den Weckruf und das Klopfen hatte ich überhört und war deshalb vollständig vergessen worden. Ich war nicht wenig überrascht über den Steward, der, als ich um 9 Uhr zum Frühstück gehen wollte, ganz entsetzt rief: »Um Gotteswillen, da ist einer vergessen worden!« Was ist vergessen worden? fragte ich höchlichst verwundert. »Seien Sie still und verstecken Sie sich schnell wieder in Ihrer Kabine, bis die Kommission fort ist!« Ich folgte, ohne zu verstehen, freute mich aber nachher nicht wenig über den Neid auf den Gesichtern meiner Mitreisenden, als ich 1/4 Stunde später, glücklich aus meinem Versteck erlöst, erfuhr, welchen Annehmlichkeiten ich unfreiwilligerweise entgangen war.

Da ich mein Gepäck vorausgeschickt hatte, konnte man mich am Zollamte nicht länger aufhalten. Mein Pass war auch in Ordnung und so fuhr ich wohlgemut durch die engen Gassen der mir von früheren Reisen wohlbekannten Stadt Beirût nach dem (deutschen) Hôtel Allemand Blaich, in welchem man für wenig Geld immer ein schönes Zimmer, eine leidliche Küche und ein gutes Bett findet. Ich benachrichtigte meine Freunde in Damaskus von meiner Ankunft in Syrien und hatte bald nur mehr die eine Sorge, meine Koffer möglichst schnell in die Hand zu bekommen, um ohne Zaudern mein Winterquartier am Flusse Barada zu beziehen. Allein so einfach ging die Sache trotz bach'schisch und wieder bach'schîsch nicht. Die Herren auf dem Zollamte zeigten eine peinliche Genauigkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Alles wurde gezählt, die Stahlfedern, Bleistifte und Papierbogen; jede Schere wurde notiert, alles untersucht, geöffnet und verzeichnet; am dritten Tage waren wir erst bei dem schwierigsten Punkt, der Bücherkiste angelangt. »Ja, die Bücher, (ein Greuel für den niederen türkischen Beamten,) die müssen zum Censor, dem vielbeschäftigten Inspektor der instruction publique! Erst wenn der sie angesehen hat, können sie als ungefährlich betrachtet werden.« Wir packten also die ganze Kiste auf die Schultern eines ḥamâls (Gepäckträgers) und zogen bei strömendem Regen in unergründlichem Schmutz eine halbe Stunde weit nach der Wohnung des Allwissenden, in dessen anspruchslosem Studierzimmer wir die 50 Bände, aus denen meine Reisebibliothek bestand,

einstweilen deponierten. Aber diesmal sollte meine Geduld auf keine allzu harte Probe gestellt werden. Als ich am Nachmittage wieder hinkam, war zu meinem Erstaunen alles rasch in Ordnung. Der Herr Inspektor war nicht nur ein liebenswürdiger, sondern auch ein vernünftiger Mann, der bald eingesehen hatte, dass er aus all dem deutschen und englischen Schriftwerk doch nicht mehr herausbringen könne, als ich ihm selbst sagen würde und sich deshalb begnügte, auf jedes Buch schön sauber seinen Stempel und mir die Hand zu drücken. Ich war ihm herzlich dankbar für sein Vertrauen und wir wurden später in Damaskus gute Freunde. Am nächsten Tage, dem 4. nach meiner Ankunft in Beirût, nachdem ich 20 frcs. Gebühren und 40 frcs. bach'schîsch bezahlt hatte, wurde ich auf dem Zollamte fertig und freute mich, aus der halbeuropäischen, langweiligen Hafenstadt fort und über Gebirg und Thal nach dem bunten Damaskus zu kommen, das seinen Zauber niemals für mich verlieren wird und mir damals als das langersehnte Ziel meiner Wünsche erschien. Doch es war, als hätte sich alles gegen meine Abreise verschworen. Als ich mich am Morgen des folgenden Tages um ½6 Uhr früh mit Sack und Pack auf dem Bahnhofe, der merkwürdigerweise ½ Stunde ausserhalb der Stadt liegt, einfand, erklärte der Stationschef, dass der Zug wegen zu grosser Schneemassen auf dem Gebirge den Libanon nicht passieren könne. Dasselbe wurde mir am nächsten Morgen gesagt. Endlich beim dritten Versuch (in der Stadt war es unmöglich zu erfahren, ob der Zug gehe oder nicht), wurden uns Plätze angewiesen, das Gepäck einregistriert und hoffnungsfreudig wartete ich des Signals zur Abfahrt. Alle Geduld fruchtete nichts. Nachdem ich 1½ Stunden in meinem Coupé dem Morgen entgegengeschlummert hatte und im Traume schon in die üppige Ebene Ghûta vorausgeeilt war, mussten wir, da der Zug auch diesmal nicht ging, wieder aussteigen und bei strömendem Regen zu Fuss in die Stadt zurückwandern. Erst zwei Tage später kam ich wirklich fort, und als die Zahnradbahn an einer hundertköpfigen Arbeiterschar vorbei zwischen meterhohen Schneemauern den circa 1500 m hohen Pass des Libanon überschritt, da konnte ich mich noch glücklich preisen, dass ich nicht wie andere Reisende 48 Stunden hier oben im Schnee hatte zubringen müssen, sondern pünktlich und heil in el-Muallaka ankam. Hier hatte der Pächter der Bahnhofsrestauration, den ich von einer früheren Reise kannte, bereits ein opulentes Frühstück für mich hergerichtet und überbot sich in Aufmerksamkeiten. Ich habe den 112 km langen Weg von Beirût nach Damaskus 9 mal gemacht, im Stellwagen, zu Pferd und per Bahn, allein und in Gesellschaft, unter glühender Sonne und in mondheller Nacht, und mich jedesmal köstlich unterhalten, abgesehen von dem hohen Genuss, den diese kleine Reise in landschaftlicher Hinsicht bietet. Schon der Aufstieg der Strasse gleich hinter Beirût, dessen Palmen Abschied winken,

ist so bestrickend, dass es schade ist, wenn man die Strecke bis Muallaka nicht zu Pferd oder Wagen zurücklegt. So oft man sich zurückwendet, dem Meere zu, entrollt sich ein prachtvolles, farbenreiches Bild. Die roten Häuser, weissen Moscheen und Paläste, die dunklen Cypressen und schattigen Pinienwäldchen, welche die Umgebung der staubigen Stadt zu einem Paradiese machen, heben sich herrlich ab vom Blau des Himmels und der Wogen. Oben blinkt der Schnee auf den Kämmen der Berge, tief unten zu unseren Füssen breitet sich eine tropische Landschaft, die gewiss zu den schönsten gehört, welche mir zu schauen vergönnt waren. Auf halber Höhe verschwindet Meer und Stadt hinter den Vorbergen, in den Querthälern erscheinen reiche Drusendörfer; dann zeigt sich bei der Station Ain-Sôfar, in Duft gehüllt, das Zauberbild ein letztes Mal; wie Kinderspielzeug liegen die roten Schiffe im Hafen, kaum dass wir noch die wenig zahlreichen Palmen in den Gärten und die grossen Villen der Konsulate erkennen; alsbald führt uns die Strasse ins Hochgebirge auf den Pass und in riesigen Serpentinen hinunter in die grünende fruchtbare Bekâa nach Coelesyrien. Als die Bahn noch nicht im Gange war, hielt die Diligence zum Mittagessen in Schtôra, vor dem hübschen Gasthof meines alten Freundes Pietro, eines geriebenen Dalmatiners, der in Damaskus das erste Hôtel führt und auch diese Filiale, welche sein Sohn leitet, sauber eingerichtet hat. Die Bahn aber fährt, ohne Schtôra zu berühren, direkt nach Muallaka, wo in grösster Eile einige minderwertige Hôtels entstanden sind, an deren Kost man sich erst gewöhnen muss; da ich später im Sommer eine ganze Woche dort kampierte, brauche ich hier noch nicht näher darauf einzugehen. Joseph Kaouam, mein liebenswürdiger Gastwirt, hatte also damals aufs beste für mich gesorgt, so dass ich wohlgestärkt, nach vielem Händeschütteln, mein Coupé wieder besteigen konnte. In diesem war noch ein anderer Deutscher, Herr Zapf, ein Grosskaufmann aus Thüringen, der seit vielen Jahren in Damaskus ein Export- und Importgeschäft betreibt und jetzt seiner syrischen Heimat entgegeneilte. Er erzählte mir soviel von seinen Jagdausflügen auf dem Hermon und in den Baradaauen, dass mir die Zeit fast allzu rasch verging und als der Zug in das kühle Thal des Barada einfuhr, mir selbst die reizlose Fahrt über den Antilibanon nicht sonderlich lang vorgekommen war.





KAPITEL III.

Damaskus.

Die Station, vor welcher der Zug hielt, war wunderlich genug. Eine Bretterhütte mit eingezäuntem Hofe, aus dem durch eine kaum meterhohe Oeffnung die Passagiere unter Vorzeigung ihrer Pässe herausgelassen wurden, stellt den Bahnhof »der Perle des Orients« dar und macht einen sehr verkommenen Eindruck. Man begreift wohl, dass ein Engländer, der einige Tage nach mir ankam, trotz aller Beteuerungen der Hôteliers und Fremdenführer, er sei thatsächlich in Damaskus, nicht zum Aussteigen zu bewegen war. Voll Misstrauen fuhr der vorsichtige Brite bis zu der ausserhalb der Stadt gelegenen Endstation der Bahn, el-Meïdân, wohin ihn die an die Coupéthüre geklammerten Hôtelbesitzer unter Fluchen und Schimpfen begleiteten, um ihn dann im Triumph den langen Weg durch die Stadt zurückzuführen. Es gehört überhaupt ein eigenes Geschick dazu, hier einen Fremden zu fangen. Vor allem gilt es, sofort den Wagen erster Klasse zu erspähen und, sich auf den Tritt schwingend, den andern Platz und Gelegenheit zur Anbringung ihrer An-

Kopfleiste: Damaskus, Ufer des Barada.

gebote streitig zu machen. Die Besitzer der drei grossen Gasthöfe begnügen sich deshalb nicht damit, selbst jeden Nachmittag den Zug zu erwarten, sondern nehmen drei oder vier Verwandte oder Bedienstete mit, welche sie in ihrem Angriff auf die Passagiere unterstützen. Die Damaszener Hôtels sind übrigens durchgehends gut, das von Pietro geleitete sogar sehr angenehm, mit schöner Aussicht, in freier, allerdings sehr staubiger, sonniger Lage. Da ich in früheren Jahren in dem bescheideneren, mitten im mohammedanischen Viertel gelegenen Hôtel d' Orient abgestiegen war und vom Besitzer dieses in seiner Anlage und Bauart echt arabischen Hauses am Bahnhof erwartet wurde, fuhr ich auch diesmal in einem schon bereit stehenden Landauer dorthin und war bald im schönsten Zimmer einquartiert. Ich hatte die Absicht, mehrere Monate in Damaskus dem Studium der arabischen Vulgärsprache zu widmen, daneben so viel wie möglich Türkisch zu lernen, um dann im Mai gemeinsam mit meinem Freunde, Professor Dr. Heinrich Zimmerer, eine längere Studienreise durch Nordsyrien und Anatolien anzutreten. Dr. Naumann hatte nämlich in seinem Reisewerk »Vom goldenen Horn bis zu den Quellen des Euphrat« darauf hingewiesen, wie wünschenswert und dankbar eine nähere Erforschung der Tuffhöhlen bei Ürgüb in Kappadokien wäre und uns aufgemuntert, diese so selten von Europäern besuchte Gegend eingehend zu erforschen, da neben der höchst merkwürdigen geologischen Beschaffenheit dieses vulkanischen Gebietes dasselbe auch für den Geographen noch terra incognita sei. Bestätigt wurden diese Bemerkungen unseres Freundes Dr. Naumann in München durch den Altmeister der Kartographie Kleinasiens, Herrn Prof. Dr. H. Kiepert in Berlin, der uns in liebenswürdigster Weise nicht nur eine von ihm selbst entworfene Skizze des von uns in Aussicht genommenen Gebietes, sondern auch wertvolle Winke zukommen liess, und dadurch gleich anderen Gelehrten, wie Prof. v. Luschan, Hofrat v. Bendorff, Dr. Körte, Prof. Puchstein, Carl Humann(†), Ramsay, Tozer, Mr. Chantre, Prof. Dörpfeld, Buresch(†) und Supan, unser Unternehmen mit Rat und That förderte und uns zu tiefem Dank verpflichtete[1]). Besonderen Wert legte H. Kiepert auf eine topographische Aufnahme des Halyslaufes zwischen Kessyk Köprüköi bei Kirscheher und Köprüköi bei

[1]) Tozer, der berühmte Autor von »Turkish Armenia and Eastern Asia Minor« schrieb uns unterm 23. Oktober 1895 folgendes: »I am much pleased to hear that the Geographical Society of Munich is intending to investigate the rock-hewn dwellings of Cappadocia. It is a most interesting subject, and, as they have been very imperfectly explored, there is a prospect of valuable discoveries beeing made. The expedition has my best wishes for its success. As you express a wish to possess my book on »Turkish Armenia and Eastern Asia Minor«. I send for your acceptance by bookpost the only remaining copy which I have besides my own. I shall be glad if it proves of any service to you. I do not think I have any suggestions to make beyond that you will find in it; but if anything else occurs to you to ask about, I shall be glad to answer to the best of my ability. Believe me . . . . .

Angora, eine Strecke, die vorher noch von keinem Reisenden verfolgt und vermessen worden sei. Freilich schien auch ihm der Zeitpunkt, nach Innerkleinasien zu gehen, schlecht gewählt, denn in jenem Winter 1896 gährte es noch bedenklich in Türkisch-Asien und niemand konnte voraussagen, welche Wendung die Dinge im Orient nehmen würden. Aber gerade deshalb schien es uns doppelt wünschenswert, den Schauplatz so vieler Unruhen und trauriger Ereignisse zu betreten, um ein richtiges Bild von der grossen Bewegung zu gewinnen, welche nach der Ansicht pessimistischer Politiker mit dem Zusammenbruch des Osmanenreiches zu enden drohte. Für unsere persönliche Sicherheit sollten die Empfehlungsschreiben bürgen, die die Hohe Deutsche Botschaft für uns vom Ministerium des Innern in Konstantinopel zu erwirken versprochen hatte. Auch rechneten wir schon damals mit Recht auf den guten Klang des deutschen Namens bei den türkischen Behörden und Unterthanen, die sich in der Folge bei jeder Gelegenheit Mühe gaben, in uns einen günstigen Eindruck ihrer Bezirke zu hinterlassen und in diesem Bestreben auch in den meisten Fällen, wie ich offen gestehen muss, gutes Glück hatten. Auf jeden Fall konnte ich in Damaskus in Ruhe die Entwicklung der Dinge abwarten und dabei am besten alle Vorbereitungen zu der grossen Landreise betreiben, welche uns ins Herz von Anatolien führen sollte. Es lag mir hauptsächlich daran, so viel von den Landessprachen zu lernen, als notwendig war, um einen Dolmetscher entbehren zu können. Ich nahm mir daher schon wenige Tage nach meiner Ankunft einen aus der Vorstadt Sâlihîje gebürtigen Kurden, Namens Aarif Aswad in Dienst, der nur arabisch und türkisch verstand und, wie sich zeigen sollte, ein ganzes Jahr lang nicht von meiner Seite wich. (Abb. 3). Meine Erfahrungen gehen dahin, dass es das Beste ist, wenn man Glück hat, einen Diener zu wählen,



Abb. 3. Aarif.

dem man die ratenweise Reisekasse, die Pferde und die Stallknechte anvertraut, ein Factotum, das zugleich als Dolmetscher dient und alle Einkäufe besorgt. Natürlich muss ein solcher famulus wohl erprobt sein, bevor man die Reise antritt. Mein Aarif hatte früher als Kutscher beim Wali Osman Nuri Pascha in Aleppo gedient, war dann, wie ich erfuhr, wegen eines Streites mit der Polizei in Konflikt geraten und einige Jahre in der Wüste mit den Beduinen herumgezogen und, als die Sache vergessen war, nach Damaskus zurückgekehrt, wo er mir als treu und verlässig empfohlen wurde. Leider war eine direkte Verständigung zwischen uns beiden in den ersten Wochen unmöglich; doch hatte ich bald so viel gelernt, dass ich ihm die einfacheren Dinge befehlen konnte. Sein grösster Wunsch war ein schönes Kostüm und möglichst viel Waffen Ersteres konnte ich ihm leicht gewähren, da in Damaskus vor allem für die Kawassen der Konsuln prächtige, goldgestickte und reichverzierte orientalische Livréen mit grossem Geschick angefertigt werden; mit der Bewaffnung musste ich vorsichtiger sein. Ich gab ihm daher am Anfang leihweise nur einen kleinen Revolver und meine Schrotflinte, wenn wir ausritten, und zählte ihm für beide genau die Patronen vor. Ferner liess ich ihn photographieren und stellte ihn dem deutschen Konsul, Herrn Lütticke, sowie Herrn Zapf vor. Als Gehalt bestimmte ich monatlich 20 Frcs., dazu freie Wohnung und Kost im Hôtel. Nachdem alles in dieser Weise geordnet war, übertrug ich ihm die Sorge, sich um drei Reitpferde und einen passenden Stall dafür umzusehen. Ich hatte anfänglich die Absicht, für mich allein ein Haus zu mieten und zu diesem Zwecke auch Dutzende von Wohnungen im Christenviertel und im mohammedanischen Quartiere angesehen, konnte jedoch zu keinem Entschluss kommen, da entweder der Weg zu den Hôtels, d. h. zum Essen zu weit war oder die Bauart des Hauses mir missfiel. Nur ein in der Nähe des Hôtel d'Orient gelegenes Palais, das mir für den Spottpreis von 300 Frcs. halbjähriger Miete angeboten wurde, erregte meine Bewunderung durch seine herrlichen Marmorhöfe und die im Stile der Alhambra überreich ausgeschmückten Plafonds und Wände der riesigen Zimmer, in deren Mitte je eine Fontäne Kühlung verbreitete und zum Baden einlud. »Die Decken der Zimmer, sagt Kremer, sind aus den langen Stämmen der Silberpappel geschnitten, die in dem wasserreichen Grunde um Damaskus ganze dichte Auen bildet. Ueber diese Balken, die beiläufig einen Schuh weit von einander abstehen, liegen Bretter, deren Zwischenräume durch aufgeheftete Holzleisten verkleidet werden. Die Decke ist also ganz von Holz, aber in der Dekorierung derselben leistet man ganz Ausserordentliches. Alles wird mit bunten Oelfarben bemalt, mit Arabesken ausgeschmückt und mit Vergoldungen bedeckt. In den Ecken des Plafonds werden in den Häusern der Reichen jene schönen, tropfsteinartigen Ver-

zierungen in Holz imitiert, die man, in Stein ausgeführt, fast an allen Moscheenportalen bewundert. Alle diese Plafondmalereien sind in reicher Farbenpracht im maurischen Stil höchst geschmackvoll ausgeführt und erinnern lebhaft an die kunstvollen Ornamente der Decken, Friese und Wände in der Alhambra«[1]). Aber abgesehen davon, dass es sich nicht verlohnt hätte, ein so grosses Haus für die wenigen Monate, welche ich in Damaskus zuzubringen gedachte, wohnlich einzurichten, schienen mir eben jene schönen Holzplafonds ziemlich baufällig und da mir in verzeihlichem Egoismus mein Freund Kaouam lebhaft davon abriet, allein als Europäer ganz einsam mitten im mohammedanischen Viertel zu wohnen, stand ich von meinem Plane mit schwerem Herzen ab und bezog im Hôtel eben dieses G. Kaouam ein aus zwei grossen Zimmern bestehendes Appartement im ersten Stock, wofür ich einschliesslich eines Dienerzimmers parterre, sowie meiner und Aarifs voller Verköstigung, mit Wein für mich, incl. Bedienung und Beleuchtung 200 Frcs. im Monat bezahlte.

Längere Zeit nahm der Pferdekauf in Anspruch und noch langwieriger gestaltete sich die Lösung der Stallfrage. Der Preis der Reit- und Lasttiere ist in Damaskus ein ziemlich hoher, wenngleich immer noch bescheidener als in Beirût, wo für ein gutes Pferd, wenn es auch am Wagen zu verwenden ist, 600—800 Frcs. bezahlt werden. Ich hatte verschiedenen Bekannten Auftrag gegeben, sich nach passsenden Tieren für mich umzusehen und widmete auch täglich mehrere Stunden der Besichtigung der mir vorgeführten Pferde. Mein erster Kauf war nicht glücklich. Ich erstand für 280 Frcs. einen vierjährigen Braunen, der in Bau und Gangart tadellos, am Kopf beim Ohr eine Wunde hatte, welche nach Aussage meiner dortigen Freunde ohne jede Bedeutung bald zuheilen würde, in Wirklichkeit nach einem Jahre, trotz aller Operationen und Medikamente eher schlimmer als besser aussah. Ich musste in diesem Falle dafür büssen, den Rat des landeskundigen Majors von Diest[2]), niemals ein Tier zu kaufen, das eine Schramme oder Verletzung hat, ausser Acht gelassen zu haben; denn im Sommer verbreitete diese Wunde,



Abb. 4.

[1]) A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen. I. Bd., Wien 1875, pag. 133 ff. Vgl. auch Le Bon, La civilisation des Arabes, Paris 1884, pag. 378.

[2]) Neue Forschungen im nordwestlichen Kleinasien von A. v. Diest und M. Anton. Erg. Heft 116 zu Peterm. Mitteil. Gotha J. Perthes 1895, S. 116 ff. Anhang: Praktische Winke für topographische Forschung in Kleinasien.

welche natürlich Fliegen in Menge anzog, einen Geruch, der es uns allen ausser Aarif unmöglich machte, das brave, ausdauernde Pferdchen zu reiten. Meine zweite Erwerbung fiel um so besser aus. Um 400 Frcs. erhielt ich einen vierjährigen prächtigen Hengst, den ich Salim taufte und selbst sechs Monate lang ritt. Als drittes Pferd endlich kaufte ich für 250 Frcs. einen andern Hengst, der, weniger schön und stark als Salim, mir durch seine sichere und zugleich äusserst lebhafte Gangart grosse Dienste geleistet hat und nach Schluss der Reise meinen schwarzen Araber tapfer von Konia über den schneebedeckten Taurus nach Damaskus zurücktrug. Tragtiere erwarb ich erst später zur Reise nach Kleinasien. Es war zu jener Zeit gerade kein Ueberfluss an Pferden in der Chalifenstadt, da die Drusenaufstände im Haurân eine grosse Anzahl von Cavallerie in Anspruch nahmen, und dazu auch eine Menge Pferde von Privatleuten beigezogen werden musste. Es wurden mir später in Adana und Kaisarieh wiederholt sehr brauchbare Reitpferde für die Hälfte der in Syrien bezahlten Preise angeboten und in Konia hatte ich im Januar alle Mühe, sie überhaupt an den Mann zu bringen, da im Winter dort niemand des teuren Futters wegen Pferde kaufen will[1]). Im allgemeinen kann in Kleinasien ein gutes, verlässiges und ausdauerndes Reitpferd zu jeder Jahreszeit für 10, in Damaskus, Beirût oder Jerusalem für 15 türkische Pfund erstanden werden[2]). Auch finden sich in den Bazaren der genannten Städte stets bequeme Reitsättel englischer Façon, so dass es mir nicht notwendig erscheint, aus Europa einen Sattel mitzuschleppen. Ich hatte mich übrigens auch sehr bald an die arabischen Stoff- und Ledersättel gewöhnt, welche äusserst billig und keineswegs unbequem sind[3]). Aarif hatte von seinem Aufenthalte bei den Beduinen den Geschmack an phantastischem Zaumzeug mitgebracht und schmückte sein Pferd mit unzähligen Trotteln und Quasten, Schellen und Muschelschnüren, die übrigens auch gegen die Fliegenschwärme sich vortrefflich bewährten (Abb. pag. 33). Ein Stall in nächster Nähe des Hôtels war endlich auch gefunden. Ich mietete

[1]) Vgl. auch Kannenberg, Kleinasiens Naturschätze, Berlin 1897. Bornträger, S. 10 ff. das Pferd. Freiherr von Nolde, Reise nach Innerarabien, Braunschweig 1895. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839 hgg. v. Hirschfeld, Berlin 1893. Mittler, Seite 259 ff. 261 f. 268 ff., 508, 352 f.

[2]) Arslanian schreibt in »Le Vilayet d'Angora«, Wien 1895 S. 18. »A ce qu'il parait, la race chevaline de l'Anatolie était très renommée jusqu'au dernier siècle; elle a l'origine persane et a été plusieurs fois en contact avec la race arabe; aussi a-t-elle eu sa part dans les triomphes des sipahis ottomans. Le changement de la tactique de guerre et la suppression des regiments des sipahis a été pour la race chevaline anatoliote un vrai malheur, car ayant perdu son rang dans l'armée où l'on commence à accorder la préférence aux races plus osseuses et moins vives de la Hongrie et de la Russie elle fut condamnée au service des caravanes où la concurrence contre le mulet et le chameau n'etait qu'à son désavantage.

[3]) Vgl. dagegen Kannenberg a. a. O. S. 18.

denselben für sechs Monate und zahlte die 80 Frcs. voraus unter der Bedingung, dass derselbe schleunigst in guten Zustand versetzt werde. Wie gross waren daher meine Entrüstung und mein Erstaunen, als mein Diener mir am nächsten Morgen meldete, er könne die Pferde nicht einstellen, da die Rückwand des Stalles während der Nacht abgebrochen worden war, und derselbe infolgedessen nach einer Seite hin vollständig frei stand. Ich liess sofort den Mann, der den Mietsvertrag mit mir abgeschlossen hatte, rufen und stellte ihn wegen dieser unerhörten Handlungsweise zur Rede. »Ach, Herr!« entgegnete er mir seufzend, »Ihr habt wohl Recht, Euch zu beschweren; allein ich habe es ja nicht gethan, sondern mein Nachbar.« Der böse Nachbar wurde herbeigeholt und erklärte kaltblütig, die Mauer gehöre ihm und er habe volles Recht, dieselbe nach Belieben abzureissen und wieder aufzubauen; er habe aber selbst einen schönen Stall, den er mir um 120 Frcs. für sechs Monate vermieten wolle. Natürlich konnte ich nach dem Vorgefallenen ein so unverschämtes Anerbieten nicht annehmen und musste froh sein, wenn ich von dem Andern meine 80 Frcs. wieder heraus bekam. Es ging damit, wie sich denken lässt, nicht leicht. Erst nachdem ich ihm ganz energisch mit sofortiger Klage beim Wali gedroht hatte, rückte er mit seinen 4 Goldstücken heraus. Eine solche Drohung wirkte immer; denn der Generalgouverneur Osman Nuri Pascha war ein gefürchteter Mann. Früher Wali in Yemen, dann in Aleppo, wurde er später dem Vilayét Sûrja vorgesetzt und bekleidete damit einen der einfluss- und verantwortungsreichsten Posten des Osmanischen Reiches[1]). Herr Dr. Ed. Glaser, der berühmte Arabienreisende, hatte mir gütiger Weise einen langen arabischen Brief an den allmächtigen Statthalter, der ihm einst in Yemen wertvolle Unterstützung gewährt hatte, mitgegeben und ich war daher bei meinem ersten Besuche sehr freundlich aufgenommen worden. Es war eben Ramaḍân, in mancher Beziehung der Carneval der Muslim. In den Strassen wogte nachts eine bunte Menge, Hunderte von Fackeln und Lampen flackerten vor den Läden und Caféhäusern, die bis auf das letzte Plätzchen besetzt schienen, Wundertiere und alle möglichen Seltenheiten wurden mit kreischender Stimme ausgerufen, die abenteuerlichsten Plakate wehten vor den winzigen nischenartigen Boutiquen; in einem wahren Freudentaumel entschädigte sich Alt und

[1]) Arslanian, a. a. O. S. 103. »Il y a trois classes de vilayets. Les valis des vilayets de première classe ont un traitement mensuel de 20000 piastres ou 4450 Frcs.; ce sont les vilayets de: Aydin (Smyrne), la Syrie (Damas), Erzeroum, Bagdad, Hedjaz, Yemen, Tripolie d'Afrique. Les valis des vilayets de deuxième classe reçoivent par mois 17000 piastres ou environ 4000 Frcs.; ce sont les vilayets de: Adrianople, Salonique, Monastir, Yania, Archipel, Brousse, Konia, Angora, Sivas, Adana, Diarbékir, Van, Bassora. Les valis des vilayets de troisième classe ont un émolument mensuel de 15000 piastres ou 3400 Frcs.; ce sont les vilayets de: Skodra, Kossova, Kastamouni, Trébizonde, Bitlis, Mémouret-ul-Aziz (Harpout), Moussoul, Bengazi.

Jung für das lange Fasten und schwelgte in dem Genusse von Mandelmilch und Süssigkeiten, von Honigtorten und crêmegefüllten Schleckereien, voll Eifer die kostbare Nacht auszunützen, bis um 1 Uhr, eine Stunde nach Mitternacht, die Mu'éddsins das Ende der Lustbarkeiten verkündeten. (Abb. 5). Dann wurden plötzlich die Plätze und Gassen still und leer, die grossen Bretterläden wurden vor die Verkaufsräume geschoben, mit riesigen Vorhängeschlössern gesperrt und das ganze Araberviertel versank in Ruhe und Schlaf bis zum nächsten Abend um 6 Uhr. Wie oft habe ich diese 29tägige Fastenzeit verwünscht! Kein Geschäft, kein Handel kann während dieser Zeit mit einem Mohammedaner abgeschlossen werden; tags über schläft er, der Abend und die Nacht aber gehören dem Vergnügen.



Abb. 5. Mu'éddsins rufen zum Gebet.

In einem der sehr bequemen Zweispänner, welche in Damaskus vor den grossen Hôtels jederzeit billig zu haben sind, fuhr ich vor die Privatwohnung des Wali, der, stets leidend und an den Händen gelähmt, das auf dem Hauptplatz gelegene Seráï nicht bezogen hatte. Dort wurde ich, nachdem ich unten in der Wachtstube meine Visitenkarte abgegeben hatte, in einen kleinen, europäisch eingerichteten Salon geführt, wo mich der Schwiegersohn Sr. Excellenz, der hochgebildete Oberstlieutenant des Generalstabes, Machmud Béï, empfing und mit Kaffee und Cigaretten bewirtete. Ich bat ihn, beim Wali, der nur türkisch und arabisch spricht, den Dolmetscher zu machen, was er auch in geläufigem Französisch versprach. Nach wenigen Minuten anregenden Gespräches führte er mich beim Generalgouverneur ein, der allein inmitten eines grossen Saales in Marschallsuniform auf einem Lehnstuhl sass. In Decken gehüllt, rauchte der hohe Herr aus einem langen Spitz, den er mit Mühe in seinen verkümmerten Händen hielt, Cigaretten und bot mir durch eine leichte Handbewegung einen Stuhl an. Während Machmud Béï stehend den Zweck meiner Reise erklärte, überreichte ich den Brief Dr. Glasers, den der greise Pascha mit Aufmerksamkeit durchlas und lächelnd dazu bemerkte, er hätte nie geglaubt, dass ein Europäer so gut arabisch schreiben

könne. Er wurde nun sichtlich freundlicher und versprach mir zuletzt weitgehendste Unterstützung während meines Aufenthaltes in Damaskus und bei Reisen in seinem ausgedehnten Vilayét. Die Audienz war zu Ende. Sein Schwiegersohn, der in der schmucken Uniform und der strammen Haltung den Einfluss der deutschen Instruktionsoffiziere in der Hauptstadt deutlich erkennen liess, führte mich in sein Empfangszimmer zurück, reichte mir von Neuem eine Tasse Kaffee und verabschiedete sich. Mit Aarif auf dem Bock, der in einem weissen Taschentuch mit ängstlicher Sorgfalt meinen chapeau claque hielt, kehrte ich heim, hochbefriedigt von dem Entgegenkommen des Wali, an dem mir um so mehr gelegen war, als die offiziellen Empfehlungsschreiben von Constantinopel noch nicht eingetroffen waren. Damals wohnte im Hôtel d'Orient ein türkischer Divisionsgeneral Hussein Aghias Pascha, der als junger Hauptmann im Gefolge des Sultan Abd-ul-Asis in Paris und London gewesen war. Ob wohl er sein Französisch bis auf wenige Worte vergessen hatte, bewahrte er noch immer eine grosse Sympathie für alle „Franken". Er wurde denn auch bald mit mir sehr befreundet und leistete mir mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit die grössten Dienste. So beschied er, als ich einen Waffenpass brauchte, um meine Jagdausflüge in der Umgebung zu beginnen, den Polizeipräfekten einfach ins Hôtel, schlichtete Streitigkeiten zwischen meinen Leuten und bezeigte mir bei jeder Gelegenheit sein Wohlwollen. Freilich brachte er mich durch seine grosse Meinung von meinen Kenntnissen nicht selten in Verlegenheit. So erzählte er, da ich zu eben der Zeit mit jungen Offizieren türkisch zu lernen begonnen hatte, über die dritte Lektion jedoch noch nicht hinausgekommen war, überall, ich könne perfekt türkisch. Als ich nachher einmal beim persischen Generalkonsul Besuch machte, begrüsste mich dieser Würdenträger, obwohl er auch etwas französisch sprach, mit einer langen türkischen Ansprache, von der ich natürlich kein Wort verstand. Hatte er doch von seinem Freunde Aghias Pascha gehört, dass ich fliessend »osmanly« spreche. Dieser persische Generalkonsul war übrigens eine hervorstechende Persönlichkeit. Divisionsgeneral S. M. des Schah und in Damaskus sehr angesehen, empfing er jeden Abend alle, die ihn besuchen wollten und bewirtete sie mit vorzüglichem Thee, wie ich solchen nur wieder in Adana und Missis in Kleinasien erhielt. Er, sowie sein Sohn Abdullah Chan, zeigten echt persischen Typus und erzählten mit Enthusiasmus von ihrem herrlichen Vaterlande und der Wunderstadt Teheran. Auf der Promenade schritt der alte Herr immer allein gravitätisch voran, genau drei Schritte hinter ihm folgte sein Sohn, der den Ueberzieher des Generalkonsuls trug. Da sie miteinander nie ein Wort wechselten oder nebeneinander gingen, hielt ich den jungen Gentleman anfänglich für einen Lakai. Als ich nach dem schrecklichen Attentate, dem der persische Herrscher zum Opfer fiel,

auf dem Generalkonsulat Besuch machte, standen Vater und Sohn die Thränen in den Augen.

Der März war herangekommen, die Aprikosen- oder Mischmischbäume standen in voller Blüte und umgaben die Riesenstadt mit einem Feengürtel. Wer solche Pracht nie gesehen, kann sich keine Vorstellung machen von dem märchenhaften Bilde, das die Ghûta in den ersten Märzwochen bietet. Die reichste Phantasie kann sich das Paradies nicht herrlicher ausmalen, als den Anblick dieser üppig grünen Ebene, über die sich ein rosafarbener Schleier von duftigen Blumen breitet. So weit das Auge schweift, reiht sich Blüte an Blüte, und in den ersten Tagen des April jagt der Wind Milliarden der zarten Blättchen in die Stadt, die gleich frisch gefallenem Schnee die Strassen bedecken. Mehrmals begegneten wir bei Ausflügen nach den zahlreichen Dörfern der Ghûta einem arabischen Hochzeitszug. Schon von Ferne hörten wir knatternde Flintenschüsse und gellenden Weibergesang, der Sagruta genannt wird und nichts anderes ist, als ein eigentümliches, helles Trillergejubel. „Dschedid Madame" (eine neue Madame), erklärte Aarif lakonisch bei den ersten Flintenschüssen der gutmütigen Bauern, die willig ihren Festmarsch unterbrachen, um uns passieren zu lassen [1]). Die drei lärmenden Bairámtage waren vorüber und die grosse Karawane rüstete sich zum Aufbruch nach Mekka. Am 18. März war die reichgestickte Fahne, der Sandschák, die S. M. der Sultan mit anderen Geschenken zum Nationalheiligtum sandte, in feierlicher Prozession unter Musik in die Amtswohnung des kommandierenden Generals, der zu dieser Zeit den Oberbefehl über die Truppen des Vilayéts führte, getragen worden. Ich sah im Wagen der Ceremonie zu. Einige Mohammedanerinnen waren mit unserer Erlaubnis auf den Wagentritt gestiegen, um besser sehen zu können, von alten Turbanträgern aber derb herabgestossen worden, da es eine Schande sei, den Wagen eines Firénk zu benutzen, um einer so heiligen Handlung beizuwohnen. Am nächsten Tage brachen die Pilger auf. Abdullah Chan hatte mir artiger Weise versprochen, eine junge Amerikanerin aus Chicago, die zu jener Zeit mit ihrem Vater im Hôtel d'Orient weilte, früh morgens 6 Uhr mit dem Kawassen des persischen Konsulats abzuholen. Wir beabsichtigten, durch die Vorstadt el-Meidân nach der grossen Ebene zu fahren, wo die frommen Pilger sich um den herrlichen Teppich scharen sollten, den S. M. der Sultan in diesem Jahre als Geschenk nach der dreimal heiligen Stadt sandte. Doch es wurde $6^1/_2$ und 7 Uhr, ohne dass unser galanter Perser sich sehen liess, trotzdem ich ihm noch am Abend vorher ans Herz gelegt hatte, sich durch Pünktlichkeit der verwöhnten Amerikanerin gegenüber auf der Höhe der Civili-

[1]) Vgl. Th. Löbel, Hochzeitsbräuche in der Türkei, Amsterdam 1897, pag. 44.



Auszug der Mekkapilger aus Damaskus.

sation zu zeigen. Als mir die Geduld riss, sah ich im Konsulat nach und fand zu meinem Schrecken statt Wagen und Kawass den edlen Perserjüngling im Schlafrock. »Ich bin spät zu Bett gegangen,« erklärte er gemütlich, »und werde vor einer Stunde nicht fertig sein.« »Wollen Sie das der Dame, die draussen mit meinem Diener wartet, nicht selber sagen?« fragte ich wütend. »Mit Vergnügen,« sagte er, ohne auch nur zu ahnen, welcher Grobheit und Rücksichtslosigkeit er sich nach unseren abendländischen Begriffen schuldig machte. Wir mussten also allein fahren. Schon am frühen Morgen hatten Tausende von Zuschauern von jedem Stand, Alter und Geschlecht die Dächer des Meidân besetzt, um den Zug besser sehen zu können. Da in den letzten Jahren die meisten Pilger den bequemeren Seeweg wählen, bestand die eigentliche Karawane aus höchstens 200 auf Kamelen berittenen Gläubigen. Der Pascha, welcher die Geschenke des Sultans nach der Stadt zu bringen hat, war von mehreren Hundert Soldaten umgeben; eine Abteilung leichter, der sogenannten Deli Baschi Reiterei eröffnete und schloss den wenig imposanten Zug. Am meisten fielen die Perser auf durch ihre hohen schwarzen Schafpelzmützen, sowie eine Anzahl 'Ulamā mit grünem Turban. Die Kamele, auf welchen die weltlichen und geistlichen Würdenträger reiten, sind ausgewählt schöne und starke Tiere, reich geschmückt mit Quasten, Schellen und Glocken. Den Mittelpunkt des Hadsch bildet das Maḥmil, d. i. das Zelt, in welchem der Koran aufbewahrt wird. Es besteht aus grünem Seidenzeug und ist auf dem Rücken eines Kamels aufgerichtet. Unmittelbar daran schliesst sich die wertvolle, vom Sultan geschenkte Fahne, der Sandschák, welche vom Scheich, der ebenfalls auf einem reich gezierten Dromedar sitzt, getragen wird (Lichtdrucktafel I).

Am ersten Tage zieht die Karawane nur bis zu dem wenige Stunden von Damaskus entfernten Dorfe el-Kiswe, wo die Nachzügler erwartet und die letzten Vorbereitungen zur grossen Wüstenreise getroffen werden. Zwei Tage später wird in dem kleinen Städtchen el-Muzêrib, welches jetzt Endstation der Haurânbahn ist, Halt gemacht. Die Bewohner der Umgebung veranstalten dort einen grossen Markt, während dessen der sonst so stille Ort in einen einzigen riesigen Bazar umgewandelt scheint. Der Pascha verteilt Geschenke an die von allen Seiten herbeikommenden Beduinen; die Pilger baden in dem fischreichen Teiche, welcher die alte Stadt von allen Seiten umgibt. Erst eine Woche nach ihrem Auszug aus Damaskus setzt sich die Karawane nach ihrem eigentlichen Ziele, Mekka, in Bewegung[1]). Wie bekannt, hat jeder Muslim, wenn er einmal

[1]) Vgl. J. Euting, Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien. Leiden 1896. Brill. A. v. Kremer, Mittelsyrien und Damaskus. Wien 1853. Mechitaristen. U. J. Seetzens Reisen durch Syrien, hrsg. v. Kruse. Berlin 1854. G. Reimer. J. L. Porter, five years in Damascus. London 1870. J. Murray.

in seinem Leben das Heiligtum des Islams betreten, das Recht, einen grünen Turban zu tragen, eine Auszeichnung, welche sich auch viele solche anmassen, die niemals über die Grenze ihrer Vaterstadt hinausgekommen sind. Die Briefe, welche die Pilger nach Hause schicken, werden an bestimmten Tagen in einer eigens dazu gemieteten Bude durch öffentlichen Namensausruf verteilt, was zwar sehr einfach, aber, wie sich denken lässt, höchst unzuverlässig ist. Aehnlich wird es mit Versteigerungen gemacht, wie ich in Beirût gesehen habe. Ein bezahlter Ausrufer schreit vom Balkon oder vom Dach des Hauses mit Stentorstimme in die umliegenden Strassen hinab, dass sogleich eine grosse Auktion von Teppichen und Aehnlichem stattfinden werde. Die Kauflustigen, welche sich eben im Bereich dieser Ankündigung befinden, kommen dann ins Haus und warten oft stundenlang geduldig, bis es dem Versteigerer gefällig ist, anzufangen, wenn er nicht, durch zu wenige Besucher entmutigt, das ganze Geschäft auf einen anderen Tag verlegt.

Mit Mühe konnte unser Wagen, als wir durch den Meidân zurückkehrten, sich einen Weg bahnen. Eine Reihe von Tischchen, auf denen Honig und allerlei Backwerk feil geboten wurde, war von weissbeschürzten Zuckerbäckern aufgeschlagen worden, da besonders das Volk eine grosse Vorliebe für Süssigkeiten hat. Die Cafés waren dicht besetzt. Eine grosse Anzahl von Bettlern hielt an Stöcken befestigte Schachteln in die Wagen, damit man ihnen eine Kupfermünze hineinwerfe; an den Mauern kauerten tiefverschleierte Weiber, welche dort trotz der orientalischen Zurückhaltung nicht minder neugierig zu sein scheinen, als bei uns; in der Mitte der Strasse aber wogte ein unendlich mannigfaltiges Getümmel der verschiedenartigsten Trachten und Typen. Keine Spur von Fanatismus zeigte sich bei der riesigen Volksmenge, die unter Lachen und Scherzen sich schob und drängte, ohne dass es dabei zu einem jener rohen Auftritte gekommen wäre, welche bei ähnlichen Veranlassungen in Europa unvermeidlich sind. Von Christenhass kann in Damaskus nicht mehr die Rede sein; aber die Mohammedaner fühlen sich als die Herren und treten dementsprechend auf. Es geht den Christen im Volk dort ungefähr so, wie den Arabern in der höheren Verwaltung, denen auch oft genug die Türken merken lassen, dass sie das Land regieren. Gewiss hat es ein Christ (»nasrâny«) in Damaskus ebenso gut, wie z. B. ein Jude bei uns. In Nordsyrien und Kleinasien ist dies grossenteils ganz anders. In Kaisarieh oder in Hamah begegnet der Fremde selbst in den Bazaren nur feindlichen Blicken, und in Newscheher darf sich kein Christ ins Türkenviertel wagen, ohne mit Steinwürfen bedroht zu werden. Damaskus wird von zahlreichen Europäern besucht und hat durch die Bahn manches von Beirût gelernt, so dass sich ein Christ viel zu schulden kommen lassen muss, bis der Zorn des Muselmans sich gegen ihn wendet. Ich sah eine aufregende Scene wenige Tage

nach dem Auszug der Karawane. Von einem längeren Spazierritt heimkehrend fand ich in der engen Strasse vor dem Hôtel d'Orient eine schreiende, tobende Menge Volkes, in deren Mitte ich mehrere Polizeisoldaten und den Kellner des Gasthauses erkennen konnte. Ich schickte Aarif, der sich rasch mit seinem Pferde einen Weg gebahnt hatte, vor, um Auskunft zu erhalten. Einer der Polizisten kam auch sofort mit ihm zurück und erzählte mir in höflichster Weise, der Kellner habe im Uebermut eine vorbeigehende vornehme Araberin am Arm gepackt und nach dem Preis ihres seidenen feredže (Ueberkleides) gefragt. Die Dame hatte sich zu Hause beklagt und der gekränkte Eheherr war mit vielen Freunden und Verwandten ausgezogen, den Frevler der Polizei zu übergeben. Unter lauten Rufen: »Nehmt Euch in Acht, wir sind nicht in Egypten, hier sind wir die Herren!« wurde der arme Teufel in's Gefängnis eskortiert, aus dem man ihn erst nach zwei Tagen gegen einige Silberstücke wieder entliess. Um diese Zeit kam eine grosse Gesellschaft Vergnügungsreisender mit einem Agenten von Stangen, glaube ich, auf einer Tour durch Palästina in unser stilles Hôtel. Mehr als 70 Personen, junge Damen und alte Herren, darunter 20 oder 30 allein aus Graz, füllten wie ein Bienenschwarm den von Orangenbäumen beschatteten Marmorhof, die Händler kamen aus dem Bazar und breiteten ihre Waren aus; man konnte wieder Deutsch sprechen hören nach Herzenslust. Dann, nach wenigen Tagen, waren die Gäste plötzlich verschwunden, und ich mit Aghias Pascha wieder allein an der tags vorher so reich besetzten Tafel. Doch an Zerstreuung fehlte es nicht. Früh morgens und abends brachte Aarif die gesattelten Pferde, für die endlich ein geeigneter Stall gefunden worden war. Ein Sais oder Stallknecht schlief dort und war für alles verantwortlich. Nur mit grosser Mühe hatte ich meine Leute dazu gebracht, den Stall so in Ordnung zu halten, wie wir es in Europa gewohnt sind. Als er aber sauber eingerichtet war, wurde er bald der Sammelplatz sämtlicher Freunde Aarifs und in ganz Damaskus sprach man davon. Wenn ich oft abends noch nach den Pferden sah, fand ich eine grosse Gesellschaft vor, die sich mit Mandolinenspielen und Kaffeetrinken die Zeit verkürzte, sich aber respektvoll vor mir erhob und Platz machte. Leider wechselte Aarif mit den Stallknechten, deren Anstellung ich ihm überlassen hatte, mehr als mir lieb war. Jede Woche sah ich ein neues Gesicht und musste mehreremale recht schlimme Erfahrungen machen. So war einmal ein Sais am Abend einfach fortgelaufen, ohne jemand etwas davon zu sagen. Wir schliefen schon im Hôtel, als ein Mann athemlos hereinkam und rief: »Kommt nur schnell, Deine Pferde haben sich losgerissen und beissen und schlagen sich. Wir können nicht hinein, da der Sais mit dem Schlüssel fort ist!« Als wir hinkamen und die Thüren aufgebrochen hatten, fanden wir alle drei Pferde in heftigstem Kampfe und brachten sie in dem engen Raum nicht ohne

Gefahr auseinander. Monate lang nachher sah man noch die Bisswunden, welche sie sich beigebracht hatten. Da es in der Türkei keine Wallache giebt, kommt es häufig zu Streit, und oft musste ich, hauptsächlich auf der Libanonstrasse, kleinen Karawanen, die auf mageren Stuten Waren von Beirût nach Damaskus schafften, befehlen, einen Umweg zu machen oder $^1/_4$ Stunde lang zu warten, da ich sonst mit meinem Hengst nicht vorbeigekommen wäre[1]. In der türkischen Kavallerie dürfen meines Wissens nur Stuten benutzt werden, welche von der Regierung mit ca. 250 Mark per Stück angekauft werden. Die Zuchthengste werden, den Kopf mit einem Federbusch geschmückt, zur Schau herumgeritten. Unter ihnen sieht man nicht selten wirklich schöne Tiere. Grosse Freude bereitete mir der freundliche Empfang, den ich bei den Söhnen Abd-ĕl-Kaders fand. Dieselben besitzen ganze Viertel in Damaskus und geniessen das höchste Ansehen. Auch von der türkischen Regierung werden sie hoch geehrt. So erhielt der Aelteste, ein stattlicher Mann von selten edler Erscheinung, während meiner Anwesenheit in Damaskus den Titel »Excellenz«. Mit wohlberechtigtem Stolz zeigten sie mir die glänzenden Ehrengaben, welche ihr Vater nach seiner unvergesslichen, heldenmütigen Verteidigung und Rettung der Christen beim Gemetzel im Jahre 1860 von den europäischen Souveränen und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zum Geschenk erhielt.

Zu dieser Zeit machte ich einen Jagdausflug an die grossen Sümpfe östlich von Damaskus. Dieselben verwandeln sich, wenn die Arme des Barada, die sich in dieselben ergiessen, angeschwollen sind, in eine zusammenhängende Wasserfläche von mehreren Stunden im Umfange. Wir liessen das wohl 3 m hohe Röhricht von Beduinen durchtreiben und kamen auf eine gestreifte Hyäne, sowie auf eine grosse Anzahl von Sumpf- und Wasservögeln zu Schuss, auf welch letztere ich später bei Besprechung der Ornis von Palästina näher eingehen werde. Die drei Seen heissen: Baḥret-el Hidschâne, Baḥret-el-Ateibe-el-Kebîr und Baḥret-el-Ateibe-el-Saghîr. Da die Auen des Barada ihn nur 2 Stunden von der Stadt weg begleiten, der Baumwuchs aber dann aufhört, so dass der Fluss wie ein Silberfaden zwischen den frischen grünen Wiesen dahinfliesst, werden letztere im Frühjahr regelmässig unter Wasser gesetzt. An jenem 27. März brauchten wir deshalb nicht weniger als 6 Stunden von Damaskus nach dem Dorfe el-Ateibe, wo wir in der Hütte des Scheich ein gutes Unterkommen fanden. Am Abend versammelte sich die ganze männliche Bevölkerung des Ortes; wir kochten Thee, der, wenn mit Zucker vermischt, von den Bauern im Innern des Landes hochgeschätzt und stets dankbar angenommen wird; bald lagen wir in unsere Schlafsäcke gehüllt auf den

[1]) Vgl. Kannenberg a. a. O. S. 17.

weichen Decken des gastfreundlichen Wirtes. Am nächsten Tage kehrten wir in den Zelten der ganz nah am See lagernden Beduinen ein, welche uns vorzügliche Butter und Milchspeisen anboten. Ueber 70 Schafe waren eben zum Melken in zwei langen Reihen einander gegenüber aufgestellt und die gegeneinander gekehrten Köpfe der geduldigen Wollträger so zusammengebunden, dass sie sich jede Bewegung unmöglich machten. Am Abend hatte ich noch das Schauspiel eines riesigen Entenfalles, wozu sich die Bauern tiefe Löcher in die Erde gegraben hatten, aus denen sie nicht ohne Gewandtheit mit ihren langen Gewehren auf die zu Tausenden vorbeistreichenden Vögel schossen. Als ich zur Behausung meines Gastgebers zurückkehrte, fand ich ein ganzes Lamm wohl zubereitet, welches bei solchen Gelegenheiten stets die vollkommenste und ausgiebigste Mahlzeit liefert. Für all dies wollte der brave Muslim keine Bezahlung annehmen, so dass ich Mühe hatte, ihn zur Annahme einer kleinen Goldmünze zu bewegen. Auf dem Heimwege, den mir die prächtige Schneegruppe des Hermon wies, sah ich unzählige Exemplare von Doritis apollinus, eines bei uns hoch im Preis stehenden Falters.



Abb. 6. Beduinen-Scheich.

In Damaskus war ich, wie sich denken lässt, bereits eine wohlbekannte, vielbesprochene Erscheinung, umsomehr, als ich in den Bazaren grössere Teppicheinkäufe gemacht und im Hofe des Hôtels eine kleine Menagerie angelegt hatte, welche zwei junge Wölfe, einen Fuchs, einen Dachs, einen Tigeriltis, (Putorius sarmaticus,) einen Edelmarder, sowie zwei Steinhühner enthielt und von der Nachbarschaft mit grossem Staunen besichtigt wurde. Auch mit den Hunden unseres Viertels hatte ich Freundschaft geschlossen, aber durch die tägliche Brotverteilung bewirkt, dass ihre Zahl von 6 auf 14 und in wenigen Tagen sogar auf 20 stieg, indem aus den umliegenden Strassen fremde Hunde einwanderten, welche natürlich mit den rechtmässigen Bewohnern die erbittertsten Kämpfe zu bestehen hatten. Ich musste sie schliesslich alle vertreiben lassen, weil ich das Haus nicht mehr verlassen konnte, ohne von einer ganzen Meute dieser hungrigen Geschöpfe umringt zu sein. Es ist schon so vieles über die herrenlosen Strassenhunde der grossen Städte des Orients geschrieben worden, dass ich nichts neues darüber mitteilen kann; doch bleibt mir eine Scene unvergesslich, die ich mit meinem Freunde Zapf erlebte. Derselbe hielt sich einen deutschen Hühnerhund, da die Jagd auf Wachteln und Steinhühner äusserst ergiebig ist. Mit diesem Hunde, einem sehr intelligenten Tiere, besuchte er mich eines Tages.

Da er im Wagen gekommen war, hatte es keine Schwierigkeiten gegeben; doch auf dem Rückwege zu seiner etwa 10 Minuten entfernten Wohnung kam es schon beim ersten Schritt zu einem furchtbaren Tumult, der sich in den Bazaren zu einem ohrenbetäubenden Bellen steigerte. Sämtliche Strassenhunde stürzten sich beim Anblick des fremden Eindringlings auf ihn, weckten durch ihr Wutgeheul hundert andere Hundestimmen an allen Ecken und Enden und verfolgten unseren vierbeinigen deutschen Freund, der nach rechts und links biss und schnappte und sich der Gefahr, in der er schwebte, wohl bewusst zu sein schien, bis zur Hausthüre. Hätten wir ihn nicht mit unsern langen Hundepeitschen geschützt, so wäre er unfehlbar in Stücke zerrissen worden. Einen ähnlichen Lärm erlebte ich, als ich den Versuch machte, meine jungen Wölfe an der Kette spazieren zu führen. Ich musste dieselben schleunigst auf den Arm nehmen und sie so in Sicherheit bringen, obgleich der grössere nach Kräften biss und kratzte. Im allgemeinen sind die Hunde weder in Syrien noch in Kleinasien dem Menschen irgendwie gefährlich und ich konnte bei meiner Durchquerung Anatoliens die Bemerkung früherer Reisender, wonach die Hunde eine Hauptgefahr in Kleinasien sind, nicht bestätigen. Viel mehr als das nächtliche Hundegebell störten uns, wer sollte es glauben, in jeder orientalischen Stadt die Nachtwächter in unserem wohlverdienten Schlafe. Diese Diener der öffentlichen Sicherheit sind nämlich mit langen Stäben bewaffnet, mit denen sie, langsam ihre Viertel durchschreitend und auf das Pflaster aufstossend, schon auf weite Entfernung dem lichtscheuen Gesindel ihr Nahen verkünden. Wenn der Reiter gegen die Hunde Front macht, ergreifen die Kläffer schleunigst die Flucht und bei ihren Versuchen, sich an den Schweif des Pferdes zu klammern, verteidigt sich letzteres durch Schlagen ganz von selber[1]).

Die Belustigungen, welche Damaskus bietet, waren bald erschöpft. Fremde und Mohammedaner finden eine herrliche Gelegenheit, sich dem »Kêf«, dem süssen Nichtsthun des Orientalen, hinzugeben in dem luftigen, stattlichen Caféhaus vis-à-vis von Pietros Hôtel, in dessen schattigem Garten mehrmals in der Woche eine gute türkische Militärmusik spielt, während die tief verschleierten Frauen bei der Brücke am Ufer des Barada ihre Wasserpfeifen schlürfen. Weit bewegter ist das Leben in den grossen Gärten ausserhalb des Christenviertels. Am lebhaftesten geht es in dem auf einer Insel des Barada gelegenen Sûfanîje zu, obwohl die sittsamen Christenmädchen in den letzten Jahren den von vielen jüdischen Tänzerinnen besuchten Garten meiden. Eine Menge Wagen und Reitpferde warten vor dem Gitter des kleinen Parks; an den Tagen, an denen Musik spielt, zahlt man ein kleines Eintrittsgeld, wonach sofort ein stämmiger Diener

[1]) Vgl. dagegen Kannenberg a. a. O. S. 43.

mit einem rotüberzogenen, europäischen Sopha erscheint, das er auf der Schulter trägt und an dem Platze, wo man es wünscht, aufstellt. Viele Gäste, auch Frauen begnügen sich mit einem Nargileh, andere nehmen Kaffee, Limonade oder Obst, was alles sauber und nett serviert wird. Man sieht dort sehr viele Offiziere und junge Leute, sowie einige der wohlbekannten, stets von einer oder mehreren alten Frauen begleiteten jüdischen Tänzerinnen, welche, in bunte Seide gekleidet, ihren Bekannten verstohlene Blicke zuwerfen und die Demi-monde der Chalifenstadt bilden. Manch hübsches Gesicht zeigt sich unter den Judenmädchen, aber Schönheiten wie in Marokko und Algier findet man in Damaskus kaum. Das Judenviertel ist in das christliche so zu sagen eingebaut und hat einige gute Strassen und hübsche Häuser. Ihre religiösen Vorschriften befolgen die Israeliten mit grösster Genauigkeit. So hatten wir im Hôtel einen alten, weissbärtigen, jüdischen Diener, Namens Abu-Isak. Derselbe war um Geld und gute Worte zu allem bereit. Für 20 Ctms. stürzte er sich, angezogen wie er war in das grosse Marmorbassin im Hof, und schwamm darin herum; aber wenn ich ihn am Samstag bat, mir ein Streichhölzchen anzuzünden, schüttelte er mit Beharrlichkeit den Kopf. »Wir dürfen am Samstag kein Feuer berühren,« sagte er und war nicht um Gold zu bewegen, dieses Gebot zu übertreten. Dagegen verleugnen sie ihre Nationaluntugenden dort so wenig wie bei uns. Alte, ganz wertlose Schmucksachen wurden mir in jüdischen Häusern zu unglaublichen Preisen angeboten. Wenn ich lächelnd aufstand, fragte die Familie voll Erstaunen: »Wie, Du gehst? Du willst nicht 1000 Frcs. dafür geben?« Allerdings leben die Leute oftmals in dem Wahn, einen wahren Schatz an einigen alten Steinen zu besitzen und trösten sich, wenn man ihnen ein Zwanzigstel des verlangten Preises dafür bietet, mit dem Gedanken, dass der Besucher nichts davon verstehe. In den grossen Bazaren werden übrigens die Preise gut gehalten und ist selten mehr als die Hälfte der ersten Forderung abzuhandeln. Im allgemeinen ist weder der Araber, noch der Türke geldgierig. Vor mehreren Jahren kaufte ich in Damaskus ein Frauenkostüm. Als ich eine Stunde später das Geschäft nochmals aufsuchte, um einen Schleier dazu auszusuchen, fand ich den nischenartigen Laden wohl verschlossen und mit einem grossen Vorhängeschloss abgesperrt. Die Nachbarn, bei denen ich mich erkundigte, sagten mir, der Mann habe vorhin mit mir ein so gutes Geschäft gemacht, dass er darauf verzichte, an diesem Tage noch zu arbeiten. Leider beuten die Dolmetscher und Fremdenführer der Hôtels die Geschäfte arg aus, so dass man sich nicht wundern darf, wenn die Leute während der Reisesaison möglichst viel Geld zu verdienen suchen; denn von Mitte Mai bis zum Herbst verkaufen sie oft tagelang nicht das kleinste Stück. Daher sind die grössten Läden während der Sommermonate geschlossen und der Inhaber benutzt diese Zeit, um

persönlich in Constantinopel oder Cairo Einkäufe zu machen. Der Ausfuhrhandel von Damaskus zerfällt in zwei Branchen: in Landesprodukte und Landesfabrikate. Erstere umfassen in der Hauptsache: Wolle, Lammfelle, Aprikosenkerne und Aprikosenpasta, Süssholz, Eiweiss und Eigelb, Rosinen und einige Medizinwurzeln. Die Ausfuhr in Wolle ist nicht unbedeutend, die Wolle an und für sich eignet sich jedoch wenig für den europäischen Markt wegen ihrer Derbheit. Amerika ist der Hauptkäufer. Die Lammfelle, von denen im Jahr 80—100 000 Stück zum Versandt kommen, gehen zum grössten Teil nach Berlin und Leipzig; diese Felle dienen zur Glacéléderfabrikation. Die Ausfuhr von Aprikosenkernen erreicht den Wert von 250—300 000 Frcs. Die Kerne dienen zur Herstellung von bitterem Mandelöl und ersetzen die sehr viel teuerern bitteren Mandeln. Als Käufer treten in erster Linie Frankreich und Deutschland auf. Aprikosenpasta ist ein aus dem Fleisch der wilden Aprikose gewonnener, dünner, langer Fladen, der in der Wüste von den Beduinen gerne gegessen wird. Der Geschmack der Pasta ist süsssäuerlich und sehr durstlöschend. Süssholz findet Absatz in Egypten, Frankreich und vor allem in Amerika, Eiweiss, Eigelb und Rosinen gehen hauptsächlich nach Frankreich. Der Export in hiesigen Fabrikaten ist sehr beschränkt, er erstreckt sich nur auf baumwollene und halbseidene Webstoffe, Schuhwaren und Antiquitäten. Die Textilbranche in Damaskus geht mit jedem Jahre mehr zurück. Während früher circa 7000 Webstühle, die 20000 Personen Beschäftigung gaben, in Betrieb waren, sind heute nur noch circa 3800 mit ungefähr 10000 Webern in Arbeit. Hamah und Homs ziehen diesen Handelszweig mehr und mehr an sich, da die dortigen Arbeiter um geringeren Lohn arbeiten als die verwöhnteren, lebenslustigen Damascener. Billige, schlechte Schuhmacherwaaren werden in grosser Anzahl nach Egypten verkauft. Getreide und Sämereien eignen sich wenig zum Export, da diese Landesprodukte zu unrein und schlecht geputzt in den Handel kommen und die Transportverhältnisse aus dem Innern zu ungünstig sind. Die seit einigen Jahren in Betrieb gesetzte Eisenbahn Beirût—Damaskus—el-Muzĕrib (Haurân) scheint darin nicht nur keinen Wandel geschaffen, sondern die Frachten noch mehr verteuert zu haben. Der Einfuhrhandel umfasst alle nur erdenklichen europäischen Industriezweige, da Syrien ausser den oben genannten Artikeln nichts produziert. In Folge des gänzlichen Mangels an lohnender Industrie und des ungenügenden Exportes an Landesprodukten geht das Land von Jahr zu Jahr mehr zurück, wird die Kaufkraft des Volkes immer schwächer. Die schon seit Jahren in Damaskus herrschende Krisis ist ein sprechendes Zeugnis dafür. Die am Rande der Wüste gelegene Chalifenstadt, welche jedes geeigneten Hinterlandes entbehrt, muss notwendigerweise ihren Handel an das auf die reichen Euphratländer gestützte Aleppo ver-

lieren. Ausser prächtigem Sattelzeug werden von kunstgewerblichen Gegenständen fast nur die wohlbekannten, mit Bein und Perlmutter eingelegten Holzschuhe, Tischchen und Postamente, sowie schöne Messingplatten und Kannen gefertigt. Auch findet man im Bazar der Goldschmiede viele hübsche Schmucksachen, wie Brochen und Gehänge in Silber, die mit grossem Fleiss gearbeitet und nicht teuer sind. Alle Waffen, die schönen ciselierten Tierfiguren aus Bronce, die oft riesigen Ampeln und Laternen, sowie Teppiche und Vasen kommen aus Persien, die grosse Menge der übrigen, wohlbekannten orientalischen Waaren aus der türkischen Hauptstadt und Egypten. Dass viele Fälschungen gewagt werden, steht ausser Zweifel, jedoch ist das oft lächerlich übertriebene Misstrauen, welches Europäer bei Einkäufen im Orient zeigen, keineswegs berechtigt und vermindert bedeutend den Genuss, den der natürliche Verkehr mit den Eingeborenen bietet. Ausserdem ist es selbst für den landes- und sprachenkundigen Reisenden vor allem im Innern des Landes äusserst schwierig, Gebrauchsgegenstände auf direktem Wege zu erwerben. Um ein Messer, einen Gürtel oder ein Armband, einen Kaffeemörser oder ähnliches muss man lange bitten und meist mehr Geld dafür anlegen wie im Bazare der grossen Städte. Anders steht es mit den Münzen. Wenn wir uns in Kleinasien in einem Orte mehrere Tage aufhielten, wurde es rasch bekannt, dass wir »eski para« kaufen wollten. Ich gab dann $^1/_2$—1 Piaster für jede gut erhaltene Kupfer-, $^1/_4$—$^1/_2$ medschidiê für eine Silbermünze. Ohne von dieser Norm je abzuweichen, sammelten wir in wenigen Monaten einige hundert zum Teil sehr guter Münzen, von denen die wertvollsten auf der beigegebenen Tafel abgebildet und im Anhang vom Vorstand des Königlichen Münzkabinetts in München, Herrn Professor Riggauer, wissenschaftlich behandelt sind.

Auch auf dem Bazar in Kaisarieh fanden sich sehr brauchbare Silbermünzen, meist aus der Zeit des Lysimachos, welche ich durch Vermittlung eines Herrn der dortigen American Mission billig erwerben konnte. Fälschungen werden hierin verhältnismässig wenige gemacht, dagegen erwiesen sich bis jetzt fast alle in Kaisarieh erworbenen Keilschrifttäfelchen als gefälscht.

KAPITEL IV.

Ein Jagdzug durchs heilige Land.

Einstweilen war der Mai herangekommen und ich trat einen 31tägigen Jagdzug durch Palästina an. Von Damaskus ritt ich über Katana nach Kefr Hauwar und Bânjâs, besuchte die Jordanquellen und den Hûlesee, Safed und Nazareth, ritt hinunter nach Tiberias an den See Genezareth, dessen Ufer sich als das ergiebigste Jagdgebiet erwies, und erreichte über Naplus und Dschenîn Jerusalem, wo ich die Pfingstfeiertage über blieb. Reiche ornithologische Beute konnte ich im Jordandelta und an der Westseite des Toten Meeres erwerben, worauf ich über Ramleh nach Jaffa ritt und immer der Küste folgend über Haifa, Akka, Sidon, Tyrus nach Beirût und Damaskus zurückkehrte.

Da es sich hier nicht darum handeln kann, eine Beschreibung der oft gemachten, wohlbekannten Route zu liefern, will ich versuchen, eine Uebersicht der von mir in Syrien und den angrenzenden kleinasiatischen Gebieten während verschiedener Reisen beobachteten Arten zu geben, weil besonders die von mir besuchten Teile von Türkisch-Asien eine sehr grosse Mannigfaltigkeit der Formen aufweisen.

In dem von einem subtropischen Flussthale durchschnittenen, im Osten von der Wüste, im Westen vom Mittelmeere, im Norden von hohen Gebirgszügen begrenzten Palästina musste der so verschiedenartigen tektonischen Beschaffenheit sich auch die Fauna vierfacher Gestalt anpassen, so dass wir ausser den über die ganze alte Welt gleichmässig verbreiteten Arten, alpine, mediterrane, Wüsten- und tropische Formen finden, eine Thatsache, die besonders in der Vogelwelt des heiligen Landes ihre volle Bestätigung findet. Canon Tristram hat für den Palestine Exploration Fund ein sehr verdienstvolles Buch über die

Fauna Palästinas[1]) geschrieben, in dessen Einleitung er sagt: »Die Vogelwelt von Palästina ist gleich der der Säugethiere aussergewöhnlich reich in Bezug auf die Zahl der Arten für ein so kleines Gebiet, welches nicht mehr als 5600 Quadratmeilen bedeckt. Sie besteht aus 348 bekannten Species, welche folgendermaafsen eingeteilt werden können: Palaearktische Arten, von denen die meisten auch anderswo vorkommen: 271, äthiopische: 40, inbegriffen 10, welche zugleich indisch sind; indische, aber nicht äthiopische: 7, und solche Arten, welche, soviel wir wissen, bis jetzt Syrien eigentümlich sind: 30. Aber diese Vogelwelt ist durchaus nicht gleichmässig über das ganze Gebiet verbreitet. Von den palaearktischen Arten gehört beinahe jede dem Küstengebiet und den Hochländern östlich und westlich des Jordan an. Die äthiopischen und indischen Typen sind fast ausschliesslich auf die tiefe Senkung des Beckens des Toten Meeres beschränkt, welche mit Ausnahme einiger Winterzugvögel sehr wenige palaearktische Arten aufweist. Von den 30 Vögeln, welche zur äthiopischen Fauna gehören, wurden 18 Arten in Palästina niemals ausserhalb des Beckens des Toten Meeres gefunden. 10 andere sind Wüstenformen, welche hier ihre nördliche Grenze erreichen und in Arabien wahrscheinlich häufig sind. Von den 30 Arten, welche als für Palästina neu oder eigentümlich zusammengefasst wurden, sind 13 nichts als Veränderungen oder Vertreter wohlbekannter palaearktischer Typen. Mehrere von den anderen neuen Arten sind eng verwandt mit bekannten Wüsten- oder östlichen Formen und finden sich auch ausserhalb des Toten Meerbeckens. Aber 11 species giebt es, welche eben so vielen verschiedenen Gattungen angehören, die dem Becken des Toten Meeres eigentümlich sind und ausserhalb der Grenzen desselben noch nicht beobachtet wurden. So ist die Vogelwelt des Toten Meeres bestimmt unterschieden und typisch in ihren Arten und zeigt manchmal indische, häufig afrikanische Verwandtschaften.« Es ist mir gelungen, eine grosse Anzahl von Vögeln bei Damaskus oder in Palästina zu beobachten, beziehungsweise zu erlegen. So sah ich im Frühjahr nicht selten auf altem Gemäuer die Blaudrossel (Monticola cyana Linn.). Unser einheimischer Wasserstar (Cinclus merula [J. C. Schäff]) wird im heiligen Lande durch den äusserst ähnlichen Cinclus rufiventris (Hemp. u. Ehrenb.) ersetzt; von den **Steinschmätzern** fiel mir im Ostjordanlande täglich die muntere **Saxicola lugens** (Licht.)[2]) auf, welche in den wilden Schluchten und Steinwüsten Palästinas ihre eigentliche Heimat zu haben scheint. Eine verwandte Art, der isabellfarbene Steinschmätzer (Saxicola isabellina [Cretzschm.]) brütet auf dem Hermon und Libanon. Unsere einheimische **Nachtigall,** Daulias luscinia (L.), ist den

[1]) Tristram: The Survey of Western Palestine, The Fauna and Flora of Palestine, London 1884.

[2]) Ein schönes Männchen (von Dr. Parrot sicher bestimmt) ziert meine Sammlung.

Arabern wohlbekannt und wird von ihnen bul-bul geheissen. Ein hochinteressanter Vertreter der Vogelwelt des heiligen Landes ist die Palästina-Wüstendrossel (Crateropus chalybaeus) ein lärmender Vogel, der meist in kleinen Gesellschaften angetroffen wird und der ausgesprochenste Feind des Häherkukuks ist, den er unerbittlich verfolgt. In seiner Verbreitung ist er auf das Becken des Toten Meeres beschränkt; ich schoss ihn bei Jericho. Unsere Tannenmeise und Kohlmeise findet sich auch im Libanon und Taurus; auf letzterem sah ich auch die weissköpfige Schwanzmeise (Acredula caudata [L.]) und bei Kaisarieh die Beutelmeise (Aegithalus pendulinus [Bl. u. Keys.]). Von Spechtmeisen sah ich unseren Kleiber, Sitta caesia (Wolf), auf dem Hermon und in Galiläa; im Libanon begegneten wir der syrischen Spechtmeise (Sitta Neumayeri [Michah]) in Nordsyrien aber der nah verwandten Art Sitta Krüperi (v. Pelz). Unsern farbenprächtigen Mauerläufer (Tichodroma muraria [L.]) dessen Verbreitung von Spanien bis zum Himalaja reicht, sah ich nur einmal in Palästina, jedoch findet er sich nach Tristram in allen Felsschluchten und Klüften von den höchsten Kämmen des Libanon bis hinunter zur Ebene von Genezareth. Im Jordanthale traf ich einen mir bis dahin unbekannten kolibriartigen Vogel, der jedoch nichts anderes war, als der von Tristram ausführlich beschriebene und auf einer Tafel dargestellte Palästina-Honigsauger (Cinnyris oseae [Bonak.]) einziger Vertreter einer rein tropischen Familie, welche so weit nach Norden geht. Von Bachstelzen erlegte ich Motacilla alba, Budytes flavus (L.) und in Kleinasien Budytes melanocephalus (Licht.), welcher in Palästina zu den Seltenheiten zu gehören scheint. An der phönizischen Küste hörte ich den Gesang des Goldsteissbulbul (Pycnonotus xanthopygus [Hemp. u. Ehr.]), im Juni den des Pirol (Oriolus galbula [L.]) in den Baradaauen. Am See Tiberias bogen sich Mitte Mai alle Zweige unter der Last unzähliger Turteltauben (Turtur communis Selbg.); grosse Würger, welche Tristram als Lanius aucheri Bp.[1]) von unserem einheimischen Lanius excubitor unterscheidet, sassen fast auf jedem Strauche und liessen uns bis auf wenige Schritte herankommen; die schillernden Bienenfresser (Merops apiaster [L.]) durchschwirrten zu Hunderten die Luft, oder liessen sich auf Blumen nieder, welche in tropischer Ueppigkeit das Ufer des Sees schmücken; an einem klaren Bache, der in diesen mündet, sah ich Alcedo ispida L. und Ceryle rudis (L.), den ich noch manchesmal an den Flussmündungen der Küste erlegte; die grösste Freude aber bereiteten mir die herrlichen Smyrnakrabbenstecher (Halcyon smyrnensis [L.]) die sich abends bei ihren Nestern in der Lehmwand des Gestades einfanden. Auf den Citronen-

[1]) Lanius aucheri Bp. ist nach Dr. Parrots Meinung wohl specifisch nicht verschieden von dem indischen Lanius lathora.

bäumen des Hofes unserer Locanda in Damaskus konnte ich täglich ein Pärchen schmucker egyptischer Turteltauben beobachten. Ende März kommt die Höhlenschwalbe (Hirundo rufula Temm.) in die wärmeren Teile des heiligen Landes, wo sich auch die Rauch-, Ufer- und Felsenschwalbe findet. An der Küste begegneten wir wiederholt dem Grünfinken (Ligurinus chloris [L.]). Buchfink und Stieglitz sind dort häufig, der Bluthänfling (Linota cannabina [L.]) brütet nach Tristram im Sommer in Gesellschaft des Schneefinken auf den Höhen des Hermon und des Libanon, im Winter durchstreift er in grösseren Zügen die Ebenen. Den Steinsperling (Petronia stulta [Gmel.]) fand ich im Anti-Libanon. Auf den Strassen von Jerusalem gab es Haussperlinge (L.) in Menge. Danford[1]) fand eine sehr bemerkenswerthe Finkenart, die auch im Libanon von ihm in grosser Menge und im Taurus in der dritten Aprilwoche beobachtet wurde; es ist dies der auch im Kaukasus vorkommende Rotstirngierlitz (Serinus pusillus [Pall]). Einer der häufigen Vögel Syriens und Kleinasiens ist im Frühjahr die Gartenammer (Emberiza hortulana [L.]) und die Haubenlerche (Galerita cristata [L.]) welche das ganze Jahr über in grosser Anzahl das heilige Land bewohnt. Auch die Feldlerche (Alauda arvensis) die Baum- oder Haidelerche (Alauda arborea [L.]) die kurzzehige Lerche (Calandrella brachydactyla [Leisl.]) und die Kalander-Lerche (Melanocorypha calandra [L.]) finden sich zu gewissen Jahreszeiten ein. Dazu kommt noch die kleine Stummellerche (Alaudula minor [Cab.]) welche besonders häufig die Salzsteppen Kleinasiens bewohnt und auch in den Wüsten Arabiens, Nubiens und Egyptens vorkommt. Von unserem Star (Sturnus vulgaris [L.]) sah ich Flüge von Tausenden; von Anfang Mai an zeigt sich im Innern von Kleinasien der Rosenstar (Pastor roseus [L.]) von dem Tristram Folgendes erzählt: »Der Rosenstar ist den Einwohnern als der Heuschreckenvogel wohlbekannt, weil er seine Beute unter diesen landverwüstenden Insekten sucht, deren Schwarm er gewöhnlich folgt. Er ist sehr unbestimmt in seinen Besuchen und kann eher ein irrender als ein Wandervogel genannt werden. Ich fand ihn im Jahre 1858, doch weder 1864, noch 1872. Im Jahre 1881 begegnete ich wunderbaren Flügen dieses Vogels in Nordsyrien, welche während dreier Tage am Orontes, nahe dem alten Larissa, in unzähligen Myriaden gegen Westen über uns hinzogen. Es müssen tausende und abertausende gewesen sein. Die Heuschrecken waren dort, und eines Tages ritten wir über einige Aecker, welche von jungen Heuschrecken wimmelten, so dass sie die ganze Oberfläche thatsächlich bedeckten. Da plötzlich liess sich einer dieser Flüge von Rosenstaren darauf nieder, indem er sich gleich

---

[1]) C. G. Danford, Contribution to the Ornithology of Asia Minor. (Ibis IV. Ser. No. III. July 1877).

4*

einem Riesenfächer über die Erde breitete, welche nun mit schwarz und rosa gesprenkelt schien. Kurze Zeit nachher erhoben sich die Vögel wieder; wir kehrten zurück und konnten auch nicht mehr die Spur einer Heuschrecke finden.«

Beim Kloster Mâr Sâbah am Toten Meer erwarb ich ein Paar Felsenstare (Amytrus Tristrami [Sclater.]) in ihrer Verbreitung äusserst beschränkte Vögel, die bisher noch niemals ausserhalb der Umgebung des Toten Meeres gefunden wurden[1]). Die braunen Schwingen lassen diesen nördlichen Vertreter einer äthiopischen Familie von Weitem erkennen, doch ist er wegen seiner grossen Scheu äusserst schwierig zu erlegen. Der mächtige Kolkrabe (Corvus corax [L.].) ist im Winter in Kleinasien und Palästina weit häufiger als bei uns; der ins Grünlichschwarze schimmernde Corvus agricola vertritt dort unsere Saatkrähe. Der »Kak« der Araber ist nichts anderes als unser Corvus monedula (L.), die Turmdohle, von der Drummond im Jordanthal eine Varietät mit silberschimmerndem Nackengefieder beobachtet hat, welche er Corvus collaris nennt. Die Nebelkrähe, (Corvus cornix L.) und die Elster (Pica rustica [Scop.]) sahen wir häufig in Kleinasien; letztere auf allen Friedhöfen und zu Hunderten auf den feuchten Wiesen von Nigdeh; erstere soll auch im Ostjordanlande in Menge vorkommen. Ich sah sie nur bei Jerusalem. Bei Damaskus sah ich bei meinen täglichen Ausritten den Eichelhäher, den ich anfänglich für unseren einheimischen Garrulus glandarius hielt, an seinem schwarzen Kopf aber bald als eine Varietät oder Lokalform erkannte. Es war Garrulus atricapillus Geoffr., der sich in seiner Lebensweise und in seinem Benehmen ebenso wenig vom Eichelhäher unterscheidet, als der Garrulus krynicki (Kalenicz), der den Taurus, oder der Garrulus hyrcanus (Blanf.), der den Kaukasus bewohnt. Die gelbschnäbelige Alpendohle (Pyrrhocorax graculus [L.]) und die rotschnäbelige Alpenkrähe (Pyrrhocorax alpinus [Kock.]) von denen die erstere ein wohlbekannter Vogel unseres Hochgebirges ist, finden sich beide am Taurus, wo wir sie zusammengeschart beobachten konnten; auf dem Libanon und dem Hermon sah Tristram die Alpendohle hart an der Schneegrenze. Auch der Mauersegler (Micropus apus [L.]) kommt im Frühjahr nach Kleinasien und Palästina, dagegen sind die Spechte in den beiden genannten Ländern nur durch wenige Arten vertreten. Grün- und Schwarzspecht fehlen anscheinend in Palästina und werden nur selten in Anatolien getroffen. Dagegen ist der Kleinspecht (Dendrocopus minor [L.]) im Taurus häufig, ebenso der mittlere Blutspecht, (Dendrocopus medius [L.]), und der auch in Griechenland und im Occupationsgebiet vorkommende Hellenenspecht (Dendrocopus lenconotus lilfordi [Sharpe & Dresser.]) In Syrien haben

[1]) Vgl. Tafel bei Tristram a. a. O. p. 74.

die Piciden nur einen einzigen Vertreter, nämlich den unserm Dendrocopus major sehr ähnlichen Buntspecht (Dendrocopus syriacus, [Hemp. & Ehr.]) Den hierher gehörigen Wendehals (Iynx torquilla, [L.]) habe ich dort ebenfalls nicht selten angetroffen. Im April kamen die ersten Mandelkrähen (Coracias garrula [L.]) in der Ghûta an; ihre nicht minder schöne östliche Verwandte Coracias indica (L.) ist ein seltener Gast in Anatolien, wo Danford sie nur ein einziges Mal in der Ebene, welche sich am Fusse des Ala Dagh ausbreitet, gesehen hat. Bienenfresser (Merops apiaster [L.]) sah ich in Menge am See Genezareth im Mai und in Nordsyrien. In der Ebene von Adana waren im August und September die Telegraphendrähte von ihnen bedeckt, und unser Araber, welcher die entzückenden Tierchen wohl kannte, machte mich alle Augenblicke auf den ängstlichen Ruf der »warwars,« wie sie die Eingeborenen nennen, aufmerksam. Der kleine Merops persicus (Pall.) und der Merops viridis (L.), zwei tropische Arten, deren eigentliche Heimat Egypten ist, verirren sich manchmal ins Jordanthal, so dass sie recht wohl der Vogelwelt Palästinas zugerechnet werden können. Bei Damaskus fand ich auch den hudhud, unseren Wiedehopf (Upupa epops [L.]) sowie den gemeinen Kukuk (Cuculus canorus [L.]) dessen scheuen, schopfgeschmückten Verwandten Coccystes glandarius (L.) ich im Buschwald nahe der Jordanmündung schoss. Auch die Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus [L.]) möchte ich nicht unerwähnt lassen, da sie in Kleinasien und Palästina nicht seltener als bei uns ist. Tristram entdeckte am Toten Meer eine neue Art, den wertvollen Caprimulgus tamaricis, den ich aber trotz aller Mühe nicht zu Gesicht bekommen konnte.

Es giebt wenige Länder, welche eine so grosse Anzahl von Raubvögeln aufweisen, wie die asiatische Türkei. Die Zwergohreule (Scops giu [Scop.]) hört man in Kleinasien fast jede Nacht bei jedem Dorfe. Von Afrika, wo sie überwintert, kommt sie im Frühjahr in grosser Anzahl nach Palästina und brütet dort. Der eigentliche »bumih« der Araber aber, der heilige Vogel der weisen Minerva, ist der südliche Wüstenkauz, (Athene glaux [Savign.]) der sich besonders durch sein lichteres Gefieder von unserem einheimischen Steinkauz unterscheidet, welch' letzterer nicht südlicher als Kleinasien hinabzureichen scheint. Zwischen Naplus und Jerusalem flog alle Viertelstunden dicht vor uns mit lautlosem Flügelschlag die kleine Eule auf, um sich hundert Schritte weiter auf dem ersten Felsen oder Erdhaufen niederzulassen. Mit ihren grossen, gelben Augen glotzte sie den sich nähernden Menschen so starr an, dass ich Aarif von seiner Meinung, sie sei blind, erst abbringen konnte, als ich ihm bewiesen hatte, dass alle diese Käuze hellgelbe Augen haben. Seltener begegnet man der Wald- und der Sumpfohreule, welch erstere, Asio otus (L.), Tristram bei den Cedern des Libanon brütend fand; der europäische Waldkauz,

(Syrnium aluco [L.]) steigt bis ins Jordanthal hinab, und ist den Arabern ebenso wohlbekannt als die Schleiereule (Strix flammea [L.]), welche sie Bumih abiat (weisse Eule) nennen. Von Uhus kommen mehrere Arten vor, von denen ich jedoch keine antreffen konnte, bis wir in der Halysklamm von Köprüköi einen bubo aufjagten. Auch den mächtigen Bartgeier (Gypaetes barbatus L.) hatten wir nie das Glück, beobachten zu können, obwohl er im Taurus nach Danford nicht selten angetroffen werden soll. Dagegen hatte ich reichliche Gelegenheit, die übrigen grossen Geierarten, welche mit gewaltigen Schnabelhieben die Reste der gefallenen Kamele und Saumtiere den herrenlosen Hunden, Schakalen, Wölfen und Hyänen streitig machen, oft aus nächster Nähe zu beobachten. An der phönicischen Küste, nicht weit von dem alten Sidon, sah ich einst auf einem Hügel eine Anzahl von riesigen Vögeln, welche von Ferne wie sich bückende Männer aussahen. Beim Näherkommen flogen die Tiere langsam auf, so dass ich mit Bestimmtheit in ihnen Kuttengeier erkennen konnte. Dieser, Vultur monachus (L.), ist in Palästina, wo er meist paarweise vorkommt und von den Arabern ebenso wie sein Vetter (Gyps fulvus, Gmel.) »nisr« genannt wird, weit seltener wie dieser, der Gänsegeier, der einer der charakteristischsten Raubvögel Südeuropas und vor allem der asiatischen Türkei ist. Doch sein kleinerer Verwandter, der Aasgeier, (Neophron percnopterus [L.]), den die Türken »akbaba,« weisser Vater, nennen, nimmt ihm den grössten Teil der Beute weg, da er sich oft in grossen Gesellschaften bis in die nächste Nähe der Städte wagt. Nicht selten sah ich sogar einen mitten in Damaskus auf dem Dache unseres Hôtels sitzen, und die Spitze eines benachbarten Minarets war ein beliebter Ruheplatz für die weithin sichtbaren Vögel, deren weisses Kleid im Fluge sich herrlich abhebt vom blauen Firmament. Gespenstig ziehen sie oft hart an dem Jäger vorbei ihre mächtigen Kreise, wenn sie von einem am Wege liegenden Aas aufgescheucht werden, um sich nach wenigen Minuten wieder darauf niederzulassen. An der Küste beobachtete ich an der Mündung eines klarfliessenden Baches, der durch die Sanddüne dem Meere zueilte, viele Stunden lang die verschiedenartigsten Vögel, welche zum Trinken herbeigeflogen kamen. Am häufigsten stellten sich unsere Aasgeier ein, aber nur mit äusserster Vorsicht gelang es mir, mich anzupürschen, und es bedurfte eines wohlgezielten Schusses, um einen derselben zu erbeuten, da die harten Schwungfedern selbst grobe Schrote nicht durchlassen. Die Jungen unterscheiden sich durch ein dunkles, meist schmutziges, oft ganz schwarzes Gefieder. Anfangs April kommt der Aasgeier, welcher seine eigentliche Heimath in Afrika hat, wo er sich von Egypten bis zum Kap der guten Hoffnung verbreitet, nach Kleinasien und verirrt sich manchmal bis Mitteleuropa, wo er bei Genf wiederholt gebrütet hat. Korn- und Rohrweihen (Circus cyaneus ([L.]), und (Circus

aeruginosus [L.]) sah ich bei Damaskus manchesmal, ebenso den Sperber (Accipiter nisus [L.]); ein einziges Mal nur den Hühnerhabicht (Astur palumbarius [B.]). Von Bussarden fällt dem Reisenden besonders der hellschwänzige Adlerbussard (Buteo ferox [Gmel.]) auf, der auch in Kleinasien in grossen Ebenen häufig angetroffen wird und der Mäusebussard, der im Frühjahr vom heiligen Lande aus nordwärts zieht. Dazu kommt als seltener Gast der kleinere Steppenbussard (Buteo desertorum [Dand.]) und der Wespenbussard (Pernis apivorus [L.]) der in Palästina, welches seine östliche Grenze zu bilden scheint, brütet. Von den Adlern treffen wir in Palästina am häufigsten den Schlangenadler (Circaetus gallicus [Gmel.]). In der Umgebung von Jerusalem schoss ich im Mai den seltenen Habichtsadler (Nisaetus fasciatus [Vieill.]). Am mittleren Halys hatten wir im Monat November Gelegenheit, den weissschwänzigen Seeadler (Haliaetus albicillus [L.]) zu beobachten. Einmal sah ich einen dieser Vögel auf einer Sandbank mitten im Flusse sitzen. Er hielt einen fetten Fisch in den Fängen, und liess uns, ohne von seiner Beute zu lassen, bis hart an das Ufer herankommen. Da unser schwarzer Diener, der das Gewehr trug, mit dem Gepäck und den Gensdarmen einen kürzeren Weg eingeschlagen hatte, dachten wir nicht daran, den Adler zu erlegen und feuerten mehr des Scherzes halber einige Revolverschüsse auf ihn ab, was aber nur zur Folge hatte, dass der Vogel seinen Fisch einige 50 Meter stromaufwärts trug. Ich galoppierte nun feldeinwärts zu den Dienern, holte die Büchsflinte und schoss eine Kugel zu dem Adler, der wie ein Felsen aus dem Wasser ragte, hinüber. Mein Freund beobachtete die Scene mit dem Fernglas und sah das Tier nach dem Schuss in den Strom fallen; doch ehe ihn die Strömung fortreissen konnte, kam er wieder hinauf auf die Sandbank. Unsere Leute waren unterdessen herangekommen, und der Stallknecht Jacob erbot sich, den Seeadler herauszuholen. Durch die kalten Wogen, welche ihm bis zur Brust reichten, watete er der Insel zu und trug, ihn an den Flügeln hoch über den Wellen haltend, die Beute zu uns ans Land. Da wir unsere Werkzeuge zum Präparieren nicht bei uns hatten, und nur eine Schwinge abgeschossen war, banden wir den Vogel, der in ohnmächtiger Wut um sich biss, in einer Düte von Segeltuch am Sattel fest und führten ihn so drei Wochen lang mit uns. Schon nach wenigen Tagen wurde er vertraulich und verschlang gierig die Reste unserer Mahlzeit. Ebenso häufig wie den Seeadler an den grossen Flüssen Kleinasiens sahen wir den Steinadler (Aquila chrysaetus [L.]) im Winter bei Kaisarieh. Auch der Kaiseradler (Aquila melanaetus [L.]) fand sich im Dezember oft in Gesellschaften von 4—6 Stück in den weiten Ebenen des Innern. Selten begegneten wir dem Steppenadler (Aquila mogilnik [Gmel.]) den Danford im Taurus, Tristram im Libanon beobachtet hatte. Der Fischadler (Pandion haliaetus [L.]) ist an der syrischen Küste keine

Seltenheit, ebenso wenig der Wanderfalke (Falco peregrinus [Tunst])[1]), der auch in den Gebirgen Anatoliens ein oft gesehener Standvogel ist. Anfangs März, wenn der rote Milan nordwärts zieht, kommt der schwarze (Milvus migrans [Bodd.])[2]) von Egypten nach dem heiligen Lande und Kleinasien, wo er in der Nähe der grösseren Städte zu den häufigsten Raubvögeln gehört. Der schwarzflügelige Gleitaar (Elanus coeruleus [Desf.]) wurde von Danford im Winter auf dem Taurus beobachtet, auch im Jordanthale, sowie bei Nazareth gesehen. Seine eigentliche Heimat ist Afrika, wo er besonders in Oberegypten häufig ist. Ausser den Genannten sahen wir noch den Baumfalken (Falco subbuteo [L.]), den Turmfalken (Cerchneis tinnunculus [L.]), welcher über ganz Europa und Asien, sowie in Nord-Ost- und Westafrika verbreitet ist, sowie den schmucken Rötelfalken (Cerchneis cenchris [Naum.]), der in Kleinasien und Palästina in alten Schlössern und Festungswerken, ja selbst unter den Dächern der Dorfhütten brütet. Die unzähligen Taubenschläge von Ürgüb und Göreme in Kappadokien waren von Tausenden von wilden Felsentauben (Columba livia [Briss.]) bevölkert. Die Art, welche als die Stammmutter unserer Haustaube betrachtet wird, fand sich auch im Taurus und besonders häufig im Westjordanlande. Nicht minder zahlreich ist in Palästina und Kleinasien die Hohltaube, (Columba oenas [L.]), und die Ringeltaube (Columba palumbus [L.]). Als ich im Mai am See Genezareth jagte, bogen sich die Zweige unter der Last unzähliger Turteltauben (Turtur communis [Selg.]) welche Bäume und Sträucher bis auf das letzte Plätzchen besetzt hielten. Sie kommen Anfang April nach Palästina und Kleinasien in Milliarden und bedecken ganze Landstriche. Auch Turtur senegalensis (L.) und Turtur risorius brüten in den sonnendurchglühten Schluchten des Toten Meeres. Auf den Citronenbäumen des Hôtelgartens in Damaskus beobachtete ich täglich ein Pärchen der schmucken egyptischen Turteltaube (Turtur senegalensis). Von Hühnervögeln bekam ich mehrere Arten zu Gesicht. Vor allem Caccabis saxatilis chucar, (Gray.), ein östliches Steinhuhn; es ist im Taurus äusserst häufig und erfüllt die Thäler und Schluchten des Bulghar-Dagh mit seinem weittönenden Lockruf. Die Türken nennen es »güzel,« was weiter nichts heisst als hübsch, und erlegen dieses schmackhafte, herrlich gefärbte Waldhuhn auf ähnliche Weise, wie die Andalusier das nahverwandte Rothuhn. Ein kräftiger Hahn wird in einem Rohrkäfig an einem lichten Platze aufgestellt und lockt durch sein Rufen bald alle in der Nähe befindlichen Hühner an. Deshalb stehen

[1]) Der gemeinste unter den grösseren Falken Palästinas ist indes der Würgfalke, Falco lanarius Schl.

[2]) Ohne Zweifel wird dieser vielfach mit dem auch im Lande vorkommenden Schmarotzermilan, Milvus aegyptius (Gmel.) verwechselt. Dr. P. (Vgl. Brehms Tierleben, Bd. IV, 2. Aufl., p. 694.)

die gefangenen Männchen hoch im Preis und werden in Damaskus und Jerusalem im Bazar feilgeboten. Bei Jaffa, ganz nahe der grossen Strasse nach Jerusalem, sah ich den Vogel in grosser Zahl. Er läuft sehr behende, ist aber sonst wenig scheu und fällt, wenn aufgescheucht, bald wieder ein. Im westlichen Kleinasien, sowie in Nordsyrien kommt er gemeinsam mit Caccabis saxatilis (Meyer & Wolf) vor. Die Verbreitung des Alpensteinhuhnes nach Osten ist noch nicht genauer festgestellt, ebenso wenig die unseres Rebhuhnes, Perdix cinerea ([Lath.]), das in einigen Gegenden Syriens und Anatoliens mit Sicherheit nachgewiesen wurde. Ein in Folge seiner beschränkten Verbreitung wenig bekannter Vogel ist das Temminck-Zwergsteinhuhn (Ammoperdix hayi [Temm.]), welches sich mit Ausnahme der felsigen Wüsten des Sinai nur im Becken des Toten Meeres und in den öden Schluchten und Spalten des südlichen Jordanthales findet. Ich schoss es bei Engeddi. An Grösse übertrifft alle die genannten Hühnervögel das Francolinhuhn (Francolinus vulgaris [Steph.]), welches früher auch in Spanien, Sardinien und auf den griechischen Inseln vorkam, jetzt aber dort überall ausgerottet ist und sich nur mehr auf Cypern, in Mesopotamien, Südpersien und Nordindien, sowie in Kleinasien, Syrien und Palästina findet. In der Ebene von Issus und Adana kam es mir wiederholt zu Schuss, ebenso am See Genezareth und in den feuchten Ebenen des Innern Palästinas. Grosses Vergnügen gewährte uns die Wachteljagd in der Umgebung von Damaskus. In einer einzigen Märznacht kommen oft ungeheure Schwärme dieser Vögel auf dem Zuge nach Syrien, wo sie sich in allen Kornfeldern, Ebenen und Sümpfen zum Brüten niederlassen. Weniger zahlreich scheint Coturnix communis (Bonn.) in Anatolien aufzutreten; der Wachtelkönig (Crex pratensis [Bechst.]) wurde nicht selten auf den erwähnten Jagdausflügen erlegt, und überall da, wo der Barada kleine Inseln bildet, sassen Hunderte von Teichhühnern (Gallinula chloropus [L.]) die bei unserer Annäherung sich erschreckt vom Ufer in die Wellen stürzten und dicht gedrängt der Mitte des Wassers zu flohen. Auch die Wasserralle (Rallus aquaticus [L.]) und das Blässhuhn (Fulica atra [L.]) gehören zu den von mir in Türkisch-Asien beobachteten Wasserhühnern.

Zu den auffallendsten Vögeln, welche in Kleinasien unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, muss ich den Kranich und die Grosstrappe zählen. Ersterer, Grus communis (Bchst.), zog in Flügen von 6—8 Stück auf unserer Wanderung längs des mittleren Halys täglich mit lautem, trompetenartigem Schrei über unseren Köpfen den Fluss entlang oder schritt gravitätisch auf den Inseln und Sandbänken umher; letztere, Otis tarda (L.), sahen wir auf der Heimreise zwischen Newscheher und Konia in kleinen Gesellschaften in der Salzsteppe bei Akseräï, Obruk und Sultan-Chan. Doch liessen uns die äusserst scheuen Tiere nur sehr selten

auf einen Büchsenschuss ankommen und die Militärgewehre der Saptiehs bewiesen eine beklagenswerte Treffunsicherheit. In Syrien und Palästina ist die Grosstrappe ebenso spärlich geworden wie ihre Verwandte, Otis tetrax (L.), die Zwergtrappe; im Jordanthal werden beide Arten durch Hubara undulata (Jacq.), die afrikanische Kragentrappe, ersetzt. In den schilfbedeckten Baradaauen bei Damaskus und vor allem im üppig bewachsenen, subtropischen unteren Jordanthale, welches einen so grossen Artenreichtum der gesamten Ornis aufweist, sind, wie sich denken lässt, die reiherartigen Vögel glänzend vertreten. Silber-, Purpur-, Nacht- und Seidenreiher, Kuh-, graue und Rallenreiher, kleine und grosse Rohrdommeln, schwarze und weisse Störche beleben dies undurchdringliche Röhricht des Jordandeltas, die grünen Ufer der Seen von Ateibe und die Sandbänke des Halys.

Der schönste unter all den Fischräubern ist ohne Zweifel Ardea alba (L.), der grosse Silberreiher, der seine Heimat im südöstlichen Europa, West-Asien und Nord-Afrika hat, in grösserer Anzahl auch an der unteren Donau getroffen wird. Ich sah ihn im heiligen Lande ein einziges Mal Mitte Mai an der Jordanmündung, doch findet er sich nach Tristram im Frühjahr und Sommer auch am See Genezareth und Hûle. Eine der häufigsten Reiherarten und kaum minder schön als sein stolzer, blendend weisser Vetter ist Ardea purpurea (L.), der Purpurreiher. In den mit Weiden und Birken dichtbewaldeten Baradaauen stiess ich oft auf Flüge von 6—8 Stück dieser majestätischen Vögel, welche zwar mit aussergewöhnlich langen Zehen und Nägeln begabt sind, doch selten aufbäumen und auch ihre Nester gewöhnlich auf dem Boden oder nahe demselben errichten. Oft bleiben sie im dichtesten Geäste eines Baumes den Blicken des Jägers lange verborgen. Aufgescheucht können sie sich nur langsam erheben, ziehen aber, wenn sie einmal über die Höhe der Bäume gelangt sind, immer höhere und weitere Kreise und erscheinen bald nur mehr als dunkle Punkte am wolkenlosen Firmament. Ardea garzetta (L.), Ardea ibis (L.), Ardea ralloides (Leop.) und Ardetta minuta (L.) fliegen nach Tristram am Hûlesee und im Jordanthal, sowie in Kleinasien in geeigneten Gegenden. Ersterer, der schmucke Seidenreiher hebt sich herrlich vom blauen Himmel ab, wenn er, den Hals wie einen Stock steif nach vorn gestreckt, meist in beträchtlicher Höhe seine Brutplätze umkreist. Unseren grauen Fischreiher (Ardea cinerea [L.]) sahen wir am Halys täglich und bei Ateibe, östlich von Damaskus, traf ich ihn in Gesellschaft der trägen Nachtreiher (Nycticorax griseus [L.]). Im April waren die ausgedehnten Wiesen der Ghûta mit tausenden und abertausenden von Störchen (Ciconia alba, [Bechst.]) bedeckt, welche die Araber »laklak« nennen und gleich den Türken schützen und lieben. Mit Ausnahme weniger zogen die gravitätischen Gäste nach einigen Wochen wieder ab, wohl



Storchennester auf der Castellmauer von Kaisarieh.

um nach Kleinasien und nach dem Norden weiter zu ziehen, wo sie im Innern auf einzelnen Bäumen und alten Gebäuden brüten. Auf Tafel II sehen wir über 2 m hohe Storchennester, welche auf der Castellmauer von Kaisarieh von den jedes Frühjahr wiederkehrenden Inhabern seit Jahren vergrössert werden. Ciconia nigra (L.), der schwarze Storch, der sich bei uns nur vereinzelt findet, soll am Toten Meer auf Eichbäumen brüten. Jedenfalls ist er im unteren Jordanthal nicht selten, da mir von dort mehrere Exemplare nach Jerusalem gebracht wurden. In grösserer Anzahl scheint er an den kleinasiatischen Flüssen aufzutreten, ja an der Küste des Meerbusens von Alexandrette bei Pajas stiessen wir auf eine Gesellschaft von mehr als 30 schwarzen Störchen. Die grosse Rohrdommel, (Botaurus stellaris [L.]) und der Löffelreiher (Platalea leucerodia [L.]), welche beide am See Hûle sicher, wenn auch nicht häufig getroffen werden können, schliessen diese Ordnung. Ich erwähne aus der Liste der noch übrigen in Türkisch-Asien von mir gesammelten Vögel nur kurz den Triel (Oedicnemus scolopax [Gmel.]), den ich Ende Mai bei Jaffa in Palästina schoss, ferner Glareola pratincola (L.), die Brachschwalbe, welche im Frühjahr auf dem Durchzug von Süd nach Ost das heilige Land und Kleinasien besucht und auch zahlreich zum Brüten bleibt, den gemeinen und den Sporenkiebitz (Vanellus capella [I. C. Schäff]), und (Hoplopterus spinosus [L.]) welch' letzterer mir gleich am ersten Jagdausflug in der Umgebung von Damaskus durch sein eigentümliches Nicken mit dem schopfgeschmückten Kopfe auffiel; den Gold- und Flussregenpfeifer (Charadrius pluvialis [L.] und Aegialites curonicus [Gmel.]) die beide in grosser Menge in Palästina überwintern und in Kleinasien nicht minder häufig sind. Ich komme zu den Scolopacidae, den Schnepfenvögeln, deren erste Unterfamilie, die Himantopodinae im Ghor durch zwei beachtenswerte Arten vertreten ist, nämlich durch Himantopus candidus (Bonn.) und Recurvirostra avocetta (L.), den Stelzenläufer und den Säbelschnäbler, von denen ich den ersten, der von allen Vögeln der Erde im Verhältnis zu seiner Grösse durch die längsten Füsse ausgezeichnet ist, Ende Februar am Mittellauf des Jordan, den anderen, welchen Tristram auch am Nordende des Genezarethsees beobachtet hatte, Mitte März an der Mündung erlegte. Der grosse Brachvogel (Numenius arquatus [L.]), die schwarzschwänzige Pfuhlschnepfe (Limosa aegocephala [L.]), der Rotschenkel (Totanus calidris [L.]), der Waldwasserläufer (Totanus ochropus [L.]), ferner Actitis hypoleucus (L.), Tringa alpina (L.) und Gallinago caelestis (Frenz.) wurden in Palästina während der Wintermonate von mir mehr oder weniger häufig gesehen, ebenso Hydrochelidon nigra (L.), die schwarze Seeschwalbe, welche in den Sümpfen bei Kaisarieh und am See von Ateibe flog. Auf der Reise von Jaffa nach Beirût, der phönicischen Küste entlang, zeigte sich an den

Flussmündungen Hydrochelidon leucoptera (Schinz), sowie Sterna minuta (L.), die Zwergseeschwalbe. Auch glaube ich daselbst im Mai grössere Flüge von Sterna macrura[1]) begegnet zu haben, obwohl es mir nicht möglich war, diese Meinung zu bestätigen, da es uns nicht gelang, ein Exemplar zu erlegen.

Von Möven kamen mir im heiligen Lande unter: Larus ridibundus, die Lachmöve, Larus fuscus, die Heringsmöve, und Larus canus, die Sturmmöve. Die Beobachtung dieser Vögel ist äusserst schwierig, da z. B. Verwechslungen von Larus ridibundus (Brünn) mit Larus melanocephalus, welch letztere ebenfalls im Gebiete brütet, kaum zu vermeiden sind.

Lach- und Heringsmöven finden sich nach Tristram häufig in völlig wasserlosen Einöden, so in der Wüste südlich des Toten Meeres und auf dem Hochlande von Moab, wo sie sich von Landschnecken nähren.

Larus argentatus (Brünn), die Silbermöve, scheint nach Aussage des genannten Forschers an der phönicischen Küste im Winter keine Seltenheit zu sein[2]). Eine Kormoranscharbe (Phalacrocorax carbo [L.]) schoss ich an der Jordanmündung und eben dort Ende März einen Pelikan (Pelecanus onocrotalus [L.]) der auch am See Genezareth und Hûle zu treffen ist, wenngleich weniger häufig, wie in seiner eigentlichen Heimat Egypten. Von den Tauchern überwintern in Syrien Podiceps cristatus (L.) und fluviatilis (Tunst.), von denen der erste in riesigen Scharen den See Genezareth bevölkert und sich von Damaskus bis zum Südende des Toten Meeres verbreitet. Auch ein Flamingo (Phoenicopterus roseus [Barr.]) wurde von uns an der Jordanmündung geschossen; doch fand ich den prächtigen Vogel, aufmerksam gemacht durch die Angaben Tristrams, auch an der Mündung des Kison, wo er zu brüten scheint. Unter den Enten ist es vor allem Tadorna casarca (L.), die Fuchsente, eine Bewohnerin von Süd- und Westeuropa, welche auf dem grössten Teil von Asien bis nach Indien, China und Japan verbreitet ist, die uns durch ihr weithin leuchtendes Gefieder auffiel. Sie brütet in Palästina besonders am Südende des Toten Meeres und am See Genezareth in hohlen Bäumen und Felsspalten und findet sich, da sie Gegenden mit salzhaltigen Gewässern bevorzugt, häufig am Halys, auf dessen Sandbänken und Inseln wir solche Enten in grosser Anzahl sahen, die aber wohl dort nicht einheimisch sind, sondern nur durchziehen. Eine Knäckente (Querquedula circia [L.]) erlegte ich bei Damaskus, eine Spiessente (Dafila acuta [L.]) anfangs März am See Genezareth, die Löffelente (Spatula clypeata, [L.]) Ende Februar

---

[1]) Da Sterna macrura eine nördliche Form ist, erscheint mir jetzt eine Verwechslung mit Sterna fluviatilis als wahrscheinlich.

[2]) Doch wohl nur im Winter, denn die grösseren Möven, die sich am häufigsten im Gebiete finden, gehören der Form Larus leucophaeus (Licht) (= Michahellisii = cachinnans Pall) an.

ebendaselbst. Tafelenten (Fuligula ferina [L.]) sahen wir häufig sowohl in Kleinasien, wie in Syrien, manchmal in Gesellschaften von 30 und mehr Stück, unter die sich nicht selten Reiherenten (Fuligula cristata [Ray]) und Krickenten (Querquedula crecca [L.]) mischen.

Von Lepidopteren, denen ich nur geringe Aufmerksamkeit schenken konnte, überraschten mich durch ihr massenhaftes Auftreten im März bei Damaskus »Doritis apollinus« und bei Missis in Cilicien im September »Vanessa briseis«. Aus dem Gesagten geht hervor, dass der Ornithologe in Kleinasien sowohl wie in Syrien im Winter und Frühjahr ein überreiches Material zu Beobachtungen findet, ja, dass infolge der eigentümlichen klimatischen Verschiedenheit der einzelnen Teile Palästinas auf einem räumlich sehr beschränkten Gebiet die alpine, subtropische, mediterrane und heimatliche Tierzone vertreten ist, eine Erscheinung, die das heilige Land für den Ornithologen zu einem der wichtigsten und lohnendsten Arbeitsfelder der Erde macht.



KAPITEL V.

Vorbereitungen zur Reise nach Kleinasien.

Als ich am 8. Juni nach Damaskus zurückkehrte, begrüsste mich in den wohlbekannten Strassen des mohammedanischen Viertels, durch das ich zum Hôtel ritt, Alt und Jung mit freundlichen Zurufen, und schon am nächsten Morgen stellten sich die Nachbarn und Freunde ein, um die grosse Karte von Syrien, welche ich ihrer Meinung nach fertig von meiner Reise mitbrachte, zu sehen. Im Hôtel fand ich einen jungen Türken aus vornehmer, konstantinopolitanischer Familie, Namens Moukhtar Béï, vor, der als Unterinspektor der dette publique mehrere Monate in Damaskus und Beirût zu thun hatte und sich gar bald als ein äusserst intelligenter, aufgeklärter Mann erwies, dessen Empfehlungen wir später in Kleinasien eine ganz ausgezeichnete Aufnahme in den Bureaux der dette publique verdankten. Inzwischen waren auch unsere amtlichen Einführungsschreiben vom türkischen Ministerium des Innern eingetroffen, deren eines, an den Wali von Angora gerichtet, S. 63 abgebildet ist. Es lautet in freier Uebersetzung:

Die hohe Pforte
Département der Angelegenheiten des Innern.
Korrespondenzbureau No. 426.
Im Namen Allahs
An die erhabene Statthalterschaft von Angora!
Ew. Exeellenz!

Die Herren, Namens Oberhummer und Dr. Zimmerer, Unterthanen des Deutschen Reiches, werden in den letzten Tagen des kommenden März nach der Provinz Konia (eine der kaiserlichen Provinzen) abreisen, um dort einige genaue topographische Untersuchungen auszuführen und besonders um die in den Sandschaks Kaisarieh und Nigdeh befindlichen alten Höhlen in Augenschein zu nehmen und deren Photographien und Zeichnungen zu exportieren (aus dem Lande herauszuschaffen). Damit den Erwähnten durch die Unterstützung der deutschen Botschaft Entgegenkommen und Erleichterungen geschaffen werden, nahm das Ministerium des Aeusseren auf deren (der Botschaft) Empfehlungen hin Kenntnis davon und nach Erbittung der Erlaubnis wurde in dem grossvesierlichen Schreiben d. d. 3. Febr. 1313, das zu erlassen geruht wurde, der kaiserliche Befehl seiner Hoheit des Chalifen mitgeteilt, weshalb die betreffenden Erleichterungen und die Beihilfe gewährt werden können.

Ganz von Ihren Befehlen abhängig

Der Minister des Innern.

باب عالی
دائرهٔ امور داخلیه
مکتوبی قلمی
٤٢٦

٥

انقره ولایت جلیله‌سنه

دولتلو افندم حضرتلری

آلمانیا دولتی تبعه‌سندن موسیو اوبرهومر و زیمرر نام ذاتلر ولایت جلیله‌لری قونیه ولایتلرنده طوپوغرافیا‌یه دائر بعض تدقیقات
اجرا و علی الخصوص قیصریه و نیکده سنجاقلری داخلنده‌کی قدیم مغاره‌لری رؤیت و فوتوغرافیا ایله رسملرینی اخراج ایتمک اوزره کلدکلرندن
[illegible] اولطرفه عزیمت ایده‌جکلری جهتله مومی الیهما آلمانیا سفارتنك التماسی وجهله نظر حرمت و تسهیلات [illegible]
خارجیه نظارت جلیله‌سندن [illegible] بالاستیذان ارادهٔ سنیهٔ جناب خلافتپناهی شرف متعلق بیورلمش [illegible]
[illegible] حقلرنده تسهیلات و معاونات لازمه‌نك ایفاسی بابنده [illegible]

ناظر امور داخلیه

[illegible]



Abb. 7.

Nicht nur in den bezeichneten Vilayéts, sondern auch bei allen anderen Behörden öffneten uns diese äusserlich unscheinbaren Dokumente alle Thüren und erlaubten uns eine unbeschränkte Thätigkeit in allen Teilen des Landes. Schon der Umstand, dass man in Damaskus davon gehört hatte, dass ich im Besitz einer direkten Empfehlung von Seite der hohen Pforte sei, bewirkte mir gegenüber eine ausgesuchte Höflichkeit aller Beamten, unter denen die Post- und Telegraphenbediensteten mir anfangs durch ihre unglaubliche Nachlässigkeit nur zu oft Anlass zu Aerger gegeben hatten. So kam ich, als ich die erwähnten bujuruldus angekommen wusste, auf die Post, um dieselben sofort in Empfang zu nehmen. Der junge Mann, welcher die Verteilung der auswärtigen Post besorgte, hatte bereits Feierabend gemacht und war eben im Begriffe, seine Schuhe anzuziehen, als ich eintrat und ihn um Ausfolgung der wichtigen eingeschriebenen Sendung ersuchte. »Bitte, kommen Sie übermorgen, da morgen Freitag und heute schon geschlossen ist,« war die barsche Antwort. »Gut,« sagte ich, »Du willst mir, obwohl es noch nicht Zeit ist, die Post zu schliessen, meine Briefe nicht geben? Unten wartet mein Wagen; mit dem werde ich jetzt zum Wali fahren und ihn fragen, ob Du ein Recht hast, so mit mir zu sprechen.« Wie umgewandelt war mein junger Türke auf den Beinen und sperrte mit grösstem Eifer seine Schubladen wieder auf. Osman Nuri Pascha war eben ein gefürchteter Mann, und obwohl ich ihn nie mit derartigen Kleinigkeiten belästigt hätte, wirkte doch die Drohung mit einer Klage stets mit überraschender Schnelligkeit. Ein ander Mal, auf dem Wege von Beirût nach Damaskus, war mein Sais mit dem Packpferd zurückgeblieben. Ich war mit Aarif weit voraus und hatte die Polizeistation von Schtôra längst passiert, als ich plötzlich hinter mir lautes Rufen hörte und den armen Stallknecht keuchend uns nachlaufen sah. »Der Gensdarm hat das Pferd und meine Waffen mit Beschlag belegt, weil ich keinen Pass vorweisen konnte,« schrie er. »Hast Du denn nicht gesagt, dass Du zu uns gehörst?« fragte ich. »Ja, aber er sagte, das wäre einerlei, einen Pass müsste ich doch haben.« Ich ritt mit meinem Schwarzen zurück und fand den Gensdarmen gemütlich rauchend vor unserem Pferde, das er an einem Hause angebunden hatte. Gewehr, Revolver und Messer meines Dieners waren verschwunden. Einige Dutzend Neugierige standen umher und riefen mir, als ich mit Aufbietung meines ganzen arabisch-türkischen Wortschatzes die sofortige Rückgabe meines Eigentums verlangte, zu, ich solle doch einen kleinen bach'-schîsch geben, dann wäre ja Alles in Ordnung. Auch der Saptieh stimmte diesem Rat schmunzelnd zu. Da zog ich statt des bach'-schîsch eines der Empfehlungsschreiben hervor und drohte, ihn durch den Wali von Damaskus einsperren zu lassen, wenn er nicht sofort um Verzeihung bäte und selbst alle meine Sachen wieder herbeibrächte. Der Gens-

darm warf nur einen kurzenBlick auf das Schriftstück, von dem er jedenfalls kein Wort verstand und das übrigens nur für Konia Giltigkeit hatte, verbeugte sich unter vielen Entschuldigungen und ging, ehrfurchtsvoll rückwärts schreitend, dem Hause zu, aus dem er gar bald mit unseren Waffen und Patronen zurückkam; als alles wieder in Ordnung war, bat er mich nochmals flehentlich, ja dem Pascha nichts zu melden, was ich auch versprach. Darauf zogen wir durch die sprachlos dastehende Menge ruhig unseres Weges. Immer ging es freilich mit den einfachen Pässen nicht so glatt ab; doch lag dann die Schuld an mir selbst, wie in Naplus in Palästina, wo ich in einem grossen Chan abgestiegen war. Obwohl es schon spät war, verbreitete sich schnell die Nachricht von meiner Ankunft, und am nächsten Morgen klopften frühzeitig zwei Polizeisoldaten an meiner Thür, um den »Teskerê« zu sehen. Ich liess sie durch Aarif auf eine gelegenere Zeit verweisen und glaubte die Sache abgemacht, als sie zu Vieren wiederkamen. Damals hatte ich nur einen gewöhnlichen türkischen Reisepass, der auch nicht vorschriftsmäfsig nachgetragen war, da ich bei meinen beständigen Kreuz- und Querzügen mich an keinen bestimmten Weg binden wollte. Einschüchtern konnte ich die Leute also nicht, zum bach'schîsch wollte ich aber nur im Notfalle greifen. Das schienen die Polizisten, die sich unter einander berieten, auf welche Weise mir beizukommen sei, auch zu merken; denn plötzlich zog einer unter seinem Kittel eine mächtige Cognacflasche hervor und lud mich ein mitzutrinken. Da ich dies erst recht nicht wollte, musste ich mich endlich doch entschliessen, meine aufdringlichen Gäste mit einem Medschidiê abzufinden, worauf sie das begonnene Gelage in gehobener Stimmung in einem Nebenzimmer fortsetzten und mir bei meiner Abreise aus Dankbarkeit eine regelrechte Ovation bereiteten. Inzwischen war der Juni herangekommen und der Drusenaufstand im Haurân hatte ernste Dimensionen angenommen. Die widersprechendsten Nachrichten wurden in Damaskus und auch in den europäischen Zeitungen verbreitet, so dass es unmöglich war, sich ein klares Bild von diesem kleinen Feldzug, der den Türken viele Opfer an Geld und Leuten gekostet hat, zu machen. Einer der ersten, welche auf die grausamste Art von den Drusen getötet wurde, war ein junger, gebildeter Hauptmann, der mir eine Zeit lang Unterricht in der türkischen Sprache gegeben hatte. Plötzlich wurde auch mein Gönner Aghias Pascha auf den Kriegsschauplatz abberufen, um die zweite Division zu befehligen. Der berühmte Drusenemir Schibli Atrasch wurde gefangen nach Damaskus gebracht und in der Citadelle in Gewahrsam gehalten, bis man ihn nach Beirût führte, von wo er in die Verbannung geschickt wurde. Ich sah nur einmal einen derartigen Transport von Gefangenen. Der Eisenbahnzug war mit Soldaten gefüllt, und in drei Waggons dritter Klasse, aus denen man die Bänke entfernt und die Fenster vergittert hatte, sah man

dicht gedrängt einige Hundert Drusen, die nach Beirût gebracht wurden. Mehrere Dutzend in Lumpen gehüllte Weiber heulten und schrien auf dem Perron, als die Wagen sich in Bewegung setzten. So ergreifend das Bild war, konnte ich doch keine Spur von Roheit oder Grausamkeit bei den



Abb. 8.
Schibli Atrasch. 1895 (z. Zt. der Aufnahme) Kaimakam des Dschebel Eddrûs.
Im Oktober 1895 von den Türken bei Gelegenheit eines Gastmahles verhaftet und jetzt in Verbannung in Kastamuni.
(Nach einer Originalaufnahme des Herrn Herm. Burchardt in Damaskus.)

türkischen Soldaten oder Offizieren wahrnehmen, die deutlich erkennen liessen, wie ungern sie die Rolle von Gefangenwärtern spielten. Schlimm und gefürchtet scheint mir in der asiatischen Türkei nur der Saptieh oder Landgensdarm zu sein, der den Bauern gegenüber stets den Herrn spielt und Alles verlangt, ohne das Geringste dafür zu geben. Grobe, fortgesetzte Erpressungen dieser Leute dürften auch im Haurân den Anlass zum Auf-

stande gegeben haben [1]). Da wurde plötzlich Anfang Juli der Wali Osman Nuri Pascha seines Amtes entsetzt und der Generalgouverneur von Beirût, Nasouhi Béï, ein gebildeter, wohlunterrichteter Mann, interimistisch mit der Verwaltung des Vilayéts Sûrja betraut. In der Stadt war alles erfreut über den Wechsel in der Verwaltung, als am 18. Juli nachmittags einige tscherkessische Reiter in die Stadt sprengten mit der Nachricht, die Drusen ständen 2000 Mann stark vor den Thoren. Im mohammedanischen Viertel entstand eine ungeheure Aufregung. Soldaten, Offiziere und Volk rannten durcheinander. Gegen Abend verliessen mit den Jubelrufen der Bewohner zwei Bataillone unter dem Befehl eines Generals im Laufschritt die Stadt durch den Meïdân, um das scheinbar bedrohte Dorf Dscheramân zu schützen. Die Drusenbevölkerung desselben hatte sich nach Damaskus geflüchtet, um von ihren Glaubensgenossen nicht als Verräter behandelt zu werden, da sie sich, wohl durch die Lage ihres Dorfes gezwungen, nicht zum Entscheidungskampf nach dem Haurân begeben hatten. Alle Läden, Cafés und öffentliche Gärten wurden geschlossen. Gegen 9 Uhr durchzog unter Trommelschlag eine johlende, mit Säbeln, Picken und Beilen bewaffnete Volksmenge die Strasse vor dem Hôtel d'Orient und stürmte nach dem Christenviertel, um die Stadteingänge zu besetzen. Dort glaubte man aber nichts anderes, als dass die Mohammedaner ein Christengemetzel im Sinne hätten; die Weiber flüchteten kreischend in die Keller, ganze Familien stürzten sich in die wenigen Wagen, um zu fliehen, und nur langsam erholten sich die zitternden Christen von dem Schrecken, als die braven Muslims ihnen zuriefen: »Habt keine Furcht, wir kommen, Euch zu schützen gegen die Drusen, den gemeinsamen Feind.« In meinem Hôtel hatte ich die Thore schliessen lassen, meine Diener bewaffnet und durch meinen Freund Moukhtar Béï beim Wali um zwei Soldaten ersucht, welche auch sofort antraten und die ganze Nacht hindurch wachten. Die Umgebung des Generalgouverneurs stand den Alarmnachrichten sehr ungläubig gegenüber. Trotzdem umgab man am nächsten Tage, obwohl sich dieselben als Erfindung herausgestellt hatten, die ganze Stadt mit einem Kordon von Soldaten, der einige Wochen lang aufrecht erhalten wurde.

---

[1]) Ramsay in seinen »Impressions of Turkey« bestätigt meine Ansicht, indem er sagt: Whatever be the case in the best administered districts and among individuals, the fact is that the Zaptiehs are associated in the minds of the people generally with every act of opression and extortion that takes place. An anderer Stelle sagt der landeskundige Forscher: I have found everywhere and among all kinds of the Anatolian people and all religions the same belief, that the police of Turkey are the centre and agents of disorder, misgovernment, and injustice, fügt aber hinzu: Personally, I have no reason to dislike the Zaptiehs. To myself, certainly, they were always most obedient, respectful and obliging; several of them were intelligent and really useful, and all were willing and zealous.

6*

Vier Tage nach dieser grundlosen Panik kehrte die Mekkakarawane zurück und wurde mit grossem Pomp von der Generalität und der Geistlichkeit empfangen. Kanonenschüsse donnerten, als die reich geschmückten Kamele der Pilger sichtbar wurden. Ein Baldachin war auf freiem Felde errichtet worden, unter welchem die Begrüssungscermonie stattfand, dann zogen Truppen, Pilger und Volk in furchtbarem Gedränge von Wagen, Reitern, Kanonen und Kamelen in die Stadt. Meinem schwarzen Diener gelang es kaum mehr, mir einen Weg durch das unbeschreibliche Wirrwarr von Menschen und Tieren zu bahnen. Schon fing mein Pferd durch das Schiessen aufgeregt an, sich durch Beissen und Schlagen Luft zu machen, als ein höherer Offizier meine Bedrängnis bemerkte und durch einen Wink einen seiner Reiter zu mir beorderte, der als Soldat und Mohammedaner durch keinerlei Rücksichten gebunden mit Kolbenstössen vor uns Platz machte und mich so sicher und schnell bis ans Hôtel geleitete, wo er verschwand, bevor ich ihn belohnen konnte. Ein derartiges ritterliches Entgegenkommen haben uns die türkischen Offiziere, hoch und niedrig, stets erwiesen, wenn auch ein türkischer Lieutenant recht bescheiden auftreten muss. Denn die guten Gewohnheiten und schönen Vorsätze, mit denen so ein junger, oft sehr gebildeter Offizier von Konstantinopel nach einer Stadt im Innern kommt, verlieren sich gar bald inmitten der traurigen militärischen Zustände, welche ausserhalb der türkischen Hauptstadt allenthalben herrschen. Dazu kommen das monatelange Warten auf den rückständigen Sold, der fast gänzliche Mangel an Beschäftigung und nicht selten auch die klimatischen Einflüsse, um den schneidigen, nach deutschem Muster zugeschnittenen Lieutenant in einen gedrückten, teilnahmslosen Orientalen zurückzuverwandeln. Oder er stellt sich auf die Seite der Unzufriedenen und vergrössert, alle bestehenden Verhältnisse verachtend, die Schar derer, welche glauben, durch eine Umwälzung ihr Vaterland mit einem Schlage in die Reihe der hochcivilisierten Nationen eintreten zu lassen. Dabei bedenkt der »Jungtürke« nicht, wie wenig reif der Kern der türkischen Länder für eine plötzliche durchgreifende Reform ist und wie mächtig der Padischah als angestammter Herrscher und Chalife in den Herzen der kleinasiatischen Bauern gebietet. Doch ob zufrieden oder nicht, freisinnig oder streng religiös, der türkische Offizier ist liebenswürdig gegen jeden Fremden und mit Rat und That bereit, ihm Dienste zu erweisen, wo er kann. Nicht nur die Soldaten sind fast ohne Ausnahme gute Mohammedaner, auch ihre Vorgesetzten zeigen oft eine rührende Frömmigkeit. So war eines Tages bei uns ein früher in Mekka kommandierender General abgestiegen, der mir als fanatischer und unzugänglicher Alttürke geschildert wurde. Mein Erstaunen war daher nicht gering, als er mich bat, ihm meinen schönsten Teppich zu leihen, damit er darauf sein Gebet verrichten könne. Frech gegen Europäer zeigen sich

nur manchmal halb erwachsene Paschasöhnchen, die, zu Hause von der Dienerschaft verzogen und geschmeichelt, auf die Macht und den Rang des Vaters pochen, um sich allerlei Ungezogenheiten zu erlauben, wobei sie jedoch häufig schlimme Erfahrungen sammeln. So machte sich der 14 oder 15jährige Junge eines hohen Civilbeamten ein Vergnügen daraus, einen mir bekannten jungen Engländer, der jeden Tag an seinem Hause vorbeikam, in der ungezogensten Weise zu verhöhnen, bis er endlich dafür eine schallende Ohrfeige erhielt. Auf das mörderische Geschrei des Buben kam ein im Hause bediensteter Soldat herbeigeeilt und wollte den energischen Sohn Albions festnehmen, wurde aber von dessen Reitpeitsche so lange in Respekt gehalten, bis der Pascha selbst erschien und als vernünftiger Mann der Scene mit höflichen Entschuldigungen ein Ende machte. Ein andermal war ich mit einer jungen Dame der europäischen Kolonie in Begleitung eines Kavallerielieutenants vor die Stadt geritten, um den Reiterspielen der Jugend beizuwohnen, die sich auf einer grossen Wiese mit Dschérid- d. h. Stabwerfen[1]) belustigte. Kaum hatten wir unsere Pferde zum Stehen gebracht, als einige Türkenknaben, die prächtige Tiere ritten und von einem Soldaten begleitet waren, absichtlich so nahe um uns herumgaloppierten, dass die Dame ihr aufgeregtes Pferd kaum mehr beruhigen konnte. Ich bat den Offizier, die übermütigen Jungen aufzufordern, anderswo ihre Künste zu zeigen, was er auch that. Dafür wurde er aber von einem derselben mit der Antwort abgefertigt: »Du hast uns gar nichts zu sagen; mein Vater ist der Inspektor der Kavallerie, und wenn Du nicht ruhig bist, sage ich ihm, er solle Dich einsperren.« Ich musste herzlich lachen, als ich meinen Lieutenant ganz bestürzt ob dieser Drohung sah. Er war auch nicht mehr zu weiterem Einschreiten zu bewegen, so dass ich selbst mein Glück versuchte, und sagte: »Wenn Dein Vater unsern Begleiter einsperren lassen kann, so darf er doch mir nichts thun; denn ich bin ein Freund des Wali und werde ihn fragen, ob freche Jungen eine fremde Dame belästigen dürfen.« Auf diese Worte galoppierten die Paschasöhnchen eiligst davon.

Am 23. Juli wurden über 50 Wagen nach dem Meïdân geschickt, um die bei Kanawat von den Drusen Verwundeten abzuholen. Dieselben wurden in das grosse Militärspital nicht weit von der Baradabrücke gebracht, wo sie sorgsame Pflege genossen, wie denn in der ganzen Türkei ungeheure Summen für Kasernen- und Lazaretbauten ausgegeben werden, so dass in dieser Hinsicht eher zu viel als zu wenig geschieht. Da die Hitze in Damaskus anfing, unerträglich zu werden, beschloss ich die wenigen Wochen, welche mich noch von der lang ersehnten An-

---

[1]) Vgl. A. v. Kremer, Mittelsyrien und Damaskus. Wien 1853. S. 108 ff.

kunft meines Freundes, Dr. Zimmerer, trennten, im Libanon zuzubringen und ritt deshalb Ende Juli nach dem Christendorfe Zaḥle. Vorher hatte ich in Damaskus noch einen guten Freund gewonnen, nämlich den früheren Kaimakam von Baalbek, einen aufgeklärten, wohlwollenden Mann, der seines Postens plötzlich enthoben, nach der Chalifenstadt berufen worden war, um dort weitere Befehle über seine Zukunft zu empfangen. Obwohl er in Konstantinopel einflussreiche Freunde hatte, unter denen der Sohn des damaligen Grossveziers sich befand, lebte der Mann doch in einer furchtbaren Aufregung. Ganze Nächte lang wandelte er in Verzweiflung in seinem Zimmer auf und ab oder sass in tiefes Sinnen versunken mit hochgezogenen Beinen stundenlang regungslos in einer Sophaecke. Nur wenn er von seiner einzigen Tochter sprach, einem durch seine Schönheit und Bildung in der ganzen Gegend berühmten Mädchen, welches nach europäischer Art erzogen, sogar Klavier »nach Noten« spielen konnte, vergass er zeitweilig seine Sorgen. »Ma fille, vous savez, elle joue du piano avec notes«, erzählte er jedem, den er kennen lernte. Da er wie die meisten Beamten glaubte, ich bekäme eigene Depeschen und Nachrichten aus der Hauptstadt, bestürmte er mich mit Fragen, so dass ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, mir einen grausamen Scherz mit ihm zu erlauben, indem ich ihm von Moukhtar Béï erzählen liess, das Ministerium sei gestürzt und der Grossvezier abgesetzt. Nun lief er wie von Sinnen im Hof umher und rief einige tausendmal: »tschok fena, tschok fena«, sehr schlecht, sehr schlecht, bis wir ihm unsere Lüge entdeckten. Am Tage darauf erhielt er auch zu unserer grossen Freude statt des gefürchteten Verbannungsurteiles seine Ernennung zum Mütessarif oder Gouverneur einer kleinasiatischen Provinz, eine ganz bedeutende Beförderung, die ihm eine glänzende Karriere eröffnete.

Auch Machmud Béï, der liebenswürdige Inspektor der Instruction publique, der im Februar meine Bücher in Beirût gestempelt hatte, besuchte mich und empfahl mich dem Generaldirektor der syrischen Zölle, einem vornehmen alten Herren, durch dessen Machtwort die zweite Hälfte unserer Reiseausrüstung, die mein Freund mitbrachte, unbeanstandet das Zollamt passierte.

In Zaḥle, einem circa 15000 meist griechisch-katholische Einwohner zählenden, aufstrebenden Städtchen, welches, mit el-Muallaka durch eine gute Fahrstrasse verbunden, etwa 1/4 Stunde abseits der Bahn an den beiden Seiten des Barduni-Thales malerisch sich aufbaut und schon zu der selbständig verwalteten Provinz Libanon gehört, quartierte ich mich in einem eigenartigen Hôtel ein. Es werden nämlich dort im Sommer grosse Zelte aufgeschlagen, welche teils als Speisesaal, teils als Schlafzimmer eingerichtet sind und zwar viel Luft, aber wenig Raum und Bequemlichkeit bieten. Auch ist die Verköstigung in diesen

Zelthôtels so schlecht, dass ich froh war, als ich Anfang August nach Beirût kam, wo ich in dem vorzüglich geleiteten, allen Ansprüchen gerecht werdenden deutschen Hôtel, Pross-Gassmann, abstieg. Da die Ankunft meines Reisegefährten erst auf den 9. August angesetzt war, hatte ich Gelegenheit, die herrliche Umgebung der Stadt zu durchstreifen und Türkisch weiter zu treiben, das wir bald so notwendig brauchen sollten. Auch mussten ausführliche Verträge mit den Dienern abgeschlossen werden, vor allem mit Aarif, der bei unserem Zuge nach Kleinasien als Koch, Kawass und Dolmetscher eine Hauptrolle spielen sollte. Doch gerade Aarif führte sich kurz vor der Ankunft meines Freundes so auf, dass ich mich beinahe gezwungen gesehen hätte, ihn zu entlassen, wodurch unsere Reise nach Nordsyrien ohne Zweifel verschoben worden wäre. Ich muss allerdings gestehen, dass ich gegen diesen Diener, welchen ich nach Deutschland mitzunehmen beabsichtigte, eine ganz besondere Strenge walten liess, da ich ihn zu einem in jeder Hinsicht brauchbaren Menschen erziehen wollte, was mir auch zum grossen Teil gelungen ist. So hielt ich ihn in Damaskus täglich von neuem an, Stubenmädchendienste zu verrichten, was ihn mit dem grössten Abscheu erfüllte; denn er meinte, da doch alles wieder staubig würde, habe das Putzen keinen Wert. Glücklich schien er nur auf seinem Pferde, das er mit allerlei bunten Schnüren und Quasten phantastisch herausgeputzt hatte.

Besonders ärgerlich war ich über ihn, wenn ich merkte, dass er hinter meinem Rücken ein Glas Wein oder Rakŷ getrunken hatte, was man ihm sofort ansah; denn der grosse, baumlange Mensch konnte nicht eine halbe Flasche Wein vertragen. Er sah dies auch bald ein und gab sich die grösste Mühe, der Versuchung zu widerstehen. Alle Geldangelegenheiten, auch wenn sie ihn selbst betrafen, behandelte er mit würdevoller Gleichgiltigkeit. So wusste er zum Beispiel nie, wie viel rückständiges Gehalt er von mir zu bekommen hatte, und antwortete, wenn ich ihn darum fragte: »Ich weiss es nicht.« Er erhielt 1 £ monatlich als Lohn. Andererseits besann er sich freilich nicht lange, wenn er notwendig Geld brauchte, wie später, als wir Damaskus verliessen, sich aus meiner Tasche zu versorgen. In Kleinasien und während der Halys-Tour kamen täglich die beiden uns begleitenden Gensdarmen und der Stallknecht, welche sich mit einander verschworen zu haben schienen, zu mir und beschuldigten ihn, dass er zu viel aufschreibe. Da ich alle zwei Tage auf das Genaueste mit ihm abrechnete und wir für fünf Mann und fünf Pferde pro Tag kaum 15 frcs. brauchten, konnte der Betrug allerdings kein bedeutender sein; aber ich ärgerte mich doch über diese fortgesetzte Veruntreuung und beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich hoffte von ihm ein reumütiges Geständnis, worauf ich ihm selbstverständlich gerne verziehen hätte. Deshalb hielt ich ihm, als wir damals nach Newscheher

zurückgekommen waren, eine ernste Strafpredigt und sagte ihm, ich wolle an den Kaimakam von Kotsch-Hissár telegraphieren, um zu erfahren, wie viel er im dortigen Chan thatsächlich für uns bezahlt hätte. Würde sich auf diese Weise ein Betrug herausstellen, so müsste ich ihn, erklärte ich, zu meinem Bedauern entlassen, würde aber von einer Anzeige in Hinsicht auf seine sonstige Brauchbarkeit absehen. Die Antwort darauf war echt arabisch und überraschte mich nicht weniger, als sie mir gefiel. »Wenn Du glaubst, ich habe gestohlen, telegraphiere! Wenn es so ist, dann werde ich mich selbst zum Einsperren stellen; wenn nicht, so verlasse ich Dich in acht Tagen und kehre nach Damaskus zurück; auf jeden Fall will ich aber dann nicht mehr in Deinem Dienste bleiben.«

Ich muss gestehen, dass mich diese Antwort entwaffnete. Ich telegraphierte nicht und wartete mit Unruhe, bis die achttägige, im Dienstvertrag vorgesehene Kündigungsfrist verstrichen war, da wir, falls Aarif wirklich fortging, in die peinlichste Verlegenheit versetzt worden wären. Auch er mochte das Missliche einer Wanderung über den schneebedeckten Taurus im Winter eingesehen haben; denn er sprach nicht mehr davon, uns zu verlassen, bis ich ihn selbst fragte, was es denn mit seiner Abreise sei; er habe ja gekündigt und wolle nach Damaskus zurück. »Wenn Du willst, gehe ich heute noch,« war die Antwort. Wir sahen uns einander lächelnd an; ich, weil ich wohl wusste, dass in dieser Jahreszeit eine so lange Landreise beinahe eine Unmöglichkeit sei, er, weil er gemerkt hatte, wie unentbehrlich er uns geworden war. Und Aarif blieb. Jetzt aber in Beirût hatte er sich einer groben Pflichtverletzung schuldig gemacht. Ich war abends von Zaḫle angekommen, hatte meine Pferde im grossen Chan eingestellt und Aarif beauftragt, noch in derselben Nacht zu mir ins Hôtel Gassmann zur Abrechnung zu kommen.

Ich wartete bis 12 Uhr. Aarif kam nicht. Auch am nächsten Morgen liess er sich nicht sehen, und mein Aerger begann in Unruhe überzugehen, da ich ihn einer solchen Nachlässigkeit nicht für fähig hielt und glauben musste, es sei ihm ein Unglück zugestossen. Als er auch bis Mittag nicht erschienen war, wurde ich immer ängstlicher, da am nächsten Tage die Ankunft meines Freundes bevorstand und an unserer kleinen Karawane, welche ihn vollzählig und marschbereit empfangen sollte, nun die Hauptperson zu fehlen drohte. Im Chan wusste kein Mensch, was mit ihm geschehen sei, ebenso wenig auf der Polizei, wo ich mit Moukhtar Bëï Nachforschungen angestellt hatte. Endlich erfuhren wir zufällig durch einen Kutscher, Aarif habe mit Verwandten per Wagen einen Ausflug in den Libanon gemacht. Am Abend kam er denn auch, als ob nichts vorgefallen wäre, ins Hôtel, wo ich ihn mit Hilfe meines Wörterbuches im grössten Zorn mit allen Schmeichelnamen, die ich auffinden konnte, überhäufte und ihm schliesslich meine Reitpeitsche vor die

Füsse warf, indem ich sagte: »Wenn ein Soldat eigenwillig seinen Posten verlässt, wird er erschossen oder zum mindesten eingesperrt, einen unfolgsamen Hund schlägt man; Dir kann ich weder das Eine noch das Andere thun, aber Du verdienst Beides.« Aarif hob die Peitsche auf, gab sie mir in die Hand und sagte ruhig: »Hier hast Du die Peitsche, ich bitte Dich, schlage mich, ich werde still halten.« Die hellen Thränen liefen ihm über das schwarze Gesicht und seine Reue über sein Vergehen schien so aufrichtig, dass ich ihm wohl oder übel verzeihen musste. Unglaublich war seine Schlafsucht; ihn während der Nacht aufzuwecken war eine schwierige, zeitraubende Arbeit. Wenn er träumte, knirschte er mit den Zähnen, dass man es im Nebenzimmer hören konnte. Die Disciplin unter den Dienern aufrecht zu erhalten, ist auf längeren Landreisen schwieriger, als man glauben möchte. Ich hielt ausserordentlich viel auf ein respektvolles Benehmen meiner Leute im Verkehr mit uns und gestattete ihnen deshalb weder in meiner Gegenwart zu rauchen, noch mit uns zu essen. Wenn wir nun im Musafýr odási eines Dorfes die Gäste des Ortsvorstandes waren, kam es nicht selten vor, dass derselbe auch Aarif einlud, mit uns an dem runden, kaum 20 cm hohen Esstisch Platz zu nehmen, was aber von unserm Schwarzen stets mit einem Blick auf mich abgelehnt wurde. Es that mir dies manchmal selbst leid, hauptsächlich wenn wir alle lange auf das Essen hatten warten müssen; aber ich fürchtete, durch derartige zarte Rücksichten eine Vertraulichkeit anzubahnen, die mir höchst unerwünscht gewesen wäre. Ich setzte deshalb zwei Verträge, einen für Aarif, den andern für den Pferdeknecht in arabisch und französisch auf, welche die beiden Diener vor unserer Abreise mit zwei Zeugen unterschreiben mussten.

Ich glaube sie hier wiedergeben zu müssen, da vielleicht spätere Reisende manches daraus entnehmen können.

Dieselben lauten:

I. Kontrakt für Aarif:

Damas, le 20. août 1896.

Contrat

pour le soussigné Aarif, Cawass en service chez Monsieur R. O. de Munich.

1. Le soussigné est tenu à faire tout le service personnel des voyageurs, ainsi que la cuisine, les dépenses et les achats nécessaires.

2. Il est tenu à charger et décharger soigneusement les bêtes de somme.

3. Il est responsable de tous les dégâts et de toutes les pertes arrivées par sa faute.

4. Il est tenu à surveiller le service des chevaux et les bagages.

5. Il lui est absolûment défendu de quitter les voyageurs ou la caravane, de prendre un autre chemin ou de s'absenter sans ordre spécial.

6. Il est tenu à une obéissance absolue envers son maître et il lui montrera toujours une conduite soumise et respectueuse.

7. Il lui est défendu de fumer dans les chambres où les voyageurs se trouvent, ainsi que quand il les accompagne en ville, ou pendant qu'il fait leur service personnel.

8. Il a le droit de quitter sa place huit jours après l'avoir annoncé formellement aux voyageurs, ainsi que ces derniers se réservent expressément le droit de le remplacer en route quand il leur plaira par un autre huit jours après lui en avoir donné connaissance.

9. Le soussigné n'a aucun droit d'indemnité de retour. Les appointements lui seront payés jusqu'au jour de son départ sans gratification pour les frais de voyage de retour.

10. Dans les cas d'une désobéissance, de la moindre impolitesse envers les voyageurs, d'une grande négligence, dans les cas où le soussigné se montrerait en état ivre ou querelleur ainsi que s'il quitte sa place arbitrairement, sans l'avoir annoncé huit jours d'avance, M. R. O. se réserve expressément le droit de le renvoyer de suite sans aucun paiement et sans aucune gratification.

11. Dans les cas mentionnés en article 10 le soussigné aura à quitter sa place le jour même du délit sans avoir droit à la moindre indemnité.

12. Il est absolûment défendu pendant le voyage ainsi que pendant les haltes dans les villes de boire du vin, de l'arac ou n'importe quel alcool.

13. Le soussigné recevra à la fin de chaque mois quarante francs et pendant le voyage la nourriture. Il sera habillé aux frais des voyageurs.

14. Dans le cas où Mr. R. O. aura été entièrement satisfait après tous ses voyages en Turquie, des services et de la conduite du soussigné, ce dernier aura droit à une gratification de 200 frcs. (10 livres françaises) et aux frais du voyage de retour à Damas. Ces frais seront évalués par le Consulat allemand de la ville où Mr. R. O. quittera la Turquie d'Asie. C'est aussi dans cette ville seulement que la gratification sera accordée.

15. Dans le cas d'un différend le soussigné se soumettra à la décision du consul allemand de la ville la plus proche ou des autorités turques de l'arrondissement respectif (sandchaque).

16. Une plus grande ponctualité que par le passé est sérieusement recommandée au Cawass.

Le soussigné déclare par sa Signature qu'il a pris exactement connaissance du présent contrat et qu'il l'accepte entièrement et sans réserve.

II. Der Kontrakt für den Sais (Stallknecht) enthielt folgende Bestimmungen:

Le soussigné entre au service de Mr. R. O. comme garçon d'écurie ce 30. Juin 1896.

1. Il est tenu: A dormir dans l'écurie et en voyage aussi près des chevaux que possible.

2. A soigner à Damas les 4 chevaux qui se trouvent à l'écurie avec la plus grande attention et ponctualité. Un cheval ou mulet de somme sera ajouté à ces chevaux en voyage, qui servira en même temps de monture au soussigné et qu'il aura à soigner également.

3. A tenir l'écurie, les selles et tous les ustensiles d'écurie toujours propres et en état parfait.

4. A brosser en voyage tous les matins les bottes des voyageurs.

5. A charger et décharger soigneusement les bêtes de somme. Le Cavass l'aidera dans cette dernière besogne.

6. Toutes les dépenses pour la nourriture des chevaux seront faites par le Cawass, qui en voyage est aussi le premier responsable de tous les dégâts et de toutes les pertes de la caravane. Le soussigné ne sera responsable que des bagages chargés sur les bêtes de somme et des ustensiles d'écurie.

Dans le cas où Mr. R. O. aura été entièrement satisfait après tous ses voyages en Turquie des services et de la conduite du soussigné, ce dernier aura droit à une gratification de 100 frcs. et aux frais du voyage de retour à Damas.

Mein Freund hatte am 30. Juli Triest auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer Amphitrite verlassen, war nach einem kurzen Aufenthalte in Korfu

am 2. August nach dem Piräus gekommen, wo tausend kretische Flüchtlinge ein lebhaftes Bild des Elends und des Krieges schilderten, und wo ihn die Herren Politis, Dörpfeld, Judeich und Wilhelm freundlich aufnahmen. Mit letzterem Herrn konnte er die griechische Epigraphik noch in praxi studieren. Am 6. August schiffte er sich dann auf dem Dampfer Maria Theresia nach Rhodos und Larnaka ein und landete endlich am Abend des 9. August in Beirût, als eben die Sonne hinter der blauen Riesencoulisse des Meeres versunken war. Dank dem freundlichen Entgegenkommen der mir wohlbekannten Beamten des Zollamtes waren wir rasch dem Höllenlärm der Dogana entflohen und sassen bald gemütlich im kühlen deutschen Heim des Hôtel Gassmann. Ein Teil unseres Gepäcks wurde nach Konstantinopel vorausgesandt, um uns später durch die anatolische Bahn nach Kaisarieh geschickt zu werden, ein Plan, der infolge der ungenügenden Organisation der Güterbeförderung sich nicht zur rechten Zeit ausführen liess, so dass wir später unsere Winterkleider die längste Zeit entbehren mussten.

Den nächsten Tag widmeten wir den Besuchen der ottomanischen Würdenträger, besuchten die reichhaltige Librairie der imprimerie catholique der P. P. Jesuiten und machten gegen Abend, als die Hitze etwas nachgelassen hatte, einen Spazierritt längs des Meeres.

Da es meinen Erfahrungen nach nicht leicht eine lohnendere Tour giebt, als den Libanon und Antilibanon zu Pferd zu überschreiten, und dieser lange Ritt auf der vorzüglichen Strasse der französischen Compagnie von Beirût nach Damaskus für meinen Reisegefährten ausser dem landschaftlichen Genuss den grossen Vorteil einer sofortigen Trainierung bot, einigten wir uns dahin, auf die bequeme Bahnfahrt zu verzichten und brachen am 11. August früh $^{1}/_{2}7$ Uhr, nur von Aarif und dem Stallknecht begleitet, nach den grünen Vorbergen des blendend strahlenden Libanon auf. Der Weg zieht sich zuerst aufwärts durch die Stadt, dann in nordöstlicher Richtung durch die wohlangebaute Ebene, wobei er die Eisenbahn überschreitet, führt langsam, aber fortwährend steigend an verschiedenen kleinen Chans und Buden, in denen Erfrischungen und Früchte feilgeboten werden, vorüber, wiederholt die Bahn kreuzend, durch den Kalkstein des Libanon[1]) nach Chân Ain Sôfar, wo in den letzten Jahren eine Villenkolonie entstanden ist, an deren Vergrösserung und Ausdehnung eifrigst gebaut wurde. Sogar ein Spielsaal war für die lebenslustigen Sommerfrischler aus Beirût projektiert worden[2]). In der Schenke eines unter-

---

[1]) Carl Diener, Libanon, Grundlinien der physischen Geographie und Geologie von Mittelsyrien. Wien 1886. A. Hölder.

[2]) Einstweilen ist, wie die Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästinavereins melden, im Frühjahr 1898 das Grand Hôtel et Pension d'Ain Sofâr eröffnet worden.

nehmenden sprachgewandten Italieners aus Smyrna fanden wir hart an der Bahn eine kühle Unterkunft und ein gutes Frühstück. Einige Stunden später überschritten wir beim Chan Mizhir den 1542 m hohen Libanonpass[1]) und ritten nun angesichts des Antilibanon und des schräg dahinter aufsteigenden Hermon die weiten Serpentinen der neuen Strasse in die breite, fruchtbare Bekàa hinab. Diese erscheint mit ihren dichten Pappelwäldern, deren Holz zum Bau der Dächer verwendet wird, als eine Fortsetzung der Jordanspalte und erstreckt sich als ein scharf abgegrenzter, durchschnittlich 8—14 km breiter Graben, dessen Sohle jeder stärker ausgesprochenen Anschwellung des Bodens entbehrt, von Ḳuṣêir im Norden bis Dschubb Dschennîn im Süden über eine Längenausdehnung von beiläufig 120 km. »Dieses Depressionsgebiet von Cölesyrien«, sagt Diener[2]), »ist in der That der maſsgebendste Charakterzug in dem heutigen Relief des Gebirgssystems von Mittelsyrien. Es bildet dasselbe einen Teil jener grossen gestörten Region, die, unter dem Namen der Jordanspalte bekannt, vom atlantischen Busen bei ʻAkabah durch das peträische Arabien, das Bassin des Toten Meeres, das Ṛôr, die Beḳàa, das Senkungsfeld von Ḥomṣ und die Basaltmasse des Dschebel el-ʻâla bis in die Gegend von Aleppo sich erstreckt.« Gegen Abend kamen wir in das schmucke Hôtel Pietros in Schtôra, wo vor der Eröffnung der Bahn die grossen Stellwagen der Compagnie hielten, und kurz darauf in das kühle Thal des Barduni, nach Muallaka, wo ein Tag Rast gemacht wurde. Mit dem Wagen des mir befreundeten Pächters der Bahnhofsrestauration fuhren wir am nächsten Morgen nach dem wohlhabenden Christenstädtchen Zaḥle, das vielen Damascenern und Beirûtern zur Sommerfrische, ja man kann sogar sagen, zum eleganten Laudaufenthalte dient. Wie schon erwähnt, liegt es mitten in der Wildnis des Libanon, nur 100 m über dem Thale der Bekàa, in das ein frischer Bach, der Barduni, aus schroffen Felsspalten hervorspringt. Moderne, festgefügte Häuser wechseln mit elenden Hütten; neben dem Prachtbau, den der Kaimakam bewohnt, finden sich ruinenartige Gelasse, so dass das Ganze einen echt orientalisch architektonisch disharmonischen Eindruck macht. Bevor wir aber diese Märchenwelt des christlichen Orients besuchten, erwartete uns eine morgenländische oder besser gesagt eine altpatriarchalische Ueberraschung, nämlich das berühmte Grab des Noë. Hoch über einem kleinen mohammedanischen Friedhof ist ein steinernes Gebäude von 50 m Länge und 10 m Höhe über einen Sarkophag von 40 m Länge aufgeführt, der zunächst den

Unter den im Prospekt verheissenen »distractions de tout genre« spielt allerdings, wie wir aus Beirûter Zeitungen erfahren, von Zechgelagen zu schweigen, das Hazardspiel eine Hauptrolle, so dass die Regierung ernstlich zum Einschreiten aufgefordert wird.

[1]) Vgl. Meyer, Palästina und Syrien, 1895, p. 227.

[2]) C. Diener, Libanon, Wien 1896, pag. 247 und 240.

Eindruck einer niederen römischen Wasserleitung macht und von Marmorplatten überwölbt ist. Auf der ganzen Länge ist der Bau mit Votivtüchern und Spenden der Pilger bedeckt und enthält nach dem frommen Glauben der Muslim die Gebeine des riesigen Patriarchen, ohne jedoch den Mann Gottes ganz einzuschliessen; denn, o Wunder, das Grab reicht nur bis zu den Knieen des Heiligen! Welche weitreichende Macht, bemerkte unser Gastfreund, muss dieser Erzvater besessen haben! Konnte er doch mit der einen Hand Trauben in Damaskus, mit der anderen Pfirsiche in Beirût pflücken! Vor dem Eingang zu diesem merkwürdigen Grab lag ein Marmorwürfel mit einer verstümmelten römischen Inschrift. Die umliegenden Araberhütten waren alle aus schwarzen, mit Strohhäcksel vermischten Lehmziegeln erbaut, welche meist in der Sonne nicht einmal genügend getrocknet, verwendet wurden. Trotzdem sind die Häuser keineswegs billig und ist unter 2000—3000 frcs. ein mäfsiges Wohnhaus nicht zu haben. In Zaḥle nahmen wir in dem kleinen Hôtel de la Santé, gerade über dem rauschenden Barduni, der hier in einem Wasserfall der Schlucht entströmt, einen arabisch vegetarischen Imbiss ein. Hoch über uns bauten sich die Terrassen der kühn zerklüfteten Kreideformation auf; in den Wandelgängen derselben zogen malerisch in farbiger Tracht die Menschen mit ihren Saumtieren hinauf und hinunter. Tief unter uns, hart am Bache, hatte eine Gesellschaft von Arabern geschäftig ihr Abendmahl bereitet; sorgfältig wurde das Fleisch mit Mehl in einem Mörser zerstampft, die pfannenkuchenartigen Brodfladen zerrissen und dann mit ihnen wie mit Löffeln in die Speisen gegriffen. Wie auf unserm Tische lagen dort kleine Gurken, Pistazien, Haselnüsse und kalte Kartoffelschnitte. Dabei sangen sie ihre einförmigen Lieder und begleiteten sie auf der egyptischen Trommel. Ein rührendes Bild einfältigen Naturgenusses! Nachdem wir noch die Post, welche in einem schwalbennestartigen Gebäude untergebracht war, besucht und nach unseren Pferden gesehen hatten, kehrten wir entzückt von dem Geschauten nach Muallaka zurück.

Am 14. August brachen wir von dort um 9 Uhr abends auf und ritten in sternglänzender Nacht die Strasse nach Schtôra zurück, die wir tags zuvor gekommen waren; wir begegneten dem Eisenbahnzug, der, obwohl er mit seinen Laternen ganz dicht an uns vorbei rasselte, den Pferden wider mein Erwarten nicht den geringsten Schreck einflöfste. Von Schtôra zieht sich der Weg eine Zeit lang durch die Ebene Bekâa über mehrere Brückensteige hin, dann langsam den Antilibanon hinauf; zwei Stunden führt er durch ein enges Felsendefilé, wo uns der kühle Wind zwang, warme Kleider anzulegen, und fällt in steten Serpentinen zum Chan Meitlun hinab, wo wir um 5 Uhr früh anlangten, als eben strahlend die Sonne aufging. Die Hitze wurde bald so empfindlich, dass wir vor Durst zu verschmachten glaubten, während wir über die

trostlos öde Steinwüste Ṣaḥrat Dîmâs ritten. »Eine einzige, flach nach Osten fallende Schichtentafel von Wüstenkalkstein bildet die Oberfläche dieser sterilen, jeder Vegetation baren Ebene. Auf eine Breite von acht Kilometer zeigt die letztere nicht die mindeste Undulation des Terrains, so dass die Chaussee hier in schnurgerader Richtung gegen Osten geführt werden konnte. Ausgewitterte Kiesel und Feuersteinknollen bedecken zollhoch den felsigen Boden und prägen auf solche Weise jenem Hochplateau den typischen Charakter einer Wüste im kleinsten Mafsstab auf.«[1]) Freilich als wir wenige Stunden später bei der Eisenbahnstation Hamêh die Schlucht des Barada erreichten, wo wir die lechzenden Pferde tränken konnten und nach Dummar hinabstiegen, da war das Landschaftsbild vollständig verändert. Ueberall, wo die tausend Rinnsale rauschten, war trotz der Sommerdürre eine üppige Vegetation stehen geblieben. Diese erfreute und erfrischte mit ihrer grünen Hoffnungsfarbe das Auge des Reiters, das durch die öden kahlen Flächen des ausgebrannten Hochgebirges längst ermüdet war.

Endlich tauchte in der Ferne Damaskus auf, die Königin des Orients, die Hochburg des Islams, die Rosenstadt der Araber. Der Fremdling fragt sich vorher vergebens, wie diese Stadt zwischen den kahlen Höhen, von der man bis zur unmittelbaren Annäherung nichts bemerkt als eine lange staubige Landstrasse mit Villen und Gärten, zu diesem Rufe gekommen ist. Aber eben die Oede der Natur im menschenleeren Antilibanon und am Rande der Wüste im Gegensatz zu der üppigen Vegetation am siebenarmigen Barada und dem Völkerstrom in der einzigartigen typischen Stadt zwang die überraschte Menschheit, ihr den Preis der Schönheit zuzuerkennen. Wie ein Elfenbeinspiegel mit silbernem Griff liegt die blendendweisse Omejjadenstadt in einem Meer von Grün. Es war gegen 10 Uhr, als wir endlich im kühlen Säulenhofe vor dem Springbrunnen von dem 14 Stunden langen nächtlichen Ritt ausruhen konnten. Da unsere Abreise nach Nordsyrien erst am 20. August stattfinden sollte, damit mein Freund Gelegenheit hatte, sich Damaskus und die Umgebung anzusehen, konnten wir in Ruhe unsere Reisevorbereitungen vollenden. Der neu aus Bagdad gekommene Wali, Hassan Hatschi Wefik Pascha, hatte uns äusserst liebenswürdig empfangen und uns einen Bujuruldu für sein Vilayét ausgestellt, der uns bis Aleppo Schutz und Sicherheit gewähren sollte. Von Vilayét zu Vilayét wurde uns solch ein Spezialempfehlungsschreiben mitgegeben. Das hier abgebildete wurde vom Wali von Aleppo ausgestellt und lautet in freier Uebersetzung:

»Mit den Befehlen der erhabenen Provinz Sûrja kamen die Herren, genannt: Oberhummer und Doktor (der Name fehlt, wahrscheinlich, weil der Beamte ihn nicht schreiben konnte oder »Doktor« für den Namen hielt), welche Unterthanen des hohen Deutschen Reiches

[1]) Diener, Libanon, pag. 293.

sind, hieher und werden dieselben nach den Provinzen Angora und Konia gehen, zwecks Ausführung einiger genauer wissenschaftlicher Untersuchungen. Behufs Befolgung der sie betreffenden Anordnungen, sowie der nötigen Hilfe und Erleichterung und hinsichtlich einer sicheren Durchreise wurde von der Statthalterschaft der Provinz Aleppo angeordnet, dass seitens der während der Reise angetroffenen Civil- und Militärbeamten den Erwähnten volle Aufmerksamkeit geschenkt werde und wurde dies geschrieben und Obigen übergeben.

25. August 1313. Der Gouverneur von Aleppo.

Abb. 9.

Unsere ganze Reiseausrüstung hatten wir auf zwei Packpferden, deren eines der Stallknecht ritt, auf folgende Weise untergebracht. Das eine Tier trug rechts und links je eine leichte, eiserne Feldbettstelle; auf dem Rücken waren zwei gesteppte weisse Decken, zwei Feldstühle und ein kleines Offizierszelt aufgeschnallt; in den äusserst praktischen »Ghursch«, grossen Säcken aus Teppichstoffen mit Ledereinfassung, welche auf beiden Seiten des Pferdes herabhängen, waren die notwendigsten Erfrischungen und Lebensmittel, wie Cacao, Liebigs Fleischextrakt, Thee, Zitronen, Zwieback, Sardinen und einige Suppenkonserven, untergebracht; ferner waren in der

Tiefe dieser unergründlichen Taschen zu finden: Zwei Siebe, ein Zinnkochtopf, eine Wasserkanne, ein Rechaud, eine Kaffeekanne, ein Trichter, eine Theebüchse, ein Sieblöffel, sowie Hanf und Seife zum Putzen des Geschirrs. Auch die notwendigen Fussfesseln, Halfter, Fresssäcke, Pferdedecken, Striegelbürsten, Hufeisen und Nägel, Kerzen, Stall- und kleine Laternen, ein Fischernetz, Reservewäsche und die Kleidung für die Diener, Tisch- und Küchenwäsche, weisse, gewirkte Handschuhe, welche in der Hitze sehr angenehm zu tragen sind, eine schwarze Kautschukdecke, zwei Mosquitonetze, sowie unser Vorrat von Schrot- und Kugelpatronen waren dem armen Packpferde, das in Wahrheit seinen Namen verdiente, aufgeladen worden. Dem zweiten ging es nicht besser. Es musste auf jeder Seite je einen unserer grossen, in Rupfensäcke gehüllten Koffer tragen, welche ausser der ziemlich umfangreichen Reisebibliothek unsere Instrumente und Galakleider enthielten. Es bewährte sich aber, wie sein Leidensgenosse, bis zum letzten Tage der Reise trotz Wunden, Hitze und Schnee so gut, dass mich die 200 frcs., welche ich in Damaskus für die beiden Pferde bezahlt hatte, nicht zu reuen brauchten. Aarif, dessen Pferd wir nicht zu sehr belasten wollten, damit es stets mit uns Schritt halten könne, trug in seinem Ghursch eine Art Frühstückskorb, welcher eine Flasche kalten Thees, Kaffeekannen, Salz, Pfeffer, Cognac, Zucker, Zitronen, Messer, Gabeln, Löffel, Tassen, Spiritus, Eier, Teller, ein Tischtuch und Servietten zum sofortigen Gebrauch enthielt, da wir bei kurzen Mittagspausen die Tiere nicht abladen wollten. Freilich setzt man sich dabei der Gefahr aus, dass eines oder das andere der müden »Kedisch«, wie die Araber jene Pferde schlechter Rasse nennen, welche zum Tragen von Lasten Verwendung finden, sich plötzlich mit Sack und Pack vergnüglich im Grase wälzt. Deshalb müssen sie beständig bewacht werden. Wir selbst führten in unseren Ghursch Bussole, Aneroid, geologischen Hammer, einen photographischen Momentapparat, Trinkbecher, Bergkompass, die Reiseapotheke, sowie die wichtigsten Toilettengegenstände und Nähzeug mit uns. Vorn am Sattelknopf waren je zwei solide, schwarze Lederetuis angeschnallt mit Fächern für Notizbücher, Bleistifte, Tinte und Federn, Winkel und Prismen, Streichhölzer, Lineal, Karten und Wörterbücher. Ein Sack aus wasserdichtem Stoff mit Wäsche, ein Sonnenschirm und ein Regenmantel war hinter uns befestigt. Es ist ganz unglaublich, wie viele Kleinigkeiten man auf längeren Landreisen im Innern braucht, wie Vieles trotz der sorgsamsten Ueberlegung vergessen oder auch umsonst mitgeschleppt wird. So hatten wir auf den Rat anderer Reisenden in München eine Menge Spielwaaren eingekauft, um sie als Geschenke an die Kinder von Beamten oder Gastgeber zu verteilen. Die meist sehr leicht zerbrechlichen Sachen waren mit vieler Mühe und Aerger durch das Zollamt in Beirût nach Damaskus gebracht worden, als ich in den dortigen Bazaren genau dieselben Puppen,

Trompeten und Gummifiguren zum Verkauf ausgestellt sah. Aber abgesehen von dieser Enttäuschung hatten all die schönen Dinge, von denen wir uns Wunder versprachen, durchaus nicht die Wirkung, welche wir erwarteten. In Newscheher und selbst in kleineren Orten schien man den Wert dieser Geschenke nur zu wohl zu schätzen, so dass wir uns möglichst schnell von der fragilen, unbequemen Last befreiten, ohne viel Dank dafür zu ernten. Besonders gute Dienste leistete uns die kreisrunde Gummibadewanne, welche ausser dem äusserst geringen Gewicht den Vorzug grosser Sauberkeit hat und von Hoch und Niedrig bewundert wurde. Von Instrumenten führten wir mit uns: eine Feldbussole, ein Aneroid-, mehrere Schleuder- und andere Thermometer, zwei Winkelprismen, verschiedene Bandmafse, darunter eines aus Stahl, einen grossen photographischen Apparat, einen Berg- und mehrere Reisekompasse, einen Vollkreistransporteur, Messer und Zangen zum Abbalgen und Präparieren der erlegten Tiere, einen geologischen Hammer, einen Feldstecher, ferner Papier zum Abklatschen der Inschriften und zum Trocknen der Pflanzen, Säge, Beil, Hammer und Spaten, Farben und Zirkel, Laternen, Signalpfeifen, Winkel, Meterstäbe, Notiz- und Zeichenbücher. Mit Waffen waren wir reichlich versehen. Aarif trug meine Büchsflinte, da ich selbst für gewöhnlich kein Gewehr führen durfte, um Störungen der Magnetnadel zu vermeiden; dem Stallknecht hatte ich meine Schrotflinte anvertraut; jeder von uns, einschliesslich der Diener, hatte einen Revolver umgeschnallt, wozu bei Aarif als Zeichen seiner Würde noch ein persischer Säbel kam. In unserer Reisebibliothek befand sich in erster Linie Ritters Kleinasien, ferner die vorzüglichen arabischen und türkischen Wörterbücher von Wahrmund, Xenophons Anabasis, Neumayers Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, die ganz vorzüglichen, praktischen Winke für topographische Forschung in Kleinasien des Herrn Major von Diest, eines bewährten Kenners von Anatolien, ferner die unentbehrliche kleine Schrift Sitlington Sterrets: »Leaflets from the notebook of an archaeological traveler in Asia Minor« 1888, sowie die Arbeiten Ramsays, Barths, Tschihatschefis, Flottwells, Hirschfelds und Antons über ihre Reisen in Kleinasien und das Kapitel Dr. E. Naumanns über die Höhlen aus seinem Reisewerke: »Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat«. Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Hofrats von Benndorf in Wien waren wir im Besitze sämtlicher vor unserer Reise in Kappadokien gesammelter Kopien von Inschriften, so dass wir nicht zu befürchten hatten, schon Bekanntes nach Hause zu bringen. Herr Professor Heinrich Kiepert hatte uns zwei Handzeichnungen des höhlenreichen Gebietes zwischen Newscheher und Kaisarieh geschickt, welche uns als wichtigstes Orientierungsmittel dienten, zugleich aber am besten bewiesen, wie spärlich das Material zur topographischen Darstellung Kappadokiens war.

Mein Freund trug einen weissen, runden, weichen Hut, Lodenanzug und gelbe Schuhe mit wasserdichten Gamaschen, ich bevorzugte hohe Reitstiefel und eine leichte Reisemütze mit Schild. Die landesüblichen Keffiês und blaue Zwicker schützten uns vor der Sonne. Für den Winter hatten wir Schneekappen und gestrickte Jagdwesten und gegen den Regen Gummimäntel. Wenn wir bei einem hohen Würdenträger Besuch machten, erschienen wir im Frack, eine Aufmerksamkeit, welche die Herren gerne sahen. Der biedere Alttürke freilich lächelt über unsere modernen Kleidungsstücke, welche ihm als unbegreifliche Selbstquälerei erscheinen. So lässt Morier, ein von Moltke wegen seiner scharfen Beobachtungsgabe hochgerühmter Schriftsteller, den Türken beim Anblick eines Fracks ausrufen: »Franke, in Deinem Lande muss das Tuch sehr teuer sein!«[1])

Die in Deutschland wohlbekannten Schlafsäcke, welche Herr Major von Diest besonders empfiehlt, sind ohne Zweifel sehr praktisch und haben wir sie auf kürzeren Touren wiederholt im Gebrauch gehabt. Jedoch für längere, Wochen und Monate dauernde Reisen ist es eine grosse Wohlthat, kleine eiserne Feldbettstellen benützen zu können, da in den meist von Ungeziefer wimmelnden Hütten und Häusern das Liegen auf dem Erdboden keineswegs angenehm ist. Professor Ramsay erzählt in seinen 1897 erschienenen »Impressions of Turkey«, dass der beste Schutz gegen Flöhe grosse Waterproofdecken sind, da dieselben von diesen Insekten, welche den Geruch des Kautschuks zu hassen scheinen, auf das sorgfältigste gemieden werden. Im allgemeinen kann man sagen, dass das Unterkommen in Kleinasien, selbst in den ärmsten Dörfern, ein wesentlich besseres ist als in Syrien, wo man oft in geradezu menschenunwürdigen Gelassen schlafen muss. Deshalb zogen wir nicht selten vor, während der warmen Jahreszeit ganz im Freien oder auf dem Dache zu übernachten, was allerdings der Gesundheit auf die Länge nicht zuträglich sein würde, da sowohl der starke Tau, als auch die kühle Morgenluft vielfach Krankheiten hervorrufen. Nimmt man doch an, dass die vielen Augenleiden der Araber grossenteils von der Unsitte herrühren, an feuchten und kühlen Orten und unter freiem Himmel zu nächtigen. Im Hôtel d'Orient in Damaskus war ich eines Tages unvorsichtig genug, in einem mit grossen Steinplatten ausgelegten Salon, in dessen Mitte eine Fontaine Kühlung verbreitete, einige Stunden zu ruhen. Als ich erwachte, hatte ich das Fieber, das erst nach 3tägiger Behandlung mit Chinin vollständig verschwand. Es war dies der einzige Fall während meines Aufenthaltes in Türkisch-Asien, dass ich das Zimmer hüten musste. Weder mein Freund, noch ich haben während der Reise an Fieber oder an einem ernstlichen Unwohlsein gelitten, was wir gewiss zum Teil unserer sorgfältig aus-

[1]) H. v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, pag. 323.

gestatteten Reise-Apotheke zu verdanken haben. Dieselbe enthielt nach der Liste unseres verehrten Freundes Hof-Apothekers von Mendel in München eine grosse Sammlung von Medikamenten und Verbandstoffen. Ich bemerke aber, dass wir sie schon in München um mehr als die Hälfte vermindert hatten. So umfing sie eine kleine Lederschachtel von 3 kg Gewicht, auf der das Genferkreuz prangte. Trotzdem war die Apotheke noch zu gross, — Gott sei es gedankt! — da alles trotz Hitze und Fiebergefahr glücklich ablief.

Wirklich zweckdienlich erwies sich das Chinin, das wir in kleinen Pillen prophylaktisch zu uns nahmen und in Pulvern den zahlreichen Patienten spendeten, die unsere Hilfe in Anspruch nahmen. Ebenso häufig wurde von uns Augenwasser verlangt. Uns selbst diente in Zeiten, wo wir vor Dysenterie Besorgnis hatten, das Opium als wirksames Mittel. Carbol, Salizyl und hypermangansaures Kali schützten Mensch und Tiere bei den unvermeidlichen kleinen Verletzungen und Schürfungen der Haut; die Verdauung wurde wiederholt durch Seydlitz- und Brausepulver geregelt. Dagegen hatten wir für die Zeiten des brennenden Durstes viel zu wenig Citronensäure zur Verbesserung des Trinkwassers mit uns genommen, ebenso fehlte uns fast jede Hilfe gegen die Wunden der Pferde, die durch Druck oder Aufreiten entstanden waren. Immerhin war es mehr dem Glück als unserer wohlüberlegten Wahl der Medikamente zu danken, dass wir vor ernstlicher Krankheit und Unfällen bewahrt blieben.



KAPITEL VI.

Von Damaskus bis Aleppo.

Am 20. August gegen 10 Uhr vormittags verliessen wir Damaskus und ritten durch die alten Bazare in nordwestlicher Richtung über die üppige Ghûta, deren Ende wir nur zu bald erreichten. Viele Freunde hatten uns bis vor das Christenviertel durch die via recta das Geleit gegeben, wo auch Aarif sich von seinen Lieben, welche ihm in Gestalt von tief verschleierten Frauen in einem geschlossenen Wagen gefolgt waren, in rührendster Weise verabschiedete. Auf der Strasse, welcher wir zwischen den ununterbrochenen Lehmmauern der Gärten folgten, herrschte der lebhafteste Verkehr. Unsere kleine Karawane, bestehend aus meinem Freunde, mir, Aarif und dem Sais, wurde von einem Saptieh begleitet, welchen der Wali bis Homs zu unserm Schutze bestimmt hatte. Dort sollte der Gensdarm durch einen neuen ersetzt werden. Unsere Reiseroute führte uns über Hamah nach Aleppo, Alexandrette und Adana, von wo wir Nigdeh erreichen und den Taurus überschreiten wollten, um Anfangs Oktober in dem märchenhaften, im Norden vom Halys begrenzten Höhlenlande zwischen Newscheher und Kaisarieh einzutreffen. Schon hinter dem Dorfe Dûma geht die Fruchtbarkeit der Ghûta in die öde kahle Gegend über, welche den Saum der Wüste bildet. Der Dschebel Kalaman begleitete uns zur Linken. Hinter dem Dörfchen Hirre in einem lichten Wäldchen, wo der letzte Wasserfaden sich durch die Ebene schlängelt, wurde gegen Mittag Halt gemacht zum Frühstück. Die Hitze war erdrückend; das Thermometer im Aneroid zeigte 37°, so dass wir nicht wagten, unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne weiter zu reiten und Menschen und Tiere einige Stunden ruhen liessen. An Schlaf war freilich nicht zu denken; denn unzählige Fliegen quälten uns im Vereine mit Mosquitos unausgesetzt. Auch das Essen wollte nicht munden, nur eine Wassermelone, welche wir im Schlamm eingegraben und so ab-

gekühlt hatten, bot uns nebst dem kalten Thee, den wir stets in Flaschen mit uns führten, einige Erquickung. Ein auf die Erde gelegtes Schleuderthermometer zeigte 55°, den Endpunkt der Skala, über den die Quecksilbersäule nicht mehr hinaus konnte. Grosse Eidechsen umspielten uns auf dem dürren Grase, die Luft zitterte vor Hitze und wir sahen nur zu wohl ein, dass an ein ferneres Reisen bei Tag sobald nicht zu denken war. Nachdem wir gegen 3 Uhr aufgebrochen waren, um unser Nachtquartier Kuteifeh zu erreichen, veränderte sich die Landschaft rasch. Statt der anmutigen Baumhaine, welche die nächste Umgebung von Damaskus zu einem Paradies ohne Gleichen gestalten, dehnten sich jetzt dürftige Felder zur Rechten und Linken der öden Strasse aus, und nur einzelne Oasen deuteten in der Ferne das Dasein von Dörfern an. Kurz nach dem Chan Ajasch wendet sich der Weg direkt nach Norden und überschreitet einen Sattel des Dschebel Abu'l-atta, dessen Kalkgrate starke Verwitterung zeigen, während die Höhenflanken überall noch Humus tragen. Gegen 6½ Uhr ritten wir von dem Passe zu dem stattlichen Dorfe Kuteifeh hinab, bei dem sich ein Teich mit vortrefflichem Wasser befindet. Der Ort, welcher eine gastfreundliche Bevölkerung birgt, liegt circa 400 m höher als Damaskus, auf einem Hochplateau, das, aus feuersteinführender Kreide bestehend, sich zungenartig zwischen dem Dschebel-el-Wustani und dem Dschebel el-Garbi von Südwest nach Nordost erstreckt und ausser Kuteifeh auch den grossen Ort Dscherûd, sowie den gleichnamigen See umschliesst. Wir stiegen in einem geräumigen Gelasse ab, dessen Balkendecke von einem Gewölbebogen getragen, mit Reisig überdacht und mit Lehm festgestampft war. Ein Fenster und die Thüre erhellten den einfachen Raum, dessen eine Hälfte mit Kissen und Teppichen belegt, kühl und reinlich uns zur Ruhe einlud. Ein Ofen in der Ecke, auf dem ein Petroleumlämpchen brannte, deutete auf die Winterszeit. Die Pferde waren im Hofe angepflockt worden und bald schliefen wir, nachdem ein frugales Nachtmahl aus Thee, Kaffee, Limonade, Eiersuppe mit Huhn und Peperoni uns gestärkt hatte, trotz Mücken und Hundegebell auf unsern schmalen Feldbetten, bis früh morgens eine lärmende Karawane, welche mit ihren Eseln die Nacht zum Reisen benutzt hatte, sich bei uns einquartierte. Da der Mond im Zunehmen war und die Hitze nicht nachgelassen hatte, konnten wir uns einen Tag Ruhe gönnen und brachen erst um 9 Uhr abends auf, um in der Kühle der Nacht die 37 km, die uns von unserm nächsten Quartier Nebek trennten, zurücklegen zu können. Die Zeche bezahlte Aarif. Er bekam von uns jede Woche einen Vorschuss, über den er genaue Abrechnung vorzulegen hatte. Dafür musste er alle Auslagen für uns bestreiten, unter denen drei bis vier frcs. für das Uebernachten und durchschnittlich täglich eben soviel für Pferdefutter die Hauptausgabe bildeten, so dass wir im allgemeinen

in den Dörfern selten mehr als 12—15 frcs. pro Tag zu bezahlen hatten, eine Summe, die jedoch in den Städten bedeutend überschritten werden musste. Trotzdem kann ich sagen, dass eine längere Landreise in Syrien und Centralkleinasien bei bescheidenen Ansprüchen mit ständiger Begleitung von zwei Dienern und einem oder zwei Saptiehs mit monatlich 7—800 frcs. gut ausführbar ist. Wenn wir Gäste eines Ortsvorstandes oder eines Kaimakam waren, genügte meist 1 Medschidiê (4,25 frcs.) Trinkgeld für uns alle. Die Preise für die Lebensmittel sind ziemlich die gleichen von Damaskus bis Konia; dagegen kostet die Gerste, welche in Syrien mit Ausnahme von Beirût ausnehmend billig ist, im Taurus das Drei- bis Vierfache, so dass ein Pferd pro Tag statt auf 50 ctms., wie in Damaskus, an manchen Orten auf 1½—2 frcs. zu stehen kommen kann. Aehnlich ist es mit dem Saptieh. Wir zahlten 1 Medschidiê pro Mann und pro Tag und verpflegten ihn und sein Pferd. Die meisten waren damit vollständig zufrieden, manche auch nicht, ja einer warf uns eines Tages das Geld vor die Füsse und ritt fluchend davon. Im grossen und ganzen suchten uns die Behörden immer sehr brauchbare, sichere Leute aus, die beim Auf- und Abpacken mithalfen und gerne für unsere Bequemlichkeit sorgten. Nur mit einem, welchen wir als Ablösung in Tschifte Chan am Nordabhang des Taurus erhalten hatten, machten wir traurige Erfahrungen. Da er aus Ütschhissar bei Ürgüb gebürtig war und infolgedessen das lang ersehnte Höhlenland genau kennen musste, baten wir den liebenswürdigen Mütessarif von Nigdeh, uns den anscheinend freundlichen, landeskundigen Gensdarm, der sich bis dahin dienstbereit gezeigt hatte, bis Kaisarieh beibehalten zu dürfen, was uns ausnahmsweise auch gestattet wurde. Ja, wir hatten ein so grosses Vertrauen auf unsern einschmeichelnden Beschützer, dass wir, in Kaisarieh angekommen, mit Erfolg telegraphisch in Nigdeh um die Gunst ersuchten, den Saptieh auch in Newscheher beibehalten zu dürfen. Denn wir hielten es für angebracht, stets einen Vertreter der türkischen Autorität im Hause zu haben, um gegen alle Fälle geschützt zu sein. Doch nur zu bald sollten wir unsere Anhänglichkeit an den Mann von Tschifte Chan bereuen. Statt sich nämlich mit der nach dortigen Verhältnissen hohen Vergütung von monatlich 40 frcs. samt Verpflegung zufrieden zu geben, nahm er Anlass, bei Aarif und dem Sais Geld zu leihen, beschimpfte die Christenmädchen von Newscheher auf offener Strasse, so dass wir täglich Klage um Klage zu hören bekamen, und stahl schliesslich bei den amerikanischen Missionären in Talas, welche ihn und sein Pferd, als zu unserm Tross gehörig, in gastfreundlicher Weise verpflegt hatten, zwei Satteldecken, worauf er unter dem Vorwande, seine Kinder seien krank, einige Tage verschwunden blieb. Als er zurückkehrte und seinen sogenannten Dienst wieder antreten wollte, jagten wir ihn trotz seiner Bitten und Beteuerungen ohne Um-

stände aus dem Hause; denn seine Unehrlichkeit war auf die unerwartetste Weise ans Licht gekommen. Der schlaue Saptieh hatte nämlich die Satteldecken in Newscheher an unsern Stallknecht verkauft, der nun ahnungslos auf einer derselben einige Wochen später nach Kaisarieh zurückritt, um die Post für uns zu holen. Der Kutscher der amerikanischen Herren erkannte natürlich sofort seine Decke wieder, und die ganze Sache kam an den Tag.

Von Kuteifeh steigt der Weg zunächst durch einen romantischen Cañon, führt dann in nordwestlicher Richtung bis zum Dorfe Kastal und weiter über eine kahle Hochfläche. Der Mond war längst untergegangen und wir ritten in tiefer Finsternis gegen $4^1/_2$ Uhr morgens kurz vor Sonnenaufgang in Nebek ein, wo bis zum Abend Halt gemacht wurde. Das ansehnliche Dorf ist Sitz eines Kaimakam und einer Station der amerikanischen Missionäre. Unser Saptieh hatte bald ein gutes Unterkommen gefunden und nach einigen Stunden Ruhe sassen wir bei unserm einfachen Mittagsmahl, das aus Hafergrützsuppe, die wir mit Liebigs Fleischextrakt verbessert hatten, aus Hammelfleisch mit Gurkensalat, unreifen Pflaumen, Kaffee und dem geschmacklosen, fladenartigen Araberbrot bestand. Abends hatten wir klaren Vollmondschein, als wir die steile Strasse des Städtchens hinaufstiegen zur Moschee, zum Kaimakamat und dem amerikanischen Missionsgebäude, vor dessen Thoren die Christenkinder fröhlich spielten. Unterdessen waren unsere Pferde bepackt worden. Um $9^1/_4$ Uhr brachen wir auf und ritten, nachdem wir die ausgedehnten Gärten des Dorfes passiert hatten, über eine staubige, steinige Hochebene, die oft durch näher herantretende Hügel verengt wurde. Die Fahrstrasse schien auf längere Strecken neu gebaut, sonst glich sie einem steinigen Feldweg. Ein zweiter Saptieh begleitete uns wie schon tags vorher freiwillig. Wir kamen an Beduinenzelten vorüber; kleine Karawanen von Kamelen und schwer beladenen Eseln zogen in dem hellen Mondschein an uns vorbei; bei dem Dorfe Kara, dessen Bewohner im tiefen Schlafe lagen, holten wir einen Dreispänner ein, der uns auf dem holperigen Wege bald wieder verlor[1]). Endlich gegen 3 Uhr morgens näherten wir uns dem Dorfe Burdsch[2]). Da stürzte plötzlich eines der Packpferde und rollte mit seiner grossen Last den Strassendamm hinab. Trotzdem es sich zweimal überschlagen hatte, kam es unversehrt wieder auf die Beine und auch von unserem Gepäck war nichts beschädigt. Bald darauf standen wir vor den elenden Hütten des Dorfes, welches mit seinen Lehmmauern und kahlen Dächern einem im Mondlichte erstandenen Pompeji glich. Der Empfang war für die frühe Morgenstunde, es mochte gegen $^1/_2 4$ Uhr sein und die

[1]) Kara war in den ersten Jahrhunderten des Christentums ein Bischofssitz. Der frühere Name scheint Khara oder Comochara gewesen zu sein.

[2]) Burdsch (πύργος) Turm, Bastion, vgl. Kannenberg, a. a. O. S. 248.

Sonne war noch nicht aufgegangen, frostig genug. Niemand wollte uns einlassen. Wir hielten mit unsern Pferden vor jeder Thüre, bis wir endlich das Haus des Dorfältesten gefunden hatten; dort verlangten wir, nachdem wir ihn aus dem Schlafe gerüttelt hatten, unter Hinweis auf unsere amtlichen Papiere Einlass und Obdach. »Wir haben keinen Platz für so viele Pferde«, scholl es durch das halb geöffnete Thor; da waren aber schon die beiden Gensdarme und Aarif im Hof und öffneten angelweit die Thüren. Nun fügte sich auch der Hausherr und bot uns freundlich sein teppichgeschmücktes, staubatmendes Zimmer an, auf dessen Polstern wir, von den ungewohnten Nachtritten ausserordentlich ermüdet, bald in Schlaf versanken. Doch die Sorge um die Pferde, von deren Wohlbefinden eine derartige Reise in so hohem Mafse abhängt, liess mich nicht lange ruhen. Als ich hinaustrat, um im Stalle nachzusehen, kam eben ein Knecht unseres Gastfreundes gelaufen, um unsere Diener zu wecken. »Salim musch mabsud«, Salim ist nicht wohl, rief er mir entgegen. Ich eilte in den dunklen Stall, und da wälzte sich unser braves Pferd, das mich durch ganz Palästina und Syrien 6 Monate wacker getragen hatte, in heftigen Schmerzen auf der Streu. Da wir bald erkannten, dass das Pferd an einer Gedärmverschlingung oder etwas Aehnlichem litt, führten wir »Salim«, der vor einer Stunde noch fröhlich dem Morgen entgegengewiehert hatte und auf der Suche nach einem Unterkommen mit mir im Galopp durch die engen Strassen des Dorfes geeilt war, jetzt aber, in Schweiss gebadet, sich kaum mehr auf den Füssen zu halten vermochte, hinaus auf einen freien Platz, wo wir das prächtige Tier, das plötzlich ganz schwach geworden schien, auf den Rat unserer Leute im engen Kreise herumjagten. Doch es half nichts. In den Hof zurückgekehrt, gossen wir ihm Oel ein und versuchten alles Mögliche, um es zu retten. Bald lag es wieder ächzend und stöhnend auf dem Boden. Der Abend kam; wir legten uns mit ängstlicher Sorge zur Ruhe, am nächsten Morgen war es nicht besser geworden. Das schöne Pferd, der Stolz unserer Karawane, wimmerte vor unserer Thüre wie ein Kind, bis es endlich gegen Mittag verendete. Als gegen Sonnenuntergang die Bauern des Dorfes kamen, um es hinwegzuschleppen und um die Decke feilschten, schlossen wir traurig die kleinen Holzfenster unseres Zimmers, um dem Anblicke zu entgehen und beklagten den Verlust des treuen Tieres als das erste, und wie wir jetzt sagen können, Gottlob das letzte Unglück unserer Reise. Nun war guter Rat teuer. Ein Packpferd wurde zum Reitpferd befördert und dafür zwei Esel gemietet, mit denen wir am 25. August früh 7 Uhr nach dem drei Stunden entfernten Dorfe Hasja aufbrachen, das uns wie eine kleine Festung anstarrte[1]). In einem aus Stein gehauenen kühlen Chan

[1]) Vgl. Porter, Five years in Damascus, London 1870, pag. 329 ff.

verbrachten wir den heissen Tag und setzten abends bei abnehmendem Mond unsern Weg über die holperige Landstrasse fort nach der ersten grossen Station unserer Route, Homs, von dem uns noch ca. 40 km trennten. Zu beiden Seiten des Weges erheben sich die nördlichsten Ausläufer des Antilibanon, links der Dschebel Hasja, rechts der Dschebel Sûwân, welche beide aus Wüstenkalkstein bestehen. Die Stadt Homs, das alte Emesa, in welchem einst ein berühmter Sonnentempel des syrischen Baal stand, aus dem im Jahre 217 nach Christi Geburt der schöne Jüngling Heliogabalus von den Legionen zum römischen Kaiser ausgerufen wurde, liegt in dem ausgedehnten Senkungsfelde, zu welchem sich hier an seinem nördlichen Ende das Depressionsgebiet der Bekaa erweitert[1]). Ihre geographische Stellung als Knotenpunkt der wichtigsten Karawanenstrassen Syriens hat ihr seit den ältesten Zeiten ihre hohe Bedeutung als ein hervorragendes Verkehrscentrum des Landes gesichert. Die drei merkwürdigen Depressionsfurchen, die von dem Mittelpunkte der Ebene nach Norden, Westen und Süden radienartig ausgehen, sind auch von jeher die Bahnen der grossen Handelsrouten gewesen, welche die volkreichsten Städte des Binnenlandes Aleppo, Ḥámah, Zaḥle, Jebrûd und Damaskus, sowohl untereinander, als mit dem phönizischen Litoral verbinden. Die Stadt ist aus Basalt gebaut, zählt gegen 40 000 Einwohner und liegt eine halbe Stunde vom Hauptarme des Orontes entfernt. Durch das Thal des Eleutherus führt eine vor wenigen Jahren erbaute Chaussee zwischen dem Dschebel el-Ansârieh und dem Dschebel ʻAkkâr nach Westen zum Meere nach Tripolis.

Von der Citadelle, deren Unterbauten und Ruinen noch in gewaltigen Blöcken aufragen, gewannen wir einen wertvollen Einblick in die Gebirgswelt im Westen und eine herrliche Aussicht über die Stadt, ihre Gärten am Orontes und die grosse, einst so fruchtbare Ebene im Norden, auf welcher im Jahre 272 der römische Kaiser Aurelian die Königin Zenobia besiegte und dadurch das prachtvolle Palmyra gewann.

Wir passierten die Dörfer Schemsin und Schinschar und kamen einige Stunden vor Homs in einen dichten Nebel, der uns die Nähe des Orontes und des Elberasees verkündete. Wir waren vor Ermüdung auf dem Sattel beinahe eingeschlafen und wachten erst richtig auf, als ein die Weinberge hütender Araber uns die köstliche Frucht der Traube von Homs zur süssen Labe bot. Die Stadt machte von Weitem den Eindruck einer Riesenmauer; weite Friedhöfe umsäumen sie. Der Verkehr auf der Strasse war schon vor Sonnenaufgang ein beängstigend reger, und wir waren froh, als wir in einem kleinen Gehöfte Unterkommen fanden, nachdem wir in den überfüllten grossen Chanen umsonst Einlass begehrt hatten. Komfortabel war freilich das winzige, heisse, fliegensummende Gemach, das über einer

[1]) C. Diener, a. a. O. p. 243.

schmalen Steintreppe lag, nicht zu nennen, da es nicht einmal Platz genug bot, unser notwendigstes Gepäck aufzunehmen. Aber schlafen konnte man in Ruhe, und darum war es uns am meisten zu thun; denn die Natur fordert ihre Rechte, und so leicht der Körper eine oder zwei Nächte aufrecht und elastisch bleibt, auf die Länge bricht eine unüberwindliche Schlafsucht über den nächtlichen Reiter herein, fasst ihn mit eiserner Hand im Genick und drückt ihm die Augen zu. Oft trugen uns die unermüdlichen Pferde mit sicherem Schritt wie im Traum durch die Nacht, stunden- und stundenlang über die einförmig öden Steinwüsten Nordsyriens. Dann wurde es licht und lichter im Osten, und wie eine Erlösung begrüssten wir die aufgehende Sonne, deren erste Strahlen zwar schon die Hitze des Tages vorausahnen liessen und uns und den Tieren die verhasste Fliegenplage brachten, aber doch den Alp verscheuchten, den die Fintsernis auf Nerven und Gemüt gelegt hatte. Das Thermometer zeigte am 26. August um 8 Uhr früh schon 29°.

Wir besuchten die reichhaltigen Bazare und ein schönes Café auf dem Markte, auf dessen geräumiger Terrasse wir respektvoll mit Limonade und ungezuckertem Kaffee (»kachwe murr«) bewirtet wurden und, unsere Nargilehs rauchend, dem Treiben zu unsern Füssen zusahen. Als wir in unsere heisse Zelle zurückkehrten, hatte sich eben ein lebhafter Streit zwischen dem Hausgesinde erhoben. Machen die Araber und noch mehr die Weiber, schon wenn sie nach ihren Begriffen »ruhig« mit einander sprechen, einen entsetzlichen Lärm, so steigert sich dieser, wenn sie wirklich streiten, zu einem ohrenzerreissenden Gekreisch. Ganze Litaneien von Schimpfwörtern werden in der an und für sich rauhen Sprache hervorgestossen und selbst handgreiflich suchen sie den Wortschwall des Gegners zu hemmen, indem sie ihm den Mund zuhalten. Dagegen war ich niemals während der zwölf Monate, die ich unter Arabern und Türken verlebt habe, Zeuge einer Rauferei oder Thätlichkeit.

Am 29. August ritten wir abends 9 Uhr bei einer Temperatur von 20° von Homs ab und erreichten gegen 2 Uhr früh den Orontes, wo er in einem mächtigen Cañon das Gebirge durchbricht. Hier fällt die Strasse in Serpentinen von dem hoch gelegenen Dorfe Er-Restan, dem alten Arethusa, welches, von Seleucus Nicator gegründet, der südlichste Punkt des christlichen Fürstentums der Kreuzfahrer, Antiochia, war, bis zur massiven, mit grossen Oellampen beleuchteten, von zehn Bogen getragenen Brücke, die in einer Länge von 100 m den Fluss in der Richtung von O. nach W. überschreitet. An ihrem einen Ende befinden sich verschiedene amtliche Gebäude, an dem anderen steht ein kleines Caféhaus, in dem wir uns gegen die fast unbezwingliche Schlafsucht stärken konnten. Eine halbe Stunde gegen Westen liegt am Orontes das Dorf Dschirdschisije. Wir mafsen die Temperatur der Luft zu 25°, die des Orontewassers zu 22°.

Aus der schauerlich schönen Schlucht, über welcher der Vollmond hing, führte die Strasse wieder steil aufwärts in grossen Windungen auf die Ebene, auf der wir drei Stunden lang fortritten, bis sich endlich, als die Sonne aufging, vor uns eine fruchtbare Landschaft mit schön geformten Bergen und Hügeln zur Rechten und Linken aufthat, besetzt mit Ansiedelungen, als deren hehrste und grösste um einen stattlichen Berg uns Hamah erglänzte. Die Sonne gewann sofort ihre Kraft und sandte uns mit ihrer Glut auch die für Ross und Reiter unausstehlichen Fliegen. Nach neunstündigem Ritt gelangten wir endlich über einen Hohlweg hinab durch ein Thor in die etwa 60 000 Einwohner[1]) zählende Stadt, deren als fanatisch berüchtigte Bevölkerung uns wie Wundertiere feindselig-neugierig anstaunte, eine Wahrnehmung, die auch Professor Sachau bei seinem Besuche im Jahre 1879 gemacht hat[2]). Wieder klopften wir zweimal vergebens um Unterkunft an, bis wir endlich einen Hof für unsere Pferde und eine Art Stall für uns gefunden hatten, aus dem wir erst mit Gewalt die Hühner, die mit Hartnäckigkeit ihren Wohnplatz wieder aufsuchen wollten, vertreiben mussten. Eben hatten wir die Feldbetten aufgeschlagen und es uns bequem gemacht, als zwei Polizeioffiziere in Uniform erschienen und um unsere Pässe baten. Nur ungern sahen wir unsere kostbaren Empfehlungsschreiben in den Taschen unserer Besucher verschwinden und schickten ihnen auch sofort Aarif nach, der bald vom Seräï mit einer Einladung des Mütessarif Bedri Pascha zurückkam. Eine Stunde später machten wir dem Gouverneur, einem Kurden, der erst jüngst aus dem Haurân hierher versetzt worden war, unsere Aufwartung in seiner Privatwohnung. Der alte Herr empfing uns auf das liebenswürdigste, bewirtete uns mit Kaffee und gekühlter Limonade, wozu er den Schnee, wie er sagte, aus Homs bezog, und unterhielt sich eine halbe Stunde lang mit uns in arabisch auf das Anregendste. Zur Weiterreise nach Aleppo stellte er uns fünf Gensdarmen zur Verfügung, von denen wir jedoch nur einen annahmen. Nachdem er uns an der Thüre seines Hauses verabschiedet hatte, sahen wir uns die gewölbten, grossen Bazare der weit ausgedehnten Stadt an, rasteten in dem schattigen Garten eines der zahlreichen Cafés und kehrten endlich hochbefriedigt über die vielen Schönheiten der verkehrsreichen Stadt zu unserm Stall zurück. Dort wurden wir während der Nacht zwar schrecklich von den Mücken zerstochen, schlummerten aber doch froh dem nächsten Morgen entgegen, den wir der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten widmen wollten. In der That wurde auch dieser Tag einer der genussreichsten der ganzen Reise. Nachdem wir am Nachmittage einen herrlichen verlassenen Pascha-Palast besucht, der, im reichsten Stile

---

[1]) Nach Sachau ist die Bevölkerung 30—40 000, nach Savoye 39 600 Seelen stark.

[2]) Ed. Sachau, Reise in Syrien und Mesopotamien. Leipzig 1883. Brockhaus, pag. 67.

der Alhambra gehalten, einer fürstlichen Hofhaltung würdig wäre und uns für den jährlichen Preis von 600 frcs. Miete angetragen wurde, verbrachten wir den Abend an der Brücke in der Nähe der ungeheuren Schöpfräder, welche mit betäubendem Getöse das Wasser des Orontes mit regenförmigem Sturze auf die hochgebaute Wasserleitung heben und so die Stadt und Umgebung mit dem belebenden Elemente seit uralten Zeiten versorgen. Die Sonne war schon hinter den Bergen untergegangen, gespenstisch ragten als hohe Silhouetten die Riesenschilfhalme wie Palmen in die Luft, links dominierte die Stadt mit ihren Bauwerken die feuchte Niederung, und in dieser selbst wälzte der Strom, den wir die Nacht vorher noch im Gebirge überschritten hatten, seine lebendigen Wogen, ein unvergessliches Schauspiel. Mitten unter die Pfeiler der Brücken hatten die Caféhausbesitzer schwimmende Flösse mit Matten befestigt; auf eines derselben setzten wir uns mit unseren Nargilehs, wie die Muselmänner, und betrachteten staunend die Riesenbauten der Wasserleitung zur Rechten und Linken des belebenden Elementes, das hoch über dem Rücken der Stadt seit tausend Jahren seinen Segen spendet, wie ein Ueberrest aus der Patriarchenzeit, ein Nachklang vom Euphrat und Nil. Diese Schöpfräder, von deren Zinnen sich sogar mutwillige Knaben in den Strom stürzen, mögen wohl eine Höhe von 25 m haben. Sie verursachen durch ihre langsame Drehung bei ihrer Grösse und Schwere einen ungeheuer tiefen, weit in die Ferne dringenden Ton, der noch von drei disharmonischen Untertönen begleitet wird. Greifen nun die drei Räder mit ihren zwölf Tönen zusammen, so ist es, als ob eine Riesenorgel gespielt oder, vielleicht besser gesagt, in ihren Bassgängen gestimmt wird, als ob 100 Löwen brüllten oder sonst ein Pandämonium los wäre. Das wirkt aber nicht im mindesten beunruhigend, sondern wegen seiner tiefen Tonlage eher beruhigend und erhebend, wie ein Stück aus der Urmelodie der Genesis. Hierher sollten Maler und Theaterdichter gehen, um sich einen Akkord zu holen für ein Lied oder Stimmungsbild der Prophetengeschichte. Hier am Rande der Wüste, fern vom Meer, abgeschlossen von Damaskus und Aleppo, ist der Orient echter als irgendwo zu porträtieren (s. Abb. 10). Der Kaffeeschenk weckte uns aus diesen Betrachtungen; er brachte seinen bittern Trank und zwei feuchte Lappen und lud uns ein, ein Bad im Flusse zu nehmen. Mein Freund stürzte sich vor dem versammelten Publikum in die Wogen, welche jedoch so warm waren, dass sie wenig Erquickung boten. Inzwischen hatten sich mehrere Araber zu uns gesetzt, reiche Handelsleute aus der Stadt, welche uns für französische Eisenbahn-Ingenieure hielten und uns recht naiv fragten, ob wir die Konzession zur Bahn schon erhalten hätten. Sie schienen sich sehr darnach zu sehnen; denn sie beklagten sich bitter darüber, dass bisher nicht das Geringste geschehen sei, um die Stadt aus ihrer Armut und Unthätigkeit zu reissen. Nicht



Beduinen in Nordsyrien.

einmal ein Arzt finde sich unter der 60 000 Einwohner zählenden Bevölkerung, welche viel an Augenkrankheiten und noch mehr an der gefürchteten Aleppobeule zu leiden habe. Wir trösteten die braven intelligenten Leute, indem wir ihnen über das Bahnprojekt Beirût, Damaskus, Aleppo so viel mitteilten, als wir selbst wussten, und ihnen für die Zukunft bessere Tage für ihre Geschäfte verhiessen. Einstweilen war der 30. August herangekommen, und wir brachen um 9 Uhr früh auf nach Maarrat. Statt des Esels hatten wir ein Pferd gemietet, das in Aleppo durch ein neues ersetzt werden sollte, und ritten übe. die Orontesbrücke, an der wir



Abb. 10. Schöpfrad einer Wasserleitung am Orontes.

Tags vorher einen so herrlichen Abend genossen hatten, durch den Bazar, dann durch Friedhöfe, welche sich am Ufer des Flusses hinziehen. Sein Gelände erscheint in seiner tiefen Schlucht wohl bewaldet, während die wellige Hochebene zwar angebaut ist, doch jetzt unter den glühenden Sonnenstrahlen verödet daliegt. Wir liessen den schön geformten Dschebel Zein el-Ibedin, der auf seinem Gipfel eine Moschee trägt, zur Rechten und gelangten schon um 12 Uhr mittags nach dem Dorfe Taijibe, welches aus ungefähr 100 bienenstockartig gebauten Hütten besteht. Nicht weit von Hamah waren wir an einem grossen Zeltlager der Aneses-Beduinen vorbeigekommen.

Da die Hitze so gross geworden war, dass das Thermometer 33° zeigte und wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, einige Stunden in einer der grotesken Bienenkorbwohnungen zuzubringen, beschlossen wir, den Nachmittag dazubleiben und erst nachts nach Aufgang des Mondes weiterzureiten. Wir folgten deshalb der Einladung eines Bauern, der uns sein enges Heim, in welches das Licht nur durch eine Lücke in der Wand fiel, gastfreundlichst anbot. Die Häuschen, welche ganz aus hellgrauem Lehm gebaut sind, mögen eine Höhe von 3—4 m haben, laufen oben spitzig zu und messen an der Basis im Umfang kaum mehr als 10 m. In dem so gebildeten Raum, dessen Bauart Kälte und Wärme gleichmässig abzuhalten scheint, haust die ganze Familie auf einer einzigen Strohmatte. Ich kann mir kaum einen wunderlicheren Anblick denken, als so ein Dorf gewährt. Abends hatte sich die ganze männliche Bewohnerschaft auf der Terrasse beim Dorfältesten um uns versammelt und gab uns mit bescheidener Neugierde Frage und Antwort. Als die Nacht hereinbrach und die würdigen ernsten Männer in drei langen Reihen hinter ihrem vorbetenden Scheich zur Abendandacht auf die Kniee sanken und mit der Stirne den Boden berührten, da wurde in der seltsamen Umgebung auch uns gar seltsam zu Mute, und nur ungern schieden wir 1 Stunde nach Mitternacht, als der Mond sein mildes Licht auf die grauen, steinernen Bienenkörbe warf, von dem weltverlassenen Taijibe. Ueber ödes Gestein zogen wir weiter, bis früh 5 Uhr bei Sonnenaufgang, malerisch an einem Trapezberg gelegen, Chan Scheichun mit vielen hundert ähnlichen Hütten, wie die oben beschriebenen, erglänzte. In einem schönen, massiv gebauten Chan erfrischten wir unsere Pferde, dann ging es weiter in der ermattenden Hitze über eine wellige steinige Hochebene, an vielen Cisternenlöchern und einigen wohlgefügten Brunnenhäusern vorbei nach Maarat, einer festungsartigen, unfreundlichen Stadt, wo wir im ersten Stock eines Cafés ein geräumiges Zimmer entdeckten. Wir schickten unsern Saptieh, den wir von Hamah mitgenommen hatten, zum Kaimakam, um ihm unsern baldigen Besuch ankündigen zu lassen. Ebenso freundlich wie all die übrigen bot er uns sein Empfangszimmer zum Uebernachten an, was wir jedoch des umständlichen Umpackens wegen ablehnten. Er zeigte uns seine Pferde, auf die er sehr stolz war, da sie, wie er sagte, sein einziges Vergnügen in dem traurigen Städtchen bildeten. Da eine ziemlich bedeutende Garnison in Maarat liegt, ist das grösste Gebäude des Ortes eine Kaserne, auf die von unserem Fenster aus der Blick fiel. Wir waren nicht wenig erstaunt, als am nächsten Abend, dem 31. August, von dem Dache dieser Kaserne mächtige Feuergarben aufstiegen, Kanonenschüsse donnerten, Trommelwirbel ertönten und Fackelbrände auf dem Platze aufflammten. Doch das Rätsel war bald gelöst. Maarat feierte mit dem ganzen Osmanenreiche das 20. Gedenkfest der Thronbesteigung

seines Herrschers. Unter tags hatten wir die Moscheen, von denen eine mit einem sehr hübschen, der Giralda in Sevilla ähnlichen Minaret geschmückt ist, und das gross angelegte Bad besichtigt, dann die Tagebücher und Kartenskizzen in Ordnung gebracht[1]). Am nächsten Tage, dem 1. September, wollten wir am Nachmittag noch vor Sonnenuntergang weiterreiten, bemerkten aber, dass das seidene Keffiê (Kopftuch) Aarifs verschwunden war. Es war dies das erste Mal, dass von unseren Sachen, welche überall frei und unbehütet umherlagen, etwas weggekommen war. Unsere Diener befanden sich deshalb in grosser Aufregung, um so mehr, als ein vom Kaimakam zur Bewachung abgeordneter Soldat die ganze Nacht über vor der Thüre Posten gestanden hatte. Ich ritt, gefolgt von der ganzen Bevölkerung, sofort zum Kaimakam, der sehr bestürzt schien, eine Menge Leute verhörte und schliesslich, da sich kein Schuldiger meldete, den Wirt einsperren liess, indem er uns versprach, nach 2 Tagen entweder das Keffiê oder einen seinem Wert entsprechenden Betrag nach Aleppo nachzusenden. Obwohl wir nur zu gut wussten, dass weder das eine noch das andere geschehen werde, mussten wir uns doch mit dieser Genugthuung zufrieden geben und ritten um 6 Uhr unter den nicht gerade freundlichen Blicken der Bewohner unseres Weges.

Da der Mond erst um 12 Uhr aufging, hüllte uns bald dichte Dunkelheit ein, und wir waren froh, als wir um Mitternacht, nachdem wir Chan Sibl passiert und Merdich rechts liegen gelassen hatten, in dem von einem grossen Zeltlager umgebenen Dorfe Serakib eintrafen. Denn der Weg, der durch grosse Felsplatten an und für sich für die Pferde schwierig war, wurde in Folge der Finsternis für die schwer bepackten Tiere doppelt gefährlich. Die Führer einer Kamelkarawane, welche uns entgegenkam, hielten uns für Räuber und erhoben ein grosses Angstgeschrei. Wir blieben in Serakib bis andern Tags um 6 Uhr abends und ritten an den Dörfern Scheich Achmed und Ksebije vorbei nach dem ca. 28 km von Serakib entfernten Zirbe, wo wir 3 Stunden vor Sonnenaufgang ankamen und alles im tiefsten Schlafe in den »Bienenkörben« fanden. Fast eine Stunde lang ritten wir unter entsetzlichem Hundegebell von Thür zu Thür, bis wir einen Unterschlupf finden konnten. Die Temperatur schwankte in den letzten Tagen abends und morgens zwischen 27—30°. Köstliche Labung gewährten jetzt statt des gefährlichen Wassers, das ausserdem in unserm Hammelfellschlauch sofort einen unausstehlichen

[1]) Le Bon, La civilisation des Arabes, Paris 1884, pag. 580: »En Syrie, les premiers minarets, à en juger par le plus ancien de la mosquée de Damas, paraissent avoir été de forme carrée«; pag. 670 »Les formes des minarets varient suivant les pays et sont même, à ce point de vue, très caractéristiques. Ils sont coniques en Perse, carrés en Espagne et en Afrique, cylindriques et terminés en éteignoirs en Turquie, de formes variées à chaque étage en Egypte.

Bocksgeruch annahm, die grossen kühlen Melonen[1]), die überall angebaut werden. Nur mehr 5 Stunden trennten uns von dem ersten Ziel unserer Reise, Aleppo. Die Nähe der lang ersehnten Stadt gab uns den Mut, trotz der Hitze (das Thermometer zeigte am 3. September nachmittags 4 Uhr noch 31°) den kurzen Ritt bei Tag zu wagen, und so brachen wir schon um 10 Uhr vormittags von Zirbe auf und durchzogen die ausgebrannte, wellige, endlos scheinende Steinwüste, welche unsern Blicken die altehrwürdige nordsyrische Hauptstadt verbarg. Nach 2 Stunden kamen wir an zwei am Kuweik, der auch Aleppo bewässert, gelegenen Ansiedelungen, dem Dorfe Tumân und dem gleichnamigen Chan vorbei, bei dem sich besonders wieder die Wunderkraft des Wassers bewährte. Da, wo der Bach sich durch die grüne Niederung schlängelt, waren zahllose Herden zur Tränke versammelt. Aber auch unser Weg, der nach der kurzen wohlthuenden Unterbrechung in öder Gegend weiterführte, verbreiterte sich zu einer regelrechten Karawanenstrasse, auf welcher der Verkehr bald so rege wurde, dass es uns schwer fiel, auf dem steinigen engen Pfad den schwankenden Kamelen und trippelnden Saumtieren auszuweichen.

[1]) Vergl. K. Kannenberg, Kleinasiens Naturschätze, Berlin 1897, pag. 50. »Die Wassermelone, türkisch Karpuz, wird im ganzen Orient auf weiten Feldern gebaut, ist ausserordentlich saftreich und bildet ein viel verzehrtes, erfrischendes Labsal in der heissen Sommerszeit.« Die rote Wassermelone heisst im Türkischen pastyk, die aromatische Zuckermelone, welche in dem milderen Küstenklima vorzüglich gedeiht, wird Kavûn genannt.

KAPITEL VII.

Aleppo.

Endlich war die Höhe erreicht. In der Ferne zeigte sich ein Meer von Grün. Eine weisse Fläche von Häusern und Minarets, darüber die rotbraunglänzende Citadelle mit ihren wuchtigen Unterbauten, fern erinnernd an die Akropolis von Athen, eröffnete sich zu einem Bilde, das uns müden Reisenden verlockend genug erschien. Rechts auf der Höhe über einem lichten Walde von Oelbäumen erhob sich malerisch das Dorf Mugher mit Hunderten von weissen »Bienenkörben«. Als wir uns der Stadt näherten, strauchelten unsere Pferde auf dem schlechten Weg, welcher uns zwischen Gartenmauern zum Kuweik, dann durch mehrere kleine Bazare und über verfallene Friedhöfe, längs der alten Stadtmauer endlich in eine schöne Strasse führte. Das Eckhaus gegen den Fluss zu war das Hôtel Arsan, wo wir abstiegen. Es war ein stattlicher Steinbau mit grossem Hof und Vestibul, in dem wir mitten in europäischem Komfort einige Tage wohlverdienter Ruhe genossen; lag doch glücklich und ohne Unfall eine Landreise hinter uns, an deren Ausführbarkeit fast alle uns befreundeten Gelehrten und landeskundigen Forscher gezweifelt hatten, da sie uns in der heissesten Jahreszeit durch eine unwirtliche und wenig sichere Steinwüste führte. Blankenhorn, der beste unter den neueren geologischen Forschern dieser Gegend, dem wir seine vortrefflichen Karten von Nordsyrien verdankten, hatte noch in letzter Stunde von einer Sommerreise auf das dringendste abgeraten.

Der Abendtisch im kühlen Hôtel versammelte mehrere junge Herren, darunter zwei liebenswürdige Landsleute zu lustiger Gesellschaft. Nach einer, dank der guten, mit zanzarieri geschützten Betten, ausgezeichnet verschlafenen Nacht, besuchten wir den Generalgouverneur Rakuf Pascha in dem luftigen, im grossen Stil vom früheren Wali Osman Nuri Pascha gebauten Serai. Darauf begaben wir uns zu Herrn Zollinger, einem seit

langen Jahren in Aleppo ansässigen Grosskaufmann, der, ein geborner Schweizer, uns mit gewinnender Liebenswürdigkeit mit Rat und That unterstützte und in seinem geschmackvollen Heim an der Seite seiner Gattin auf das Freundlichste bewirtete[1]). Bald hatten wir auch einen Einblick in die verkehrsreiche, aufstrebende Stadt gewonnen, welche als Zwischenstation der Karawanen zwischen Damaskus und Alexandrette heute noch eine der grössten Städte der Türkei ist. Vor dem Erdbeben von 1822, durch das sie mehr als die Hälfte ihrer Einwohner verlor, kam sie der Bevölkerung nach an dritter Stelle im türkischen Reich. Seine grösste Blütezeit erlebte Aleppo vor der Entdeckung des Seewegs nach Indien. Schon nach dem Sturze des säulengeschmückten Palmyra erlangte es als Handelsplatz grosse Bedeutung. Damals hiess die Stadt Chaleb, bis Seleucos Nicator, der sie bedeutend verschönerte, sie Beröa nannte[2]), ein Name, welcher ihr bis zur Eroberung durch die Araber im Jahre 636 blieb, dann aber wieder dem alten Haleb weichen musste. Jetzt ist Aleppo, das über 130 000 Einwohner birgt, eine durchaus moderne Stadt, in der wir nur geringe Spuren des Altertums fanden. Die bedeutende christliche Bevölkerung (man schätzt sie auf 20 000) ist grösstenteils wohlhabend und vielfach von französischen Mönchen nach europäischem Muster unterrichtet. Auch sieht man eine Menge schön gebauter Häuser und gut gepflasterter Strassen; die Bazare sind mit europäischen Artikeln überfüllt; besonders Marseille vermittelt die Einfuhr von Stoffen, Tuchen und Kolonialwaren, welche auf Kamelen, Eseln und Maultieren von Alexandrette nach Aleppo geschafft werden. Auch die Ausfuhr ist bedeutend. Grosse Mengen von Weizen, der in den fruchtbaren Ebenen zwischen Taurus, Euphrat und Orontes trefflich gedeiht, und Pistazien, welche früher beinahe ausschliesslich von Aleppiner Gärtnern gezogen wurden[3]), werden über den Pass von Beilan nach dem Meere gebracht, so dass wohl 10000 beladene Kamele ständig zwischen Iskenderun und Aleppo kommen und gehen. Welchen Aufschwung wird diese Stadt nehmen, wenn einst ein Schienenstrang in einem mächtigen Tunnel unter dem Kamme von Beilan hindurch den Verkehr mit der Küste vermittelt! Wie richtig bemerkt Sachau: »Damaskus, am Rande der Wüste gelegen, wo aller Verkehr aufhört, ist ein Bild des unverfälschten, stagnierenden Orients, während Aleppo, ein vortrefflich gelegener Knotenpunkt alle Handelsstrassen, die von dem Mittelmeere nach dem Osten führen, ein Hauch europäischen Lebens, europäischer Thätigkeit und Strebsamkeit

[1]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung No. 186/87 1896 M. Hartmann, Herbstfahrten in Syrien.

[2]) Vgl. Mommsens Röm. Geschichte V. 451. 1894, Berlin, Weidmann.

[3]) E. Reclus, nouvelle Géographie universelle tome IX. p. 759; — Olivier, voyage dans l'empire Othoman; — Volney, voyage en Egypte et en Syrie.



Aleppo.

durchzieht; das erstere erinnert an den romantischen Verfall Venedigs, das letztere an das blühende, aufwärtsstrebende Mailand[1]).

Der Wali hatte uns auf Ersuchen die Erlaubnis gegeben, die Citadelle zu besuchen und wir fuhren wohlgemut vor das grosse Portal, welches zu der auf einem circa 60 m hohen, wahrscheinlich künstlichen Hügel erbauten Festung führt, die im Jahre 1124 mit Erfolg den Kreuzfahrern widerstand, jetzt aber trotz des noch immer imposanten Eindrucks der mächtigen Türme und Bastionen ohne jede militärische Bedeutung ist. Als Ersatz dafür dienen heutigen Tags die grossen, befestigten Kasernen, welche der ruhmreiche Ibrahim Pascha ausserhalb der Stadt anlegen liess und in denen 10000 Mann untergebracht werden können. Doch das Innere des Castells, das mit einem tiefen Graben umgeben ist, sollte unsern Blicken verschlossen bleiben. »Ohne einen speziellen Befehl des die Garnison kommandierenden Generals kann ich Sie nicht einlassen«, erklärte der wachthabende Offizier. »Aber wir haben eine Erlaubnis vom Generalgouverneur,« sagten wir siegesgewiss. »Das geht den Wali nichts an; die Citadelle ist Sache des Muschir (Marschall), der eben in Zeitun abwesend ist. Telegraphieren Sie an ihn; wenn er es gestattet, lasse ich Sie mit Vergnügen hinauf.« Da wir wussten, dass nichts Wichtiges in dem alten Schloss zu sehen war, verzichteten wir darauf, einen so umständlichen Weg einzuschlagen und kehrten um. Das Einvernehmen zwischen den Civil- und Militärbehörden scheint zur Zeit unseres Besuches in Aleppo nicht das Beste gewesen zu sein. Am Abend folgten wir der jeunesse dorée in ein Variététheater (es giebt deren zwei in Aleppo), um die beiden Schönheiten, von denen man im ganzen Christenviertel schwärmte, zu bewundern. Die eine war eine jüdische Bauchtänzerin, deren gewaltsame Bewegungen entschieden nicht ästhetisch wirkten; dann kam der Stern des Abends, »Fräulein Rosa«, die mit ihrer pikanten Toilette, ihrer mässigen Stimme, die der Grösse ihres Mundes keineswegs entsprach, und ihren türkischen und griechischen Liedern einen mächtigen Eindruck auf das Publikum machte, welch' letzteres überhaupt die grössere Aufmerksamkeit für uns Fremde beanspruchte. Diese Ausbrüche tief innerlichen Beifalls, Stöhnen und Seufzen der männlichen Zuschauer setzen eine unbedingt naive Genussfähigkeit bei der sonst vollständigen, gesellschaftlichen Ausschliessung des weiblichen Geschlechtes voraus. Das Publikum war dermassen entzückt von den gewagtesten Schlusseffekten, dass es dem Impresario, der den Vorhang hielt, erbittert zurief: »O dass doch Gott lieber Deinen Kopf fallen liesse, statt des Vorhangs!« Hinter den Sitzreihen des Sommertheaters standen 6 Soldaten mit aufgepflanztem Gewehre, um die leicht möglichen Unruhen

[1]) C. Sachau, a. a. O. pag. 105.

7*

zu verhüten; denn dem fanatischen Moslim ist das »Weibertheater« ein Greuel und mehrmals flogen Steine von aussen auf die Bühne, welche nur der liberalen Gesinnung des jetzigen Paschas ihre Duldung verdankt.

Nachdem wir noch die Freude gehabt hatten, den deutschen Konsul aus Damaskus, Herrn Lütticke, der zur Zeit in der Stadt weilte, zu begrüssen, dachten wir an die Weiterreise und brachen am 8. September, Abends 6 Uhr, nach Tokat auf. Dieses Dorf liegt 25 km westlich von Haleb auf der alten Karawanenstrasse, die zwar 40 km kürzer als die bequeme, 160 km lange Chaussee, welche Aleppo mit Alexandrette verbindet, dafür aber so steinig und schlecht ist, dass wir bitter bereuten, die Fahrstrasse verlassen zu haben. Als wir nach achtstündigem Ritt bei 27° Wärme um Mitternacht in Tokat eintrafen, wurden wir in einem festungsartigen Chan einquartiert. Der Weg war so zerfurcht und steinig gewesen, dass die Pferde sich die Knöchel wund rissen und lahmten. Auch am nächsten Tage wurde es nicht besser. Da die Steinwüste, welche wir zu durchqueren hatten, für die Pferde bei Nacht ungangbar erschien, brachen wir früh um 8 Uhr auf und führten die Tiere stundenlang am Zügel über die Felsplatten und das Geröll hinunter zur Oase Turmanîn, welche vier Dörfer umfängt[1]). Dann kroch der Weg weiter gegen Nordwesten auf die Vorberge, von deren Höhe, da, wo ein Quellenschacht sein infusorienreiches Wasser spendet, wir um 1 Uhr Mittags mit einem Schlage das Panorama des syrischen Gebirges, des Mons Amanus, erblickten, der sich meilenweit mit schön geformten Rücken, Kämmen und Zacken von Nord nach Süd erstreckt, das Meer vom Hinterlande trennend, ein Riesenvorhang für das neue Stück, das jenseits beginnt, Kleinasien.

Gegen 2 Uhr kamen wir an den ersehnten Fluss Afrîn, den wir nicht ohne Gefahr durchfurteten. Gierig tranken die Pferde das labende Nass, das ihnen bis an die Kniee reichte. Hier lag wieder einer jener zahllosen Kadaver, diesmal ein gefallenes Pferd, welche die Orientalen sorglos am Wege liegen lassen, den Hunden, Schakalen und Geiern zum Frasse. Die weissen Gerippe leuchten weithin wie Marksteine der Karawanenstrasse. Oft wurden wir auf das gefährliche Aas erst durch das Scheuen unserer Pferde aufmerksam gemacht. Es war Mittags 2 Uhr, und das Thermometer zeigte 40° C.

Im Chan Afrîn wurde uns kühlende Limonade verabreicht, dann ging es weiter nach el-Hammâm, wo wir um 4 Uhr eintrafen, nachdem wir an einer Niederlassung von Turkmenen vorbeigekommen waren, vor deren baufälligen Hütten wir bildhübsche, unverschleierte Mädchen geschäftig beim Zubereiten der Abendmahlzeit sahen. Wir hatten hiemit,

[1]) Diese Gegend wird eben von dem oben zitierten Artikel Hartmanns in der Beilage zur Allg. Zeit. genauer geschildert.

ich darf wohl sagen, das erste türkische Dorf erreicht; denn die arabische Sprache wird hier fast gänzlich durch das Türkische verdrängt. Auch der rohe Steinbau hat aufgehört, und luftige Holzhäuser erinnern uns daran, dass wir auf der Schwelle eines anderen Landes stehen. Die Bevölkerung unterscheidet sich in Sitten und Gebräuchen vorteilhaft von der unruhigen, semitischen Rasse, deren öde Sand- und Steinwüsten wir bisher durchzogen hatten. Vor unseren Fenstern lag die syrische Gebirgskette, im Westen breitete sich eine weite, grüne Ebene mit einzelnen Baumoasen, das Ἀμύκης πεδίον der Alten aus, in der Ferne blinkte der grosse See von Antiochia, Ak Denis, das Weisse Meer genannt, für uns leider die Ursache zahlloser Fliegen- und Mückenschwärme. In der Nähe lagerte eine Herde von Pferden, und etwas weiter weg sahen wir lange Reihen ruhender Kamele. Das Rasseln der eisernen Pferdestriegel tönte Tag und Nacht in unsere Ohren. Nachmittags bestiegen wir einen Spähhügel, der uns in der Ferne wieder einen andern zeigte und durch seine Struktur sich als künstlicher ungeheurer Erdaufwurf erwies. Auf diese grossen tumuli, ganz verschieden von den kleinasiatischen, nach Anlage und Zweck, hat Delitzsch erst jüngst bedeutsam hingewiesen.

Ex oriente Lux! Ein Wort zur Forderung der deutschen Orientgesellschaft Leipzig, Hinrichs 1898 p. 1. Wer von dem nordsyrischen Hafenplatz Alexandrette den Weg landeinwärts nimmt, dem öffnet sich, sobald er die Passhöhe von Beilan überschritten hat, die weitgedehnte Ebene von Antiochia und mit ihr ein überraschender, ebenso neuer wie reizvoller Anblick: soweit das Auge reicht, ist die Ebene übersät mit hohen und niedrigen, oft grasbewachsenen Hügeln, deren künstlicher Ursprung unschwer erkennbar ist. Und diese geheimnisvollen Hügel, von den Arabern »Tell«, von den Türken »Tepe« genannt, begleiten den Reisenden bis nach Aleppo und weiter an die Ufer des Euphrat und Tigris und steigern sich nach Höhe, Ausdehnung und Menge immer riesiger von Mosul stromabwärts und durch Babylonien hindurch bis hinüber in die elamitische Ebene und nach Susa. Es sind die Wahrzeichen der Kultur der vorchristlichen Jahrtausende: die grossen und kleinen Städte der ältesten vorderasiatischen Reiche, der Hettiterstaaten Nordsyriens, der assyrischen, babylonischen und elamitischen Reiche mit ihren Palästen und Tempeln, Mauern und Thoren, Terrassen und Türmen liegen unter ihnen begraben. Auf diesen Trümmerhügeln des Euphrat- und Tigrisgebietes, welche, wetterzerrissen, ernst und schweigsam aus zumeist einsamer lebloser Wüste emporragen, haben sich französische, englische und nordamerikanische Forscher unverwelkliche Lorbeeren gepflückt. Sie haben die unter ihnen verschüttete Herrlichkeit vergangener Jahrtausende nach tausendjährigem Schlaf zu neuem Leben erweckt, und aus zahllosen Kunst- und Schriftdenkmälern dringt zu uns beredteste Kunde von Babylon und Ninive und jenen zum Teil uralten Völkern, deren Kultur noch in der unserigen in nicht geringem Mass fortwirkt. Die Schutthügel in dem Märchenlande der Tausend und eine Nacht sind Frankreich, England, Amerika zu Schatzhügeln geworden, aus deren Dunkel sie Schätze menschlicher Kunst und Wissenschaft zu Tage fördern, welche den grössten Schmuck und Stolz und den nimmer ruhenden Ehrgeiz ihrer Nationalmuseen bilden.

Am 12. September ritten wir von El Hammâm, dessen Name »Bad« bedeutet und auf die Schwefelquellen hinweist, welche sich in der Nähe befinden, auf der bequemen grossen Fahrstrasse von Aleppo weiter gegen das Gebirge zu. Abends um 1/29 Uhr waren wir aus dem schlechten,

teuren und lärmenden Chan aufgebrochen, erreichten bald darauf Jeniköi, dann Chanköi und kurz darauf den langen Brückendamm Dschisr Murad Pascha, welcher über einen marschigen, mit Schilf bedeckten Zufluss des Kara Su führt[1]). 1½ Stunden später passierten wir den Kara Su selbst, kamen dann zu dem Dorfe Kojundschu und näherten uns endlich sanft ansteigend den Bergen, welche immer näher und niedriger entgegen kamen. Zahllose Karawanen hinderten unsern nächtlichen Ritt und bewiesen den Verkehrsreichtum dieses uralten Passes. Um ½3 Uhr früh thaten sich die Berge plötzlich auseinander, der Weg stieg kurze Zeit steil an und in einem bachdurchrauschten Bergthale erglänzte das Licht des Kyryk Chan, der uns grösser als sein Vorgänger, besuchter und lebhafter, auch behaglicher empfing. Ein reinliches Zimmer wurde uns angewiesen, draussen wetterleuchtete es, als ob sich noch die Geister vom nahen Schlachtfeld der Zenobia in den Lüften stritten und endlich brach ein Gewitter los, das Thal und Schlucht mit Regen überschüttete, dem ersten, den wir seit unserer Abreise aus Damaskus erlebten. Nur mehr 20 km trennten uns vom Sommersitz der fiebergeplagten Bewohner Iskenderuns, Beilân. Wir konnten auf den kühlen Höhen ohne Sorge bei Tag reiten und verliessen daher um 9¼ Uhr vormittags, als die Sonne wieder hell und klar schien, den Kyryk Chan. Ein Transport Gefangener mit gefesselten Händen wurde von zwei Saptiehs vorbeigeführt. Die Unglücklichen keuchten vor den Pferden ihrer Wächter mühsam die stetig steigende Strasse hinan. Wir verliessen diese schon nach einer halben Stunde, nachdem wir eine Reihe verschiedener Ansichten des Sees von Antiochia genossen hatten, der zuerst langgestreckt, dann von der Höhe als ein vollkommener, glänzender Rundspiegel sich präsentierte[2]), und schlugen einen kürzeren Saumweg ein, der uns direkt über die südlichen Ausläufer des Dschebel el-Kurtlu und dann wieder auf die Chaussee, welche einen grossen Haken nach Süden beschrieben hatte, führte. So kamen wir schon um 12½ Uhr zu dem 671 m hohen Pass, den portae Syriae. Die Strasse, welche, innig verwebt mit der Geschichte des jüngeren Cyrus und Alexanders des Grossen, mannigfache historische Erinnerungen in uns wach rief[3]), öffnete nach vorwärts und abwärts den Blick auf eine tiefe und teilweise begrünte Schlucht, in deren Hintergrund sich ein anmutiges Gebirgsdorf mit reinlichen, meist einstöckigen Häusern aufbaute: das malerisch gelegene, wasserdurchrieselte Beilân, ein beliebter Sommeraufenthalt der fiebergeplagten Bewohner der Hafenstadt Alexandrette. Wir ritten an der hübschen Moschee und dem stark besuchten Caféhaus des Ortes, welcher ca. 1400 Türken und 700

[1]) Vgl. M. Blanckenhorn, Karte von Nordsyrien. Berlin. Friedländer. 1 : 500 000.

[2]) Vgl. Fischers Aufsatz über Antiochia, Breslau 1897.

[3]) Vergl. Xenophon Anabasis I, 4. Curtius, histor. Alexand. 3, 7. Jurien de la Gravière, les campagnes d'Alexandre. Paris 1883.

Armenier zählt, vorbei durch die wohlversorgte Marktstrasse, an deren Nordende wir uns in einem geräumigen und luftigen Chan niederliessen. Von der Holzveranda bot sich uns das Schönste wieder seit langer Zeit: der Blick auf das Meer. 500 m unter uns lag es in blauem Duft, jenseits abgeschlossen von den sanften Bergketten, welche den Golf von Mersina umsäumen. Wir sahen hier auch wieder Schmetterlinge, und zwar fing ich den hübschen Vanessa Brisëis, der auch später vor Missis in der Ebene von Adana in grosser Anzahl an den Ufern des Schihun von Zweig zu Zweig flatterte. Vom Fieber und zu grosser Hitze, die wir nicht ohne Furcht erwarteten, als wir am 15. September, vormittags gegen 11 Uhr, die sanften Höhen nach Alexandrette hinabstiegen, blieben wir verschont, und wenn auch die am Rande einer sumpfigen Alluvialebene gelegene, 8—9000 Bewohner zählende Hafenstadt keinen günstigen Eindruck machte, so freuten wir uns doch über das Meer und das grüne Gebirge im Hintergrunde und verbrachten, nachdem wir vom deutschen Konsul, einem Italiener, unsere Briefe erhalten hatten, einen schönen Abend in einem Café am Strande, freilich dafür eine um so schlechtere Nacht im elenden »Hôtel d'Alexandrette«. Die Stadt besitzt den besten türkischen Seehafen in Syrien. Obwohl man in den letzten Jahren durch grosse Pappelanpflanzungen versucht hat, den schädlichen Einfluss der Sümpfe, welche sie umgeben, zu mindern, ist sie noch immer ein gefährliches Fiebernest, weshalb die Bevölkerung, welche zu $^{2}/_{3}$ aus orthodoxen Griechen besteht, sich während der heissen Sommermonate nach dem kühlen, gesunden Beilân zurückzieht[1]). Die Stadt wurde zum Andenken an den Sieg Alexanders des Grossen bei Issus gegründet und Alexandria ad Issum genannt. In Folge ihrer ausserordentlich günstigen Bestimmung, als Ausgangspunkt des lebhaften Handels der Euphratländer zu dienen, sobald sie ein Schienenstrang mit Aleppo und Biredschik verbindet und die Gesundheitsverhältnisse sich gebessert haben, hat Alexandrette, in dessen Hafen im Jahre 1891 349 Schiffe von 164 765 Tonnen verkehrten und französische, englische, österreichische und egyptische Dampfer regelmässig anlaufen, eine grosse Zukunft. Belief sich doch schon im Jahre 1882 der Wert der aus Alexandrette ausgeführten Waren auf 31 250 000 frcs.[2]).

[1]) Wie mörderisch das Klima von Alexandrette früher gewesen ist, geht aus der Beschreibung eines »Oriental Students«, »the modern Syrians«, London 1844, hervor, wo es heisst: One would expect to see some movement at a place (Scanderoon) where twentyfive British vessels alone cleared out annually; but nothing can be more desolate or ruinous. The climate paralyzes every thing. Our consul had about fifty attacks of fever before he became acclimated; and the rest of the population has the sepulchral complexion of the spectres that glide about the roadside inns in the Pontine marches between Valletri and Terracina.

[2]) E. Reclus a. a. O., tome IX, pag. 769.



KAPITEL VIII.

Auf anatolischem Boden.

Die Ungeduld, ins Innere des langersehnten Anatolien eindringen zu können, trieb uns bald fort aus der schmutzigen Krämerstadt, und mit neuem freudigen Mute trabten wir am Strande hin nach Pajâs, welches wir aber erst nach sechsstündigem Ritt gegen 10 Uhr Abends erreichten. Da wir wiederholt die Schluchten und Thäler der in grosser Anzahl vom Mons Amanus ins Meer auslaufenden Wasserläufe und Trockenbäche umgehen mussten, verfehlten wir in der Dunkelheit oft den Pfad. Die Strandlinie war offenbar im Altertum stark befestigt. Noch ragen die »Jonaspfeiler« der pylae Syriae hart am Meer empor, während sich im Hintergrunde 1356 m hoch der Kozlu Utsch erhebt. Auf dieser Strecke hatten wir das erste Mal auf die Begleitung eines Saptieh verzichtet und durch das Umherirren mehrere Stunden verloren. Wir überschritten den Pajâs suju auf einer massiven Brücke hart vor dem Dorf, das nach Hartmann wegen des abscheulichen Klimas und der Verworfenheit seiner Bewohner eines der verrufensten der ganzen Gegend ist, und übernachteten in dem kleinen Caféhaus des Ortes, der grosse Mauerringe und einen mächtigen, halbeingestürzten Chan aus dem Jahre 982 (1574) zeigt, wie überhaupt die ganze Gegend zwischen den Pylae Syriae und dem alten Bajae mit Ruinen bedeckt ist. Ob der erwähnte Fluss bei Pajâs der Pinarus der Alten und gerade die Ebene südlich von ihm dás Schlachtfeld von Issus ist, kann hier nicht entschieden werden, ist aber nach der Darstellung Arrians mehr als wahrscheinlich[1]).

Am 18. September, Abends 6 Uhr, brachen wir von Pajâs auf, ritten bei Mondschein über die Strandebene, kamen durch ein baumgeschmücktes Dorf, dessen Name uns mit Scheikider angegeben wurde, folgten dann

[1]) Vergl. die Litteratur in Mützells, Reichs und Vogels Ausgaben des Curtius Rufus und den Artikel Issus in Pauly-Wissowa R. E. der Klass. Philologie.

wieder einige Stunden lang dem Meeresufer und verliessen endlich die See im äussersten Winkel des Busens von Issus, wo die Wogen zweier Wellenrichtungen spielend ineinander flossen. Bei völliger Dunkelheit klommen wir die steinigen Bergpfade nach Kilikien hinan. Durch ein riesiges Ruinenportal am Ostabhange des Dschebel el-Nur (Lichtberg), das Karanlyk-kapu oder schwarze Thor, eine monumentale Arkade aus schwarzem Granit, welche zwei Felsen verbindet, betraten wir nach einem verwegenen Ritt den Boden Kleinasiens und erreichten gegen 4 Uhr früh das armselige Dorf Kurdkulak (Wolfsohr), in dessen Musafyr Odásy wir ein bescheidenes Unterkommen fanden[1]). Auf dem ganzen Wege, wenigstens so lange der Mond geschienen hatte, waren wir von dem Geheul der Schakale begleitet worden, und am Strand, noch vor Sonnenuntergang des vorhergehenden Tages, konnten wir einen Flug von mehr als 40 schwarzen Störchen betrachten. Am nächsten Tage um 8 Uhr waren wir wieder im Sattel und ritten erst durch eine weite, wohlbebaute Ebene, die später mehr Steppencharakter annahm, überschritten bei einem Brunnen den niedern Pass eines langgestreckten Gebirgszuges, dessen östlicher Gipfel von einer mittelalterlichen Burg gekrönt war und stiegen auf der andern Seite der Berge hinunter in das Flussthal des Dschihân, des Pyramus der Alten. Bauern hatten am Wege eine grosse Schlange erschlagen und boten sie uns triumphierend zum Kaufe an. Es war das erste- und letztemal, dass wir eines dieser Reptilien zu Gesicht bekamen. Der Weg führte uns an einem Tscherkessendorfe vorbei, folgte dann dem Ufer des sanft fliessenden Stromes und brachte uns schon nach fünfstündigem Ritt vor die Stadt Missis, welche sich malerisch am rechten Steilufer des Dschihân erhebt, den wir alsbald auf einer grossen, steinernen Brücke mit fünf Bogen überschritten. Sogleich stellte sich der Müdir in unserm schönen, hart am Fluss gelegenen Fremdenzimmer ein, um uns zu begrüssen und auf die Sehenswürdigkeiten seines Amtssitzes aufmerksam zu machen, unter welchen eine römische Säule mit griechischer Inschrift bei der Brücke die grösste Aufmerksamkeit erweckte. Der Pyramus scheint, wie die meisten kleinasiatischen Flüsse, äussert fischreich zu sein; denn wir hatten uns kaum eine Viertelstunde lang die Zeit mit Angeln vertrieben, als wir einen Aal und wenige Minuten darauf einen mächtigen Waller fingen und so in unsere Abendmahlzeit endlich einmal wieder einige Abwechslung bringen konnten. Unser tägliches Menu, welches ohne Ausnahme aus Reissuppe und Huhn bestand, war uns zu einförmig geworden und schon lange spähten wir nach einer Gelegenheit, davon abweichen zu können. Die Hôtelküche in Aleppo hatte uns zwar Hammelfleisch in allen Formen und Zubereitungen geboten, allein mir, der ich

[1]) Vgl. Ritter Kleinasien II pag. 107, wo es heisst: Patriarch Macarius behauptet, dass in dem dortigen Chane eine Kapelle der Ungläubigen sei, die ganz einem Wolfsohr gleiche.

sechs Monate lang in Damaskus nichts als Hammel und wieder Hammel gekostet hatte, war es geradezu unmöglich geworden, ohne Widerwillen einen Bissen davon zu geniessen. Die Jagd auf Stein- und Frankolinhühner hatte nur selten ein praktisches Ergebnis, da wir in Folge der Nachtritte untertags meist zu müde waren, in der Sonnenhitze ohne Hund den Hühnern nachzugehen. In Beilân waren Tauben in den Strassen heimisch und Aarif wurde beauftragt, solche zu kaufen; allein die Leute verlangten lächerlich hohe Preise dafür, so dass wir davon abstanden. Besser ging es uns in Missis. Schon als wir über die Brücke ritten, sah ich am Flussufer einige Gänse, die ersten seit vielen Monaten. Nur mit Mühe konnten wir Aarif überzeugen, dass diese Vögel, welche er nicht zu kennen schien, etwas anderes seien als grosse Hühner, wie er meinte. Als er nach längeren Unterhandlungen eine erstanden hatte, freuten wir uns, endlich einmal etwas anderes zu essen als gewöhnlich und waren deshalb nicht wenig enttäuscht, als unser Schwarzer die Gans gesotten servierte, da sich, wie er behauptete, so grosse Hühner nicht braten liessen. Von den Leckereien und den auch nach unserm europäischen Geschmack grösstenteils ausgezeichneten türkischen Gerichten hatten wir bis dahin noch nichts zu kosten bekommen. In Kappadokien wurden wir meist auf das vorzüglichste bewirtet; Suppen, alle möglichen Fleischspeisen, Süssigkeiten, eingemachte Früchte und kühler Traubensaft, Käsekuchen und Milchgerichte folgten einander in langer Reihe, wenn wir die Gäste eines Kaimakams oder wohlhabenden Kurden Beïs waren und bildeten ein Menu, an dessen Schmackhaftigkeit und reiche Auswahl wir noch jetzt mit Vergnügen zurückdenken.

Bestand doch ein griechisches Hochzeitsmahl in Newscheher aus nicht weniger als 28 Gängen laut folgendem Speisezettel:

μέλι	bal	Honig
ἀνθόγαλα	kaimák	Schaf- und Ziegenmilchrahm
ζοῦπα	tschorbâ	Suppe
χαλβά	halvâ	süsses Gebäck
κεπαπί (κρομίδι μαϊδανο)	kebáb	Braten
μικλά (αὐγὸ κρέας)	mikla	Fleisch mit Eiern
μῆλα γεμιστὰ μὲ κρέας	êlma dolmasy	Aepfel, gefüllt mit Fleisch
πατάτα μουσακά	patáte musaká	Kartoffel mit Kürbis und gehacktem Fleisch
ἀρνὶ γεμιστό	kuzu dolmasy	gefülltes Lamm
μελιτζάνες (κομματιαστὰ μὲ κρέας)	patlydschan silkmesy	Eieräpfel mit Fleisch (sorte de plat aux aubergines)
μελιτζάνες (γεμιστὰ) τομάτες (γεμιστὰ) με κρέας	patlydschan dolmasy domatos dolmasy	Eieräpfel mit gehacktem Fleisch
μελιτζάνες (μουσακάς)	patlydschan musaka	gefüllte Kürbisse
τομάτες (ζαλάδα)	domátes salatasy	Paradiesäpfelsalat
ψάρι (σαλαμόρα)	balyk salatasy	Fischsalat
κιοφτίδες (μὲ κρέας)	haisi kiofté	—

γλύκισμα μὲ αὐγά	jymurtâ tat'lysy	Eierspeise mit Konfitüren
ῥιζόγαλα	süd'ládsch	Reis in Milch
ὄρνιθα	taúk	Huhn, Henne
σουτζούκ	sudschuk	Wurst
παστιρμά	basdyrmâ	luftgeräuchertes Kuh- und Rindfleisch, Spezialität von Kaisarieh
πατζά	padschá	Sulze (aus Hammelfüssen)
τυρί	peinír	Käse
ἀπίδια	armúd	Birne
μῆλα	elmâ	Äpfel
σταφύλια	üzüm	Trauben
φροῦτα (ξηρά)	kurú yemísch	getrocknete Früchte

Dazu reichlicher süsser und scharfer Liqueur raky und mástika, Wein (κρασί) und Kaffee[1].

Natürlich erweiterte auch Aarif inmitten einer in kulinarischer Beziehung so hoch über der arabischen Rasse stehenden Bevölkerung rasch seine Kenntnisse als Koch, so dass wir schliesslich selbst regelrechte Einladungen geben konnten, bei denen er eine erstaunliche Erfindungsgabe zeigte, aus Huhn und Hammel ein Dutzend verschiedener Speisen zu bereiten. Fische bekamen wir nur selten, so in Damaskus aus dem Barada, in Missis aus dem Pyramus und grosse, gute Weissfische und Welse aus dem Halys. Die Türken beschäftigen sich wenig mit Fischfang, trotzdem derselbe fast in allen Flüssen und Seen Kleinasiens äusserst lohnend wäre[2]).

Herzlich war der Empfang gewesen, den uns der alte Müdir auf türkischem, d. h. anatolischem Boden bereitet hatte. Kaum hatte er erfahren, dass wir »alaman« seien und unser stereotypes politisches Glaubensbekenntnis »alamania we turkia tschok dostluk war«, als der Alte in eine Art Freudengeheul ausbrach, plötzlich die Hände kräftig nach vorn und in die Höhe streckte mit dem Rufe »bir, iki, ütsch 1 2 3«. Lange verstanden wir ihn nicht, bis wir vernahmen, dass er in Konstantinopel den Turnübungen türkischer Soldaten unter deutschen Zuchtmeistern beigewohnt hatte. Das hatte dem guten Alten am meisten von deutscher Zucht und Bildung imponiert. Ueber solchem Spass vergassen wir leicht das Ungemach, dass plötzlich über uns der Platzregen durch die morsche Decke prasselte. Nur ungern trennten wir uns von dem palmengeschmückten, sagenhaften Mopsuhestia und schlugen die Landstrasse ein, welche in einer flachen Ebene, deren Grenze im Norden die Höhen des Taurus bildeten, über eingefallene Brücken, zwischen Feldern mit Baumwollstauden von Ost nach West circa 22 Stunden lang nach Adana führt. Auf halbem Wege sahen wir rechts Indschirliköi (d. h. Feigendorf) und kamen gegen $5^1/_4$ Uhr

[1]) Vgl. Türkisches Wörterverzeichnis b. Kannenberg a. a. O.

[2]) Vgl. Kannenberg a. a. O. S. 73 ff.

abends zu der 300 m langen Brücke über den Sarus, an deren beiden Enden, sowie auf ihr selbst, luftige Cafés errichtet sind. Obwohl wir daran gewöhnt waren, die Neugierde der Bevölkerung zu erwecken, waren wir doch von der Teilnahme, welche uns die Einwohner Adanas bezeigten, höchlichst überrascht. Da man uns auf unser Befragen nach dem griechischen Hôtel anfänglich vor eine schmutzige Schenke geführt hatte, mussten wir ¼ Stunde lang auf dem schlechten Pflaster durch die Stadt reiten, begleitet von einer hundertköpfigen Menge, welche vor allem unsern schwarzen Diener mit lebhaften Zurufen verfolgte. Vor dem Hôtel Charta sassen viele Griechen beim Kaffee, der Wirt eilte uns entgegen und führte uns in zwei kleine, aber reinliche Zimmer mit sauberen Betten, während Aarif mit dem Tross in einem benachbarten Chan untergebracht wurde.

Adana, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilayéts, zählt jetzt ungefähr 40000 Einwohner, darunter viele Armenier und ist mit Mersina durch eine Eisenbahn verbunden. Schon im Altertum an Grösse und Macht eine Rivalin von Tarsus hat Adana in der letzten Zeit einen grossen Teil des Handels dieser Stadt an sich gerissen, welcher vor allem in Baumwolle, Obst, Wein und Getreide besteht. Infolge seiner eminenten strategischen Wichtigkeit als Schlüssel zu den Taurusübergängen überliessen die Türken im Jahre 1839 nur nach langem Sträuben die reiche Stadt dem übermächtigen Vasallen von Egypten[1]).

Obwohl das Klima von Adana im allgemeinen kein ungünstiges ist, entstehen in den Sommermonaten in der üppigen Ebene, in der sogar das Zuckerrohr, das von Ibrahim Pascha dort eingeführt worden sein soll, vortrefflich gedeiht, heftige Fieber, welche den wohlhabenden Teil der Bevölkerung in die Vorberge des Taurus treiben. Am 21. September machten wir dem Generalgouverneur Faik Pascha unsere Aufwartung. In einem bequemen Landauer fuhren wir in den grossen Hof des weitläufigen Seraïs und wurden bald vom Wali, einem ehrwürdigen Greis, auf das liebenswürdigste empfangen. Ueberhaupt trugen Griechen und Türken dazu bei, uns den Aufenthalt in der lebensfrischen Stadt, die mit Mersina und dadurch mit Europa einen regen Verkehr unterhält, angenehm und gewinnreich zu machen. Monsieur Furet, ein Inspektor der dette publique, sowie der Dragoman des deutschen Konsuls von Mersina, ein Grieche, der in der Hauptstrasse einen Baumwollhandel betreibt, wetteiferten in Gefälligkeiten. Sie führten uns in die griechischen Knaben- und Mädchenschulen, wo mein Freund die Schüler und Schülerinnen über Xenophon und Alexander den Grossen examinierte, und begleiteten uns auf unseren Spaziergängen zur Brücke über den

[1]) Vgl. Moltke, Briefe etc. a. a. O. S. 338 f.

Seihûn, die angeblich von Hadrian erbaut worden ist, in die Cafés, wo man uns vorzüglichen persischen Thee in Gläsern reichte, und auf den Bahnhof, dessen Anblick uns im Geiste in die Heimat versetzte und uns vergessen liess, dass wir schon nach wenigen Tagen wieder in einer Welt leben würden, in der Eisenbahn und Dampfkraft unbekannte Grössen sind.



KAPITEL IX.

Ueber den cilicischen Taurus.

Am 23. September verliessen wir die Stadt Adana und durchquerten in der Richtung nach Nordwesten die Ebene, welche schon seit alten Zeiten durch ihre Rinder- und Pferdezucht berühmt ist und auch heute das Sechsfache ihres Ertrages liefern könnte, wenn die Verwaltung dieses Vilayéts in festeren, energischeren Händen läge. Nach circa 3 Stunden kamen wir an den Tschakyt-Tschai, einen rechten Nebenfluss des Sarus, durchfurteten ihn, wurden auf seinem linken Ufer von einem heftigen Gewitter, welches bei einer Temperatur von 29° losbrach, zwei Stunden lang in einem Chan festgehalten und konnten erst gegen 1/24 Uhr unsere Strasse weiter verfolgen. In diesem Chan war es uns das erste Mal möglich, in das Allerheiligste eines Türkenhauses Einblick zu erlangen. Obwohl die Hausfrau natürlich entflohen war, sahen wir in dem einzigen Gemache, das zur Verfügung stand und mit echt türkischer Gastfreundschaft und Gutmütigkeit uns eingeräumt wurde, das Liebste des Hauses, das Kind, in einer primitiven Holzbrettwiege liegen, die an einem Strick von der Decke hing und damit sie uns mit ihrem zappelnden Inhalte nicht belästige, einfach schief an einen Nagel der Wand eingehängt wurde. Der Weg führt aufwärts in einer grünen Ebene, auf der das Wasser auf den Wiesen ausgetreten war und welche im Süden von dem langen, flachen Rücken des Soialyk Dagh, im Norden von den Vorbergen der Tauruskette begrenzt wird, an dem armseligen Dorfe Abadschi vorbei nach einer anderen Niederlassung, deren Namen wir nicht erfahren konnten, rechts am Tschakyt-Tschai zu einem Chan, der das einzige feste Gebäude unter Strohhütten bildete und circa 25 km von Adana entfernt liegt.

Am 24. September begann der Anstieg auf den Taurus. Um 10 Uhr waren wir aufgebrochen, ritten immer rechts des Tschakyt-Tschai in nordwestlicher Richtung zwischen ziemlich hohen Hügeln, bald in breitem Thale, bald uns an den Höhen haltend, durch das Dorf Kyritköi bis zu

der Stelle, wo der 20 m breite und ½ m tiefe Fluss sich nordwärts zu dem Dorfe Kyschaköi wendet, durchfurteten ihn angesichts der hohen Wände des Taurus kurz vor dem Dorfe Takhtâdschyköi[1]) und stiegen die Berge hinan durch Schieferformation in einem ziemlich dichten Laubwald von Olivenbäumen, Weiden und Birken, bis wir zu einer waldigen Schlucht kamen, an deren Ende wir, auf holprigen Wegen vorwärts reitend, noch vor 4 Uhr den Guzul-oluch-Chan erreichten, ein Blockhaus in den Vorbergen des Taurus. Von hier aus schweift der Blick über die cilicische Ebene bis an die syrischen Berge. Im Süden erhebt sich eine Viertelstunde vom Wege entfernt eine festunggekrönte, rundliche Kuppe, der Kyschla Kubesy.

Der 25. September versprach ein ebenso genussreicher, wie wichtiger Tag zu werden, und mit Recht. Als wir gegen 11 Uhr morgens auf brachen, führte uns der Weg erst nordwest- und dann rein westwärts inmitten eines grossartigen Felsenlabyrinths mit üppigem Baumwuchs und sprudelnden Quellen an dem Rinnsale eines Trockenbaches aufwärts, bis wir nach 3 Stunden in ein neues, von einem wasserführenden Bach durchströmtes Felsenthal gelangten und damit die Fahrstrasse erreichten, welche Tarsus mit Nigdeh verbindet, den Ehrennamen einer Kunststrasse aber nur teilweise verdient. Derselben folgend überschritten wir viermal auf wohlgebauten Brücken den Bach, dessen Namen wir nicht erfahren konnten, der aber kein anderer als der in H. Kieperts Memoir über die Konstruktion der Karte von Kleinasien von Moltke erwähnte Bosanly-Su ist, einer der zahlreichen linken Nebenflüsse des am Südwestende des Bulghar Dagh entspringenden Cydnus oder Tarsus-Tschai. An verschiedenen elenden Chans und Friedhöfen vorbei, welch' letztere gewöhnlich anzeigten, dass etwas abseits vom Wege ein Dorf sich befinde, erreichten wir nach weiteren 3 Stunden den weltberühmten, 966 m hohen, an seiner engsten Stelle nur 9—10 m breiten Pass, den Güllek Boghaz, die Pylae Ciliciae der Alten, bei einer herrlichen Klamm, deren riesige Felswände Weg und Fluss so einzwängen, dass die Strasse aus dem Felsen gesprengt werden musste. Einige hundert Meter vor der Klamm hatten wir in einem Turkmenenzeltlager Hühner eingekauft, da wir mit Recht fürchteten, in den Chans am Wege keine Lebensmittel zu finden. Kaum waren wir aus den Pylae Ciliciae herausgetreten, als wir zu unserer Rechten einen den Pass und die Höhen beherrschenden, mächtigen Rundbau erblickten. Derselbe erwies sich bei näherer Besichtigung am folgenden Tage als eines der stärksten Forts Ibrahim Paschas, ebenso wie eine zweite, schloss-

[1]) Ueber das seltsame und sonderbare Volk der Takhtâdschy oder Brettschneider hat bekanntlich F. v. Luschan ausführlich gehandelt. Vgl. auch Th. Kotschy, Reise in den cilicischen Taurus, Gotha 1858 pag. 335, Ritter, Kleinasien Band II pag. 192 und Kannenberg a. a. O. pag. 175.

ähnliche Anlage, die sich eine kurze Strecke weiter nördlich, als wir den Fluss zur Linken liessen, über einem halbverfallenen Chan in wilder Berg- und Felseneinsamkeit zeigte, und auf deren Wällen halb in die Erde vergrabene Kanonen Zeugnis von der Wichtigkeit gaben, welche der kriegskundige Egypterfürst diesem unüberwindlichen Bollwerk seiner bis zum Herzen des Osmanenreiches vorgeschobenen Macht beilegte. Zu Füssen dieser weitschauenden dräuenden Befestigungen liegt der Takir Chan, unser Quartier für die nächsten 36 Stunden. Das Thermometer sank nach Sonnenuntergang auf 12° und ich verbrachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, frierend auf der Holzveranda, während mein Freund sich in einem Stalle bei Ziegen und Kälbern zur Ruhe begab, nachdem wir uns an einem schnell entzündeten Reisigfeuer gewärmt und wie immer einige Stunden geduldig auf unsere aus den zähen Hühnern des Turkmenendorfes bestehende Mahlzeit gewartet hatten. Der folgende Tag war der Jagd, auf die hier nicht selten vorkommenden Bezoar- oder Wildziegen (Aegoceras aegagrus), von den Eingeborenen Ghéïk, d. h. Hirsch genannt, und die unzähligen, die Schluchten und Höhen des Taurus mit ihrem Lockruf erfüllenden Steinhühner (Caccabis chucar) gewidmet.

Den Güllek Boghaz, die historisch-, und militärisch wichtigste Position des ganzen Taurus, hat schon Karl Ritter in seiner unerschöpflichen Fundgrube über Kleinasien nach Kotschy und anderen Reisenden ausführlich geschildert; auch H. Kiepert im grundlegenden Memoir über die Konstruktion der Karte von Kleinasien (Berlin 1854 Schrepp) hat auf die Wichtigkeit dieses Passes hingewiesen. Und in der That, wir waren von der engen Pforte, durch die sich Cyrus, Alexander der Grosse und später die Kreuzfahrer mit ihren Truppen hindurchgewälzt, hoch betroffen; denn gerade an der engsten Stelle, an der eine römische Inschrift die Anlage der aus den Felsen gesprengten Strasse meldet, wo sich tosend der Gebirgsbach durchbricht, hätten wenige tapfere Krieger selbst grossen Heeren den Durchzug wehren können. Unsere eigenen Erlebnisse in den Festungen verdienen wohl der Erwähnung, auch das Leben im menschenerfüllten Chan war ethnographisch, wie klimatisch reizvoll genug. Hier stauten sich die Karawanen, die von und nach Adana zogen und hielten Mittagsrast, oder breiteten gar ihre mitgebrachten Betten auf dem Boden und schickten sich an, die Nacht im Freien zu verbringen. Das armenische und jüdische Element war unter ihnen vorherrschend. Während Roman schon früh auf die »Steinbockjagd« sich aufgemacht hatte, war der zweite Reisende zum hochthronenden Stelldichein auf die Festung des Güllek Boghaz hinaufgestiegen. Lange lag ich in der verfallenen Bastion, zu der ich mühsam an dem vorragenden Mauerwerk hinaufgeklettert war. Drinnen hatte sich eine üppige Vegetation auf den eingestürzten Kasematten entwickelt, weithin schweifte der Blick über die Thäler des Bulghar Dagh und drüber

zogen hoch die Wolken am blauen Firmament — der fernen Heimat zu. Mein Freund war von der Jagd zu müde geworden, hatte unten im Chan gerastet und Späher nach mir ausgesandt, die mich suchen sollten. Aber keinem der edlen Türken wäre eingefallen, mich in der Burg zu suchen, so dass wir beide um einander lange in banger Sorge schwebten, bis ich kurzer Hand entschlossen den Berg hinuntersprang und den Freund begrüsste.

Nach langem Streite mit dem Chandschy, der für den elenden Stall, den er uns zur Verfügung gestellt hatte, Hôtelpreise forderte, konnten wir am nächsten Tage unsere Reise fortsetzen. Vom Takir Chan ging es steil abwärts in nördlicher Richtung einem Wildbache entlang, den wir beim Chan Heiwa Baghly auf zwei Brücken überschritten und der 6 km nachher plötzlich nach Ost abbiegt, um sich, wie wir später fanden, mit dem uns wohlbekannten Tschakyt-Tschai, den Th. Kotschy irrtümlicherweise für den Sarus hält[1]), zu vereinigen. »Wenngleich der Taurus sich wie die Trümmer einer Riesenmauer längs des Südrandes von Kleinasien hinzieht, sagt Moltke in Kieperts Memoir pag. 5, so liegt die Wasserscheide doch keineswegs auf seinem Rücken, vielmehr reicht das Flussgebiet des Mittelländischen Meeres bis mitten auf die Hochfläche. Seine Wasser entspringen am Fusse des Deliklitasch, des Hynsere (richtiger nach Ainsworth Chansir Dagh, d. h. Eberberg) und Erdschisch Dagh, fliessen dort in sanften, muldenförmigen Senkungen bis zu dem hohen Gebirge, welches Adana begrenzt, und durchbrechen dieses, oder stürzen vielmehr durch tiefe, schauerliche Spalten als reissende, wasserreiche Ströme dem Meere zu.« Als wir drei Stunden nördlich vom Takir Chan über eine Terrainfalte gekommen waren, sahen wir plötzlich inmitten einer grünen Niederung einen nicht unbedeutenden Fluss und mehrere grosse Chans und erfuhren, dass wir uns beim Bozanti Chan befanden, an der Grenze der Vilayéts Adana und Konia[2]). Die kleine Ebene verengte sich sogleich wieder zu einer äusserst romantischen Klamm, bei welcher die Strasse auf der Boghaz-Ak-Köprü den von Nordwesten kommenden Tschakyt-Tschai überschreitet[3]). Dann führt sie, dem Flusse aufwärts folgend, weitere 6 km durch ein erhabenes Gebirgsthal bis zu einer zweiten Brücke, unter welcher sich der Fluss teilt, indem ein Arm sich nach

---

[1]) Vgl. Th. Kotschy, Skizze des Bulghar Dagh im cilicischen Taurus zwischen den Cydnus-Quellen und dem Sarus bei Bozanti, 1 : 125 000, in der »Reise in den cilicischen Taurus« Gotha 1858.

[2]) Das antike Podandus; hier zeigen die Felswände viele kleine eingehauene Kreuze der Kreuzfahrer, die dasselbe Thal Val de Butrente nannten, ein Name, der mit Bodrendon und Podandus identisch erscheint. Ritter II p. 264.

[3]) »Jener Eingang bei Podandus gilt bis spät in das Mittelalter hinein, wie bei Constantinus Porphyrog. in seinen Thematen, als die politische Grenze der nördlichen Provinzen, Klein-Cappadocien im Thema Armeniacum von dem südlichen Cilicien; denn jene reichte immer nur »ad Podandum usque«, »μέχρις αὐτῆς Ποδενδοῦ.« (Ritter, Klein-Asien II pag. 273).

Norden wendet, der andere aber wie die verkehrsreiche Strasse die Richtung nach Nordwest beibehält bis zu einer neuen, spitzansteigenden, steinernen Brücke, zu deren Linken sich Tschifte Chan befindet. Der Tschakyt-Tschai ist einer der bedeutendsten rechten Nebenflüsse des Sarus. Seine Quellen liegen an den Nordwesthängen des Taurus, welchen er in der Klamm nordwestlich von Bozanti Chan durchbricht, um kurz nach seiner Vereinigung mit dem von Norden kommenden Körkyn-Su, wenige Kilometer nördlich von Adana, in den Sarus zu münden. Von seinem Ursprung bis zur kleinen Ebene von Podandos heisst er Bozanti-Tschai[1]. Dort sind einige Saptiehs stationiert, die uns bereitwilligst ihr Gemach überliessen. Der Eindruck des imposanten Gebirgspanoramas, in dem wir uns befanden, wurde durch die starken Befestigungen noch erhöht, welche der Sultan Abd-ul-Medschid auf den Höhen rings um Tschifte Chan anlegen liess, um dem siegreichen Vordringen seines glücklichen Vasallen zu wehren. Ueberaus romantisch war das Vergnügen, das sich mein Freund nicht versagen konnte, in dem tosenden Wildwasser ein Bad zu nehmen, während die Schatten der Nacht schon auf Berg und Schlucht herabsanken.

[1]) Vgl. Itinéraires de M. Ernest Chantre en 1893 et 1894, construits sous la direction de M. Henri Kiepert à Berlin 1897.



KAPITEL X.

Nach Kappadokien.

Von der Brücke bei Tschifte Chan wandte sich die Strasse, welche wir am 28. September vormittags um 11 Uhr eingeschlagen hatten, nach Westen, erst links, dann rechts des Baches etwa 7 km weit zu den Nordabhängen des Bulghar Dagh in einem Thale, das von der Bewaldung abgesehen in vieler Beziehung dem Schweizer Engadin gleicht, ein Eindruck, der durch die grossen Schneeflecke auf den Zinnen der Berge noch gesteigert wurde. Das Thal wurde immer breiter; in der Ferne zeigte sich rechts am Bergesrand ein Dorf, dessen Bewohner dasselbe vollständig verlassen hatten, um sich unten am Flusse in einem Haine von Nussbäumen für den Sommer anzusiedeln. Der Weg ging über zwei Stunden lang wieder in nordwestlicher Richtung, verliess allmählich den Bach, der weiter nördlich blieb, und führte uns zu den Dörfern Porsuch und Bajagda, bog dann rein nach Nord ab, veränderte diese Richtung aber schon nach dreiviertel Stunden und brachte uns in sanfter Steigung auf eine öde Hochebene, welche im Norden von neuen Bergketten begrenzt erschien. Es war schon Nacht geworden, als wir, einem fernen Lichte folgend, ein Dorf erblickten, dessen Bewohner, von dem vorausgesandten Saptieh von unserer Ankunft unterrichtet, uns entgegenkamen und zu unserem nicht geringen Erstaunen in gut Griechisch begrüssten. Wir waren im Christendorfe Ovadschigi (*πεδιάς*) noch nicht einquartiert, als auch schon der Ichtiar (Dorfälteste) mit dem Popen kam, der versammelten Menge unsere Papiere vorlas und sich alle erdenkliche Mühe gab, politische Neuigkeiten von uns zu erfahren.

So verhältnismäfsig leicht es ist, die türkisch-arabische Sprachgrenze zu bestimmen, so schwierig dürfte es sein, die Griechen oder Rhomäer in der Levante von ihren Herren, den Osmanen, abzugrenzen. Am leichtesten löst sich die Frage, wenn man überhaupt es ablehnt, von einer festen griechischen Grenze, wie es etwa zur Not auf der Balkanhalbinsel zulässig ist, zu sprechen. Im grossen und ganzen bleibt aber die bekannte

9*

Thatsache aufrecht erhalten, dass das patriotische und handelsrege Griechentum die ganze Küste Kleinasiens und Syriens von Trapezunt bis zum egyptischen Alexandria besiedelt hat und dass von den Küstenplätzen landeinwärts, dem Lauf der Flüsse folgend, hellenische Zungen sich erstrecken bis tief ins Innere, wo hinter diesen Zungen zahlreiche Enklaven der griechischen Diaspora so häufig und so dicht bei einander leben, dass vom Pontus bis zum syrischen Meer die Kette fast unzerrissen bleibt. Es besteht aber die Frage, wie viel gerade hier auf Rechnung der ungemein thätigen Propaganda zu setzen ist, die geradezu als Wiedererweckerin des halb erstorbenen Griechentums in manchen Teilen zu betrachten ist. In Kappadokien spricht die alte Generation, die Grosseltern und die ganze weibliche Bevölkerung fast nur mehr türkisch, die Väter und ihre Kinder erlernten in den Schulen schon ihr Griechisch, das sie mit Stolz als »Vatersprache« gegenüber ihrer »Muttersprache«, dem Türkischen hervorkehren. Das Evangelium in den Kirchen wird hier noch vielfach türkisch in griechischen Lettern gelesen, aber mancher Pope versteht die griechische Liturgie, die er singt, noch nicht, oder nicht mehr, geschweige dass er sie lesen könnte. Ovadschigi gehört zu den wenigen Dörfern im Innern, die eine durchaus griechische Bevölkerung und Sprache bewahrt haben. »Sonst sind, wie Hirschfeld erwähnt, nur an einigen bedeutenden Punkten, wie in Konia, Cäsarea, Siwas bei Erzerum, Trapezunt, Niksar, grosse griechische Gemeinden wie Enklaven übrig geblieben.« An anderer Stelle sagt der geistvolle Forscher, dessen Beobachtungen über Land und Leute in Kleinasien uns wie Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes anmuten, folgendes: »Die Griechen des Innern hatten ihre eigene Sprache fast aller Orten vergessen, lasen Bücher in türkischer Sprache, aber mit griechischen Lettern, verstanden so wenig wie ihre Priester die Gebete, welche sie mechanisch in ihrer verlorenen Muttersprache hersagten. Aber auch hierin hat, wie bei den Armeniern, das letzte Jahrzehnt einen gewaltigen Umschwung gebracht. Das Nationalitätsstreben, das allem theoretischen Weltbürgertum zum Spott, in unserer Zeit wieder in hellem Aufgang begriffen ist, durch die Verhältnisse getrieben und sie wieder ihrerseits treibend, hebt sich auch hier. Die »Communautés« besinnen sich auf sich selber und verlangen ausser der Religionsform, die sie Jahrhunderte verbunden, auch ihre Sprache und damit eine ganze ihnen eigene Welt, ihren eigenen Entwicklungsraum«[1]).

Von Ovadschigi führte der Weg nach Norden circa 20 km weit über kahle Hügel zu der baumgeschmückten, wasserdurchrauschten Oase von Kilisse-Hissar, dem alten Tyana, welches, wie Strabo sagt, »unter dem Taurus liegt, nahe den cilicischen Pässen, wo die bequemsten Uebergänge

[1]) Gustav Hirschfeld, Aus dem Orient, Berlin 1897, pag. 313.

nach Syrien sind«. Wir rasteten Mittags in den schönen Gärten des grossen, langgestreckten Dorfes eine Stunde und kamen nach weiteren 7 km zu einem salzhaltigen, von Kiebitzen und anderen Wasservögeln bevölkerten Teich; ritten durch die Ebene von Nigdeh, deren Baumoasen deutlich zeigten, dass die ganze weite Gegend, welche jetzt unbebaut daliegt, in den fruchtbarsten Garten verwandelt werden könnte, wenn sie durch Menschenfleiss bewässert würde. Im Galopp, in dicht geschlossener Reihe hielten wir unsern Einzug in die Stadt, wo unsere Ankunft solches Aufsehen erregte, dass wir von einer laufenden Menge bis an das neue türkische Hôtel eskortiert wurden, vor dem aus dem Bazar und Café sich eine noch grössere Menschenschar ansammelte. Die Stadt Nigdeh, welche Sitz eines Mütessarifs ist und ungefähr 6000 Einwohner zählt, liegt malerisch am Fusse der östlichsten Ausläufer des Ala Dagh inmitten kahler Berge auf einem Hügel; dieser, durch eine Schlucht gespalten, trägt auf der einen Seite das Christen-, auf der andern Seite das mohammedanische Viertel. Der Mütessarif musste in aller Eile Kenntnis von unserer Ankunft erhalten haben, denn eine halbe Stunde nach unserm Eintreffen in dem Café der Locanda, welches mit Offizieren und dominospielenden Handelsleuten der Stadt gefüllt war, fuhr der Pascha in einem geschlossenen Wagen, vor dem ein Saptieh ritt, vorbei und grüsste freundlich zu uns herauf. Wenige Minuten später erschienen zwei Polizeioffiziere und baten um unsere Pässe. Wie immer in solchen Fällen antworteten wir, dass wir dieselben dem Gouverneur selbst zu überreichen wünschten und deshalb Seine Excellenz bitten liessen, uns eine Stunde zum Empfang zu bestimmen. Wir sind von dieser Form, uns vorher anmelden zu lassen, nur einmal abgegangen und mussten sogleich die Erfahrung machen, wie unvorsichtig dies gewesen sei. Es war in Kaisarieh ungefähr ein Monat später. In Begleitung des amerikanischen Missionärs, Mr. Wingate, war ich damals auf das Seraï gegangen, um dem Pascha meine Aufwartung zu machen. Da wir vorher nicht angemeldet waren, mussten wir über eine Stunde auf den Gängen und in den Vorzimmern warten, bis man uns beim Mütessarif von Kaisarieh, der allerdings als wenig christenfreundlich bekannt war, einführte; dieser fand es nicht einmal der Mühe wert, aufzustehen, sondern fertigte uns in seinem Lehnstuhl sitzend ab, während doch alle Walis uns vor wie nach in höflichster Weise begrüsst hatten, die Wachtposten ins Gewehr treten liessen und uns beim Abschied bis zur Thür des Empfangssaales geleiteten. Auch der Mütessarif von Nigdeh war von ausnehmender Liebenswürdigkeit. Er empfing uns in seinem Amtszimmer und behielt uns wohl eine Stunde, ohne Zweifel, um uns zu zeigen, wie sehr er beschäftigt und mit Arbeiten überhäuft sei. Denn während er in geistvoller Weise die Unterhaltung mit uns führte, gab er wohl einem Dutzend Soldaten und Beamten alle möglichen Befehle,

setzte Telegramme auf und klingelte alle Augenblicke nach einem anderen Bediensteten, so dass es uns schliesslich wenig glaubhaft erschien, dass ein Gouverneur von Nigdeh so viel zu thun habe. Treffend beschreibt Hirschfeld das Leben und Treiben in den Regierungsgebäuden der Türkei. Es wird viel mehr direkt verhandelt. Hunderte von Gestalten, welche bei uns nicht mehr in die Kategorie der zugelassenen »anständig gekleideten Besucher« fallen würden, lungern umher, warten auf Personen oder günstige Gelegenheiten, um lange verschleppte Sachen zum Austrag zu bringen, eine kleine Stelle zu erreichen oder zu den paar Hellern zu kommen, die ihnen die Regierung schuldig geworden ist und deren Erstattung sie ohne fortwährendes Erinnern zweifellos vergessen würde. Aber Seine Excellenz hatte es ernstlich darauf abgesehen, uns von seiner verantwortlichen Thätigkeit einen recht hohen Begriff zu geben. Auf seinem Schreibtische waren eine Menge türkischer Bücher aufgestapelt, auf welche er lächelnd hinwies mit dem Bemerken: »Wenn ich nur ausser den laufenden Geschäften nicht auch noch so viel zu lesen hätte!« Endlich wurde von einem Unterbeamten der eben in den Bureaux für uns ausgefertigte bujuruldu gebracht, der Gouverneur nahm aus einem Holzkästchen das mit Stoff vielfach umwundene Amtssiegel, feuchtete die betreffende Stelle auf unserem Passe an, bestrich das Petschaft mit dem Finger mit Tinte und drückte es, die flache Hand als Unterlage benutzend, ab. Wir schieden befriedigt von dem unermüdlichen Pascha, der uns, »in Ermangelung von Bier«, wie er sagte Brausepulver vorsetzen liess, und kehrten beruhigt durch seine Versicherung, er werde uns an die ihm unterstellten Kaimakams von Newscheher, Arebsun und Ürgüb empfehlen, zu unserer Locanda zurück, in der wir Zimmer und Gänge mit Münzhändlern angefüllt fanden. Diese Leute boten uns hauptsächlich Kupfermünzen in grosser Zahl an, von deren Wert sie sich meist ganz übertriebene Vorstellungen machten. So verlangte einer für 18 noch dazu schlecht erhaltene Münzen nicht weniger als 500 frcs. und zog sich, als wir ihm ins Gesicht lachten, mit seinen Schätzen beleidigt zurück. Wir hatten uns als Regel aufgestellt, für jede Kupfermünze, mit Ausnahme der meist wertlosen christlichen, 1 Piaster = 15 Pfennige, für jede Silbermünze den Silberwert, also $^1/_4$ — $^1/_2$ Medschidiê = 1—2 frcs. zu bezahlen. Zu diesen Preisen haben wir in kurzer Zeit mehrere hundert Münzen erworben, von denen die wichtigsten im zweiten Teil dieses Buches abgebildet und von dem Vorstande des Königlichen Münzkabinets in München, Herrn Professor Dr. Riggauer, in vollgiltiger Weise bestimmt und in einem besonderen Abschnitte beschrieben sind. Beim Abendessen erquickte uns der vorzügliche Wein, welcher in den umliegenden Griechendörfern Fertik und Araba gebaut wird. Ein Gang durch die belebte Stadt führte uns durch das herrliche Portal der sogenannten Medrese,

vom Sultan Ala-Eddin erbaut, und zu einer anderen Schöpfung desselben Herrschers, einer Moschee, deren Thor ebenfalls auf das reichste verziert ist. Zu leicht vergisst man, sagt Hirschfeld, wenn man es überhaupt weiss, dass Kleinasien ausser seiner antiken auch eine seldschukische und nach ihr eine türkische Blütezeit gehabt hat, die allerdings längst vorüber ist[1]). Am folgenden Tage, dem 1. Oktober, machten wir einen durch den Regen leider beeinträchtigten Ausflug nach den Ausläufern des Melendis Dagh und dem Griechendorf Fertik. Aui den flachen Dächern sahen wir, wie in Nigdeh und Newscheher, Steinwalzen, Stücke antiker Säulen, welche dazu dienen, nach iedem Regenguss das Erddach festzuwalzen, eine harte Arbeit, die meist von den Frauen verrichtet wird. Am 2. Oktober mittags verliessen wir die Stadt, den beschneiten Taurus im Rücken, bei stark bewölktem Himmel, drei Stunden über mit Rollsteinen bedeckte Hügel reitend, betraten dann eine Ebene, die zunächst ebenfalls kahl, trostlos und steinig war, dann aber zu einer immer fruchtbareren Ackererde sich ausbreitete und bei Melegob, eine Tagreise von Newscheher, in vulkanische, mit reichen Weinbergen bedeckte Hügel überging[2]). Etwa drei Stunden nördlich von Nigdeh sahen wir zum ersten Male den Argaeus oder Erdschias Dagh, der, 4000 m hoch, in seinem Schnee- und Wolkenmantel sich als der Riese und König des wundersamen Landes zwischen Kaisarieh und Tuz-Göl erwies, an dessen Schwelle wir jetzt standen. Ein Artaxerxes soll einst dem Perser Kappadox (?), der ihm auf der Jagd das Leben gerettet hatte, zum Dank dafür alles vom Gipfel eines hohen Berges (Argaios?) sichtbare Land geschenkt haben[3]).

---

[1]) G. Hirschfeld, Aus dem Orient, pag. 172.

[2]) Peu de régions, sagt A. Boissier (En Cappadoce, notes de voyage, Genève 1897) présentent un aspect si sévère et si monotone; la nature y est terriblement austère et les grands espaces mornes se succèdent, laissant au voyageur une impression de découragement et de déception dont il se souviendra toujours. Ein Eindruck, den wir nach unseren Erfahrungen nur beim Eintritt in das Land bestätigen konnten.

[3]) Frag. 10 des Polyb. Ueber Etymologien des Namens Kappadokien vgl. Theod. Reinach, Mithradates Eupator, König v. Pontos, ins Deutsche übertragen von A. Goetz, Leipzig, Teubner 1895, S. 15, Anm. 3.



KAPITEL XI.

Im Höhlenlande.

Da wir unsere Pferde nicht übermüden wollten, beschlossen wir, in dem nächsten, nur sechs Stunden von Nigdeh entfernten Griechendorf Hassaköi zu übernachten, und schickten den Saptieh voraus, um uns ein Quartier zu besorgen.

Als wir uns dem Dorfe näherten, kamen uns die drei Popen feierlich entgegen, gefolgt von der ganzen Einwohnerschaft, und geleiteten uns mit vieler Freundlichkeit in das Haus des Aeltesten, der Zimmer und Stall mit uns teilte. Die guten Leute befanden sich in einer sichtlichen Aufregung und Furcht, deren Ursache wir nur zu bald erfahren sollten. Denn kaum hatten wir uns auf dem flachen Dache auf unseren Feldstühlen niedergelassen, als die Popen, welche nicht von unserer Seite gewichen waren, uns anvertrauten, dass das ganze Dorf sich glücklich preise, in uns vornehme, fremde Gäste zu beherbergen, da jede Stunde ein grosser Trupp von Rekruten auf dem Durchzuge eintreffen könne, durch unsere Anwesenheit aber gewiss abgehalten würde, Schaden und Unfug zu stiften. Bald sah man auch in der Ferne eine Menschenmenge in buntem Durcheinander sich nähern, welche ohne Zweifel aus den gefürchteten Rekruten bestand; denn im Dorfe rannte plötzlich Alles schreiend durcheinander. Die Hühner wurden eingefangen, Mädchen und Frauen verkrochen sich in die Keller, wir waren ja im ersten kappadokischen Höhlendorfe der terra troglodytica[1]). Die Männer versteckten, was zu verstecken war. Wir

[1]) Ramsay, Histor. Geogr. of Asia Minor pag. 293. The great plain which extends from Sasima nearly to Soandos is full of underground houses and churches, which are said to be of immense extent. The inhabitants are described by Leo Diaconus as having been originally named Troglodytes. Nicephorus traversed their country A. D. 963, during his march along the Byzantine Military road via Tyana to the Cilician Gates. For example, every house in Hassakeui has an underground story cut out of the rock; long narrow passages connect the underground rooms belonging to each house, and also run from house to house. A big solid disc of stone stands in a niche outside each underground house door, ready to be pulled in front of the door at any alarm.



Tuffbildungen mit Höhlen an einem Trockenthal des Halys bei Avanos.

sandten unseren Saptieh dem Soldatentrupp entgegen, um dem kommandierenden Offizier von unserer Anwesenheit Meldung machen zu lassen. Wenige Minuten später kamen denn auch einige hundert stämmiger, türkischer Bauernburschen unter lautem Singen und Lachen, mit Fahne und Musik, d. h. Tambour und Klarinette, geführt von einem Lieutenant und drei berittenen Gensdarmen ins Dorf und zogen durch die menschenleere Strasse an unserem Hause vorbei, auf dem nur die griechischen Priester bei uns ausgehalten hatten. Der Offizier salutierte mit dem Säbel und erschien kurze Zeit darauf, während seine Leute weiter marschierten, bei uns, um uns zu begrüssen und Kaffee zu trinken. Natürlich erklärten wir ihm sofort, wir hätten den Vorstehern des Dorfes das Versprechen gegeben, unseren ganzen Einfluss aufzuwenden, um Unfug zu verhindern, und würden, falls seine Rekruten dennoch, trotz unserer Anwesenheit, sich etwas zu Schulden kommen liessen, persönlich an hoher Stelle in Konstantinopel darüber berichten. Unser Lieutenant sah dies vollkommen ein und sagte uns, dass er schon auf dem Wege seinen Schutzbefohlenen auf das dringendste ans Herz gelegt habe, zu keiner Klage Anlass zu geben. Es kam auch thatsächlich in Hassaköi nicht das Geringste vor, und die Popen weinten vor Dankbarkeit, als die ungestümen Gäste nach wenigen Stunden in der Richtung nach Newscheher abgezogen waren und überboten sich in Bemühungen, uns die wenigen Sehenswürdigkeiten ihres armen Dorfes zu zeigen. Wir besichtigten drei Kirchen, klatschten eine Inschrift ab, zeichneten das Ornament eines grossen, breiten Sarkophages und stiegen in einige unterirdische Wohnungen hinab, um uns auf unsere weiteren Forschungen in den Höhlen und Kellern Kappadokiens vorzubereiten. Nachdem wir in dem floherfüllten Gemach des ehrwürdigen Geistlichen eine unruhige Nacht verbracht hatten, besuchten wir den zufällig auf der Durchreise anwesenden Metropoliten von Nigdeh und Konia. Der hohe Kirchenfürst, ein energischer Mann mit mächtigem Barte, der in München und Paris studiert hatte, empfing uns auf Kissen und Polstern liegend in einem kleinen Zimmer, an dessen Wänden mehrere Priester, die Hände ehrfurchtsvoll auf der Brust gekreuzt, schweigsam umherstanden. Die Unterhaltung wurde von dem sprachgewandten Metropoliten in Deutsch, Französisch, Türkisch und Griechisch geführt, drehte sich aber zu unserem Bedauern mehr um Pariser Küche und Münchener Bier, als um Dinge, die uns gefallen hätten. Gegen Mittag setzten wir unsere Reise fort durch die Ebene nach dem nahen Ort Trochós oder Vakyr Chan, wo wir eine Inschrift kopierten. Hier bekamen wir auch von unseren Rekruten schöne Dinge zu hören. Da sie in Hassaköi unserthalben nicht stehlen durften, hatten sie sich in Trochós entschädigt und einen Krämerladen vollständig ausgeplündert, wie uns der unglückliche Besitzer, der bei dieser Gelegenheit auch noch eine tiefe Wunde im Gesichte davongetragen hatte, unter

Jammer und Wehklagen erzählte. Drei Stunden später waren wir in Melegob (Malakopia), einem grossen, wohlhabenden Dorfe, und ritten in den weiten Hof des stattlichen Klosters ein, vor dem uns zwei Mönche und ein Hausmeister empfingen. Man geleitete uns in ein geräumiges, teppich- und divangeschmücktes Zimmer, welches sich alsbald mit Honoratioren des Ortes füllte. Nachdem uns Alle mit der grössten Neugierde zugesehen hatten, wie wir unsere Abendmahlzeit, welche aus Tauben und Wein bestand, verzehrten, führte man uns in eine prächtige byzantinische Kirche des Kaisers Tzimiskes[1]) und hernach in die mit Ampeln beleuchtete Krypta des Klosters, in der eine Menge Weiber und Kinder sich zum Schlafen eingerichtet hatten, aus Furcht vor denselben Rekruten, welche wir in Hassaköi begegnet hatten und die sich nun auf dem Marktplatze von Melegob herumtrieben. Einstweilen war die Nacht hereingebrochen und wir hatten uns eben auf den seidenen Kissen, welche man uns gebracht hatte, zur Ruhe begeben, als der Lieutenant bei uns eintrat, um uns einen Besuch abzustatten. »Ich bin unglücklich,« sagte er, »dass meine Leute in Trochós einen Laden ausgeraubt haben und habe die Uebelthäter auch bereits fesseln lassen, bis ich sie dem Gouverneur zur Strafe übergebe. Ihr werdet einsehen, dass ich nichts dafür kann; denn als diese Unordnungen vorkamen, trank ich ahnungslos mit Euch Kaffee.« Wir erklärten uns befriedigt über diese Aufschlüsse und trugen nicht das mindeste Verlangen, uns weiter in seine Angelegenheiten einzumischen. Der Lieutenant entfernte sich bald und wir schliefen schon fest, als es gegen Mitternacht von Neuem klopfte und der Offizier wieder erschien. Er war in furchtbarer Aufregung und erzählte mir wohl ein Dutzendmal eine lange Geschichte, von der ich zwar kaum den dritten Teil verstand, aber doch so viel daraus entnehmen konnte, dass er sich vor seinen eigenen Leuten fürchtete, und unter »unserem« Schutze nach Newscheher zu reisen wünschte. Das war nun gar nicht nach meinem Geschmack und ich weckte deshalb unseren Araber, der mir dann Folgendes verdolmetschte. Der Lieutenant hatte, als er von seiner Abendvisite bei uns in den grossen Chan, in welchem die Rekruten die Nacht zubrachten, zurückgekehrt war, durch die dünne Wand seines Zimmers gehört, wie die ihrer Bestrafung entgegensehenden Soldaten sich mit ihren Kameraden

---

[1]) »Und die Völker waren in grosser Furcht vor Tzimiskes' Grimme (972—976). Und er dehnte das Reich der Römer aus; es flohen Sarazenen und Armenier; es bebten die Perser, und von allen Seiten brachten sie ihm Geschenke dar; sie baten ihn um Gnade und Frieden; er zog aus bis gen Edessa und an den Euphratstrom, und die Erde war erfüllt von den Heerlagern der Römer. Syrien und Phönike wurden zerstampft von den römischen Rossen. Er erfocht gewaltige Siege, und das Schwert der Christen mähte gleich der Sichel. Georgios Hamartolos ed. Muralt. S. 865. Citat bei Gelzer, Abriss der byzant. Kaisergeschichte in Krumbachers byz. Litteratur-Gesch. S. 989.

vereinbarten, den Offizier, bevor sie nach Newschehcr kämen, entweder ganz zu beseitigen oder ihm doch irgend etwas anzuthun. Deshalb sei er zu uns gekommen, um uns zu bitten, ihn am nächsten Tage mitzunehmen, da seine Rekruten dann aus Furcht vor den Fremden, es nicht wagen würden, ihn anzugreifen. Ein solcher Plan konnte natürlich unseren Beifall nicht finden, da wir keineswegs in der Lage, noch gewillt waren, in der Türkei einen türkischen Offizier zu beschützen. Ich bot deshalb meine ganze Beredsamkeit auf, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, stellte ihm vor, wie man in Europa ein derartiges Verhalten beurteilen würde und erklärte schliesslich, wir würden überhaupt nicht abreisen, sondern noch unbestimmte Zeit in Melegob bleiben, wo es uns ausserordentlich gefiel. Auf diese Weise brachte ich ihn endlich dazu, allein in der Nacht mit unserem Gensdarm nach Newscheher vorauszureiten. Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, war der Rekrutenschwarm mit den übrigen zwei Saptiehs, aber ohne Offizier, ebenfalls schon fortgezogen.

Neun Kilometer nördlich von Melegob liegt das höchst merkwürdige Dorf Inegi. Um 10 Uhr früh hatten wir unser reinliches, bequemes Quartier im Kloster von Melegob verlassen und waren über die Hochebene weitergezogen, einer weinrebengeschmückten Kuppe entgegen, an deren Hang wir ein winkeliges Dorf mit massiven, meist Attikavorbau tragenden Häusern fanden. Wir begaben uns in das Café, wo sich alsbald ein höherer Offizier und ein griechisch sprechender Beamter einstellten, deren einer unsere Papiere las, der andere sich unsere Namen aufschrieb. Inegi zeigte sich vollständig unterhöhlt und wir erfuhren, dass es von 160 christlichen und 300 türkischen Familien bewohnt sei. Wir stiegen die aus Stein gehauenen Treppen einer unterirdischen Privatwohnung hinab, kamen durch dunkle, niedere Gänge und endlich in beträchtlicher Tiefe in einen weiten, grossen Raum, in welchem, wie der uns geleitende Besitzer uns anvertraute, vor 100 Jahren 150 Christen von den fanatischen Muslims regelrecht belagert und schliesslich durch Rauch erstickt worden sein sollen. Drei Monate vor unserer Ankunft hatte sich thatsächlich ein grosser Teil der christlichen Bewohnerschaft von Inegi, mit Proviant auf Wochen versehen, in diese schauerlich tiefen und dunklen Räume, welche von einer Quelle mit Wasser gespeist werden, aus völlig grundloser Furcht geflüchtet und war erst durch die nachdrücklichsten friedlichen Versicherungen der Mohammedaner zu bewegen gewesen, wieder ans Tageslicht heraufzukommen.

Es war eine Lust, in der erquickenden, kühlen Oktoberluft weiter zu reiten zwischen den rundlichen Kuppen und Höhen, auf deren vulkanischem Boden der Wein vortrefflich gedeiht. An der mächtigen Pyramide des Dschar-Dagh mit seinen Felsenhöhlendörfern Göwendschilik und Dschardaghköi ging es vorbei nach Göry, einem grossen wohlhabenden Dorfe, das wie ein Schwalbennest im grossen an einem schroff in ein bach-

durchströmtes, enges, grünes Thal abfallenden Hange sich aufbaut. Es ist ein seltsam Volk, welches diese unzähligen Erdlöcher und Felsenhöhlen bewohnt. Gleich Gemsen zeigen sich die buntfarbig gekleideten Frauen und Kinder auf den Zinnen ihrer Behausung, deren Eingang, eine Felsritze oder eine durch grosse Steinblöcke halb verschlossene Oeffnung in den Berghängen, dem Auge lange verborgen bleibt. Eben hatten wir eine sanfte Bodenwelle überschritten, als sich mit einem Schlage, eine Viertelstunde nordwestlich von Göry, der Anblick einer grossen Stadt eröffnete. Malerisch um einen gegen den Halys, der nur mehr drei Stunden entfernt war, auslaufenden Bergzug gruppiert, lag Newscheher, (Neustadt, *Νεάπολις*) zur Linken eines breiten, grünen Thales, in dem der Bach, dessen Lauf wir seit Göry gefolgt waren, dem Qyzyl-Yrmak zuströmt. Nach dreistündigem, genussreichen Ritt von Inegi, am 46. Tage nach unserer Abreise von Damaskus, waren wir in unserm Arbeitsfelde angelangt. Wir stiegen vorerst im Musafyr Odásy der griechischen Kirche ab, wo wir von den Papades und einer grossen Menge Volkes auf das freundlichste empfangen wurden. Unsere Absicht war, sowohl in Newscheher, als in dem drei Stunden weiter östlich gelegenen Ürgüb, ein kleines Haus zu mieten, um in Ruhe die Umgebung besichtigen und erforschen zu können. Wir begannen deshalb gleich am nächsten Tage eine Wohnung zu suchen, da wir den Priestern nicht länger zur Last fallen wollten; auch sehnten wir uns, endlich wieder einmal allein zu sein. Seit wir in Griechendörfer gekommen waren, konnten wir uns der Neugierde der Bevölkerung kaum mehr erwehren. Mit der grössten Liebenswürdigkeit und Teilnahme erkundigten sich die braven, lebhaften Leute in einem barbarischen Griechisch nach allem und jedem. Barbarisch lässt sich das Griechisch der Kappadoker insofern nennen, als es vielfach mit türkischen Wörtern gemischt ist; zum grössten Teil beruht aber ihr ganzes griechisches Kauderwälsch auf der Unkenntnis der Vokabeln. Ich erinnere mich einer langen Dispu-



Abb. 11. Papa Lazaros.

tation mit meinem Hauswirt in Newscheher um das Wort *ὄρνις* oder *ὄρνιθα*, d. h. um eine Henne, wo er stets zu verstehen vorgab, aber stets mich missverstand, bis ich das erlösende türkische Wort gefunden hatte. Ganz anders verhält es sich, wenn wir den noch vorhandenen griechischen Wortschatz in rein griechischen Dörfern, wie z. B. in Melegob und Sinasos durchmustern, wie es Karolidis und Pharatopulos gethan haben[1]).



Abb. 12.
Georgakis Neokosmidis.

Hier finden wir einen erklecklichen Prozentsatz altkappadokischer Ausdrücke, die sich mit dem Griechischen ganz unverwandt zeigen und zu den Völkern des Kaukasus hinaufführen[2]).

Als wir von Melegob abreiten wollten, trat die Lehrerin der Klosterschule an mich heran und fragte mich, ob ich nicht auch altkappadokische Wörter sammle. Erstaunt fragte ich sie, welcher Art diese seien; sie nannte mir eine Reihe unverständlicher Ausdrücke, von denen mir *κερέρι*-Höhle, *κάκα* Grossmutter, *μαλαγτό*, der getrocknete Mist, und *μαντάλ*, der Holzriegel in Erinnerung geblieben sind. Alles wollten sie erklärt haben, alles erfahren, alles wissen. Während die Türken sich damit begnügten, uns von dem Sopha aus stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, zuzusehen, wie wir schrieben, lasen, oder speisten, verlangten unsere griechischen Freunde eine fortgesetzte Aufmerksamkeit, sprachen überall dazwischen und waren unermüdlich in Fragen, so dass ich oft die Geduld meines Freundes bewunderte, der tagelang alle die aufdringlichen Wissbegierigen befriedigte. Am schlimmsten war es früh morgens. Noch während wir schliefen, füllte sich unser Zimmer mit oft ganz unbekannten Leuten, welche kamen, um uns bei der Toilette zuzusehen. Anfangs störten uns die vielen Blicke gewaltig, aber bald hatten wir uns so daran gewöhnt, dass wir nicht mehr die geringste Rücksicht darauf nahmen, sondern uns wuschen und badeten, als ob Niemand im Zimmer wäre. Auch zwei junge Aerzte, von denen einer französisch sprach, gehörten zu den Gästen der ersten Tage. Der eine blieb dann aus, der andere kam eines Abends in ziemlich angeheitertem Zustande zu uns, um uns eine grosse Pistole zu zeigen, welche wir ihm nur mit Mühe wegnehmen konnten, um Unfug zu verhindern. Schliesslich fiel er vom Stuhl herab, wurde nach Hause gebracht und schämte sich von dem Tage an so sehr,

[1]) Vgl. Karolidis, Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη εὐαγγελικοῦ σχολείου ἐν Σμύρνῃ. 1885. Γλωσσάριον συγκριτικὸν Ἑλληνοκαππαδοκικῶν λέξεων.

[2]) Vgl. Kretschmer, Einl. in d. Geschichte d. Griech. Spr. S. 398.

dass er sich nie mehr blicken liess. Bald hatten wir unter der Schar der Neugierigen zwei brave Männer entdeckt, welche uns nach kurzer Zeit stets dienstbereite, ergebene Freunde wurden, und denen wir zu grossem Dank verpflichtet sind. Es sind dies der Priester Papa Lazaros *Μακρόχειρ* und der Sekretär der griechischen Gemeinde, Kirchendiener und Impfarzt Georgakis Neokosmidis. Begleitet von diesen beiden ehrlichen Männern besuchten wir gleich am Tage nach unserer Ankunft in Newscheher den Kaimakam Achmed Muchlis. Aarif und ein Saptieh bildeten die Eskorte, voraus schritt ein Diener des Seraï mit einem Stocke, um Platz zu schaffen. Ehrerbietig standen die Weiber, die vor ihren Thüren kauerten, auf, als wir die engen, steilen Strassen hinabstiegen zum Konak (Amtsgebäude). Der Gouverneur, ein würdiger, gemessener Mann, empfing uns in Gegenwart des Hakim (Stellvertreter) und sicherte uns Schutz und Unterstützung bei unsern Arbeiten zu. Darauf führten uns die »Popen« in die vor 200 Jahren von Damat Ibrahim Pascha, einem reichen Bewohner der Stadt erbaute Moschee, und von da in die Medrese[1]), welche nichts Bemerkenswertes bietet. In den beiden geräumigen griechischen Kirchen hielt die Geistlichkeit lange Begrüssungsansprachen an uns, in denen der *Πρωτοπαπᾶς* der Ueberzeugung Ausdruck gab, unsere Anwesenheit werde die Stadt vor aller Unbill schützen und die drückende Lage der Christen bessern, eine allzu kühne Behauptung, auf die wir durch schleunigen Rückzug antworteten, da es uns zum mindesten ungelegen kann, gleich am ersten Tage als Reformatoren angesehen zu werden. Im allgemeinen findet man nur ganz neue christliche Kirchen im Innern, Zeichen der freien Bewegung seit dem Krimkriege; sie sind, soviel ich weiss, lediglich aus Beiträgen der Gemeinden erbaut, welche sie mit Aufbietung aller Kräfte zwar nicht geschmackvoll, aber doch prächtig ausstatten[2]). Wir schlossen unseren Rundgang mit dem Besuch der durch einen prächtigen Säulengang mit der Kirche verbundenen griechischen Schule.

Am 7. Oktober siedelten wir in unser neues Haus über, welches wir für 20 frcs. pro Monat gemietet hatten. Dasselbe bestand aus drei grossen, hellen Zimmern, einer Kammer und Stallung für vier Pferde, war massiv aus Stein gebaut und bot von der geräumigen Terrasse einen wunderbaren Blick auf die malerisch, amphitheatralisch sich auftürmende Stadt, das breite, üppig grüne Thal und die blauen Höhen, welche gegen Norden den nahen Qyzyl Yrmak unseren Blicken entzogen. Der Tag verging mit Einrichtung unserer Behausung, die mit Karten und Jagd-

[1]) Medrese (arab., von »ders« Unterricht, Ort des Unterrichts), Bezeichnung für die Hochschulen der islamischen Welt, in welchen Theologie, Rechtswissenschaft, arabische Grammatik und ethische Wissenschaften vorgetragen werden.

[2]) G. Hirschfeld, Aus dem Orient, pag. 314.



Newscheher.

trophäen geschmückt wurde und bald einen freundlichen Eindruck machte. Die Christen zeigten sich sehr ängstlich gegenüber den Türken und warnten uns, ohne militärische Begleitung durch das Türkenviertel zu gehen, da wir uns Steinwürfen aussetzen könnten. Es ist allerdings wahr, dass die mohammedanische Bevölkerung, welche sich auf etwa 20 000 Einwohner beläuft, die Griechen wenig leiden mag und denselben den Zugang in die inneren Strassen ihres Viertels nur ungern gewährt. Allein die Christen haben dort auch gar nichts zu suchen, um so mehr als sie auf der Hauptstrasse unbelästigt verkehren können. Als mein Freund später einmal die Burg besichtigte und zu diesem Zweck den mohammedanischen Stadtteil durchqueren musste, hatte er nichts Unangenehmes zu hören bekommen, und wenn wir abends von einem Ausflug ohne Saptieh heimritten, waren



Abb. 13. Tuffgebilde bei Ürgüb.

es höchstens die Kinder, welche »ghiaur« riefen, sich aber nach vollbrachter Heldenthat schleunigst in die Häuser flüchteten. Deutlicher zeigte sich der christenfeindliche Charakter der Mohammedaner von Newscheher in den Frauen. Diese schienen einen wahren Abscheu vor uns zu empfinden. Denn nicht genug, dass sie sich in ihren grossen, einem Badehandtuch ähnlichen Shawl mit ängstlicher Sorgfalt verhüllten, wandten sie sich auch noch ab oder stellten sich mit dem Rücken gegen uns in eine Strassenecke oder abseits des Weges, bis wir aus ihrer Nähe gekommen waren. Der Besitzer unseres Hauses hatte sich mit seiner Familie in das Erdgeschoss zurückgezogen. Da er glücklicher Bräutigam war, lud er uns alsbald ein, ihn zu besuchen, damit er uns seine Braut zeigen könne. Mutter, Schwiegermutter, Bruder und Schwester empfingen uns und zeigten uns die Schätze des Hauses, bestehend in einigen Teppichen, welche sie zu verkaufen wünschten. Schliesslich erschien die Braut selbst, ein

15jähriges, rotwangiges Bauernmädchen, mit schwarzen Haaren, blausamtenem Mieder, das mit Goldmünzen überreich verziert war, rotseidenem Rock und gelben Sandalen. Sie bot Wein, Kaffee, Haselnüsse und Gebäck an und zog sich, nachdem wir unserer Bewunderung über ihre geschmackvolle Tracht genügend Ausdruck verliehen hatten, ohne ein Wort gesprochen zu haben, zurück.

Am 8. Oktober vormittags 10 Uhr, verliessen wir die steilen Strassen und Gässchen von Neápolis, ausgestattet mit zwei Empfehlungsbriefen für Kaisarieh, und ritten bei einem wunderbaren Sommerwetter durch die grünen Weingärten über die unabsehbare Hügel- und Tufflandschaft in 3½ Stunden nach Ürgüb. Es scheint, dass nach dem Aufbau der Haupt-



Abb. 14. Höhlenwohnungen im rechten Halysufer bei der Tschok Göz (vieläugigen) Brücke nördlich von Kaisarieh.

pfeiler der von Nord nach Süd streichenden Ketten die vulkanische Tuffmasse zu den seltsamsten Gebilden, besonders in Kegel- und Pyramidenform, ausgespült wurde. Zahlreiche dieser Kegel, deren Höhe zwischen 5 und 30 m schwankt, tragen auf ihrer Spitze je einen grossen Block eines härteren Gesteins, offenbar der Lavamasse, welche Klötze nach Dr. E. Naumann[1]) vor undenklichen Zeiten als vulkanische Auswürflinge in den noch unzerstörten, weit ausgebreiteten Schichten ruhten, um später die unter ihnen lagernden Massen gegen die senkrecht grabende Arbeit des fliessenden Wassers zu schützen. An der Steilseite des Halys stürzen diese Tuffwände fast senkrecht blendend weiss mit einem roten Quergange zum Thale herab. Das ganze Terrain zwischen der hochführenden Strasse

[1]) E. Naumann, Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München 1893. XVII. Kapitel, Die Höhlen.



Tuffpfeiler mit Höhlen und auflagernden Lavablöcken. Höhe: ca. 30 m.

von Newscheher nach Ürgüb und dem Halys erweist sich als eine riesige Erosionsmulde, in welcher eine Reihe von Felsengebilden stehen geblieben ist. An diese haben sich die Dörfer angelehnt und in sie eingegraben. Während das erste, nur ¼ Stunde von Newscheher entfernte Dorf Nar (= Granatapfel) sich tief in die Schlucht des Tuffes eingebettet hat, thronen Ütschhissar (= Dreischloss) und Ortahissar (= Mittelschloss) hoch auf und an den malerisch ragenden Felsen, denen nach oben die Höhlen eingegraben, nach unten die Häuser wie Schwalbennester angeheftet sind. Der Blick ins Thal von Matschan und Göreme war von der Strasse wenig deutlich, dagegen zeigte sich auf dem rechten Halysufer inmitten grosser Obstgärten dicht am Fluss das lang gedehnte Städtchen Avanós[1]). 1½ Stunden später kam der Kessel von Ürgüb in Sicht, zu dem der Weg zwischen bizarren höhlendurchlöcherten Erosionskegeln hinführte. Ein türkischer Hochzeitszug war eben auf dem Weg durch die Stadt, als uns der Saptieh durch die steilen Strassen des Christenviertels zum hochgelegenen Kloster geleitete, in dem sich anfänglich niemand finden wollte, um uns aufzunehmen. Erst dann kam Leben in die Menge, als mein Gefährte auf griechisch die Leute anrief: »Neugierde finden wir viel, Hilfe aber keine, schickt doch nach euren Papades, nach euren Ephori; Fremde sind angekommen, sendet zum Kaimakam und meldet ihm das!« Man erschloss uns nun dienstfertig die Kirche, zeigte uns die Reliquien des hl. Johannes Rossos (gest. 1703), führte uns einstweilen in die Schule, die rasch geräumt und mit Teppichen belegt worden war. Bald erschienen auch die Priester, die trotz der grossen Mühe, welche sie sich gaben, über



Abb. 15. Tufflandschaft mit Quittenbäumen bei Ürgüb.

[1]) Texier und P. Pullan, L'architecture byzantine, Londres 1864, pag. 36: »Le cours de l'Halys, qui sépare le royaume de Pont de celui de Cappadoce, forme en même temps une ligne de séparation marquée entre deux contrées parfaitement disparates; autant la première est boisée et riante, autant l'autre est austère et aride.

unsern Besuch erfreut zu scheinen, ihre Furcht nur schlecht verhehlen konnten. Sei es, dass sie uns wie der grösste Teil der Bevölkerung für Abgesandte der türkischen oder irgend einer europäischen Regierung hielten, jedenfalls glaubten sie, wir kämen, um Geld von ihnen zu verlangen, und betrachteten unsere Ankunft als ein grosses Unglück. Nur langsam gelang es uns, die guten Papades zu beruhigen, und erst als wir dem Gottesdienst angewohnt hatten, erheiterten sich ihre bekümmerten Mienen; sie warteten uns mit Kaffee und Raky auf, schickten Wein und Bettdecken und richteten zwei grosse Zimmer für uns und die Dienerschaft ein. Der Kaimakam liess uns durch einen Boten sagen, er sei durch den Mütessarif von Nigdeh bereits von allem unterrichtet und bitte uns, ihn am nächsten Tage um 5 Uhr alla turca zu besuchen.



Abb. 16. Tuffkegel mit Lavablock bei Ürgüb.

Das Erwachen nach gut verschlafener Nacht brachte wieder den überraschenden Blick auf die wunderliche Umgebung der Höhlenstadt. Draussen webte der Sommer noch sein grünes Kleid im hellsten Sonnenschein, und die Fliegenplage, welche in Newscheher schon vorbei war, zeigte uns, dass Ürgüb ein milderes Klima als das kappadokische Neápolis besitzt. Abends 8 Uhr lasen wir vom Thermometer 23° ab. Beim Kaimakam wurden wir sehr freundlich aufgenommen, die Wache präsentierte, und der Beamte teilte uns mit, dass er ganz in der Nähe seines Amtsgebäudes für uns ein Haus besorgt habe, welches wir jederzeit beziehen könnten, ein Anerbieten, das wir dankend ablehnten, da uns unsere bei weitem geräumigere und luftigere Wohnung *εἰς τὸ σχολεῖον τῶν Προκοπιέων* neben der griechischen Kirche besser gefiel. Von unserer ersten Wanderung in den Schluchten kamen wir ganz starr und wirr über die romantische Märchenwelt, in der wir wandelten, zurück. Es ist wie eine Staffage zu Goethes Walpurgisnacht. Von einem Schritt zum andern uns erhebend, begegnen wir neuen Gebilden von weissem und rotem Tuff in den kühnsten Kegeln und Pyramiden, neuen Fratzen- und Hexengestalten, und sie alle

durchlöchert, zu Häusern und Vorratskammern ausgebohrt, dazwischen Weingärten und Fruchtbäume, Taubenschläge und Menschenwohnungen innig gepaart. Kaum versieht man sich, und es klettert ein Menschenkind auf einer Leiter aus dem nackten Fels, wo eine Oeffnung sich findet, herab zu dem säulengeschmückten Vorbau im Untergeschoss. Darüber leuchtet die wärmste Sonne, und während wir keuchend auf dem weichen Boden im Rinnsal aufwärts klimmen, zaubert das Tagesgestirn farbige Tinten und Schatten auf die bizarren Nadeln und Obelisken. Im Hintergrunde im Osten überragt das ganze der schneegekrönte Argäus; ein Bild, das uns endlich glauben machte, wir seien in Ürgüb, in Paul Lucas' Feenwelt von 1718. Ohne Zweifel ist die Mehrzahl der kleinen Nischen und Höhlen an den Steinwänden der Tuffmassen von Ürgüb, Matschan und Göreme[1]) schon ursprünglich als Taubenschläge ausgegraben worden. Wie Victor Hehn nachweist, bildete die Taube in den Gemeinden der anatolischen Kirche in Anknüpfung an altorientalische Vorstellungen einen Gegenstand religiöser Verehrung und abergläubischer Skrupel[2]). Auch ich wurde in Göreme von den uns führenden Bauern gebeten, nicht auf die unzähligen halbwilden Tauben, welche die Spitzen der leuchtenden Tuffkegel besetzt hielten, zu schiessen. Ueberall begegneten wir harmlosen, gutmütigen Menschen, die eher uns, als wir sie fürchteten; wenn wir durch die Strassen gingen, standen alle ehrfürchtig vor uns auf, und die schönsten Mädchen zeigten sich ohne Scheu, im Gegensatz zu Newscheher, welches einen minder formenschönen Menschenschlag birgt. Mein Freund blieb in Ürgüb, um Pflanzen zu sammeln und die nächste Umgebung der Stadt zu untersuchen, während ich ohne Gepäck über Indsche-Su nach Talas bei Kaisarieh ritt, um unsere Briefe, welche seit einem Monate sämtlich nach dem dort befindlichen head-quarter der American Mission adressiert wurden, abzuholen. Der Weg führte mich von Ürgüb erst nach Westen in einem Thale, liess dasselbe dann links, ging eine halbe Stunde lang steil aufwärts in der Richtung nach Nordwesten und auf dem hohen Plateau des Süvermez Dagh weiter durch eine öde, steinige Gegend; dann nach vier Stunden langsam wieder ins Thal hinab, an dessen Ende das Städtchen Indsche-Su mit vielen wohlgebauten Häusern und grossen Kirchen malerisch in einer Mulde liegt. Ich überreichte in dem kleinen Bureau der dette publique ein Empfehlungsschreiben, wurde von dem Müdir, einem alten, braven Osmanly, auf das liebenswürdigste empfangen und bewirtet und mit

[1]) Pharasopulos, Σύλλατα, a. a. O. S. 19. Τὰ σπήλαια ταῦτα ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων καλοῦνται κιρέρ, ἴσως ἐκτοῦ Λατινικοῦ cella, πιθανώτερον δὲ ἐκτῆς ῥίζης καρὰ (σημαινούσης λίθον ἐν πολλαῖς ἀρίαις γλώσσαις καὶ σωζομένης ἔτι ἐν τῇ σημερινῇ Ἑλλ. διαλέκτῳ τῆς Καππαδοκίας).

[2]) V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, Berlin 1894. pag. 340.

9*

Dienern und Pferden, so gut es ging, einquartiert. Der vorzügliche Rotwein von Indsche-Su bot einen seltenen Genuss, da in Newscheher und Nigdeh nur ein mostartiger, trüber Weisswein erzeugt wird.

Am 12. Oktober setzte ich meinen Eilritt fort, erreichte nach $5^1/_2$ Stunden auf schlechtem Wege Kaisarieh und, ohne mich dort aufzuhalten, nach weiteren $^5/_4$ Stunden Talas, ein sauberes, aufblühendes Städtchen, welches schon im dritten Jahrhundert nach Christus gegründet wurde. Es dunkelte, als ich mit Aarif und einem Saptieh nach langem Suchen und manchen Umwegen an die Pforte der American Mission klopfte. Eine Dame öffnete und führte mich in das komfortable, europäisch eingerichtete Haus. Nach wenigen Minuten kam auch der eine der Missionäre, Mr. Wingate, dem ich mein Empfehlungsschreiben aus Newscheher überreichte. Obwohl dasselbe für Mr. Faoul, den ältesten der Missionäre bestimmt war, der vor wenigen Tagen seine ganze Familie, welche nach Amerika reiste, per Wagen nach Angora geleitet hatte und noch nicht zurückgekehrt war, nahm mich doch Mr. Wingate, ein hochgebildeter, äusserst liebenswürdiger Mann von etwa 35 Jahren mit gewinnender Herzlichkeit auf. Aarif kam aus dem Staunen nicht heraus, als er meine Satteltaschen und Wäschesäcke in das spiegelblank gescheuerte Schlafzimmer mit den bequemen Möbeln und der grossen englischen Bettstelle trug und selbst in einem reinlichen, wohlgebauten Nebenhaus bei den Dienern der Mission untergebracht wurde.

Der American Board, welcher über bedeutende Geldmittel verfügt, besitzt in Talas vier sehr schöne, massive Gebäude, mit weitläufigen Stallungen, Gärten und Anlagen[1]). Ein Haus dient dem Arzt, das zweite und dritte den beiden Missionären mit ihren Familien zur Wohnung; das vierte und grösste enthält weite, den höchsten Anforderungen genügende Schlaf- und Schulräume, in denen über 60 Mädchen aller christlichen Konfessionen eine vorzügliche Aufnahme und Verpflegung geniessen. In der Stadt Kaisarieh besitzt die Mission ausserdem ein sehr geräumiges Haus und einen Kindergarten mit circa 40 Zöglingen. Die Mission ist in ihren Mitgliedern protestantisch und verfolgt in erster Linie den Zweck der Kindererziehung und der Unterstützung mittelloser Christen. Aehnliche Musteranstalten wie in Talas existieren in Sivas, Kharput und anderen Orten. Die Unruhen vom November 1895 hatten in Kaisarieh mannigfache Spuren hinterlassen, und bei einem Besuche in der Stadt am 13. Oktober herrschte unter den Armeniern noch grosse Furcht vor einem neuen Ausbruch der türkischen Volkswut. Die Häuser der ärmeren Armenier glichen Gefängnissen mit ihren Eisenthoren und dreifach vergitterten Fenstern; die reichen Armenier aber haben sich massive Festungen

[1]) Vgl. darüber die dem Buche beigefügte Abhandlung des Herrn O. Dwight.

gebaut, hinter deren Mauern sie in Sicherheit die Stürme über ihre Gemeinde hinwegbrausen lassen. Sofort nach den Unruhen im Herbst 1895 wurde der Mütessarif abgesetzt; der jetzige Gouverneur, obwohl kein sehr christenfreundlicher Mann, scheint die Ruhe und Ordnung streng aufrecht zu halten; er erklärte sich den amerikanischen Missionären gegenüber mit den Worten: »Sehen Sie in mir Ihren Konsul!«[1]) Er empfing mich an dem Tage nach meiner Ankunft in Talas mit Aufmerksamkeit und bot mir ausser dem mich überall begleitenden Saptieh einen Polizisten an, wenn ich das nächste Mal mit meinem Reisegefährten zur näheren Besichtigung der Stadt und Umgebung eintreffen würde. Kaisarieh zählt jetzt gegen 60000 Einwohner, davon sind 15000 Christen, unter welchen 10000 dem armenischen Glauben angehören[2]). Ein kurzer Rundgang durch die Stadt, die mit ihren zahlreichen, verfallenen Strassen, den ärmlichen Hütten der Vororte und den schwarzgrauen, hohen Steinbauten der besseren Viertel einen beängstigenden, düstern Eindruck auf mich machte, liess die noch immer feindselige Stimmung der grösstenteils armen Türken gegenüber den besitzenden Christen erkennen, eine Wahrnehmung, die mein Freund bei unserm zweiten Besuche im Winter bestätigte. Ein ähnliches ungünstiges Urteil hat auch schon H. Barth in seiner Reise

---

[1]) Aghassi, der Führer des armenischen Aufstandes in Zeitun, spricht sich in seinem Buche Zeitoun, Paris 1897, p. 249 f., folgendermassen über die Thätigkeit der Missionare unter den Armeniern aus: »Le peuple turc et le gouvernement étaient depuis quelque temps (1895) très excités contre les missionaires américains ou européens qu'ils considéraient comme des semeurs d'idées révolutionaires. Il y a trente ans, le gouvernement permettait volontiers à ces missionaires de ce répandre par toute l'Arménie et de convertir les Arméniens au protestantisme ou au catholicisme; il voyait là un excellent moyen de diviser les Arméniens et de jeter la discorde parmi eux; et en effet, les premiers temps, des discordes éclatèrent parmi les Arméniens grégoriens, protestants et catholiques; le gouvernement, très satisfait, encourageait de plus en plus ses missionaires. Mais les écoles ouvertes par ces missions, ainsi que les écoles fondées par les sociétés arméniennes produisirent une jeunesse instruite, et alors tout changea; cette nouvelle génération, nourrie d'idées européennes, s'éleva au-dessus des divergences religieuses, et, unie dans un grand sentiment de fraternité nationale, tourna son attention contre les abus et les injustices du régime régnant. Ce mouvement causa une grande inquiétude au gouvernement, qui crut alors avoir commis une faute en laissant pénétrer les missionaires en Arménie. J'ai entendu moi-mêmes quelques hauts fonctionnaires turcs s'en plaindre: ‚Nous avons commis une grosse faute, disaient-ils, en laissant ces missionaires se répandre en Arménie; ils ont ouvert des écoles, ils ont éclairé le peuple et lui ont donné des idées subversives, et ils ont introduit avec eux l'intervention de leur gouvernement dans toutes les affaires intérieures du pays; ils ont enchaîné notre liberté d'action'«.

[2]) Vgl. die neueste türkische Schrift in griechischen Lettern: Καισάρεια μητροπολιτλερὶ βὲ μαχλουματὴ Μουτενεββιά, μουχαρριρὶ Ιωάννης Ἰωαννίδης. Δερὶ Σααδέτ. Ἀλέξανδρος Νομισματίδης Ματπαασηνδά. 1896, in der wohl die modernsten Verhältnisse der Landschaft vom türkisch-griechischen Standpunkte gewürdigt werden. Das Büchlein verdiente einen deutschen Uebersetzer.

von Trapezunt nach Skutari im Herbst 1858 (Gotha, Justus Perthes, 1860), S. 58 über die »stinkende Stadt« gefällt. Wesentlich anders, aber wieder für die Bevölkerung abgünstig spricht sich Mme. Chantre in »Tour du Monde« aus, die allerdings ein Recht hatte, auf die ganze Gegend böse zu sein, als sie mit ihrem Gatten, nach kurzer archäologischer Wirksamkeit wegen armenophiler Sympathie aus dem Lande ausgewiesen wurde. Auf derselben Linie bewegen sich die massgebenden Urteile Ramsays in seinen Impressions of Turkey during twelve Years Wanderings. London, Hodder 1897 und Gustav Hirschfelds gesammelte Schriften »Aus dem Orient« 2. Aufl., Berl. Allg. Ver. f. d. Litt. 1897.



Abb. 17.
Die Tschok Göz (vieläugige) Halysbrücke nördlich von Kaisarieh.

Nachdem ich noch bei dem Agenten der Ottomanischen Bank, der von dem Wesen eines Kreditbriefes keine Ahnung hatte, Geld erhoben, verliess ich Talas am nächsten Tage früh 8½ Uhr auf der guten Fahrstrasse nach Kaisarieh, welches ich um 9¾ Uhr passierte, und wandte mich nach NW über die Ebene dem Halys zu. Um 11 Uhr zeigte sich nördlich in der Ferne das Städtchen Erkelet, der Argäus schloss im Süden das Panorama. Zwanzig Minuten später kam ich zu dem Dorfe Anbar und nach einer weiteren Viertelstunde zu den beiden Brücken über den Kara Su. Derselbe nimmt hier einen Abfluss des sich zwischen Argäus und Süvermez Dagh ausbreitenden Salzsumpfes auf. Ich ritt in westlicher Richtung dem Kamme des letztgenannten Berges entlang, wobei ich Indsche-Su circa 13 km südlich liegen liess, bis ich, über die südwestlichen Ausläufer des Süvermez Dagh herabsteigend, die grosse Strasse

erreichte, welche Ürgüb mit Indsche-Su verbinden soll, aber erst zum kleinsten Teil gebaut ist. Es war 6 Uhr abends, als ich in Ürgüb eintraf. Mein Reisegefährte, der unterdessen mit dem *πρόεδρος* Joachim Georgiadis Aktschoglu, der im Bazar einen schwunghaften Tuchhandel betrieb, Freundschaft geschlossen hatte, war in Ürgüb rasch bekannt und beliebt geworden. Als die Christen in Erfahrung gebracht hatten, wir würden in das uns vom Kaimakam angebotene Haus im Türkenviertel übersiedeln, erzählte er mir, erschien eine Deputation von acht Herren, der *πρόεδρος* mit dem *πρωτοπαπᾶς* an der Spitze bei mir mit der Bitte, wir möchten doch Gäste des Klosters bleiben. Tags darauf kam Joachim Effendi und holte mich zu einem Spaziergange ab, der so friedlich und idyllisch verlief, dass ich glaubte, in der lieben Heimat zu sein. Zuerst zeigte er mir sein massives Haus mit Höfen und Stiegen, Höhlen und Magazinen, dann seine Familie, bestehend aus Frau, Tochter und Schwiegersohn. Die grosse Kirche, welche mit einer Kuppel und einem hölzernen Glockenturm geschmückt ist, macht aussen einen nüchternen und innen einen unfertigen Eindruck. In ihrer Nähe wird ein sehr schöner Alabastermarmor gebrochen, von dem ich unter dem Gelächter der erstaunten Menge einige Probestückchen mitnahm.

Am Tschai, der von Sinasos kommend dem Halys zuströmt, in den er bei Avanos mündet, erhebt sich ein etwa 50 m hoher Tuffblock, der von Höhlen durchlöchert ist, und Sivritasch, d. h. hoher, spitzer Stein genannt wird. Wir bestiegen ihn bis zur Terrasse, fanden aber alle Höhlen, von denen der grösste Teil nur von aussen mit Holzleitern zugänglich war, leer und obwohl Privateigentum, unbenutzt. Dabei erfuhr ich, dass ein fleissiger Arbeiter mindestens vierzehn Tage brauche, um in den porösen Trachyttufffelsen eine geräumige Höhle von $5 \times 6 \times 8$ m auszuhauen[1]). Als wir eines Abends im Garten eines gastfreundlichen Türken sassen, der uns mit getrockneten Fischen (skombrós), gesalzenen Tomaten, Bretzeln und Raky bewirtete, reichte uns eine junge Frau über den Zaun Aepfel. Von einem Nachbarhause, wo schon seit einigen Tagen musiziert und getanzt wurde, tönte der helle Klang einer Klarinette herüber. Joachim Effendi erzählte mir zu seinem Schmerze, das dies einer seiner Schwiegersöhne sei, der alle Betrunkene des Städtchens um sich sammle. Der Raky bildet für die christliche Bevölkerung Kappadokiens einen unwiderstehlichen Genuss. Die ernstesten Männer, mit denen sich tagsüber ganz vernünftig reden lässt, betäubten abends ihre Sorgen bei einer Flasche des schlechten Branntweins, von dem, da sie ihn selbst bereiten, der Liter auf wenige Pfennige zu stehen kommt[1]). Oft

[1]) Texier & Pullan a. a. O. pag. 39. Ce tuf volcanique invite pour ainsi dire à le sculpter, tant il est homogène et se prête à toutes les formes qu'on veut lui donner.

ermahnten wir unsere Freunde, von der schädlichen Gewohnheit zu lassen, umsomehr als sie doch aus Indsche-Su einen billigen, ausgezeichneten Rotwein haben könnten. Allein stets bekamen wir dieselbe Antwort: »Wir haben nichts im Leben, was uns Freude macht, kein Geld, kein Ansehen, keine Sicherheit. Das ganze Jahr müssen wir uns vor den Türken fürchten und verstecken, und wir können unsern Kummer nicht anders vergessen, als indem wir uns mit Raky aufheitern.« So schlimm steht es in Wahrheit natürlich nicht mit ihnen und wenn es die meisten zu nichts bringen, so kommt dies vor allem daher, weil sie nichts arbeiten wollen. Oft genug hatten wir Gelegenheit, einen Blick in christliche Haushaltungen zu werfen, in denen es auch nach unsern Begriffen an nichts fehlte und das Notwendige im Ueberfluss da war. Nur die Priester lebten meist in bedauerlicher Armut. So teilen sich in die spärlichen Einkünfte der Griechengemeinde Newscheher 5 Papades, von denen wohl keiner mehr als 500 frcs mit Weib und Kind jährlich zu verzehren hat. Aber auch unter ihnen gibt es Ausnahmen, wie wir zu unserm Vorteil in Indsche-Su erfahren sollten.

Joachim Effendi war gewiss nicht zu beklagen. Sein Geschäft im Bazar ernährte ihn reichlich und seine Stellung als *πρόεδρος* der griechischen Gemeinde sicherte ihm eine angesehene Stellung unter der Bürgerschaft. Die Christen haben sich unter der türkischen Herrschaft so daran gewöhnt, zu klagen und zu jammern, dass sie dies, auch wenn es ihnen gut geht, nicht lassen können. Im allgemeinen gilt die Regel, dass die Griechen, und wohl auch die Armenier, wenige Monate nach ihrer Verheiratung ihre Frauen in Newscheher oder Kaisarieh zurücklassen und nach Konstantinopel ziehen, wo sie während 3—5 Jahren einen Handel betreiben, der ihnen die Mittel verschafft, in Zukunft ihr Leben in der Heimat im süssen Nichtsthun zu verbringen, oder sich mit etwas Weinbau und Käsewirtschaft zu ernähren. So kommt es, dass oft ganze Strassen nur von Frauen und Kindern bewohnt sind. Trotzdem ist die Moralität unter den Christinnen Kappadokiens sehr gross. Nur die Frauen und Mädchen des nahen Sinasos gelten als leichtsinnig und auch die von Indsche-Su erfreuen sich keines guten Rufes. Was an den Klagen der Christen, ihre Weiber hätten bei der Weinernte von den Türken allerlei Gewaltthätigkeiten zu erdulden, wahres ist, konnten wir natürlich nicht erfahren. Oft wird es kaum vorkommen; denn erstens sieht man äusserst selten eine Frau allein bei der Feldarbeit und mehrere werden keinesfalls angegriffen werden, da auch der Türke, wenn er erkannt und überwiesen ist, strenge bestraft wird;

[1]) La fabrication des spiritueux, sagt Arslanian, est dans l'Anatolie une industrie essentiellement domestique; ce sont les propriétaires nonmusulmans qui la pratiquent. Cent Kilogrammes de raisins donnent 10—20 Kilogrammes de raki (eau de vie) à 6 piastres.

ferner zeichnen sich besonders die Christinnen von Newscheher durch eine so abschreckende Hässlichkeit aus, deren Hauptursachen die grossen gebogenen Nasen und die geradezu unbeschreiblich schlechte Haltung sind, dass ein Türke, der unter seinen Glaubensgenossinnen leicht ein hübsches Gesichtchen findet, mehr Fanatismus als Geschmack verraten würde, wenn er den braven Bäuerinnen des Griechenviertels zu nahe träte. Doch das ist sicher, dass ein Muslim, der sich gegen eine »ungläubige« Frau etwas zu Schulden kommen lässt, sich leichter aus der Schlinge ziehen kann, als im umgekehrten Fall ein Grieche oder Armenier, der so gut wie verloren wäre; selbst der Europäer könnte in den Städten des Innern schwerlich von den Behörden geschützt werden. Unter den Türken sind die Sitten laxer. Eines Nachts schliefen wir schon fest, als es plötzlich energisch an das Hausthor klopfte. Aarif mit seinem glücklichen Negerschlaf hörte natürlich nichts. Ich weckte ihn mit vieler Mühe und wir öffneten. Draussen stand ein Polizeioffizier mit zwei Gensdarmen und erzählte in aufgeregtem Tone eine lange Geschichte, von der weder Aarif, noch ich viel verstanden. Wir begriffen nur, dass von Jakob, unserm Stallknecht, von einer Türkin, der Polizei und einem Revolver die Rede war. Ich erklärte schliesslich, dass ich aus der ganzen Angelegenheit nicht klug werden könne, versprach, am folgenden Morgen mit dem Missethäter, der sich inzwischen ins Haus geschlichen und, als wäre nichts vorgekommen, schlafen gelegt hatte, beim Kaimakam zu erscheinen und bat den Offizier, mich angesichts der vorgerückten Stunde für diese Nacht in Ruhe zu lassen. Höflich grüssend zog derselbe mit seinen Leuten ab. Am nächsten Tage gingen wir ins Seräï und dort klärte sich die Sache auf. Der Kaimakam erzählte uns folgendes: Jakob, glücklicherweise selbst Muslim, hatte eine leichtsinnige Türkin bewogen, aus dem mohammedanischen Viertel herüber zu kommen und ihn in unserm Stall zu besuchen. Unsere christlichen Nachbarn hatten dies bemerkt und waren in grossen Aengsten zur Polizei gelaufen, um die unerhörte Frevelthat anzuzeigen, da sie fürchteten, falls eine Türkin in ihren Strassen angetroffen würde, selbst als Verführer einer »gläubigen« Schönen angesehen und bestraft zu werden. Unser einfältiger Jakob, dem wir niemals derartige Gedanken, geschweige denn Thaten zugetraut hätten, war also mitten in der Nacht als Don Juan überrascht worden und sollte, gleichwie die Türkin, von der Wache abgeführt werden, hatte sich jedoch ungeschickterweise den Polizisten mit dem Revolver widersetzt und dadurch sein Vergehen, das sonst nicht allzu schlimm beurteilt worden wäre, bedeutend erschwert. »Wenn er ein Christ wäre,« sagte uns der Kaimakam, »würde er jetzt vielleicht vom Volke bereits aufgehängt sein; so kann ich ihn nur einsperren und will auch davon absehen, in Anbetracht, dass er Euer Diener ist. Aber hüten Sie ihn wohl, denn ein zweites Mal würde auch Ihre Fürsprache nichts helfen.« Beschämt

nahmen wir von dem würdigen Beamten Abschied und versprachen, seinen Rat zu befolgen. Unsere griechischen Freunde aber sprachen noch lange von dem furchtbaren Ereignis, das die Ruhe des Christenviertels in jener Nacht so bedenklich bedroht hatte. Aus dem Erzählten geht hervor, wie viel besser und ratsamer es ist, für lange Landreisen im Innern des Landes mohammedanische Diener zu engagieren, als christliche, wenngleich letztere meist infolge ihrer grösseren Gewandtheit und Lebhaftigkeit brauchbarer sein mögen. Wie oft kommt es vor, dass der Europäer, selbst wenn er Land und Sprache kennt, sich eines Verstosses gegen die Sitten und Gebräuche der islamischen Bevölkerung schuldig macht, wenn ihm nicht jemand aus seiner Umgebung einen Wink giebt. Wie viele derartige Dienste hat mir Aarif geleistet! Wenige Stunden vor Naplus in Palästina liegt zwischen Oelbaumhainen ein selten besuchtes Dorf, Namens Tallūza. Im Mai auf einem Jagdzuge durch das heilige Land hatten wir uns verirrt und waren glücklich, als die Dämmerung schon angebrochen war, in der Ferne die Lichter des uns damals unbekannten Dorfes zu sehen. Wir ritten auf den grossen Platz bei der Moschee, wo die ganze männliche Bevölkerung des Ortes versammelt war. Aarif bat den Aeltesten um Unterkommen für uns und unsere erschöpften Tiere, wurde aber mit dem Bemerken abgewiesen, in ihrem Dorfe sei kein Platz für »Ghiaurs.« Selbst Wasser für die Pferde verweigerten sie uns. Ich ärgerte mich über diese Ungastlichkeit um so mehr, als es inzwischen dunkle Nacht geworden war und wir weder den Weg nach Naplus, noch die Lage dieser Stadt kannten, also der Möglichkeit ausgesetzt waren, im Freien übernachten zu müssen. Ich wollte deshalb trotzdem absteigen, als Aarif, der inzwischen die Unterhandlungen mit den feindseligen Dorfbewohnern fortgesetzt hatte, mich zu schleunigem Aufbruch mahnte, da sonst ein Unglück geschehen könne. Als wir in die Nacht, welche nur schlecht durch den abnehmenden Mond erhellt wurde, hinausritten, begegneten wir einer Menge Weiber, die Wasser holten. Wir fragten sie alle einzeln nach dem Namen des ungastlichen Ortes, ohne einen Bescheid zu erhalten. Endlich rief eine unbedachter Weise den Namen Tallūza, bereute aber sogleich, uns Auskunft gegeben zu haben und lief uns lange nach, um zu wissen, wozu wir sie um den Namen gefragt hätten. Aarif erzählte mir, als wir nach zweistündigem halsbrecherischen Reiten die grosse Strasse nach Naplus erreicht hatten, die Leute seien fanatische Schiiten und den Christen wie den sunnitischen Mohammedanern gleich abhold. So gut er damals zum Nachgeben geraten hatte, so energisch erzwang er bei anderen Gelegenheiten, wenn er wusste, dass keine Gefahr vorlag, Aufnahme und Lebensmittel.

Auf der Post in Ürgüb machten wir überraschende Erfahrungen. Mein Freund hatte drei in Newscheher gekaufte Postkarten hier aufgegeben.

Dieselben kamen aber zu seinem Erstaunen zurück mit dem Vermerk, sie seien »eski«, alt. Er ging nun selbst aufs Postamt, wo die Beamten auf dem Boden sitzend damit beschäftigt waren, die Briefe zu ordnen. »Yeni jok dur«, »neue giebt es nicht«, hiess es dort, und so musste mein Freund die Nachrichten auf Briefe schreiben. Auch der Verkäufer der ungiltigen Postkarten konnte nicht ausfindig gemacht werden, obwohl der Adjunkt des Expeditors sofort nach Newscheher telegraphierte, um zu erfahren, wer die ungiltigen Karten verkauft habe. Ein andermal warteten wir sehnsüchtig auf die Post, die zu Pferd auf der grossen Landstrasse von Angora nach Kirscheher, und von da weiter nach Newscheher, Ürgüb und Indsche-Su expediert wird. An Schnelligkeit lässt die Beförderung nichts zu wünschen übrig. Die beiden mit je zwei grossen, die Briefe enthaltenden Ledersäcken bepackten Postpferde werden von einem Saptieh und einem ebenfalls berittenen Postillon begleitet und im scharfen Trab geht es Tag und Nacht mit stets frischen Pferden dahin auf den oft recht schlechten Strassen. Der Postillon wird »tatar« genannt und haftet mit einer von der Regierung bestimmten Kautionssumme für die ihm anvertrauten Briefe und Wertsachen. Da Postanweisungen nicht eingeführt sind, wird auch der gesammte Verkehr in barem Geld auf diese Weise vermittelt. Wenn kein Schnee liegt, oder die Bäche nicht durch Tauwetter in den Bergen besonders hoch angeschwollen sind, trifft die Post mit ziemlich grosser Pünktlichkeit ein. An jenem Tage aber war sie, obwohl das Wetter die letzte Zeit herrlich gewesen, viele Stunden im Rückstand. Endlich kamen die Pferde mitten in der Nacht und brachten die Ledersäcke vollkommen durchnässt; bei der Durchfurtung des Halys hatten beide ihre Last in den Fluss abgeworfen, und erst nach stundenlangem Suchen konnten die Säcke wieder aufgefischt werden. Wir mussten herzlich lachen über die Verzweiflung des Expeditors, der die Nacht neben seinem eisernen Ofen damit verbrachte, die gänzlich verwischten, feuchten Briefe zu trocknen.

Am 16. Oktober überraschte uns in Ürgüb eine Deputation von Bürgern aus dem eine Stunde entfernten, meist von Griechen bewohnten Sinasos, welche uns bat, ihr Dorf zu besuchen. Gleichzeitig traf auch der Kaimakam Reschid Béï des am Halys circa vier Stunden von Ürgüb gelegenen Städtchens Arebsun[1]) ein. Dieser Beamte, zu dessen Bezirk Sinasos gehört, wurde unser bester, türkischer Freund, und wir bleiben ihm stets zu grösster Dankbarkeit verpflichtet. Schon um 8 Uhr früh holte er uns mit einer Ehreneskorte von drei Saptiehs ab. Wir liessen uns von einem Gensdarm und unserem arabischen Diener begleiten und

---

[1]) Αραβισσός Ueber die kleinasiatischen Ortsnamen auf -σσός vergl. P. Kretschmer, Einl. in die griech. Sprache. 7. Kap. Göttingen 1896.

bildeten so eine stattliche Kavalkade. Sinasos liegt ziemlich hoch, in ein fruchtbares, grünes Thal eingebettet, eine gute Stunde südlich von Ürgüb; der Weg führte über welliges Terrain dem Bach entlang, der sich in letzterer Stadt mit einem von Südosten kommenden Wasserlauf vereinigt. Die Reiter hatten das Gewehr aufgenommen zum Zeichen, dass sich eine offizielle Persönlichkeit nahe, und die Vorsteher des äusserst sauberen Städtchens erwarteten uns vor dem Gemeindeamtszimmer, in welchem wir erst in Türkisch, dann in Griechisch und vom Oberlehrer sogar in fliessendem Französisch begrüsst wurden. Hierauf begann die Besichtigung der griechischen Knabenschulen, in denen die versammelten Kinder patriotische Lieder sangen, Sprüche aufsagten und schliesslich nach einer langen



Abb. 18. Tscherkessischer Saptieh.

französischen Rede des Hauptlehrers in ein Hoch auf den Padischah, den Kaimakam und uns ausbrachen, auf welches mein Freund in griechischer Rede dankte[1]). In der kleinen Bibliothek der Schule zeigte man uns eine Evangelium-Pergamenthandschrift aus dem 10. Jahrhundert, sowie einen angeblich echten Brief des Chalifen Omar an den Patriarchen von Jerusalem; dann stiegen wir durch steile Strassen zu den zwei griechischen Kirchen hinauf, welche sich zwar durch Grösse und Prunk, aber nicht durch Geschmack auszeichnen; dagegen fiel uns an der Arkadenwand der zweiten Kirche ein figurenreiches Freskogemälde, das Jüngste Gericht

[1]) Ueberall regten sich die Griechen im letzten Jahrzehnt; naturgemäss am meisten in Konstantinopel und Smyrna; »eine ihrer Hauptaufgaben sahen sie in der Einrichtung von Schulen.« G. Hirschfeld, Aus dem Orient pag. 314.

darstellend, auf[1]). Ausserhalb des Ortes besichtigten wir die monolithe Höhlenkapelle des hl. Johannes und begaben uns dann, gefolgt von einem grossen Teil der auf ihre Gastfreundschaft mit Recht stolzen Einwohner, in das mit europäischem Komfort gebaute Haus eines erst jüngst aus der Hauptstadt zurückgekehrten Krösus. Dieser hatte, wie viele seiner Mitbürger, sich in Stambul als Händler ein bedeutendes Vermögen erworben und sein kleines Palais auf das prunkvollste und geschmackloseste eingerichtet. Das opulente Mittagsmahl servierten die Verwandten des Hausherrn, und der Kaimakam trank lustig mit uns den trefflichen Wein. Am Schluss stellte sich sogar noch ein griechischer Arzt ein, der in Deutschland studiert und unsere Muttersprache noch nicht ganz vergessen hatte, so dass wir, starr vor Staunen über das Gehörte und Gesehene, im weltverlassenen Sinasos uns in vier Sprachen unterhalten und uns eher als irgendwo anders in Kleinasien nach Europa zurückversetzt glauben konnten. »Welch' ein Streben, welch eine Lernbegier ohnegleichen, ruft deshalb Hirschfeld aus. Beim einfachen Manne tritt sie wie bei Kindern in der Form endloser neugieriger Fragen auf, die den Neuling immer, den Erfahrenen auch noch bisweilen ungeduldig machen, darum aber doch Zeichen von Begabung und Intelligenz bilden. Wie stolz ist so ein Dorf auf seine Schule! Da sitzen neben jüngeren Knaben sehr viel ältere, die aus entlegenen Dörfern stammen, erst später ihre elementaren Uebungen begonnen haben und nun allabendlich den beschwerlichen Heimweg gern in den Kauf nehmen[2])«. Nach Ürgüb zurückgekehrt, hatten wir abends ausser dem Kaimakam auch dessen zwei Schwiegersöhne, sowie einen hohen Gerichtsbeamten aus Konstantinopel zu Gast, der uns durch seine für einen Türken geradezu übermütige Laune überraschte und erfreute.

Am nächsten Nachmittage ritten wir mit dem Kaimakâm von Arebsun nach dem Türkendorf Matschan[3]), wo wir uns von unserm liebenswürdigen Freunde trennten. Das Thal von Matschan weist ähnliche, aber bedeutend grössere und zahlreichere Erdpyramiden auf als Ürgüb, nur dass hier die Pyramiden zu Nadeln, die Kegel zu Spitzen sich ausgebildet zeigen. Da wir im Dorfe keine Unterkunft fanden, wandten wir dem ungastlichen Ort den Rücken und zogen über das hochromantische Ütschhissar auf der Landstrasse nach Newscheher, wo wir um sechs Uhr abends ein-

[1]) Texier beschreibt auf S. 42 seines grossen Werkes, l'Architecture byzantine, ausführlich ein grosses Freskobild in einer Kirche von Nemscheher (Newscheher), welches ebenfalls das jüngste Gericht darstellt. Wir konnten dasselbe nicht auffinden, so dass es uns wahrscheinlich erscheint, Texier meine kein anderes, als das Bild von Sinasos.

[2]) G. Hirschfeld, a. a. O. pag. 301.

[3]) Vgl. Ramsay, a. a. O. pag. 295. »in the latest Notitiae, III., X., XIII., a bishopric, Matiane, occurs under the metropolis Mokissos. Matiane has still retained its name as Malchan, a small village a few miles east of New Sheher, beside one of the most striking groups of rock-cut houses, churches and tombs that exist in Asia Minor.«



Abb. 19.
Griechischer Diener, Namens Barasch.

trafen. Am nächsten Tage verlangten wir vom Kaimakam einen zweiten Saptieh und eine eigene Ordre, welche uns die ungestörte Besichtigung von Matschan ermöglichen sollte, und erhielten sofort eine freundliche Zusage. Abends waren wir zum Essen bei unserm Hausherrn eingeladen. Alle sassen im Kreise auf dem Boden, um einen höchstens 10 cm hohen Holztisch; ein mehrere Meter langer, schmaler Streifen blauen Stoffes wurde ausgebreitet, wovon jeder den vor ihm befindlichen Teil als Serviette benutzte; dann wurde mit hölzernen Löffeln und den Fingern ein Mahl eingenommen, das aus Reissuppe, mit Kartoffeln gedünstetem Hammelfleisch, Makkaroni, einem am Spiess gebratenen Huhn, Trauben, Zuckerspeisen, Schnäpsen und Kaffee bestand. Auch das bekannte pastyrma, ein gesalzenes und geräuchertes Fleisch, welches in Kaisarieh einen Hauptausfuhrartikel nach der Hauptstadt bildet, und ebensolche Würste wurden angeboten, erwiesen sich uns aber wegen des starken Knoblauchgeschmackes als fast ungeniessbar[1]).

[1]) (Arslanian, le vilayet d'Angora, pag. 70 ff.) »L'usage exige que chaque famille prépare sa viande salée vers la fin d'automne, quand on a terminé la récolte des raisins, ainsi que la fabrication des spiritueux. Cette viande salée c'est le pasterma qui forme pendant l'hiver une partie très importante de la nourriture du pauvre et qui a cependant aussi sa place sur la table de tout le reste de la population. Le pasterma est en outre la provision essentielle des voyageurs. Le pasterma est généralement de la viande de boeuf; les familles nombreuses emploient aussi de la viande du buffle. On prépare le pasterma de la maniére suivante: Les tranches de viande de 1—5 Kilogr., suivant les dimensions de l'animal, sont mises dans un mélange de sel, de poivre, d'ognon, d'ail et de plantes aromatiques; après quelques jours on les retire pour les sécher à l'air, où elles ne doivent pas être très exposées au soleil. La boucherie de la ville de Césarée achète annuellement 15000—20000 boeufs pour ce but et l'on en exporte de la viande salée dans toutes les parties de l'Anatolie et à Constantinople.« Vgl. auch Kannenberg a. a. O. pag. 30.

Während der nächsten Tage machten wir, um unsern Pferden etwas Ruhe zu gönnen, nur kleinere Ausflüge in die nähere Umgebung, nach dem Dorfe Babajan, dessen Bewohner früher christlich waren, und nach Göry, 1/4 Stunde südlich von Newscheher, einem Bergdorfe, an dem wir bei unserer Ankunft vorbeigekommen waren. Auch die Bevölkerung dieses Ortes, ebenso wie die Einwohner des 1/4 Stunde nördlich von Newscheher gelegenen Dorfes Nar sollen erst vor 180 Jahren türkisch geworden sein. Die von Göry waren besonders klug; sie huldigten zwar dem Grundsatze: »Ἄδικος τῶν ἀδίκων (der Ungerechte unter den Ungerechten«), aber sie beschlossen, ihre christliche Kirche unversehrt zu lassen, für den Fall, dass sie zum Christentum zurückkehren könnten. Deshalb werden sie noch heute von den Griechen in Newscheher mit der Frage geneckt, wann sie wieder Christen werden. Die Frauen und Mädchen dieser zahlreichen, früher christlichen Dörfer verhüllen sich jetzt mit unglaublicher Sorgfalt und Ängstlichkeit.

Es galt, dem Kaimakam von Arebsun den versprochenen Besuch abzustatten, und deshalb brachen wir am 24. Oktober vormittags von Newscheher auf, ritten durch den belebten Bazar und dann gegen NNW. über eine wellige Hügellandschaft, die oft von Trockenbächen tief durchfurcht war. Nach einer Stunde kamen wir zu dem Orte Tschât. Dieses Dorf hängt über einem Bache, den wir auf zwei kleinen steinernen Brücken überschritten, hoch an der Steilwand eines Tuffberges. Hinter demselben bemerkten wir eine Reihe von Höhlen mit gutem Holzthürenverschluss, die offenbar zu Kellern und Magazinen dienten; westlich, in der Richtung von Tatlarin, begleiteten uns abgedachte vulkanische Kuppen. *Um 1 Uhr erblickten wir von der Höhe zum erstenmal die blauen Fluten des Halys.* Noch ein kurzer Niederstieg, vorbei an den Trümmern der alten, verfallenen Festung Kalê Anghy, und die grüne Niederung des ruhig und breit fliessenden Qyzyl-Yrmak liegt vor uns. Im Osten schliesst der in weiter duftiger Ferne schneeglänzende Argäus, unmittelbar über Arebsun und Halys im Norden der Chyrka Dagh oder Mantelberg, der seinen Namen von dem Mantel des heiligen Hadschi Bektasch hat, das anmutige Bild. Arebsun ist um einen grossen Felsen gebaut, der von Höhlen, welche zur Aufbewahrung von Getreide dienen, durchlöchert ist. Das Getreide kann in diesen trockenen Höhlen nach Aussage der Einwohner 30 Jahre lang liegen, ohne zu faulen. Vor der stattlichen Moschee, welche zu der Zeit mit wunderlichem Geschmack von einem Maler aus Sinasos, der in Neapel in Italien gelernt hatte, renoviert wurde, erwartete und begrüsste uns der gastfreundliche Kaimakam. Bis unser Quartier hergerichtet war, bestiegen wir das Minaret der Moschee, um uns einen Überblick über die reizende Flusslandschaft zu verschaffen, besichtigten die Bibliothek der Medrese mit ihren Handschriftschätzen,

darunter eine arabische, reich illustrierte Kosmographie, und begaben uns schliesslich ins Christenviertel, das vom mohammedanischen durch eine breite Thalschlucht getrennt wird und wie letzteres circa 400 Häuser zählt. Hier, gerade gegenüber der Privatwohnung des Kaimakams, war uns ein christliches Haus mit schöner Terrasse zum Wohnsitz eingeräumt worden. Die in der Nähe befindliche griechische Kirche zeigte sich vollständig verfallen und konnte aus Geldmangel nicht aus ihren riesigen Säulentrümmern aufgerichtet werden; die Glieder der christlichen Gemeinde erwarteten von der Hilfe ihres reichen Mäcens in Konstantinopel, Zographos, die Mittel zum Aufbau ihres Heiligtums aus dem Vorrat der bereitliegenden Werksteine. Dagegen teilte uns der unternehmende Kaimakam, der seit 25 Jahren seines Amtes waltet und hier, sowie in Ürgüb und anderen Orten schon eben so viele Bauten aufgeführt hat, mit, dass er beabsichtige, über den Halys bei Arebsun eine grosse Brücke zu schlagen, ein Vorhaben, durch dessen Verwirklichung ein beträchtlicher Teil des Verkehrs von der rechts des Halys laufenden Strasse von Kirscheher nach Kaisarieh abgezogen und über die neue Brücke direkt nach Newscheher und Nigdeh geleitet werden dürfte. Leider erfuhren wir nachträglich in unserer Heimat, dass dieser hochverdiente Beamte an der Ausführung dieses seines Lieblingsplanes durch die in der Türkei so beliebte, jähe Pensionierung verhindert wurde. Den nächsten Tag widmeten wir der Besichtigung des verlassenen, höchst merkwürdigen Troglodytendorfes Atschyk Seraï. Wie Arebsun nahe dem linken Halysufer gelegen, am Einfluss des Atschyk Seraï Su, eine Stunde östlich von erstgenannter Stadt, stellt es ein grosses Amphitheater von höhlendurchwühlten Tufffelsen dar, welche sich hoch über dem breiten, von Weidenbäumen und Weinbergen umsäumten, sandigen Thale des Baches erheben und ein Gewirr in den Stein gehauener oder gegrabener Höhlen und Gräbern, Nischen, Kammern, Kapellen und Kolumbarien aufweisen, das in seiner trostlosen Leere dem Forscher zuerst die Enttäuschung bereitet, weder irgend etwas Schriftliches, noch Bildliches zu finden. Schon Texier erwähnt diese Entblössung der Höhlen von archäologischem Material und führt sie bis in die Zeiten des römischen Kaisertums zurück. Es ist nötig, dass wir hier der grossen Verdienste des französischen Archäologen, unseres Vorgängers in der Erforschung der Höhlen, gedenken. Schon als wir auf die Reise gingen, kannten wir die Stelle des hl. Gregor von Nazianz über die Ausraubung der Höhlen durch die Kappadokier selbst[1]), aber so gründlich und erbarmungslos bis auf die Grabdeckel ausgedehnt, hatten wir uns die Plünderung nicht gedacht. Einstweilen dient die ganze Höhlenstadt nur mehr im Sommer den Hirten und Herden

[1]) Ch. Texier, description de l'Asie mineure II. vol. Paris 1849 pag. 21.

zum Aufenthalt. Auf dem rechten Ufer des Baches, der eine kleine Strecke weiter nordwestlich in den Halys mündet, liegt das Seráï, das dem Dorfe seinen Namen gegeben hat, mit einem Stockwerke über dem untern Raum, der eine Kirche mit dem Ikonostas darstellt. Auffällig sind überhaupt in allen Höhlen die Vorrichtungen für seitliche oder Oberlichtbeleuchtung und die Nischen, wie die oft bienenkorbähnlichen Kolumbarien, welche auf Totenbestattung hinweisen. Spuren von Freskomalereien finden sich nur in der erwähnten Kirche und links des Baches nahe einer Quelle, welche erfrischend dem Schatten des Gesteins enttropft. Dort sahen wir mächtige, dem Mutterstein entlehnte Säulen, die zwar nichts tragen, dem Beschauer aber doch ein Kirchenschiff vortäuschen. Hier ist auch noch die Aussenfaçade stehen geblieben, die sonst meist eingebrochen erscheint. Haben wir auch in Atschyk Seráï eine einmalige Bauthätigkeit einer Mönchskolonie oder wirklich das Schaffen der Jahrhunderte im Nacheinander der flüchtigen Besiedelung in dem porösen Fels zu bewundern? Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings mehr für erstere Annahme. Auf dem Rückwege von Atschyk Seráï, d. h. »offenes Schloss« wandten wir uns durch Weinberge nach der Stadt und besuchten auf dem Wege nach dem nahen Kalê Anghy eine Reihe von Tuffkegeln, deren einer das Kirchlein des hl. Michael enthält. Dasselbe besteht aus einem viereckigen Hauptraum und zwei Vorräumen. Ersterer ist mit Fenstern geschmückt und von einer Kuppel überwölbt. Die Steintreppe, welche zur Kapelle führte, ist eingestürzt. Die Kuppel ist mit jetzt stark geschwärzten, zum Teil zerstörten oder doch sehr beschädigten byzantinischen Fresken ausgemalt, die in Lebensgrösse die Grablegung und eine Prozession darstellen. Eine Inschrift über dem *ἅγιον βῆμα* weist auf das 11. Jahrhundert hin.

Um von Arebsun zurückzukehren, wählten wir einen anderen, weiteren Weg über Avanos. Wir durchfurteten um 10 Uhr 30 Min. den Halys, der sich bei Arebsun in einer Breite von ca. 100 m in zwei durch eine grosse Sandbank getrennte Arme teilt und dessen Wasser bis an den Bauch unserer Pferde reichte, folgten am Fuss des Chyrka Dagh dem rechten Ufer des breit hinströmenden Qyzyl Yrmak, kamen durch mehrere Trockenbäche nach $1^1/_4$ stündigem Ritt über eine lange, flache Hügelkette, die ganz mit Höhlen durchbohrt war, und sahen das Dorf Dschemelin 20 Minuten links des Weges. Dort sollen in der letzten Zeit von einem Unternehmer aus Nigdeh mit Erfolg Steinkohlen gegraben worden sein. Kurz nach 2 Uhr erreichten wir Avanos, ein grosses Dorf, das, Sitz eines Kaimakams, der vom Gouverneur von Kirscheher abhängt, dicht am rechten Halysufer von grossen Obstgärten umgeben gelegen ist und etwa 1000 Häuser zählt. Unsere Ankunft erregte grosses Aufsehen; der Vertreter des abwesenden Kaimakams wusste nicht viel mit uns anzufangen und war

sichtlich erfreut, als wir seine Einladung, einige Tage dort zu bleiben, ablehnten und uns anschickten, den Halys von neuem zu durchfurten, um noch an demselben Tage Newscheher zu erreichen. $1\frac{1}{2}$ Stunden ging es in sanfter Steigung in dem breiten Trockenbett des Flusses, der den Thälern von Matschan und Göreme entspringt, an den kühnsten Kegeln und Pyramiden, an Baumpflanzungen und Weingärten vorbei, aufwärts bis zu dem in und an den Felsen gebauten Dorfe Tschauwischin. Hier hatte die gigantische Arbeit des tosenden Wassers, welches in diesem Thale am mächtigsten gehaust zu haben scheint, zur Linken unseres Weges eine riesige Felscoulisse ausgewaschen, welche, von Höhlen durchlöchert, zahllose Tauben beherbergt und deren Aussenseite mit wohlerhaltenen Fresken der byzantinischen Heiligenlegende geschmückt ist. Von da führte der Weg über das uns wohlbekannte malerische Ütschhissar nach dem schon abendlich kühlen Newscheher zurück.

Ueber diese Gegend hatte vor unserer Abreise ein Berichterstatter B. in den »Münchner Neuesten Nachrichten« am 16. Februar 1896 unter dem Titel »Merkwürdige Schlupfwinkel der Armenier« eine hübsche Zusammenstellung aus den bekannten Quellen gebracht, die uns durch ihre Ueberschrift in nicht geringen Schrecken setzte. Beinahe hätten wir uns dadurch abhalten lassen, eine zur Zeit unserer Reisepläne politisch so unheimliche Gegend aufzusuchen. Zum Glück fanden wir aber im ganzen »Totenthal von Göreme«, als wir hinkamen, keinen einzigen Armenier. Trotzdem ist die Erzählung für den Antritt unserer Reise so symptomatisch und für die Ansicht, die man vor unserer Erforschung von den Höhlen hatte, so wertvoll, dass ich nicht anstehe, mit der freundlichen Erlaubnis des Verlegers dieselbe hierher zu setzen. Ich bemerke hiezu, dass der erste und der letzte Satz des Artikels unrichtige Angaben enthalten; das »Thal des Todes«, Göreme, kann in den Nachrichten über die armenischen Unruhen um so weniger genannt worden sein, als nach der Lage und örtlichen Beschaffenheit dieses Höhlenthales eine vorübergehende Besiedelung desselben ganz ausgeschlossen erscheint. Ja es dürfte wohl nur sehr wenige Armenier geben, welche von der Existenz dieses menschenverlassenen alten Mönchsstaates zwischen Newscheher und Ürgüb, der 12—14 Reitstunden von Ksisarieh entfernt liegt, eine Ahnung haben.

„B. In den Nachrichten über die armenischen Unruhen erscheint auch wiederholt der Name Gueremeh. Das im rauhen Kappadokien 300 m höher als Kaisarieh und 1600 m über dem Meere westlich vom Argäus gelegene Thal Gueremeh ist eine der merkwürdigsten Gegenden des östlichen Kleinasien. Von dem ansehnlichen Städtchen Urgub führt der Weg fortwährend stark bergan, bis man in ein Hochthal gelangt, wo allenthalben weisse Kalkstein- (richtiger Trachyttuff-)nadeln emporragen, die eine Art Hut, Reste einer ehemals über diesem »Kalkstein« gelagerten härteren Schicht, tragen. Diese durch die Verwitterung des Gesteins geschaffenen Pfeiler erinnern an die bekannten Grabsteine der türkischen Friedhöfe. Nach einstündiger Wanderung durch diese Wildnis öffnet sich plötzlich eine überraschende Aussicht. Zu Füssen des Wanderers liegt eine etwa 1200 m lange und 400 m breite Thalschlucht, die gegen 150 m tief ist. Steil fallen die Felsen auf beiden Seiten ab, teils jäh und unvermittelt, teils in einer Aufeinanderfolge von unregelmässigen Terrassen, neben und über denen die Verwitterung des Gesteins einen tollen Wirrwarr von pyramidalen, obelisken- und turmartigen Felsen geschaffen hat. Das ist das Thal Gueremeh. Auf seinem Grunde stehen viele Fruchtbäume, und ihr Grün, sowie die dunklere Abtönung der ferneren Bergpartien bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Glanz der weissen Felsen. Es ist ein ebenso schöner, wie fremdartiger Anblick.

Aber das wunderbarste sind die zahllosen Kammern und Nischen, welche überall, sowohl in den zusammenhängenden Thalwänden, wie in jenen abgelösten Massen, sichtbar sind,

alle ein Werk von Menschenhand. Vor Zeiten sind viele von ihnen menschliche Wohnungen, ist das ganze Felsenthal der Sitz einer grossen klösterlichen Gemeinde gewesen, die seinen Boden angebaut und mit jenen in der jetzigen Wildnis so überraschenden Fruchtbäumen bepflanzt hat. War sie es auch, welche diese Felsen ausgehöhlt hat oder hat sie diese seltsamen Bauten vorgefunden? Nur ganz besondere Gründe konnten eine so trostlose Gegend wählen und dort Behausungen schaffen lassen, zu denen man entweder nur sehr schwer oder — in den meisten Fällen — absolut gar nicht ohne Leitern hinaufsteigen kann. Da es aus verschiedenen Gründen ausgeschlossen ist, dass Felspartien, die etwa den Zugang vermittelt hätten, abgebröckelt sind, so bleibt in der That nur übrig, dass die in diesen Kammern hausenden Mönche auf Leitern oder Gerüsten ein- und ausstiegen, was in gewissen griechischen (z. B. thessalischen) Klöstern noch heute üblich sein soll. Meist münden die Kammern hoch über dem Thalboden an ganz abschüssigen Stellen aus, und wo eine sehr enge und gewundene Treppe innerhalb des Felsens zu ihnen hinaufführt, da liegt deren Anfang so hoch über dem Thalboden, dass auch sie nicht ohne Leiter erreichbar ist. Die sehr viel kleineren Nischen, die nicht einmal einem Kinde Raum böten, sind ebenfalls in nahezu senkrechte Felswände gehöhlt und liegen oft in sechs Reihen übereinander. Ihre Zahl ist auffallend gross. Solche Nischen sind auch in den Wänden jener Kammern ringsum angebracht.

Neben jenen eigenartigen Klosterzellen fehlt es auch nicht an Räumen, wo die Mönche gemeinsam zu speisen pflegten. Diese Refektorien haben länglichen Grundriss und ziemlich grosse Tiefe. Auch in ihren Wänden sind Nischen angebracht, und die Mönche mögen sie benutzt haben, um Lampen darin aufzustellen, denn solche waren in einem Raume, der nur durch die Thür Licht empfängt, ganz unentbehrlich. Doch geht die Zahl der Nischen über dies Bedürfnis weit hinaus. Ein schmaler Tisch, der eine ganze Langseite des Gemaches einnimmt, ist aus dem Felsen gehauen und hängt nur an der Basis mit diesem zusammen; eine Abrundung am oberen Ende deutet auf den Ehrensitz. Ringsherum läuft eine ebenfalls aus dem Fels gehauene Bank. Die etwa $4^1/_2$ m über dem Boden liegende Decke des Gemaches ist flach.

Noch viel merkwürdiger als diese Refektorien sind mehrere Kirchen, die ihr Gegenstück wohl nur in den allerdings viel grösseren Felsentempeln Indiens finden. Alle haben eine gewölbte und zuweilen mit Fresko geschmückte Vorhalle, an deren Seitenwänden sich eine bis zur halben Höhe reichende blinde Arkade von hufeisenförmigen Bogen hinzuziehen pflegt. Alles das ist in den Fels gehauen. Aus dieser Vorhalle führt ein enger Gang über eine gewundene Reihe Stufen hinab in den tiefer gelegenen Kirchenraum, ein eigentümlicher Umstand, der merken lässt, dass die hier thätig gewesenen Mönche sich mit vorgefundenen Verhältnissen abfinden mussten und eine Umwandlung vorhandener Räume vorgenommen haben. Der Grundriss dieser Kirchen ist ein griechisches Kreuz, ihre Architektur grösstenteils byzantinisch. Die stets zu Kuppelgewölben ausgestaltete Decke wird von sechs durch hufeisenförmige Bogen verbundene Säulen »getragen«, wenn man diesen Ausdruck hier, wo doch alles Fels ist, anwenden darf. Das hinterste Säulenpaar ist in die Wand der Ikonostasis einbezogen, des Altarschirmes, der in griechischen Kirchen das Allerheiligste von dem übrigen Kirchenraum trennt. Innerhalb der Ikonostasis steht der Hochaltar, vor ihr auf jeder Seite ein Nebenaltar. Die grösste dieser Felsenkirchen hat in der Apsis hinter dem Hochaltar auch einen Bischofsthron und an den Seiten Transsepte mit Arkaden, von denen die eine den Eintritt in eine dahinter liegende Kapelle vermittelt. In allen diesen Kirchen sind die Wandflächen und Decken mit byzantinischen Fresken geschmückt, welche Dank der Trockenheit der Luft in diesen Räumen in der Hauptsache wohl erhalten sind, obwohl böswillige Hände sie vielfach beschädigt haben. Die Ausführung ist für byzantinische Gemälde gut, oft sogar geistvoller und origineller, als es der byzantinischen Kunst eigen ist, und man wird sie daher in frühe Zeit zu setzen haben, in der diese Kunst noch nicht verknöchert war. In der Regel ist in der Centralkuppel das Haupt des Heilandes, auf den Seitenwänden der Einzug Christi in

10*

Jerusalem und die Kreuzigung dargestellt; auch sieht man die Gestalten der Propheten und Heiligen des Alten und Neuen Testaments, einschliesslich David, Salomon und Daniel, sowie zwei militärische Heilige zu Pferd, St. Theodor und St. Georg. Rätselhaft bleibt es, auf welche Weise die Mönche diese dunklen Räume so hell, wie das Malen es erforderte, beleuchtet haben. Mit Fackeln ist es nicht geschehen, denn sie würden die Wände und Gemälde geschwärzt haben. Dieselbe Frage erhebt sich bekanntlich in so manchen altegyptischen Bauten. Vielleicht ist das egyptische Verfahren den Mönchen, welche die Felsenkirchen von Gueremeh ausgemalt haben, noch bekannt gewesen. (Siehe Kapitel XII, Kappadokien, wo über die christliche Kunst gehandelt wird.)

Der byzantinische Charakter, der in diesen Kirchen ausgeprägt ist, sagt uns, zu welcher Zeit dies merkwürdige Thal bewohnt gewesen ist, aber die Entstehung der als Wohnnngen benutzten Felskammern reicht in ein fernes Altertum zurück. Wann sie geschaffen wurden, lässt sich nicht genau feststellen, denn Inschriften, die darüber Auskunft geben könnten, sind nicht vorhanden; auch spricht kein Autor von diesem Thal und seinen Bauten. Wenn Leo Diaconus, ein byzantinischer Autor des zehnten Jahrhunderts, zu dem Zuge des Nikephoros Phokas durch Kappadokien in Parenthese bemerkt, die Kappadokier seien früher Troglodyten genannt worden, weil sie sich wie Kaninchen in den Boden einwühlten und künstliche Höhlen und Kammern als Zufluchten benützten, so lehrt dies, dass unterirdische Bauten wie diejenigen im Thal von Gueremeh schon zn der Zeit, als der Name Troglodyten für die Kappadokier aufkam, also im Altertnm, bekannt gewesen sind. Dieser Name war offenbar ein Spitzname, und dass er noch heute auf die in ihrem langen Winter und in Zeiten der Verfolgung mehr unter als über der Erde lebenden Armenier passt, zeigt uns, wie wenig sich die Verhältnisse ihres klimatisch wie politisch gleich ungünstig gelegenen Landes seit Jahrtausenden geändert haben. Die Felsenkammern von Gueremeh sind aber, wie wohl sie schon im Altertum als Zufluchten gedient haben mögen, nicht zu diesem Zweck geschaffen worden, sondern ursprünglich Gräber gewesen, was ihrer späteren Benutzung als Wohnungen gewiss einen besonderen Beigeschmack gibt. Dem Kenner fällt sofort auf, dass sie in ganz charakteristischen Zügen mit denjenigen im Burgfelsen von Wan übereinstimmen, die aus altassyrischer Zeit herrühren und unbezweifelt Gräber waren. Die Anlage an unzugänglichen Stellen und die bauliche Gestaltung ist hier dieselbe wie dort, auch fehen nicht die Nischen in den Kammern. Eine Besonderheit von Gueremeh sind aber die so ausserordentlich zahlreichen Nischen in den Felswänden, die augenscheinlich zur Beisetzung von Aschenurnen gedient haben. Denselben Zweck hatten die in den Kammerwänden angebrachten Nischen, mithin waren diese Kammern ursprünglich Kolumbarien. Das waren sozusagen die Erbbegräbnisse, während die aussen unmittelbar in die Felswand gemeisselten Nischen die Asche von weniger Bemittelten aufnahmen. Das Thal von Gueremeh war also in den Zeiten, als man in Kleinasien nicht minder als in Egypten die Ruhestätten der Toten möglichst entfernt von den Wohnsitzen der Lebenden an recht abgelegenen Stellen anlegte, eine Nekropole, ein grosser eigentümlicher Friedhof, ein »Thal des Todes«. So erklärt sich die eingangs geschilderte Unzugänglichkeit aller Kammern.

Später kamen die Zeiten, wo flüchtige Landeskinder eine Zufluchtsstätte suchten. Da mussten die Toten den Lebenden weichen. Die Flüchtlinge richteten sich, so gut es eben ging, in räumlich ausreichenden Kammern häuslich ein und zimmerten Leitern oder Treppen, die im Falle der Not leicht wieder beseitigt werden konnten. Auf Leitern war früher auch die Asche der Toten hinaufgebracht worden. Flüchtlinge gab es in einem Lande wie Armenien, das stets der Kampfplatz in den Kriegen der grossen Nachbarreiche in Ost und West war, fast zu allen Zeiten. Auch die Christenverfolgungen sorgten dafür, dass die Schlupflöcher von Gueremeh nicht lange unbewohnt blieben, und damals mag schon die Umgestaltung der grösseren zu Kirchen begonnen haben. Als dann die Mönche kamen und eine Art klösterliche Gemeinde bildeten, machte dieser unterirdische Kirchbau weitere Fortschritte, wobei die auch in Wan den grösseren Anlagen nie fehlende Vorhalle beibehalten und aus

mehreren aneinanderstossenden Kammern der Kirchraum geschaffen wurde, während Seitenkammern zu Kapellen wurden. Vermutlich begann die Ansiedlung der Mönche bereits im Zeitalter des hl. Basilius, seines Bruders Gregor von Nyssa und seines Freundes Gregor von Nazianzus (Mitte des vierten Jahrhunderts). Diese drei Männer spielten in der orientalischen Kirche eine hervorragende Rolle und übten als Lehrer, Organisatoren und strenge Asketiker einen mächtigen Einfluss auf ihre Zeitgenossen aus. Bis dahin kannte das Mönchstum nur ein einsames Leben als Eremit. Basilius erkannte und würdigte die hiermit verknüpften Uebel und Gefahren und organisierte das den christlichen Grundsätzen besser entsprechende Mönchsleben in Gemeinschaft. Da er als Bischof in Cäsarea (Kaisarieh) lebte und wirkte, so ist es sehr wahrscheinlich, dass er die Niederlassung von Mönchen auch in dem nahegelegenen Thal von Gueremeh angeregt hat. Das Leben in dem sehr rauhen Klima dieser 1600 m über dem Meere gelegenen Wildnis muss ein sehr angreifendes gewesen sein, und man begreift es kaum, wie die frommen Brüder es in jenen Felsenkammern ausgehalten haben. Als mit dem Fortschritt in der Entwicklung der Kirche grosse und behäbige Klöster gebaut wurden, verödete das Thal von Gueremeh allmählig wieder. Als aber Perser, Sarazenen, Mongolen und Türken nacheinander Kleinasien überschwemmten, da sind jene Felsenkammern wieder willkommene Schlupflöcher für die christlichen Bewohner des Landes gewesen, gleichwie die armenische Bevölkerung auch jetzt wieder diese (!?) und ähnliche Zufluchten aufgesucht hat.

Am nächsten Tage wohnten wir der Hochzeit unseres Hausherrn bei. In der griechischen Kirche waren für uns Ehrensitze hergerichtet worden; die Frauen, ausser den Verwandten, blieben auf das Chor beschränkt. Jeder Eintretende kaufte eine oder mehrere Kerzen, die er während der mannigfaltigen, von fünf näselnden Priestern vollzogenen Ceremonien der Kranzweihe, des Rundtanzes um das Evangelium, der Gratulation der zahlreichen Familienangehörigen mit Stirn- und Handkuss brennend in der Hand hielt.

Vergl. Löbel, Hochzeitsbräuche in der Türkei, Amsterdam 1897, pag. 141. »Während der Priester die vorgeschriebenen Gebete spricht, nimmt der Kumbaros, der Hochzeitspate, welcher mit der Kumbara, der Hochzeitspatin, hinter dem Brautpaare steht, zwei durch ein Band verbundene Kronen von künstlichen Orangenblüten und übergiebt sie dem Priester. Derselbe recitiert ein Gebet, macht mit den Kronen dreimal das Zeichen des Kreuzes über dem Bräutigam und sagt: »Es vermähle sich der Knecht Gottes (folgt der Name) mit der Magd Gottes (folgt der Name) im Namen Gottes und des Sohnes und des heiligen Geistes, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!« Darauf macht der Priester mit den Kronen dreimal das Zeichen des Kreuzes über der Braut und sagt: »Es vermähle sich die Magd Gottes mit dem Knechte Gottes« u. s. w. Dann legt er die Kronen auf die Häupter der Brautleute. Der Kumbaros, welcher hinter der Braut, und die Kumbara, welche hinter dem Bräutigam steht, wechseln nun, während der Priester neue Gebete recitiert, die Kronen von dem Haupte der Braut auf das des Bräutigams und von dem Haupte des Bräutigams auf das der Braut. Dann folgt ein dreimaliger Umgang im Innern der Kirche, an welchem Priester, Brautleute und Beistände teilnehmen. Die letzteren wechseln dabei fortwährend die Kronen auf den Häuptern der Brautleute, bis man nach dem dritten Umgang wieder zum Altar zurückkehrt. Nachdem dies geschehen, drängen sich die Verwandten und Gäste heran, machen das Zeichen des Kreuzes, küssen das Evangelium am Altar und beglückwünschen die Neuvermählten«.

Die Hochzeitsgebräuche der christlichen Kappadokier sind von einem Arzt aus Σύλλατα beschrieben worden; ich mache mir ein Vergnügen daraus, die Worte des lokalpatriotischen Arztes hier im Deutschen wiederzugeben, weil sie wesentlich mit unseren Erfahrungen stimmen und das Büchlein in Europa so gut wie unbekannt sein dürfte.

Τὰ Σύλλατα, μελέτη τοῦ νομοῦ Ἰκονίου ὑπὸ γεωγρ. φιλολ. καὶ ἐθνολ. ἔποψιν ὑπὸ ζ. ζ. Φαρασοπούλου. Ἀθην. Δηλιγιάνη καὶ Καλέργη 1895.

»Kaum ist der Jüngling in das Alter von 18 Jahren, die Jungfrau in das von 14 oder 15 Jahren getreten, so werden sie beide für heiratsfähig gehalten, ein schädlicher Gebrauch, der nicht einmal hellenisch ist. Der junge Mann muss sich durch einen Kleinhandel in Konstantinopel vorher schon die Mittel erworben haben, um alles zur Hochzeit Nötige seiner Braut und den Schwiegereltern mitzubringen. Ist die Hochzeit vollzogen, so begibt er sich alsbald wieder auf die weite Reise. Wehe ihm aber, wenn er nicht die Mittel dazu hat, dann ist er gezwungen, der jungen Frau die schönen Münzen wieder abzunehmen, die er ihr als Brautgeschenk mitgebracht hat. Und während die Strohwitwe im Hause »seiner« Eltern als Dienerin zurückbleibt, darf er nicht eher zurückkehren, als bis er seinen Besitz ersetzt und verdoppelt hat. Und' nun folgen bewegliche Klagen und Mahnungen des Herrn Pharasopulos über diese Unsitte an seine Landsleute. Wie fast im ganzen griechischen Orient wird die Braut dem Bräutigam von seinen Eltern ausgesucht, und durch Vermittler wird der Handel ausgemacht; ist der Handel fest, so kommt der Priester und befestigt durch heilige Ceremonien das Band, das geschlungen werden soll. Die Verlobung σημάδευμα = ἀρραβών wird geschlossen, indem die Braut dem Bräutigam demütig die Hand küsst. Ist der Hochzeitstag bestimmt, so dauert nach den kirchlichen Ceremonien die Festlichkeit mit Tanz, Schmausereien von einem Sonntag zum andern. Die Braut aber bleibt wieder wie der ganze weibliche Teil im Hintergrunde. Bei dem festlichen Zuge von der Kirche zum Hause der Braut singen Knaben das Lied:

Τὸν ὕμνον μας τὸν ταπεινὸν	Nimm unser schwaches Lied
δέχου Θεὲ τῶν οὐρανῶν,	Herr im Himmel gnädig an,
εὐλόγησον ἐξ ὕψους	Segne aus der Höhe
τοὺς δύο νεονύμφους	Die beiden Neuvermählten,
Θεὲ τῶν οὐρανῶν.	Herr im Himmel!

Die Braut betritt mit dem rechten Fuss die Schwelle des Hauses ihres Gatten, während ein Topf vor ihr zerschmettert und Geld und Gerste unter die Leute geworfen wird. Das Zerschmettern des Gefässes hat symbolische Bedeutung: »Ebenso mögen all' ihre Verleumder zu Schanden werden.« Im Vorhof von der Schwiegermutter empfangen, wird sie von der ganzen Familie reich beschenkt; von dem Tag ihrer Ehe an, wohl 10 Jahre lang, verlangt es die Sitte, dass die junge Frau nur mit leiser Stimme zu ihren Angehörigen und demütig spreche. Diese Sitte nennt man νιψιώτ, doch stirbt sie allmählich aus.

Auf den Strassen hatten die Bekannten der Familie vor ihren Häusern Tischchen mit Wein und Gebäck aufgestellt, so dass wir aus Höflichkeit von Dutzenden von Leckereien naschen mussten, bis wir von der Kirche nach dem Hause des Bräutigams gelangten, wohin sich nach der wenig erbaulichen Feier alle Anwesenden in langer Prozession begeben hatten. Wir wurden mit Kaffee und einer Menge Süssigkeiten bewirtet, welche auf einer grossen Platte von der jungen Hausfrau herumgereicht wurden. In einem Glasbecher befinden sich einige Dutzend kleiner Löffel; jeder nimmt, wenn seine Reihe gekommen ist, einen heraus, bedient sich nach Belieben und legt den gebrauchten Löffel in ein zweites, halb mit Wasser gefülltes Glas. Die eingemachten Früchte, welche man bei solchen Gelegenheiten erhält, sind durchwegs wohlschmeckend, und auch Zuckersachen verstehen die Griechen, welche gleich den Türken süsse Speisen ausserodentlich lieben, gut zuzubereiten. Dann begab sich die ganze Gesellschaft in ein anderes Zimmer, die Frauen zogen sich zurück und es begann in der üblichen

Weise ein Mahl, das mehrere Stunden dauerte und aus nicht weniger als 28 Gängen bestand[1]). Natürlich fehlte auch das gebratene ganze Lamm nicht, das uns stets vortrefflich mundete, und von der gewiss nicht zu verachtenden türkischen Küche das beste Gericht bildet. Um uns besonders entgegen zu kommen, hatte man uns kleine Teller und Gabeln gegeben, während alle andern mit den Fingern assen und der Hausherr das Lamm mit grosser Geschicklichkeit mit den Händen zerteilte. Als wir endlich beim Kaffee waren, begannen die Männer einen Rundtanz, indem sie sich bei den Schultern hielten und mit einem monotonen Gesang sich langsam im Kreise drehten.

Ueber diesen Tanz und die orientalische Musik hat Mr. Neophytos aus seiner Heimat Kerassunt eine bemerkenswerte Beschreibung geliefert (L'Anthropologie, Paris 1890/91):

La musique orientale n'est que la musique byzantine variant un peu suivant les localités, les moeurs et les influences des éléments étrangers sans toutefois perdre complètement le caractère byzantin. Chez les Turcs elle a pris un caractère plutôt érotique et passionné, tandis que chez les Grecs elle garde son caractère élégiaque et se rapproche plutôt de la musique sacrée. Il ne faut pas oublier que je ne parle que de la musique purement orientale, qu'on ne doit chercher que dans les chants de noce surtout. — Les instruments de musique en usage datent de la plus haute antiquité. Il faut distinguer les instruments turcs et les instruments grecs. L'instrument ethnique des Grecs, c'est la lyre (λύρα) à trois cordes en fil de soie. Elle sert pour les danses circulaires. Une autre lyre de même forme, mais plus grande à 4, 5 ou 8 cordes, sert à accompagner les chants.

Parmi les instruments à vent, il y a le »zourna«. C'est une espèce de hautbois, à son aigu et strident. Le zourna accompagné d'une grosse caisse, que l'on porte suspendue au cou, forme l'orchestre des paysans. Dans les noces turques surtout, cet orchestre doublé ou triplé, selon l'importance des mariés, est de première nécessité. Je crois que cet orchestre infernal est importé dans le pays de l'intérieur probablement de la grande Cappadoce. Il est à noter qu'on ne rencontre jamais un Turc jouant de la lyre à trois cordes en fil de soie.

Les femmes chantent à l'unisson au son du tambour de basque en battant la mesure. Il y a un autre instrument de percussion en usage chez les Turcs: le »trumbelek«. C'est une espèce de vase en terre cuite dont l'une des extrémités est ouverte, tandis que l'autre est tendue d'une membrane. Les pasteurs se servent d'une sorte de flûte droite à voix douce et très agréable. La musette, en usage chez les Grecs de l'intérieur, tend de jour en jour à disparaître.

Il faut distinguer les danses turques et les danses grecques. On danse les premières sans se tenir par les mains, les secondes sont des danses circulaires. Les danses turques ont un caractère érotique et sont dansées par des femmes ou de jeunes garçons aux sons du »saz« ou du »baglama« ou du chant accompagné de tambour. Elles sont au nombre de deux: »le keutschelik et le charchilama«. Ce qui caractérise ces danses, ce sont les mouvements cadencés des mains, des hanches et du bassin, ce qui leur donne un caractère lubrique.

Ce keutschelik dansé sur l'air 6 que le danseur accompagne en faisant claquer ses doigts ou ses castagnettes, est la danse des femmes turques par excellence. Le charchilama a les mouvements plus animés et plus enthousiastes, tandis que les mouvements du keutschelik sont plus lents, plus gracieux et plus passionnés. Ces danses bien exécutées ont beaucoup de grâce et c'est un plaisir fort prisé par les Turcs que de faire danser des femmes (de profession).

[1]) Siehe die Liste auf S. 105.

Les danses circulaires, en général, ne sont dansées que par les Grecs. La principale de ces danses au son de la lyre à trois cordes entonnant l'air 8 est une gymnastique très fatigante et par son caractère doit remonter à l'époque phrygienne. Cette sorte de pyrrhique, nommée langkéfton (danse sautante) s'exécute de la manière suivante: on forme un rond en se tenant par les mains. Chaque danseur fait trois pas (six temps) en arrière en mettant alternativement un pied derrière l'autre, un quatrième pas (deux temps) en avant, et avance par le cinquième à droite tout en frappant du pied; puis il recommence les mêmes pas de sorte que la danse se compose de cinq pas doubles (dix temps). Chaque pas s'exécute en pliant deux fois légèrement et redressant le genou.

Dans les noces grecques, quand on fait danser les nouveaux mariés, on forme avec eux un grand rond et les danseurs partagés en deux choeurs chantent à l'unisson les chansons de noce que j'ai essayé de rendre par le No. 4 et se balancent d'un mouvement cadencé de va-et-vient, de droite à gauche en avançant lentement à droite. Cela ressemble au mouvement des mâts d'un bateau qui roule. Aucun instrument de musique n'accompagne ces chansons.

No. 1.

Maestoso

'Ο- γὲρ ἤμουν' στοὺς ο'υ- ρα-νοὺς καὶ σή-με-

ρον κα-τέ-βην, τὸν ἄγ-γε — λον-'ε-

δούλευ — α

Hier j'étais aux cieux et aujourd'hui je suis descendu; j'y servais l'ange.

Dans les noces grecques cet air est chanté au son du tambour de basque, quand on arrange les tresses et fait la coiffure à la fiancée ou quand on fait la barbe au futur époux.

No. 3. Air chanté dans les noces turques.

Moderato

No. 4. Air de danse chanté en choeur.

I. choeur. Grave. *II. choeur*



Ποῖος εἶδε πράσι-νο δεν δρί. Μαυ-ρο-μα-

I. choeur



τοῦσα καὶ ξαν= θή. Νἄχ' ἀση-μέ-νια



φύλλα Μαῦρα μά-τια, μαῦ-ρα φρό-δια. Ποῖος

Traduction: I. choeur: Qui a vu un arbre vert; à feuilles d'argent; Une blonde aux yeux noirs; aux sourcils noirs. . —

No. 6. Les keutscheliks. Danse turque.

Scherzando







No. 8. „Langkéfton". Danse grecque.

Moderato







Während dessen wurden, wie es hiess, um die Feststimmung zu erhöhen, die Hängelampen und Ampeln in bedenkliche Schwingung versetzt, so dass wir froh waren, als die Ceremonie ihr Ende hatte und ein allgemeines Gelage, immer mit Ausschluss der Frauen, begann, welche sich in einem andern Zimmer, ich weiss nicht wie, die Zeit vertrieben hatten. Der Bräutigam machte während der ganzen Schmauserei und des Tanzes ein so ernstes, betrübtes Gesicht, dass wir nicht umhin konnten, unsern Tischnachbarn, der ein Onkel des Glücklichen war, nach der Ursache zu fragen. »Es ist bei uns Sitte, dass der junge Ehemann am Hochzeitstage betrübt aussieht,« sagte er uns, »um anzudeuten, wie ernst er seine Verheiratung nehme.«

Ueberall scheint man jedoch so merkwürdige Gebräuche nicht beibehalten zu haben; denn als wir spät am Nachmittag die Hochzeitsgesellschaft verliessen, kamen wir an einem andern Griechenhause vorbei, dessen Besitzer am gleichen Morgen getraut worden war. Lustige Weisen tönten uns aus dem Hofe entgegen, und Männer und Frauen sassen in der Laube fröhlich beim Wein, und zwar, wie mir mein Freund erzählte, der dem Drängen der Kappadokier gefolgt war, in ganz unasiatischer Weise in bunter Reihe Männlein und Weiblein gemischt, mutatis mutandis ein Bild des Cinque Cento aus der »Hochzeit von Kanaan«.

Unsere griechischen Wirte hatten sich ohne Zweifel ein grosses Hochzeitsgeschenk von uns erwartet und schienen arg enttäuscht, als wir gleich den andern der Braut nur ein Goldstück in die Hand drückten. Ueberhaupt zogen sie sich, da sie sahen, dass wir uns in keiner Weise ausbeuten liessen, zu unserer grossen Freude allmählich zurück und wir bekamen endlich Ruhe vor den unaufhörlichen Besuchen und Bitten. Freilich dauerte der Festtaumel noch acht Tage mit Tambourin und Klarinette unter unsern Fenstern fort bis spät in die Nacht hinein. Diese Hochzeitsfreude ist für manche Frau die erste, einzige und letzte — laute, öffentliche Freude ihres Lebens. In Newscheher blieben uns nur der brave Georgakis und Papa Lazaros treu und in uneigennützigster Weise dienstbereit. Allerdings war ihr Bestreben, uns zu dienen, nicht immer glücklich. So hatte uns Georgakis schon lange Rebhühner, welche auf den Höhen der umgebenden Berge in grosser Anzahl vorkommen, für unsere Küche versprochen. »Morgen Vormittag bringe ich sie Euch gewiss,« sagte er eines Tages zu uns. Wir freuten uns schon auf die angenehme Abwechslung in unserm Menu und beauftragten Aarif, nichts weiter einzukaufen, da wir bestimmt Rebhühner zu Mittag hätten. Georgakis kam auch pünktlich. »Hast Du Rebhühner?« fragten wir alle. »Ja freilich.« Er packte aus und zog drei Nusshäher hervor. »Aber das sind ja Nusshäher,« sagten wir. »Gewiss,« meinte er, »Rebhühner traf ich keine an und deshalb bringe ich Euch diese, die sind ebenso gut zum Essen.«

Das glaubten wir nun gerade nicht, konnten dem Geber aber doch nicht böse sein, um so mehr, als er uns bei jedem Besuche wichtige Neuigkeiten erzählte. Auch über die Geschichte der Stadt wusste er manches. Newscheher erscheint ihm als das alte Nyssa, durch welches Eumenes, der Feldherr Alexanders des Grossen, gezogen sein soll; später soll es den Namen Moschara, von seinem Reichtum an Kälbern, erhalten haben[1]). Damat Ibrahim Pascha, ein reicher Bürger der Stadt, der es in Konstantinopel zu hohen Ehren gebracht hatte und Gouverneur seiner heimatlichen Provinz geworden war, gab im Jahre 1720 folgende Verordnung heraus:

»Kein Mensch darf künftig in Newscheher einreiten, der seinem Pferde den Schwanz aufgebunden hat, wie die Diebe und Räuber«.

Ein gewiss eigentümliches Gesetz, das aber an Originalität noch übertroffen wird von dem Ferman, den der Grossvater unseres Freundes Georgakis, der seiner Vaterstadt zu einer Wasserleitung verhelfen wollte, vom Sultan erhielt. Als er in dem benachbarten Dorfe Göry, durch welches das Wasser zu führen war, auf Widerstand stiess, beklagte er sich in der Hauptstadt und erwirkte den Befehl, dass »selbst, wenn ein schwangeres Weib dem Wasser entgegenstünde, es durch ihren Leib geführt werden müsse.« Jener oben erwähnte Damat Ibrahim Pascha soll seiner Geburtsstadt erst den Namen Newscheher d. h. Neustadt, gegeben haben. Wahrscheinlich waren die Griechenbewohner der zahlreichen Höhlendörfer der Umgebung hierher zusammengezogen, wo sie in festen Steinhäusern mehr Sicherheit und Bequemlichkeit fanden, als ihnen die unzähligen Grotten und Troglodytenwohnungen der benachbarten Thäler bieten konnten.

Die folgenden Tage verwandten wir auf verschiedene kleine Ausflüge in die Umgebung. Mein Freund bestieg einen Hügel im Osten von Newscheher, den Panagia Dagh, auf dessen höchstem Gipfel, dem Kilisse Burun, nach der Erzählung seines gelehrten Führers Georgakis vor 1500 Jahren ein der *παναγία* geweihter Tempel stand, dessen Grundriss noch jetzt aus den Trümmern ersichtlich ist. Das Mittelschiff ist im ganzen 37 Schritte lang und 5 Schritte breit, eine fast gleiche Ausdehnung weisen die Seitenschiffe auf. Ausserdem waren in der Nähe für die Mönche

---

[1]) Vgl. Ramsay a. a. O. pag. 269. The Antonine Itinerary gives a road from Tavium by Therma, Soanda etc., to Caesareia. The mention of Soanda proves that this is not a direct road, but a circuitous road by Soanda. Soanda is known as a station between Archelais and Caesareia. The mention of Therma gives a further clue. Therma denotes the hot springs of Kir Sheher (Mokissos), and the Itinerary is really giving the route Tavium to Mokissos, and thence by Soanda to Caesareia, but the loss of several names at the beginning has obscured the account. The two roads cannot meet except at some point »near Nev Sheher«, where therefore Soanda must be placed. Und pag. 287 sagt Ramsay: Nyssa is fixed on the bank of the Halys by the description of Gregory, bishop of Nyssa.

Häuser angelegt. Sehr lohnend erwies sich auch ein Ausflug nach Ortahissar einem etwa auf halbem Wege zwischen Newscheher und Ürgüb gelegenen, nur von Türken bewohnten Höhlendorfe. Aus dem Felsen gemeisselt, erhebt sich der ganze Ort über einer tief im Tuff eingerissenen Thalschlucht, deren Bach einen riesenhaften Steinblock umfliesst. Derselbe fordert das Staunen des Wanderers geradezu heraus, da er nicht nur 100 m hoch weitgebietend hervorragt, sondern bis zu seiner Spitze von Höhlen durchlöchert ist. Das ganze Dorf ist aus diesem Block gebaut, nur das Wasser hat die Seiten getrennt und auseinander gerissen. Dieselbe Thalschlucht, welche Ortahissar bewässert, führt nach dem nicht minder merkwürdigen, ebenfalls aus dem Stein gehauenen Dorfe Babajan. Auch das nördlich von Newscheher gelegene Suluseráï, welches stattliche Häuser aufweist, wurde besucht, die Besichtigung von Göreme aber auf später verschoben. Wir wollten das herrliche Herbstwetter benutzen, um den uns von Prof. H. Kiepert zur Aufnahme anempfohlenen mittleren Halyslauf festzulegen. Bevor wir an die Schilderung dieser Flussreise herantreten, ersuchen wir den Leser, uns auf einer Exkursion in die Geschichte Kappadokiens geduldig zu begleiten.



KAPITEL XII.

Kappadokien.

Διόπερ ἡμεῖς πεποιηκότες ὑπομνήματα ἱστορικὰ χρήσιμα, ὡς ὑπολαμβάνομεν, εἰς τὴν ἠθικὴν καὶ πολιτικὴν φιλοσοφίαν, ἔγνωμεν προςθεῖναι καὶ τήνδε τὴν σύνταξιν.

Strabo.

Die Geschichte Kappadokiens hat bisher noch keinen Darsteller gefunden. Die kurze Skizze, die wir für das von uns bereiste Land den Lesern schulden, folgt für das Altertum im allgemeinen dem klassischen Buche Theodor Reinachs[1]) über Mithradates Eupator, behält sich aber Abweichungen im einzelnen vor, die sich aus der Autopsie des Landes von selbst ergaben[2]). Für die erste christliche Zeit konnte eine neue Grundlage gegeben werden.

»Das Plateau des mittleren Kleinasien, das Curtius Gr. Gesch. I, 5 mit Recht ein kleines Iran genannt hat, ist eine hochgelegene, fast ebene Fläche, aus welcher blos im Südosten der einsame Kegel des Argäus hervorragt.« Gleich dieser erste Satz verdient eine wesentliche Beschränkung. Vom Argäus streichen bis zum Hassan Dagh eine Reihe tributärer, vulkanischer Kegel, Berge und Ketten, die das Land auf eine sehr beträchtliche Ausdehnung bis an die Wand des Taurus südlich und bis zum Halysdurchbruch nördlich als ein gebirgiges erscheinen lassen. In eben dieser Gegend hat sich eine verhältnismässig hohe Kultur abgespielt und das erste christliche Leben seine grösste Bethätigung gefunden. Auch der nächste Satz Reinachs bedarf der Einschränkung. »Das ziemlich ebene Centralplateau ist, abgesehen von seinen Rändern, schlecht bewässert. Mehrere seiner Flüsse sind zu schwach, um das Meer zu erreichen und enden in Seen oder Sümpfen; wieder andere strömen dem Halys zu,

[1]) Uebersetzung von A. Götz, Leipzig 1895.

[2]) Theod. Reinach gesteht selbst, p. XI, dass er gewünscht hätte, mit der Kenntnis der Denkmäler die der Oertlichkeiten zu verbinden; wir haben versucht, diese Lücke in der Darstellung der Geschichte Kappadokiens nach Möglichkeit auszufüllen.

diesem grössten, aber auch ödesten und unnützesten Flusse der Halbinsel. Weder Fischfang, noch Schiffahrt belebt seine salzige Flut und seine steilen Ufer; ein langer Grenzgraben ist es, der niemals als ein Bindeglied dienen konnte.« Dies mag auf die heutige Zeit noch zutreffen, ein Bann, den gar bald der eiserne Schienenstrang durchbrechen wird, der aber sicher nicht im Altertum auf dem grossen Flusse haftete. Wir versuchen dies im einzelnen kurz zu zeigen.

Es ist richtig, dass das nördliche, pontische Kappadokien ein milderes Klima genoss, aber gerade dort hinderte die gebirgige Beschaffenheit eine Ausnützung dieser Ueberlegenheit für den menschlichen Verkehr. Kappadokien und Galatien haben eine trockene Atmosphäre und ein kontinentales Klima, das sich sozusagen in Extremen bewegt. Auf kurze versengende Sommer folgen lange harte Winter, wo die eisigen Stürme keinem Widerstand begegnen. Im Jahre 1898 blieben bis zum April die Hänge des Argäus mit Schnee bedeckt, so dass uns unsere Freunde in Talas und Sindschidere keine Steinproben des Vulkanes liefern konnten. Aber zu weit ginge das Urteil, dass der magere Boden sich weder zu Wald- noch zu Getreidebau eigne. Von Nigde bis Angora und Cäsarea, von hier bis Konia sahen wir den Pflug in Thätigkeit, und die Tuffgründe des kappadokischen Höhlenlandes bereicherte die Rebe, der üppigste Klee und zahllose Obstbäume. Wohl waren von alters her die Bewohner auf Pferde- und Schafzucht angewiesen, doch gedeiht nicht minder das Rind, der Esel und das Kamel, wie wir uns hundertmal überzeugen konnten. Richtig ist freilich die Beobachtung, die schon Strabo (II, 1,15, XII, 2,10) gemacht hat, dass der Pontus ein merklich milderes Klima besitzt als das südlicher liegende Kappadokien. Der Oelbaum gedieh zu Phanaroia, am Zusammenfluss der beiden Arme des Iris; er gedeiht noch in Amisos und Sinope. In diesem Augenblick (Juli 1897) erhalten wir von Georg Neokosmidis aus Newscheher die Kunde, dass infolge monatelanger anhaltender Dürre im Halysthal im Mai kein Futter mehr wachsen will, und dass die Sterblichkeit der Zugtiere zugenommen hat, schlimme Aussichten für den ohnedies fast regenlosen Sommer.

Bis zum Ende des achten vorchristlichen Jahrhunderts waren in Süd- und Ostkappadokien die Moscher und Tibarener, an den Küsten des Euxinus die Kolcher, Chalyber, Kaukoner die vorherrschenden Völker. In den Flussgebieten des Halys und Iris sass, wahrscheinlich unter Priesterherrschaft, ein Kulturvolk, von dem die wunderbaren Ruinen Boghazköi und Eujuk herrühren, welche etwa im Brennpunkte der von dem Laufe des Halys gebildeten Ellipse liegen und beredtes Zeugnis von Beziehungen zu Egypten, Babylon und den Hethitern des oberen Syrien ablegen. W e r w a r d a s V o l k, d e m w i r d i e s e D e n k m ä l e r v e r d a n k e n, deren Entstehung sich durch mehrere Jahrhunderte erstreckt, von den Kolossalsphinxen,

welche am Eingang des Palastes von Eujuk Wacht halten, bis zum geheimnisvollen Heiligtum von Jasilikaia mit seinem barbarischen Panathenäenzug im Felsenlabyrinth? Theodor Reinach ist geneigt, diese Werke den Matienern zuzuschreiben. Noch Herodot kannte sie in diesen Gegenden. E. Chantre (rapport sur une miss. scient. en Asie M. spec. en Cappadoce. 1893—94. Nouv. Archives des miss. scient. et litt. Paris. 1897. p. 329. s.) hat vor allem den hethitischen Denkmälern von Boghazköi und der Anthropologie seine Kraft gewidmet. Er war so glücklich, durch seine Gemahlin eine Reihe von Messungen an weiblichen Individuen vorzunehmen; auch er gelangt zur Annahme einer Mischrasse; nachdem er eine ganze Reihe von Völkerschaften, wie die Armenier, Kurden, Bakhtyari, Ansarieh, Metuali, Tat, Hadschemi, Afghanen, Aderbeidschanen, Osmanen, Aissori ausgeschieden und individualisiert, kommt er zu dem Schlusse: Quant a la population turque de l'Asie Miniure, dite Osmanli, aussi bien que celle qui porte le nom de grecque dans ce pays, elles ne sont composées que dans de très faibles proportions de vrais Turcs et de vrais Grecs. Elles ont perdu leur type primitif. Elles possèdent pourtant des religions et des langues qui leur sont propres, mais elles sont imprégnées depuis fort longtemps d'éléments arméniens et des débris des antiques populations pélasgiques, proto-cappadociennes ou hétéennes, dont je me propose d'étudier le type et la civilisation dans un memoire spécial. Im 3. Kapitel, Archeologie, werden der Palast von Euyuk, phrygische Inschriften, Reliefs, Gold- und Broncefigürchen, die Telle von Kayar Tarla, Orta Euyuk, Kara Euyuk, die Tempelreste von Komana besprochen und beschrieben. Viel schroffer stellt Aristote Néophyte (Le district de Kérasunde. L'Anthropologie. Paris 1890.) die Gegensätze der Völker seiner heimatlichen Halbinsel hin: Tous ces peuples qui vivent côte à côte: les Turcs, les Grecs, les Arméniens, les Kurdes, les Arabes etc., n'ont absolument rien de commun. Le type anthropologique aussi bien que la langue, la religion, les aptitudes morales, intellectuelles, le dégré de civilisation, le genre de vie, le costume, tout, jusqu'à la nourriture, varie et diffère d'une manière étonnante.

Die Thatsache, dass ein anderer Zweig der Hethiter zwischen den Seen von Wan und Urmiah wohnte, beweist lediglich ihre ehemalige weite Verbreitung oder eine notgedrungene Auswanderung. F. Hommel bringt die Hethiter, die wir offenbar als die Schöpfer dieser Denkmäler ansehen müssen, in Zusammenhang mit den Skythen (Hethiter und Skythen und das erste Auftreten der Iranier in der Geschichte; Prag 1898 Sitzber. d. K. böhmischen Gesellsch. d. W.) Ein Land, welches auch bei Justin (2, 4) als von den Skythen kolonisiert (nicht erobert!) bezeichnet wird, nämlich Kappadokien, und welches gerade in der Mitte zwischen Kilikien und dem Pontus liegt, tritt schon unter Ramses als »erster der

Bundesgenossen oder Vasallen« der Hethiter auf. Es ist das Kaḍa vadn (nach neuegyptischer Aussprache Kadavadn), dessen Identität mit dem späteren Katpatuk (d. i. Kappadokien) merkwürdigerweise bisher ganz unbemerkt geblieben ist. Die griechische Form *Καππαδοκία* (zuerst bei Herodot) setzt ein Katpadok voraus, das dem alten Kadvad noch ähnlicher ist als das persische Katpatuk, welches vielleicht »Hethiterland« bedeutet. Die assyrischen Herrscher, insbesondere die Sargoniden, hatten mit den Moschern und Tibarenern häufige Kämpfe zu bestehen; es gelang ihnen schliesslich, dieselben in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu bringen; nichts berechtigt uns indes zur Annahme, dass sie bis über den Halys hinaus oder gar bis an die Küste des Schwarzen Meeres gedrungen wären. Im Süden des Halys haben sich die Bagadaoner und Kataoner niedergelassen, letztere bis nach Akilisene (nach Strabo 11, 14, 5 von den Armeniern später vertrieben) übergreifend.

Aber schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte sind diese Völker nur halbwegs unabhängig zu nennen, da sie den neuen, an Stelle Ninives entstandenen Reichen untergeben und tributpflichtig sind. Die Kilikier haben den Taurus überschritten und herrschen bis an den Halys; der Halys fliesst zuerst in Kilikien (Herodot 1, 72) oder trennt Kilikien von Kappadokien (5, 52). Mazaka ist die Hauptstadt der Präfektur Kilikien (Strabo 12, 1, 4; 2, 7.) Im Westen des Halys erkennen alle Völker die lydische, im Osten die medische Herrschaft an. Diese beiden Völker haben sich um die Bewohner Asiens grosse Verdienste erworben, die Lyder haben den Raubzügen der Kimmerier, die Meder der Skythenherrschaft ein Ende bereitet; beide erblickten im Halys die Grenze ihres Einflusses.

Als aber an die Stelle der Meder die Perser getreten waren und die Lyder bedrohten, gingen diese ihrerseits zum Angriff vor. Kroisos überschritt den Halys und eroberte Leukosyrien. Der Ausgang dieses Krieges, welcher nach dem Ausspruche des Orakels ein grosses Reich zerstören sollte, ist bekannt. Nach wenigen Monaten war Kroisos besiegt, Lydien aus der Reihe der Staaten gestrichen und ganz Asien unter dem Szepter des Kyros vereinigt (546). Was die Angaben einiger Schriftsteller betrifft, wonach ein kappadokisches und pontisches Reich unter der Perserherrschaft fortbestanden haben oder ins Leben getreten sein sollten, so kann Theodor Reinach nur willkürliche Fabeln darin erblicken. Die Königslisten, welche von Widersprüchen und Unmöglichkeiten wimmeln, sind erst spät in dynastischem Interesse von den offiziellen Historiographen der Ariarathiden und Mithradatiden angefertigt worden. In Wirklichkeit wurden im Reiche des Dareios Leukosyrer, Matiener, Phryger, Mariandyner und Bithynier zu einer einzigen Satrapie vereinigt, welche Herodot als die dritte aufzählt und deren Hauptstadt Daskylion an

der Propontis war. Dieser Zustand scheint etwa ein Jahrhundert gedauert zu haben. In der Zeit zwischen Herodot und Xenophon war die allzu grosse und aus allzu verschiedenen Elementen gebildete Satrapie in drei Bezirke geteilt worden, hellespontisches Phrygien, Grossphrygien und eigentliches Kappadokien; letzteres umfasste nunmehr ausser dem Irisgebiete das ganze Land bis an den Tauros, welcher von Kilikien abgetrennt worden war. Zur Zeit des Durchzuges der Zehntausend reichte die kappadokische Satrapie nicht mehr ans Meer. Gegen die Mitte der Regierung des Artaxerxes Mnemon wurde indessen die Herrschaft des Grosskönigs durch einen geschickten und thatkräftigen Satrapen, Datames wieder hergestellt. Die angebliche Teilung Kappadokiens hält Reinach für eine gelehrte Annahme Strabons, wodurch das Entstehen der beiden Königreiche erklärt werden soll. Vor dem Eroberungszuge Alexanders war Kappadokien, das als Verbindungsland zwischen Hochasien und den glanzvollen ägäischen Provinzen eine hohe Wichtigkeit für den Grosskönig besass, immer noch eine der ruhigsten und treuesten Provinzen des Achämenidenreiches. Es bestanden in Kappadokien die Anfänge eines Feudalsystems und ein sehr entwickeltes Sklavenwesen. Dieses System wurde von den Persern folgerichtig erweitert und auf die Spitze getrieben. Der gesamte Grundbesitz scheint an Edle und Priester verteilt worden zu sein, die grösstenteils aus Iran eingewandert waren; das Land bedeckte sich mit festen Schlössern, welche gleichzeitig als königliche Zwingburgen und herrschaftliche Wohnsitze dienten. Cornelius Nepos nennt in der Lebensbeschreibung des Datames wiederholt die Kastelle Kappadokiens. Viele der von Strabo angeführten dürften aus dieser Zeit stammen. (XII, 2, 7.)

Die grossen Kirchengüter hebt der kappadokische Geograph mehrmals hervor; aus dem ehemals freien Grundbesitzer wurde ein an die Scholle geknechteter Leibeigener. Neben dem Schlosse erhob sich der Tempel; denn obwohl die Perser der kappadokischen Religion die weitgehendste Duldung entgegenbrachten und sogar die Priester der grossen Kultusstätten in ungestörtem Besitze ihrer erblichen Ämter, ihres königlichen Ansehens und ihrer zahlreichen Hierodulen (Tempeldienerinnen) beliessen, stellten sie doch Altar gegen Altar auf. Überall entstanden Magiergenossenschaften und geheiligte Stätten, die dem Dienste des Ormuzd geweiht waren. Aus dieser Zeit erkläre ich mir schon die Entstehung der zahlreichen Höhenhöhlen, die das Auge des Wanderers in oft unersteiglich scheinenden Spitzen der Berge überraschen. Der Feuerdienst und das Opfer, das der aufgehenden Sonne in erhabener Bergeshöhe vom Priester gebracht wurde, forderte naturnotwendig Schutz und Schirm für den Opferer und seine Ministranten gegen die Unbilden von Wind und Wetter, Aufbewahrungsorte für die heiligen Geräte, für Nahrung, Wohnung und Brennholz. Nur so kann ich mir beispielsweise die Höhlen

auf der Zinne des Argäus erklären; denn wir dürfen ja noch nicht an Unterkunftsräume im alpinen Sinne denken. Was aber schliesslich am meisten dazu beitrug, die Perserherrschaft volkstümlich zu machen, war die Belebung des Verkehrs zwischen den verschiedenen Provinzen. Zwei grosse Reichsstrassen durchzogen das kappadokische Gebiet, die berühmte Königsstrasse, auf welcher die königlichen Boten verkehrten. Herodot, (I 75 V 52), behauptet, auch die Halysbrücken hätten schon zur Zeit des Krösus bestanden, aber die überwiegende Erzählung *ὁ πολλὸς λόγος Ἑλλήνων* der Griechen war anderer Ansicht.

Die persische Reichsstrasse verband Susa und Ekbatana mit den entfernten Teilen des Reiches. Von Sardes, später von Ephesus aus führte sie über die Flüsse Halys, Euphrat und Tigris, den grossen und kleinen Zab, Gyndes, Choaspes nach Susa. In regelmässigen Entfernungen von 3—5 Parasangen waren Stationen *σταθμοί* eingerichtet, auf denen die königlichen Kouriere die Pferde wechselten; auch pflegte hier der König auf seinen Reisen einzukehren und zu übernachten. Auf den wichtigsten Punkten der Strasse waren Kastelle errichtet und Wachtposten aufgestellt. Die Anlage dieser Strasse war wahrscheinlich das Werk des Darius. Noch heute verkünden zahlreiche tumuli die Richtung der alten Strasse[1]).

Völlig lässt sich das Strassennetz des östlichen Kappadokiens mit unseren jetzigen Hilfsmitteln noch nicht rekonstruieren. Soviel aber lässt sich mit Sicherheit behaupten, dass die Hauptstrasse Cäsarea-Komana-Melitene den Bimboa Dagh nördlich, nicht südlich umgangen hat. Von Süden her vereinigt sich dann bei Ptondaris damit die Strasse, an der Komana lag. Setzt man Komana[2]) im oberen Sarusthal bei der Ausmündung des Yedi-Olukpasses an, so stimmen dann auch die Angaben der Itin. Ant., nach denen Komana ungefähr 150 Milien (= ca. 220 km) von Melitene entfernt war[3]).

Die zweite, südlicher gelegene Heeresstrasse, in Xenophons Anabasis (1, 2, 20,) welcher der jüngere Cyrus folgte und eine (von Coropassus in Lykaonien bis Garsaura, einem Städtchen an der Grenze von Kappadokien 120 Stadien durch Soandus und Sadakora 680 nach Mazaka der Hauptstadt führende) Verbindungsstrasse nach Artemidorus bei Strabon (14, 2. 29) sicherten dem Lande den raschesten Verkehr in Kriegs- und Friedenszeit.

Befestigte Brücken führten über den Halys, und zu jener Zeit waren jedenfalls bereits die grossen Verkehrsadern durch Strassen zweiten Ranges

---

[1]) Vgl. J. G. C. Anderson, Excursus. The Royal Road. Journ. of Hell. Stud. 1897. XVII. p. 41 f. und Wilhelm Götz, die persische Reichsstrasse, und sein Buch »Verkehrswege im Dienste des Welthandels Stuttgart 1888«.

[2]) Komana hat N. Karolidis (Athen 1882 Τὰ Κόμανα καὶ τὰ ἐρείπια αὐτῶν) ebenfalls in das Thal des Saros nach Sardere verlegt.

[3]) Walter Ruge, Strassen im östlichen Kappadokien, Philol. hist. Beiträge Curt Wachsmuth z. 60. Geb. T. Lpz. 1897, p. 31.

verbunden, an deren Kreuzungspunkte Mazaka (Cäsarea), die Hauptstadt der Satrapie, lag. Für die Halysbrücken und ihre Führung gewinnen wir einen Anhalt an den heute noch bestehenden Steinbrücken von Kessyk Köprü und Tscheshme Köprü, an der grossen, von uns entdeckten Brückenruine von Raschid Béï Köi und endlich an den zwei grossen, vielbenutzten Halysfurten von Arebsun, Tschykyn-Aghyl und Yaghdschy.

Denn wenn etwas in dem stationären Orient fest erstarrt ist, so sind es gerade die Verkehrswege, die immer wieder in den alten ausgetretenen Geleisen sich bewegten. Erst der moderne Strassenbau europäischer Ingenieure und der technisch ganz anders geartete Eisenbahnbau hat hier Wandel geschaffen. Er dürfte in der Folge ganz natürlich auch das Strassenzufahrtsnetz verändern. Aber einstweilen folgt noch immer Kamel, Pferd, Esel und Wagen den gleichen Pfaden wie vor Jahrhunderten. Die Trümmer alter Herbergen, Meilensteine, Spähhügel und Brückenköpfe weisen scharf die Richtung.

Der Sturz des Achämenidenreiches wurde in Kappadokien als ein plötzlich hereinbrechendes Unheil empfunden und die makedonische Eroberung rief nur mässige Begeisterung wach. Bei diesen halbbarbarischen oder an die Knechtschaft gewöhnten Völkern konnte von eigentlichem Nationalgefühl keine Rede sein; an seiner Stelle finden wir bei den einen einen mächtigen Hang zur Isolierung und zu den alten Bräuchen, bei den andern eine Art abergläubischer Verehrung für den römischen Fremdherrscher, ohne welchen sie ihren Halt verloren zu haben schienen. Die Kappadoker des Iris sowohl, als die des Halys brauchten zum Ersatz für die Achämeniden-Dynastie eigene, aber persischen Geschlechtern entsprossene Herrscher.

Für die Geschichte Kappadokiens in persischer Zeit fliessen unsere Quellen sehr spärlich. Es muss uns also willkommen sein, dass Photius in seiner Exzerptensammlung uns aus dem 31. Buche des Diodor ein Verzeichnis der kappadokischen Könige von der ältesten Zeit bis in den Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. erhalten hat. Dasselbe zerfällt in zwei sich scharf von einander abhebende Teile: Die Scheidung wird bewirkt durch den Zug Alexanders des Grossen und durch die Herrschaft seiner Nachfolger in Kleinasien. Die Ereignisse nach 300 sind auch sonst bezeugt und dadurch als historisch gesichert. Ganz anders jedoch verhält es sich mit der älteren Geschichte. Für die Perserzeit werden Könige von Kappadokien in keinem anderen Geschichtswerke ausser bei Diodor genannt. Denn die Kyrupädie des Xenophon ist natürlich nicht unter die Geschichtswerke zu rechnen. Buchholz kommt im Unterschied zu Th. Reinach zu folgenden Schlüssen[1]):

[1]) Die Liste der kappadokischen Könige bei Diodor (v. Adolf Buchholz in Lpz. in C. Wachsmuth Grat. Schr. 1897).

11*

Als die Perser das reiche und mächtige Land des Krösus erobert hatten, liessen sie es ungeteilt als Satrapie bestehen und gaben es in die Hände eines Satrapen. Und das armselige Ländchen Kappadokien hätten sie, wie Strabo (12, 1, 4) will, in zwei Provinzen scheiden sollen? Die von Diodor genannten Ahnen der kappadokischen Könige sind Satrapen von Gesamtkappadokien (mit Pontus). Der älteste Statthalter, dessen der Verfasser der Liste habhaft werden konnte, war Pharnakes, der mit der Atossa, der Schwester von Kyros des Aelteren Vater Kambyses, verheiratet war. Die Königsliste bis zu »König Anaphas« scheint aus Ktesias geflossen zu sein. Dann folgt eine Lücke der Satrapen bis Datames. Mit Ariamnes tritt in der Liste insofern eine Wendung ein, als von nun an die Namen auftauchen, die im kappadokischen Königshause üblich waren: Ariamnes und Ariarathes. Wir haben es bei Ariamnes sicher mit einer historischen Persönlichkeit zu thun, und zwar, wie der Name zeigt, aus dem Hause der späteren Könige. Nur hat der Verfasser die 50 jährige Regierungszeit erfunden, um die Lücke nach dem Tode des Datames 362 und dem Erscheinen Alexanders des Grossen auszufüllen. Dann haben wir keinen Grund, zu zweifeln, das Ariamnes wirklich der Vater des Ariarathes ist, als welcher er in der Liste genannt wird. Wir wissen ferner, dass Ariarathes Statthalter war, als Alexander gegen das Perserreich zog. Er blieb auf Seiten der Perser (Diod. 18, 16) und ist sicher eine Reihe von Jahren selbständiger Herrscher von Kappadokien gewesen. Er fiel als *δυνάστης* im Kampfe gegen Perdikkas. Sein Adoptivsohn kehrt 301 aus Armenien zurück *καὶ τὴν οἰκείαν ἀρχὴν ἀνεκτήσατο* und vertreibt mit Hilfe der armenischen Fürsten die Makedonier. Doch behält er nur den südlichen Teil; denn im nördlichen hatte schon zur selben Zeit Mithridates Ktistes den Grund zum Königreich Pontus gelegt.

Ausserordentlich liebevoll und eingehend hat Th. Reinach die Naturschätze des pontischen Landes geschildert, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, doch genügt hier soviel zu bemerken, dass der Pontus noch heutzutage nicht nur klimatisch, sondern auch durch seine Ertragsfähigkeit vor dem Binnenland begünstigt ist.

Viel gestritten hat man sich über die Abstammung und ethnographische Zugehörigkeit der Kappadoker. Mögen sie Arier oder Semiten oder keines von beiden sein, viele ihrer Kulturbräuche, wie die Beschneidung, das Verbot des Genusses von Schweinefleisch und die rituelle Prostitution weisen auf semitische Züge hin; jedenfalls sind die Kappadoker in hohem Grade ein Mischvolk, wie wir in dem Kapitel über die Bevölkerung Kleinasiens gezeigt zu haben glauben. Die Kappadoker genossen in Griechenland kaum eines besseren Rufes als ihre paphlagonischen Nachbarn; *τρία Κάππα Κάκιστα, Κρῆτες, Καππαδόκες Κίλικες* oder *Κᾶρες*. Bei den Reisenden des Altertums erweckten die Kappadoker den Ein-

druck eines leibeigenen Bauernvolkes, von blöden Leuten ohne jegliche Kultur. Lukian (Alexandros) nennt die Paphlagonier und Pontiker *παχεῖς καὶ ἀπαίδευτοι*, dick und ungebildet. Diese Beobachtung machten auch wir besonders an den derben und unschönen christlichen Frauen von Newscheher, denen, wie im ganzen Lande, die osmanische Bevölkerung körperlich vorteilhaft gegenüberstand. Plump und dick erwiesen sich diese durch zu frühe Arbeit gealterten Frauen der bedrängten christlichen Bevölkerung fast überall, nur die Armenierinnen zeigten oft die schönen Züge ihrer türkischen Nachbarn und Nachbarinnen. Der kappadokische Sklave war auf den griechischen Märkten recht zahlreich vertreten, aber



Abb. 20.
Wassermühle am linken Halysufer oberhalb der Tschok Göz Brücke.

sein Geldwert war nur gering, denn er war ungeschlacht und roh und höchstens als Sänftenträger zu verwenden (Const. Porpyrog. de themat. I p. 21, Bonn). Ihr Landsmann Strabo allerdings unterscheidet sie ob ihres regen Fleisses und ihrer Kenntnis des Griechischen sorgfältig von den »Barbaren« des Paryadres (XII, 3, 31), aber die Autoren, welche keine derartige Rücksicht walten zu lassen brauchten, sprechen mit Hohn von ihrem rohen Aberglauben und ihren geräuschvollen Gelagen, wo sie, mit wildem Reblaub bekränzt, sich dem Gesange und Trunke ergaben und die Köpfe rasch in Hitze gerieten (Plinius 27, 4, 8).

Von jeher blühte der Ackerbau. Der kappadokische Landmann hatte gelernt, sein Getreide in sogenannten Silos, langen, strohbelegten und luftdicht verschlossenen Gängen aufzubewahren, wo der Weizen sich

50 Jahre, die Hirse ein Jahrhundert lang hielt. Ausser der alten Handmühle gab es Wassermühlen (Abb. 19 S. 165). Seltsam, wie konstant sich diese heimischen Gebräuche hielten. In all den Orten, wo wir die Höhlen besichtigen konnten, schon von Melegob bis an den Halys nach Arebsun, Tschât, Tatlar, Matschan und Ürgüb, wo die Bauern ihre Höhlen als Getreide- und Heumagazine benutzten, machte man uns wiederholt die Bemerkung, wie wunderbar die trockene Wand das Getreide zu konservieren im Stande sei, dass es nach »30 und mehr Jahren noch keimfähig bleibe«. Varro de re rustica 1, 57, 2, Plinius XVIII 30, 306 und Theophrast hist. plant. VIII 11, 5 haben uns von diesen Getreidespeichern erzählt, Theophrast erwähnt, dass in Petra (oder Pteria?) in Kappadokien das Korn noch nach 60 oder 70 Jahren zur Nahrung, nach 40 Jahren noch zur Saat dienen konnte.

Kappadokien, im engeren Sinne, so wurde gemeinhin das Reich der Ariarathiden genannt, besass mit Ausnahme der Nordseite überall natürliche Grenzen, und zwar im Osten den Euphrat, im Süden den Taurus, im Westen die lykaonische Steppe. Dieses mit dem Pontus gleichaltrige Reich war auf ähnliche Weise gross geworden, nämlich erst durch Verwendung von gallischen Söldnern und dann durch Verbindung mit den Seleuziden, welches Band mehrfach durch Verheiratung gefestigt wurde. Die Ariarathiden oder Könige von Kappadokien gehörten stets zu den treuesten Bundesgenossen des Antiochus und der Galater in deren Kampf gegen Rom. Als dann ihre Verbündeten beide vernichtet waren, beugten sie sich vor der Macht und vertauschten ihr früheres Bündnis bieder und ehrlich mit der Klientel Roms und dem guten Einvernehmen mit Pergamon. Trotz mannigfacher bitterer Erfahrungen, trotz fortgesetzter Plackereien seitens des Pontus, Kleinarmeniens und der Galater, trotz des mitunter cynisch zu tage tretenden römischen Undanks, blieb Kappadokien der einmal eingeschlagenen Richtung beharrlich getreu und erhob sich damit zeitweise zum ersten Rang unter den asiatischen Kleinstaaten.

Wie bei allen nicht im Brennpunkte des Weltverkehrs gelegenen Völkern beobachten wir auch bei den alten und neuen Kappadokern einen streng konservativen Zug. Nur ungern übernehmen oder verlassen sie die uralten heidnischen Gebräuche, nur ungern die altpersische Religion, nur ungern die griechisch-römische Kultur, das Christentum und den Arianismus, wie wir in der Folge sehen werden.

Der fünfte kappadokische König, Ariarathes Eusebes Philepator, war ein wirklich edler Herrscher, dessen wachsame, feste und uneigennützige Haltung den Nachbarn Ehrfurcht gebot und den kappadokischen Einfluss bis an die Ufer des Tigris und die Gestade der Propontis trug. Freilich nach seinem Tode 130 v. Chr. begannen schon die Wirren, in denen Kappadokiens Unabhängigkeit ganz verloren gehen sollte. Schon seine

Witwe Nysa räumte ihre fünf Söhne, welche ihr zu rasch heranwuchsen, aus dem Wege.

Von Steppen und Gebirgen ringsum eingeschlossen, abseits vom Meere gelegen, aber dafür allerseits bedeckt mit festen Zwingburgen, war Kappadokien derjenige Teil Kleinasiens gewesen, der sich zuletzt der *griechischen* Kultur und dem Städtewesen eröffnete. Beide wurden durch Ariarathes V. eingeführt. Dieser Fürst war während seiner stürmischen Jugend weit herumgekommen, er hatte Italien besucht und Griechenland, wo er das athenische Bürgerrecht erwarb und sich mit dem Philosophen Karneades eng befreundete; er berief an seinen Hof griechische Künstler und Litteraten und schuf aus den beiden grössten Ortschaften seines Reiches, Mazaka und Tyana, Städte nach griechischem Muster, deren erstere sogar die Gesetze des Charondas annahm. Aber mit der griechischen Kultur zog auch sofort griechisches Laster in Kappadokien ein. Der Usurpator Orophernes, ein angeblicher Bruder des Ariarathes brachte von Priene, wo er aufgewachsen war, jonische Verweichlichung, den Sinn für endlose Festgelage und schamlose Schaustellungen mit. Diese Auswüchse des im Niedergange begriffenen Hellenismus wurden in Kappadokien rasch heimisch und so lernte der kappadokische Adel die Fäulnis vor der Reife kennen. Ueber diesen, der den König fast an Reichtum überragte, spricht Cicero ad Att. 6, 1, 3 amici regis duo tresve perdivites sunt; sed ii suum tam diligenter tenent quam ego aut tu. Bekannt ist der Vers des Horatius (Ep. 1, 39) Mancipiis locuples eget aeris Cappadocum rex. »An Sklaven zwar reich, hat er selbst kein Geld, der Kappadokerkönig.« Als die Herrschaft des grossen Mithradatesund seine pontisch-armenischen Kriege mit den Römern einem Meteor gleich verzogen waren, da fiel ganz Vorderasien an die Römer. Es ist klar, dass uns aus dieser Zeit die Quellen über Kappadokien am reichsten fliessen. Das beste[1]) aber bringt immer noch Strabon, obwohl seine Beschreibung fast ein Jahrhundert nach der Zeit des Mithradates liegt. Strabo selber bezeugt, dass noch zu seiner Zeit das Land mit Ruinen und verwüsteten Feldern übersät war, welche aus dem grossen langwierigen Kriege stammten. Uebrigens haben uns die Geschichtschreiber die Erinnerung an das Entzücken bewahrt, welches die römischen Heere ergriff, als sie im Jahre 72 aus der dürren galatischen Steppe in die grünenden Gefilde des Pontus eindrangen, wo sich Dorf an Dorf drängte und wo Vieh, Sklaven, Kleider in solcher Fülle zu haben waren, dass die überglücklichen Legionssoldaten ihre Beute nicht mehr los zu werden wussten (Appian. Mith. 78. Plutarch

[1]) Ramsay, der moderne Strabo Kleinasiens sagt von seinem grossen Vorgänger: »my general impression with regard to Strabos account of Asia Minor is, as that is a rule: his brief descriptions are marvellously accurate, and to the eye-witness, marvellously lucid.«

Lucull. 14). Das Pferd wurde so ziemlich allerorts gezüchtet, wie heutzutage, hauptsächlich aber auf der Hochebene von Kleinarmenien; übrigens war die pontische Rasse weniger geschätzt als die kappadokische. Das gleiche berichten uns die christlichen Kirchenväter, wie wir später sehen werden. Alkiphron Ep 2, 2, 5 und Julian Ep. 3, 2 betrachteten den Kappadokier als das Urbild des Barbaren. Derselben Differenz der Anschauung und Wertschätzung der Kappadoker begegnen wir in christlicher Zeit zwischen den einheimischen Kirchenvätern und dem fernerstehenden Isidor von Pelusium. Dabei hörten die Räubereien im Lande nie auf, und Händel und Totschlag waren an der Tagesordnung. Wie man heutzutage vom Land der tausend Höhlen spricht, so hiess ein Gebiet in der Nähe von Amaseia das Tausenddörferland (Chiliokomon) bei Strabo XII, 3, 39, und auf einem einzigen Raubzuge jenseits des Halys zerstörte Murena 500 Dörfer (Appian. Mithr. 65). Wie heutzutage noch Newscheher, Arebsun, Ürgüb, hatten sich einzelne dieser Ortschaften um einen als Citadelle dienenden Felsen gebildet (Kabeira, Amaseia) oder um gefeierte Heiligtümer, unter deren Schutz die Märkte und Ansiedler standen. (Zela, Komana).

Das binnenländische Kappadokien war seit der Einrichtung der Provinzen Pontus und Syrien in römischer Gewalt; im Jahre 17 n. Chr. kam die längst beschlossene Einziehung des Königreichs Kappadokien zur Ausführung: Der alte Archelaos, der dort seit dem Jahre 36 v. Chr. den Thron einnahm, ward nach Rom berufen und ihm angekündigt, dass er aufgehört habe, zu regieren. Der Hof und was unmittelbar damit zusammenhing, sagt Mommsen, Römische Geschichte, V, 306, hatte sich hellenisiert, etwa so wie die deutschen Höfe des 18. Jahrhunderts sich dem französischen Wesen zuwandten. Die Hauptstadt Caesarea, das alte Mazaka, gleich dem phrygischen Apamea eine Zwischenstelle des grossen Verkehrs zwischen den Häfen der Westküste und den Euphratländern und in römischer Zeit wie noch heute eine der blühendsten Handelsstädte Kleinasiens, war auf Pompejus Veranlassung nach dem mithradatischen Kriege nicht blos wieder aufgebaut, sondern wahrscheinlich damals auch mit Stadtrecht nach griechischer Art ausgestattet worden. Späterhin erhielt ausser Tyana noch das kappadokische Dorf von Kaiser Marcus, in dem seine Gemahlin gestorben war, als Faustinopolis griechische Stadtrechte. Griechisch freilich sprachen die Kappadokier jetzt; aber die Studierenden aus Kappadokien hatten auswärts viel zu leiden wegen ihres groben Accents und ihrer Fehler in Aussprache und Betonung, und wenn sie attisch reden lernten, fanden die Landsleute ihre Sprache affektiert. Pausanias aus Cäsarea rückt bei Philostratus, vitae sophist. 2, 13, dem Herodes Attikus seine Fehler vor und nennt ihn von schwerer Zunge, wie es bei den Kappadokern üblich, indem er die Konsonanten ineinander

schleife, die Längen kurz und die Kürzen lang spreche. Erst in der christlichen Zeit geben die Studiengenossen des Kaisers Julian, Gregorios von Nazianz und Basilios von Cäsarea, dem kappadokischen Namen einen besseren Klang. Die einzigen kappadokischen Denkmäler, welche etwa auf die mithradatische Epoche zurückgeführt werden können, sind Felsengräber mit übrigens ganz hellenischem Zierrat. Eines der wichtigsten Anzeichen für die Fortschritte, welche griechischer Geist und griechische Sprache im Lande gemacht hatten, ist schliesslich der Umstand, dass unter der Herrschaft des Mithradates mehrere Ortschaften des Binnenlandes, Komana, Gaziura, Kabeira, Pimolisa, Talaura, ganz abgesehen von Amaseia und Laodikeia, Kupfermünzen mit griechischen Umschriften und Typen prägten, welche meist dem Perseusmythus entlehnt waren. Betrachten wir das Land zur römischen Zeit in kultureller Beziehung, so treten zwei Thatsachen markant hervor, das Eindringen des Christentums und die Beraubung und Zerstörung der antiken Denkmäler.

Die Topographie des alten Kappadokien gehört infolge dessen zu den schwierigsten Aufgaben der kleinasiatischen Geographie. Schon Mordtmann, der Begleiter Barths, hat sich eifrig darum bemüht und manches beachtenswerte zu Tage gefördert. Wir begnügen uns an dieser Stelle damit, diejenigen Orte, welche bei Strabo oder den Kirchenvätern vorkommen oder auf unserer eigenen Route liegen, gelegentlich zu beleuchten.

Ausführlich hat darüber Ramsay in seiner historical Geography of Asia Minor[1]) gehandelt und Hogarth, mod. and ancient roads in East. A. M. 1893 Lond. R. G. S. III. 643. Aber es bleibt immer noch ein gutes Stück Arbeit übrig, ehe das Netz geschlossen. Inwieweit unsere Route in der Lage ist, das Material zu mehren und zu lichten, muss der Zukunft überlassen bleiben. Jedenfalls muss die Aufhellung der topographischen Schwierigkeiten nicht nur auf die Historiker sich stützen, sondern Hand in Hand gehen mit der Sammlung aller Sprachreste aus dem alten Kappadokien. Dazu ist aber jetzt noch kaum der Anfang gemacht. Strabo XII, selbst ein Kappadokier, betont wiederholt das Vorhandensein der kappadokischen Sprache. *Auch Kappadokien ist in viele Teile gesondert und hat mancherlei Veränderungen erlitten. Diejenigen besonders, welche einerlei Sprache reden, werden im Süden vom sogenannten Cilicischen Taurus begrenzt, gegen Osten von Armenien und Kolchis und den zwischenliegenden Völkern*

---

[1]) J. Anderson, the road-system of Eastern Asia Minor with the evidence of Bysantine compaigns. J. of Hell. Stud. 1897 p. 22 ff. At every period in the history of Asia Minor the most important roads from the west converged towards Cäsareia-Mazaka (Kaisariye), which in later times became the metropolis of Cappadocia, and radiated thence towards east and south. Sebasteia-Siwas forms another centre only second in importance to Cäsareia; and the entire road system of Eastern Asia Minor is most easily described and most clearly understood by taking these two cities as the starting-points.

verschiedener Sprachen[1]*; gegen Norden vom Euxinus bis an die Mündung des Halys, und gegen Abend von dem Volke der Paphlagonen und Galater, die sich in Phrygien niedergelassen haben, bis zu den Lykaonen und Ciliciern, welche das rauhe Cilicien bewohnen. Unter denen, welche dieselbe Sprache reden, sind die Cataonen von den Alten als ein abgesondertes, von den Kappadokern verschiedenes Volk betrachtet worden, und in der Aufzählung der Völker setzte man nach Kappadokien Kataonien, dann den Euphrat und die Völker jenseits, so dass man auch Melitene zu Kataonien rechnete, das zwischen diesem und dem Euphrat liegt und an Kommagene stösst. Melitene ist aber der zehnte Teil von Kappadokien, nach der Einteilung des Landes in zehn Statthalterschaften. So haben nämlich in neuerer Zeit die Könige vor Archelaus das Reich von Kappadokien eingeteilt, und Melitene nebst Kataonien*[2] *ist einer dieser zehn Teile. Zu meiner Zeit (63 v. bis 19 n. Chr.) hatte jedes von beiden seinen eigenen Statthalter. Da aber weder in der Sprache, noch in den Gebräuchen irgend ein Unterschied zwischen den Kappadokern und ihnen stattfindet, so sind auf eine auffallende Weise die Spuren ihrer Stammesverschiedenheit ganz und gar verschwunden. Zwar waren sie getrennt; doch wurden sie von Ariarathes, dem ersten König von Kappadokien, seinem Reiche einverleibt.* Die historische Entwicklung seines Vaterlandes in seiner Zeit schildert uns Strabo folgendermassen. *Die Makedonier, welche Kappadokien von den Persern in zwei Satrapien geteilt fanden, liessen es teils gern, teils ungern zu, dass sich die Satrapien in Königreiche verwandelten, von denen man eines das eigentliche Kappadokien, auch am Taurus, auch Grosskappadokien nannte; das andere Pontus, auch Kappadokien am Pontus. Von Gross-Kappadokien wissen wir die jetzige Einteilung noch nicht; denn nach dem Tode des Königs Archelaus beschloss der Kaiser (Tiberius) und der Senat, dass es eine Römische Provinz sein sollte. Unter Archelaus und dessen Vorgängern war das Land*[3] *(wie schon gesagt) in zehn Statthalterschaften geteilt, unter denen die am Taurus gelegenen fünf: Melitene, Kataonia, Cilicia, Tyanitis und Garsauritis; die übrigen fünf: Laviansene, Sargarausene, Saravene, Chamanene, Morimene. Zu dem Lande unter den Königen vor Archelaus fügten die Römer noch eine elfte Statthalterschaft, von Cilicien die Gegend um Kastabala und Kybistra bis nach Derbe, das dem Räuber Antipater gehörte. Dem Archelaus aber gaben sie auch das rauhe Cilicien um Eläusa*

[1]) Diese sprachlichen Schwierigkeiten hat schon Karolidis in den öfter citierten Γλωσσάριον συγκριτ. Ἑλληνοκαππαδοκικῶν λέξεων, Smyrna 1885, auseinander zu legen versucht, indem er eine starke Mischung mit armenischen Elementen annimmt. Mit Glück zieht er auch des Basilius Schrift an, worin der Heilige bestätigt, dass noch zu seinen Tagen die kappadokische Sprache lebte (πρὸς τοὺς λέγοντας μὴ συναριθμεῖσθαι κτλ.) οὐδὲ δυνατὸν ἑτέρως εἰπεῖν τῇ ἐγχωρίῳ φωνῇ (τῇ Ἀραμαϊκῇ) κἂν ἐθέλωσιν κ. τ. λ.

[2]) Kataonien war ein Teil Kilikiens, wie wir aus Herodot (1, 72 und 5, 52) wissen.

[3]) Ramsay folgt dieser Einteilung des Strabo im Gegensatz zu Ptolemäus und Kiepert (p. 283 a. a. O.).

und alle Orte der Seeräuber. Im Antitaurus sind tiefe und enge Thäler, in welchen auch Komana liegt und der Tempel der Enyo, den sie Tempel der Ma[1]) *nennen. Die Stadt ist beträchtlich gross. Den grössten Teil ihrer Bevölkerung aber bilden Begeisterte und die Tempeldiener. Die Einwohner sind Kataonier und stehen zwar unter dem König, sind aber mehr dem Oberpriester gehorsam. Dies ist der Herr des Tempels und der Tempeldiener, deren bei meiner Anwesenheit mehr als 6000 waren, Männer und Weiber. Um den Tempel herum liegt viel Land, dessen Ertrag der Priester bezieht, dieser ist bei den Kappadokern der zweite nach dem König; grösstenteils waren die Könige und die Priester aus demselben Geschlecht. Den Dienst der Artemis Tauropolos scheint Orestes mit seiner Schwester Iphigenia von dem Taurischen Skythien hierher gebracht zu haben. Jener soll auch hier sein Trauerhaar* (*κόμη*) *abgelegt haben, wodurch die Stadt den Namen erhielt. Durch diese Stadt fliesst der Strom Sarus* (jetzt Seihan), *der durch die Thalschluchten des Taurus zu den Ebenen Ciliciens hindurchbricht und in das angrenzende Meer fällt.*

Den dritten Rang hat die Priesterwürde bei dem Tempel des Jupiter, genannt Bagaios, nicht geringer als jene und ebenso merkwürdig[2]). *Hier ist ein Teich von Salzwasser, an Umfang wie ein beträchtlicher Landsee, eingeschlossen von hohen, steilen Ufern, so dass man durch Treppen hinabkommt; das Wasser soll sich weder vermehren, noch irgendwo einen sichtbaren Abfluss haben*[3]). *Eine Stadt aber hat weder die Ebene von Kataonien, noch Melitene, aber feste Castelle auf den Bergen, Azamora und Dastarkum, welches von dem Flusse Karmalus umgeben wird.* (Die Lage von Azamora ist zweifelhaft zwischen Kataonien und Melitene, Dastarkum wird von Ramsay am Fluss Samanti-su bei Ekrek gesucht.) *Es enthält auch den Tempel*

---

[1]) So lese ich mit Kramer, Grosskurd und Levidis, (a. a. O.) der dem Μήν Φαρνάκου, der Göttin Μᾶ und Ἀναΐτις mehrere Kapitel gewidmet hat.

[2]) Ich kann hier keine Lücke (wie Grosskurd) und keine Schwierigkeit finden, wenn ich genau den Worten Strabos folgend als die erste die Königswürde, als die zweite die des Priesters von Komana und als die dritte die des Zeus Bagaios zähle. Kühner erscheint meine Konjektur Bagaie Βαγαίῃ statt Δακίῃ. Baga ist das altpersische Wort für Gott (vgl. Ramsay A. M. 347), im Phrygischen heisst Zeus Bagaios ein phrygischer Himmelsgott, den die Griechen mit Zeus identifizierten und bald als Zeus Φρύγιος [Hesychius, μάταιος, μέγας, πολύς, ταχύς. Ahrens dial 2 p. 567 stellt es neben Μαζεύς, wofür die gleich folgende Glosse ΒΑΓΟΣ · κλάσμα ἄρτου . . . μάζης sprechen würde. Vgl. auch die lydische Stadt Βάγαι oder Βάγις, (Hierocles p. 671], bald als Zeus Βαγαῖος (Anon. Ambros. 22. Laur. 1, 18 = Schoell-Studemund, Anecdota 2, 265, 266) verehrten. Der Stamm ist derselbe wie sanskr. bhagas, pers. baga, slav. bogu = Brotherr, Herr. Vgl. Ed. Meyer Gesch. d. A. 1, 304 § 254. Curtius Grundz.[5] 297. Preller, Griech. Myth.[4] 1, 646 (Jessen). Bazis bei Ptolemäus liegt in der Tyanitis und ist der Sitz des Zeus Asmabaios bei Tyana (oder Asbamaeus, Philostr. vita Apoll. 1, 4 und Ammian, 23, 6).

[3]) Die Existenz des Teiches in dieser Gegend mit aufsprudelndem brakischen Wasser hat uns Mr. Faoul in Talas bestätigt und ist von Wilson (Murrays Asia Minor 1895 p. 166) ausführlich beschrieben.

des Kataonischen Apollo, der in ganz Kataonien im Ansehen steht und den sie auch zum Muster nahmen. Ebensowenig haben auch die anderen Statthalterschaften Städte, ausgenommen zwei. In der Provinz Sargarausene ist das Städtchen Herpa und der Fluss Carmalus, der ebenfalls nach Cilicien fliesst. (Erpa setzt Ramsay an die Strasse von Cäsarea nach Melitene und den Karmalus nimmt er als Samanti Su.) *In einer der übrigen ist Argus, ein festes Castell am Taurus, und Nora, jetzt Neroassus, wo Eumenes eine lange Belagerung aushielt. In der neuesten Zeit bewahrte daselbst Sisinnus seine Schätze, der auf die Herrschaft von Kappadokien Absichten hatte. Ihm gehörte auch Kadena, seine Residenz, die das Ansehen einer Stadt hat.* Ramsay setzt Kadena an die Westgrenze, nach Chamamene, ebenso Nora und Argos, ein Paar Festungen, Nora nördlicher als Argos an den Hängen des Ekedjik Dagh oder bei Halva-Dere am Hassan Dagh. Die Doppelnamen beweisen oft die Gräzisierung aus dem altkappadokischen Wort. Das Fehlen von Städten lässt schon für die damalige Zeit auf die ausgiebige Benutzung der Höhlenquartiere schliessen[1]).

Auf der Lykaonischen Grenze liegt Garsaura, eine dorfähnliche Stadt (heutzutage heissen noch alle Städte Kappadokiens bei den Griechen *Κωμοπόλεις*, Dorfstädte), *die aber einst die Hauptstadt des Landes gewesen sein soll.* Garsaura ist der alte Name für Archelais, das heutige Akseraï, nach Ramsays überzeugender Beweisführung, p. 284. *In Morimene ist der Tempel des Zeus von Venasa, mit einem Ort von ungefähr 3000 Tempeldienern und einer sehr fruchtbaren Gegend, die dem Priester jährlich 15 Talente* (ca. 50 000 M.) *einbringt. Auch dieser ist lebenslänglich Priester, wie der in Komana und hat nach diesem den zweiten Rang*[2]). Venasa gilt nach der sehr ansprechenden Erzählung Ramsays, wonach der rebellische Glyzerius von Venasa vor dem Zorne des hl. Basilius nach Nazianzos floh, als die Ebene von Melegob, wo wir in Hassanköi und Tyrkan (*Τροχός* und *Ναξός*) eine Menge von Höhlen fanden.

Nur zwei Statthalterschaften haben Städte, nämlich Tyanitis, Tyana am Fusse des Taurus bei den Cilicischen Pässen, wo der leichteste und gewöhnlichste Uebergang nach Cilicien und Syrien ist. Die Landschaft heisst auch Eusebia am Taurus, ist fruchtbar und grösstenteils eben. Tyana liegt auf dem Wall der Semiramis und ist gut befestigt. Genau diesen Weg über den Taurus waren auch wir nach Nigde, der heutigen Provinzialhauptstadt,

[1]) Selbst in späterer Zeit werden nur wenig Städte genannt. Hieroclis Synecdemus 396 λς' Ἐπαρχία Καππαδοκίας α' ὑπὸ κονσουλάριον, πόλεις δ', Καισάρεια, Νύσσα, τὰ Θέρμα, Ρεγεποδανδός. λζ' Ἐπαρχία Καππαδοκίας β' ὑπὸ ἡγεμόνα, πόλεις η', Τύανα, Φαυστινούπολις, Κύβιστρα, Ναζιαζός, Σάσιμα, Παρνασός Ῥεγεδόαρα, Ῥεγεμουκισός. Corp. script. hist. byzant. ed. Niebuhr, Vol. XIII Const. Porphyrog. Bonn. 1840.

[2]) Also nach unserer Deutung denselben (nach dem König, dritten) Rang, wie der hohe Priester von Tyana.

gekommen und konnten die Fruchtbarkeit der Ebene bestätigen. Kis oder Kilisa Hissar bezeichnet die Trümmer des ehemals grossen Tyana, dessen Erbschaft jetzt Nigde angetreten hat; bei Xenophon hiess es Dana, später Eusebeia und Colonia Antonina. Was Strabo mit dem Walle der Semiramis besagen will, ist nicht sofort klar, doch erinnere ich mich, als wir von Kilisse Hissar wegritten, zur Linken eine mächtige wallähnliche Erhebung gesehen zu haben, auf der die Trümmer des alten Tyana liegen sollten. Die Stelle von dem Wall der Semiramis erklärt ausserdem Strabo selbst im 16. Buch: *„Ninos und Semiramis beherrschten ganz Asien und von Semiramis zeigt man ausser den Bauwerken in Babylon noch viele andere, fast über die ganze Erde, soweit sie diesem Weltteil angehört; nicht nur jene nach Semiramis genannten Erdhügel und Wallmauern, sondern auch Aufführungen ganzer Festen und Erdgänge in denselben, Wasserleitungen, Bergtreppen, Kanäle an Flüssen und Seen, endlich Landstrassen und Brücken.“* Gemeint sind die Schutthügel der Semiramis in B. XII 7, 7 und 3, 37 und XI 18, 4, auf welchen Tyana und Zela lagen. Ausdrücklich sagt auch Diodor 2, 14 von Semiramis *ἐν δὲ τοῖς πεδίοις ἐποίει χώματα — καὶ καλεῖται Σεμιράμιδος ἔργα.* So werden heutzutage im Orient noch alle grossen Bauten auf die »Genuesen« zurückgeführt.

Nicht weit davon sind auch die Städtchen Kastabala und Kybistra, noch näher am Gebirge. In Kastabala ist der Tempel der Artemis Perasia, wo die Priesterinnen mit blossen Füssen unversehrt über glühende Kohlen gehen sollen, und hierher versetzen auch einige die Geschichte mit Orestes und der Diana Tauropolos. Perasia, die Jenseitige, sei sie genannt worden, weil sie πέραθεν von jenseits herüber gebracht worden sei. Entspricht Kybistra dem heutigen Eregli, so ist Kastabala in dem heutigen Ambararassi anzusetzen. Was Strabo wieder hier von Artemis Tauropolis angibt, ist vielleicht auf ein beliebtes Etymologisieren der Alten hier mit dem nahen Taurus zurückzuführen, die Form Perasia halte ich trotz Grosskurds Verteidigung für verderbt oder missverstanden aus der bekannten in Kappadokien viel verehrten Artemis *Περσία* oder Anahit (*Ἀναῖτις*) vgl. Preller, Gr. Mythol. I 256.

In dem sogenannten Cilicien liegt Mazaca, die Hauptstadt des Landes. Auch sie heisst Eusebia mit dem Beinamen: am Argaeus. Für die Anlage einer Stadt hat Mazaca viel Unbequemes, da ihr Wasser und Befestigungswerke und sogar Mauern aus Nachlässigkeit der Regierung fehlen, die dies vielleicht mit Absicht that, damit die Einwohner nicht auf die Mauer, wie auf eine Schutzwehr trauend, sich dem Raube ergäben, besonders da sie eine mit höherliegenden und dem Geschoss nicht erreichbaren Hügeln durchzogene Ebene bewohnen. So lese ich mit Grosskurd. Es entspricht dies auch der Lage des alten Mazaca in beherrschender Höhe des neuen, welches wieder seine Entstehung den Kirchengründungen des hl. Basilius und der starken

Befestigung durch Justinian in der Ebene unter der alten Stadt (Eskischeher) verdankt. Die Wälle und Mauern der jetzigen Stadt und Citadelle gehen auf Ala-Eddin-Kai Kubad und eine Wiedererneuerung im Jahre 1577 zurück[1]).

Die Gegend um Mazaka ist also in mancher Hinsicht unfruchtbar. Die Könige scheinen es jedoch besonders darum zum Wohnsitz gewählt zu haben, weil es am meisten in der Mitte des Landes liegt und Holz und Steine zum Häuserbau und Gras liefert, dessen sie zur Viehzucht besonders bedurften; denn die Stadt war ihnen gewissermassen ein Lager. Sonstige Sicherheit für sich hatten sie von ihren Leibwachen die sie in den Schlössern hielten, deren es viele giebt und die teils dem Könige, teils seinen Freunden gehören. Ich lese an dieser Stelle ἀσφάλειαν τὴν αὐτῶν ἐκ τῶν σωματοφυλάκων (ἐκ τῶν ἐρυμάτων fehlt in einigen Handschriften) εἶχον τῶν ἐν τοῖς φρουρίοις. Es folgen dann Angaben über die Entfernungen von Mazaka vom Pontus und Taurus und Strabo fährt fort: *Die Mazakener leben nach den Gesetzen des Charondas, indem sie sich einen Gesetzesänger (νομῳδόν) hielten, der ihnen Ausleger der Gesetze ist, wie die Rechtsgelehrten bei den Römern. Sie wurden von dem Armenier Tigranes arg behandelt, als er in Kappadokien einfiel; denn er verpflanzte alle nach Mesopotamien und bevölkerte mit ihnen grösstenteils Tigranocerta. Später aber, nach der Einnahme von Tigranocerta kehrte wieder zurück, wer konnte.* Von den Erzeugnissen Kappadokiens nennt Strabo den sogenannten *Sinopischen Rötel (μίλτος), den besten von allen, dem der Iberische nahe kommt. Er wurde Sinopischer genannt, weil ihn die Kaufleute gewöhnlich dorthin brachten, bevor der Handel der Epheser bis in dieses Land selbst sich erstreckte.* Ich überlasse die Erklärung dieses μίλτος

[1]) Caesarea in Kappadokien, früher Mazaka oder Eusebeia, am Argaios ἡ πρὸς τῷ Ἀργαίῳ, Hauptstadt von Kappadokien in der Landschaft, d. h. praefectura, Cilicia. Der Name Mazaka wurde abgeleitet von Mosoch, dem Stammvater der Kappadokier (Const. Porphyrog. de them. 1 p. 20 Jos. ant. Jud. 1, 125, Philostorg hist. eccl. 9, 12). Eusebeia hiess sie vielleicht auch nach dem auf Münzen genannten Ariarathes Eusebes. Den Namen Caesarea erhielt sie von Tiberius, nachdem dieser 17 n. Chr. Kappadokien zur Provinz gemacht hatte. Ramsays Behauptung (As. Min. 303 ff.), dass die Aenderung auf Claudius zurückgehe, ist direkt nur durch Sozomenos (nicht Sokrates) hist. eccl. 5, 4 und Cassiodor hist. eccl. trip. 6, 4 gestützt; die anderen Beweise sind (nach Ruge und Pauly-Wissowas Real Enc. p. 1289) wohl nicht überzeugend genug, um die entsprechenden Angaben des Altertums zu entkräften (Eutrop. 7, 11, 2; Suid. s. Τιβέριος und Καισάρεια Hieron. chron. p. 147 Schoene). Immerhin ist zu beachten, dass Strabo (12, 538) wohl Kappadokien als Provinz, nicht aber den Namen Caesarea kennt. Nach Sex. Rufus breviar. 11 war es Archelaos, nach Const. Porphyr. de th. 1, 20 ed. Bonn, war es Julius Cäsar, der die Umnennung veranlasste (Hist. bell. Alex. 66, 4. Plin. n. h. 6, 8, Ptol. 5, 6, 15, Itin. Ant. 179, 5. 201. 205 f. 210. 211 ff. 214. Tab. Peut. 10, 2, 3 (Miller), Philostr. vita soph. 2, 13, Amm. Marc. 20, 9, 1, Hierocl. 698, 6, Not. episc. 1, 8 u. a.) Bei der Teilung Kappadokiens der Provinz unter Kaiser Valens blieb Caesarea Metropolis von C. prima (s. oben das Citat aus Hierocles). Dass der Name Μάζακα auch noch später gebraucht wurde, zeigt CIG 4442. Die unbedeutenden Ruinen der Stadt (Eskischehir türkisch oder Zorzat armenisch genannt), liegen südwestlich vom heutigen Kaisarieh, sie sind beschrieben bei Barth, Pet. Mitt. Erg. h. 3, 56.

als Rötel den Ausführungen Grosskurds a. a. O. Kannenberg, Naturschätze Kleinasiens, hat seiner keine Erwähnung gethan. In wiefern der Name des Roten Flusses (Qyzyl Yrmak) damit zusammenhängen könnte, vermag ich nicht zu entscheiden. Wir selbst haben von den Gesteinen gerade dieser Gegend nichts dergleichen mitgebracht. Auch die übrigen Mineralschätze des Argaeus harren noch des Petrographen. *Es sollen auch Platten Krystalls und eines Onyxsteines nahe bei Galatien von den Bergleuten des Archelaus gefunden worden sein. Auch eine Art weissen Gesteins, in der Farbe dem Elfenbein ähnlich, in der Gestalt wie mässige Schleifsteine fand sich, woraus man Messerhefte verfertigte; ausserdem lieferte der Ort grosse Tafeln zu Fensterscheiben, die man sogar ausführte.*

Als die Römer nach der Besiegung des Antiochus (von Syrien) *zum erstenmal die Angelegenheiten Asiens ordneten, und mit Völkern und Königen Freundschaften und Bündnisse schlossen, diese Ehre aber meist nur den Königen für ihre Person widerfuhr, da geschah es, dass dieselbe dem kappadokischen Könige nicht ausschliesslich, sondern in Gemeinschaft mit seinem Volke erwiesen wurde. Als aber das Herrschergeschlecht erlosch, gestatteten ihnen die Römer, nach dem bestehenden Freundschaftsbündnisse, die Unabhängigkeit. Sie verbaten sich jedoch durch eine Gesandtschaft die Freiheit, indem sie sagten, sie könnten dieselbe nicht vertragen, und baten, man möge ihnen einen König ernennen. Die Römer wunderten sich, dass sich Menschen der Freiheit so sehr begeben könnten, und erlaubten ihnen, aus ihrer Mitte Einen zu erwählen, welchen sie wollten. Sie wählten den Ariobarzanes, dessen Stamm im dritten Gliede ausstarb, darauf wurde Archelaus, der ihnen gar nicht zugehörte, von Antonius zum König ernannt.* Wir werden noch später hören, wie sehr den Kappadokern diese »sklavische Gesinnung« zum Vorwurf gemacht wurde.

Auch die umliegende Gegend (von Cäsarea) *ist gänzlich unfruchtbar und des Anbaues unfähig; denn sie ist sandig und unten felsig.* Auch heutzutage ist die Umgegend der düsteren und in den Faubourgs mehr dorfähnlichen Stadt, die z. Z. des hl. Basilius mit der Altstadt an 400 000 Einwohner gezählt haben soll, mehr mit hohem Schilf bestanden als getreidereich. Was ferner Strabo von dem Flusse Melas, jetzt Kara Su (= Schwarzwasser) erzählt, so kann der Damm des Königs Ariarathes nur in der Schlucht gewesen sein, durch die sich der Fluss in den Qyzyl-Yrmak ergiesst.

Es ist auch ein Fluss in der Ebene vor der Stadt, Namens Melas, ungefähr vierzig Stadien von derselben, der an einer niedrigeren Stelle als die Stadt selbst, seine Quellen hat. Daher ist derselbe insofern den Bewohnern der Stadt nicht nützlich, weil er nicht ein höher liegendes Strombett hat, und weil er Sümpfe und Seen bildet, verschlechtert er im Sommer die Luft. Er macht auch den Steinbruch unbrauchbar, so nützlich dieser auch wäre; denn

es sind Steinschichten, welche den Mazakenern Steine im Ueberfluss zum Häuserbau liefern; aber die Platten sind vom Wasser bedeckt und verhindern so die Bearbeitung. Auch diese sumpfigen Gegenden stehen allerwärts mit (unterirdischem) Feuer in Verbindung. Noch heutzutage dehnen sich grosse Seen und Sümpfe um Kaisarieh und den Fuss des Argäus, aus denen der Kara Su und Sarumsak ihre Wasser holen. *Da der Melas an einer schmalen Stelle sich in den Halys (sic!) ergiesst, so verstopfte der König Ariarathes dieselbe und machte dadurch die Gegend ringsum zu einem meerähnlichen See. Da nun dieser einige Inselchen, wie die Cykladen (!) in sich schloss, so hielt Jener sich auf denselben auf und trieb daselbst jugendliche Kurzweil. Aber der Damm riss mit Macht durch und das Wasser erhielt wieder seinen Abfluss. Dadurch stieg der Halys*[1] (*nicht Euphrat*), *riss einen grossen Teil vom kappadokischen Boden mit sich fort, zerstörte Ortschaften und angebaute Felder und richtete im phrygischen Galatien grossen Schaden an. Dafür liessen sich die Galater von ihm einen Schadenersatz von 300 Talenten geben, nachdem sie den Römern die Entscheidung übertragen hatten. Dasselbe geschah auch bei Herpa*[2]). *Denn auch hier verstopfte er den Lauf des Karmalas (j. Samanti Su); dieser brach durch, sein Wasser verwüstete einige cilicische Gegenden bei Mallus und er musste diejenigen entschädigen, welche Schaden gelitten hatten.*

Der Argäus ist der einzige, bis in geschichtliche Zeit thätig gebliebene Vulkan Kleinasiens. Er ist das höchste Gebirge des ganzen Mittelmeergebietes und kann, was Grösse und Menge der Auswurfsmassen betrifft, nur mit dem Aetna verglichen werden. Strabo[3]) gedenkt des Argäusgebirges (p. 538) mit den folgenden Worten: *Etwas weiterhin kommt man in ein viele Stadien grosses, vom Feuer heimgesuchtes Feld, voll von Schlünden, aus denen Flammen hervorbrechen, so dass man die Lebensmittel weit herbeiholen muss. So ist das, was vorteilhaft erscheint, mit Gefahr verbunden; denn während fast ganz Kappadokien holzlos ist, ist der Argäus von Waldungen umgeben, so dass man das*

[1]) Die zweimalige Verschreibung Εὐφράτης statt Ἅλυς kann ich mir nur durch eine Art Dittographie eines Abschreibers aus dem nahestehenden ἔμφραγμα oder ἔκφραγμα und ἐμφράξας erklären.

[2]) Ramsay kommt zu seiner Annahme (von Herpa), weil er den Karmalas, an dem Herpa liegt, mit dem Samanti Su identifiziert. Ruge a. a. O. hält das eben wegen der Angabe Strabos, die Ramsay für sich anführt, für unmöglich. Denn wenn dieser 12, 539 erzählt, dass der aufgestaute Karmalas seine Dämme zerrissen und dann τῶν Κιλίκων τινὰ χωρία τὰ περὶ Μαλλόν verheert hätte, so wird man den Karmalas nicht im Samanti- oder Seihungebiet suchen müssen, sondern in dem des Dschihân; denn an dessen Mündung lag Mallos (Mallus am Pyramus ist das heutige Karatasch) an dem westlichen, jetzt trockenen Mündungsarm. Und da wir nun im Gebiete dieses Flusses den Khurman Su finden, so liegt der Gedanke nahe, diesen des Namensanklanges wegen mit dem Karmalas gleichzusetzen. Auf jeden Fall kommt Herpa östlich vom Fluss zu liegen. Den Khurman Su hält Ruge für den Karmalas, dafür will er den Namen Koraa dem Maragostschai zuteilen, seinem Nebenfluss.

[3]) Vergl. Alb. Serbin, Bem. Strabons üb. d. Vulkanismus. Berlin 1893. Sayfferth. S. 32 f.

Holz in der Nähe hat; aber die Orte, welche an die Waldungen grenzen, enthalten selbst auch an vielen Orten Feuer. Auch ist kaltes Wasser unter der Erde. Aber weder das Feuer, noch das Wasser befindet sich auf der Oberfläche, so dass sie grösstenteils begrast ist; hie und da ist der Boden auch sumpfig und es brechen nachts Flammen aus ihm hervor. Diejenigen, welche dies wissen, holen das Holz mit Vorsicht, für die meisten aber ist es gefährlich, besonders für die Zugtiere, da sie oft in die verborgenen Feuerlöcher fallen. Strabo bemerkt ferner, dass die Besteigung des Vulkanes sehr schwierig und nur sehr wenigen geglückt sei, nicht allein wegen seiner Steilheit und Unzugänglichkeit, sondern auch wegen der vielen oben erwähnten Krateröffnungen voll glühender Lava, welche man an seinen Abhängen antrifft. Diejenigen, welche seinen Gipfel erklommen, hätten bei klarer Luft den Pontus und das Issische Meer sehen können. Die Abhänge des Vulkans waren von einer Menge Seitenkegel bedeckt, welche noch lange nach dem Erlöschen des Hauptkraters auf dem Gipfel in Thätigkeit blieben. Der Argäus war noch in der Kaiserzeit thätig. In der neueren Zeit schien er seine Thätigkeit eingestellt zu haben, bis zum Jahre 1880, wo er dieselbe wieder aufnahm. Hierher verlegt Prof. Josef Partsch den Typhoeus-Mythus der Alten[1]). Wir geben dem berühmten Geographen und Philologen selbst das Wort. Die älteste dichterische Quelle, der homerische Schiffskatalog, kennt die Uebertragung des Typhoeus-Mythus auf den Aetna noch nicht; Sizilien liegt ausserhalb des geographischen Gesichtskreises der ganzen Ilias. Sie verlegt den Kampf zwischen Zeus und Typhoeus, der auch in ihr unverkennbar als mythischer Ausdruck vulkanischer Erscheinungen gefasst wird, zu den Arimern. Es ist auffallend, wie unfrei eine Reihe späterer Dichter diese Formel εἰν Ἀρίμοις für die Heimat des Typhoeus festhält (Ilias II, 780—785, Hesiod. Theog. 304, Pind. Frgm. 93). In Kilikien ist die Heimat des Typhoeus, bei den Arimern wird er von Zeus überwunden, in den Feuersäulen des Aetna und des Golfs von Neapel verrät sich der glühende Atem des überwältigten, stöhnenden Ungeheuers. Diese Scheu, den ganzen Typhoeus-Mythus einfach nach Sizilien zu verlegen, konnte nur in einer unumstösslichen alten Ueberlieferung ihren Grund haben, welche Kilikien als die Heimat des feuerspeienden Riesen bezeichnete. Diese Ueberlieferung begegnet uns selbständig bei einigen Schriftstellern des Altertums (Pind. Pyth. 6, 16, Apollod. 1, 6, 3. Porphyrios und Eusthatios zu Ilias 2, 783), am ausführlichsten und mit Einzelheiten, die in ihrer Roheit die Spuren hohen Alters tragen, in einer Bemerkung des Eusthatios zur Ilias. Erzürnt über die Vernichtung der Giganten, verläumdet Ge den Zeus bei Hera, die sich bei Kronos Rat erholt. Er

[1]) Philologische Abhandlungen, Martin Hertz zum 70. Geburtstage, Berlin 1888. IX. Geologie und Mythologie in Kleinasien 105 ff.

giebt ihr zwei Eier und befiehlt ihr, diese in die Erde zu legen, dann werde aus ihnen dem Zeus ein übermächtiger Gegner erstehen. Hera legt die Eier unter das Arimäische Gebirge in Kilikien. Als aber aus ihnen der Typhon entsteht, warnt sie reuevoll selbst den Zeus, der mit seinen Blitzen das Ungeheuer niederschmettert. Diese Tradition von der Geburt des Typhoeus in Kilikien erweist sich um so sicherer als echt, da zu einer nachträglichen Uebertragung des Mythos nach Kilikien gar kein Anlass vorlag. Denn das Land am Südfuss des Taurus besitzt keine feuerspeienden Berge, ist überhaupt vollkommen frei von vulkanischen Erzeugnissen. — Die drei Anhaltspunkte, welche für die nähere Bestimmung der kleinasiatischen Heimat des Mythos geboten sind: die vulkanische Natur, die Zugehörigkeit zu Kilikien, wie die zu einem Arimer-Volke, scheinen sich auf keinen Punkt der Halbinsel vereinigen zu wollen. Und doch dürfte die Vereinigung gelingen, wenn man die wesentlichste Frage zum leitenden Gesichtspunkt wählt: Besitzt Kleinasien überhaupt ein Gebiet mit grossartigen vulkanischen Erscheinungen, aus deren Beobachtung der Typhoeus-Mythus erwachsen konnte? Diese Frage verengt sofort das Feld der Möglichkeiten. Das kleinasiatische Festland besitzt nur einen bis in geschichtliche Zeit thätig gebliebenen Vulkan: den Argäus in Kappadokien, das höchste vulkanische Gebirge des ganzen Mittelmeergebietes, das einzige, welches in der Massenhaftigkeit und der Ausbreitung der Auswurfsstoffe dem Aetna vergleichbar ist. Ueber eine Grundfläche von 20 Geviertmeilen, 1100 qkm (nach Tschichatscheff), die schon in 1100—1200 m Meereshöhe liegt, erhebt sich der gewaltige Bergkegel zu einem vergletscherten Gipfelkrater, aus dessen schartigem Rande einige wilde, unersteigliche Felszacken bis zur Höhe von 4000 m emporstarren (nach Tozer, Cooper, Farnsworth und Hamilton).

Eine Menge kleiner parasitischer Eruptionskegel bedecken die Flanke des Vulkans, zahlreichere noch sind um seinen Fuss ausgestreut. Es entspricht den Erfahrungen an anderen besonders hohen Feuerbergen, dass gerade diese niedrigeren Ausbruchsstellen noch lange nach dem Erlöschen des Gipfelkraters ihre vulkanische Thätigkeit fortsetzen, das versichert uns Strabo in unzweideutiger Weise (Strabo 12, 2, 7, p. 538, Claud. in Eutrop. 2, 114, Eckhel, Catal. Mus. Caes. Vindob. 1779, 1, p. 204, 16, eine Münze aus Caracallas Zeit: Mons Argaeus flammis coruscus). Während der Gipfel des Berges zu seiner Zeit anscheinend gefahrlos bestiegen werden konnte, lagen am Nordhang gegen Mazaka Kaisareia hin nicht nur unfruchtbare Aschenfelder, sondern Krateröffnungen voll glühender Lava. Auf einen ähnlichen Zustand dieses Vulkangebietes deutet Claudians Vers[1]): Cappa-

[1]) Claudian lebte im 4. Jahrhundert n. Chr., hat wiederholt den Argäus citiert und seine Pferde erwähnt. In Rufinum l. 2. V. 30. Iam pascua fumant Cappadocum volucrumque parens Argaeus equorum Jam rubet altus Halys nec se defendit iniquo Monte Cilix.

docum tepidis Argaeus acervis aestuat. Dass aber im Altertum zeitweise auch der Gipfelkrater seine gewöhnlich ruhende Thätigkeit wieder aufnahm, beweist die Flammengarbe, welche auf einigen Münzbildern von Caesarea dem Scheitel des Berges entsteigt. Jedenfalls war der Argäus noch in der Kaiserzeit ein thätiger Vulkan. In der Neuzeit galt er als völlig erloschen, bis er wie schon erwähnt im März 1880 sich wieder zu rühren begann. Der weithin die Hochflächen Kappadokiens überschauende Bergriese hat nachweislich auch in den religiösen Vorstellungen der Völker, die seine Feuersäule leuchten sahen, einen wichtigen Platz eingenommen. Nur auf ihn kann des Maximus Tyrios (diss 8, 8) kurze Bemerkung sich beziehen: *ὄρος Καππαδοκίας καὶ θεὸς καί ὅρκος καὶ ἄγαλμα.* Aber der Inhalt der Mythen, welche sich an diesen Berg knüpften, ist nicht überliefert. Die Hoffnung, welche man im ersten Augenblick auf die zahlreichen und mannigfaltigen Münzbilder des Berges setzt, bleibt unbefriedigt (Mionnet descr. d. Méd. ant. 4, p. 407—437, Suppl. 7, p. 660—708, Imhoof-Blumer, Monn. Grecq. Lpz. 1883, p. 418, 419). Der Kaiserkultus macht auf ihnen schon dem Mythenkreis des Hellenismus den Raum streitig; alte, urwüchsige religiöse Gestalten darf man darauf nicht erwarten. So mag auch nur mit allem Vorbehalt die Grotte hervorgehoben werden, welche auf vielen von diesen Bildern unter dem Gipfel des Argäus sich öffnet. War sie der vermeintliche Sitz des Bergdämons? Das muss als unsicher dahingestellt bleiben; desgleichen die Gestalt, welche die Umwohner dem Herrn der vulkanischen Kraft im Schosse ihres heiligen Berges zuschrieben. Dennoch drängt die Möglichkeit, dass dieser Bergdämon des feuerspeienden Argäus das Urbild des griechischen Typhoeus gewesen sein könnte, unabweisbar der Erwägung sich auf, weil nur dieser eine Berg den Bewohnern des kleinasiatischen Festlandes das überwältigende Schauspiel vulkanischer Erscheinungen bot, dessen Eindrücke im Typhoeus mythische Gestalt gewonnen haben. Es fragt sich zunächst, ob auch die anderen Hinweise der griechischen Tradition, die Geburt des Typhoeus in Kilikien und seine Niederlage bei den Arimern, sich mit dieser Deutung vereinen lassen. Die Zugehörigkeit des Argäos zu Kilikien in dessen ursprünglicher Ausdehnung ist zweifellos. Noch als persische Provinz fand Kilikien nicht im Taurus seine Grenze, sondern reichte nach Kappadokien hinein, nördlich bis über den Halys,

XVIII 248 in Eutropium lib. I Trans Phasin aguntur Cappadocum matres stabulisque abducta paternis. Caucasis captiva bibunt armenta pruinas et Scythicis mutant Argaei pabula silvis. XX 114 30, 191; 47, 5; 48, 6. In Eutrop. l. II. — Cappadocum tepidis Argaeus acervis Aestuat. Quos Phrygiae matres Argaeaque gramina pastae Semine Cappadocum sacris praesaepibus edunt Primus honor. (Laus Serenae). de equo dono dato 47, 5. Seu te Cappadocum gelida sub valle natantem Argaeae lavere nives. 48, 6. De zona equi regii missa Honorio Augusto a Serena: Sive illum Armeniis aluerunt gramina campis Turbidus Argaea seu nive lavit Halys.

nordöstlich bis an den Euphrat[1]. Die im ganzen Altertum berühmten Gestüte des Argäus mögen den Tribut an Pferden geliefert haben, welchen Kilikien dem Grosskönig sendete. Dass diese Ausdehnung der Grenzen Kilikiens nicht eine vorübergehende Verwaltungsmassregel des Perserreiches war, sondern dem ursprünglich echten Begriff dieses Landschaftsnamens entsprach, erhellt aus der bemerkenswerten Festigkeit, mit welcher der Name Kilikien gerade auf dem Argäusgebiete haftete, noch in später Zeit, lange nach seiner Vereinigung mit Kappadokien. Dieses Land zerfiel als Königreich und ebenso als römische Provinz in zehn Strategien. Die von Mazaka Kaisareia mit dem Argäus hiess Kilikia[2]. Den schwierigsten Punkt mit den Arimern deutet Partsch, dessen Beweisführung wir nicht weiter folgen können, geistreich mit der Anschauung der Griechen von der Identität der Arimer mit den Aramäern, nach dem geltenden Grundsatze Herodots *οἱ Καππαδόκαι ὑπ' Ἑλλήνων Σύριοι ὀνομάζονται.*

Wir hielten uns für verpflichtet, diese Ausführungen des berühmten Gelehrten in extenso hierher zu setzen, nicht nur, weil sie einen naturhistorischen Commentar zu Strabo enthalten, sondern weil sie an einer Stelle stehen, die der Leserwelt nur sehr schwer zugänglich sein dürfte.

Ein vorzügliches Beispiel einer durch Erdstösse erfolgten auffälligen Reissung erwähnt Strabo (p. 536) beim Pyramusflusse in Kleinasien:[3] *der Pyramus läuft eine weite Strecke in einem unterirdischen Kanal, und zwar mit solcher Geschwindigkeit und Gewalt, dass eine heftig in die Erde gestossene Lanze nur wenig eindringen konnte. Nachdem der Fluss dann, ungewöhnlich breit und tief den Taurus erreicht hat, wird er durch Felsenwände eingeengt und stellenweise so schmal, dass ein Hund darüber hinwegspringen kann.* Einen augenscheinlichen Beweis für den ehemals hier bestandenen Zusammenhang und für das Auseinanderreissen der Felsen zu beiden Seiten erkennt Strabo darin, dass die Hervorragungen der Felsen des einen Ufers genau in die Vertiefungen des anderen passen, was bei einer Auswaschung durch das Wasser unerklärlich bliebe[4].

---

[1] Herod. 1, 72, 5, 49, 52, 3, 90, vgl. Kieperts Karte zu Steins Ausgabe.

[2] Strabo 12, 1, 2, p. 533, 534, 2, 7, p. 537, 538, Ptol. 5, 6, 15.

[3] Vergl. Serbin a. a. O., S. 55.

[4] Στράβωνος γεωγραφικῶν τὰ περὶ Μικρᾶς Ἀσίας μετὰ σημειώσεων ἑρμηνευτικῶν ὑπὸ Π. Καρολίδου, Athen 1889, mit einer Karte, ward mir erst später zugänglich; doch citiere ich dafür G. Hirschfelds Rezension in der Berliner Philol. Wochenschrift (28. März 1891.) XI. p. 392 f. »Die vorliegende Ausgabe des XII., XIII. und XIV. Buches von Strabo, die sich ausdrücklich an Meineke anschliesst, ist nach dem Vorwort besonders zum Gebrauch der lernbegierigen hellenischen Jugend Kleinasiens bestimmt. Ein Grieche aus Kaisareia, dessen Name genannt zu werden verdient, Herr Basil G. Pyladis in Konstantinopel, hat die Herausgabe veranlasst und ermöglicht. Diese Thatsache und das immer mehr erwachende Interesse der Griechen an der Erdkunde sind so erfreulich, dass die Kritik gern schwiege, wenn sie die Förderung einer Sache nicht unter allen Umständen für eine höhere Aufgabe

Mordtmann[1]) besuchte gegen Ende des Jahres 1858 diese Gegenden in Begleitung des berühmten afrikanischen Reisenden H. Barth. Sein Bericht über diese Reise ist unter dem Titel: Reise von Trapezunt nach Skutari erschienen (Gotha 1860) und diesem Berichte sind auch Mordtmanns Notizen eingeflochten, so dass dem europäischen Publikum 6 verschiedene Originalberichte, von Texier, Hamilton, Ainsworth, Rizos, Barth und Mordtmann zur Bestätigung der fabelhaften Erzählungen des Franzosen Paul Lucas dienten, welcher diese Gegenden im Anfange des vorigen Jahrhunderts im Auftrage Ludwig XIV. bereiste. *Wieland* hat unter dem Titel »Nikolas Flamol, Paul Lucas und der Derwisch von Brussa, eine kleine Abhandlung geschrieben, welche den Zweifeln jener Zeit an der Wahrheitsliebe des französischen Reisenden lebhaften Ausdruck verlieh: »Ich möchte nicht auf mich nehmen, zu behaupten, dass Paul Lucas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das Geschene zu vergrössern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frei geblieben sei. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuren Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Estant (= Ürgüb!) in dem Karamanischen Distrikt Kaisarie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden, sagt er, ist aus einem einzigen Felsen ausgehauen, und inwendig so ausgehöhlt, dass sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe und verschiedene Gemächer übereinander hat, die durch grosse Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak fliesst, einige Meilen von Hadschi Bektasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele scheinen unserem Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen, aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf dieser Stelle des Gebirges, durch welches seine Karawane gezogen, über zwanzigtausend, und man hätte ihm gesagt, dass auf der anderen Seite und in der Gegend von Jurkup-Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. *Kann etwas unglaublicher sein, als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden* (die doch wahrscheinlich nicht wie Pilze haben aus der Erde gewachsen sein können), von denen weder in irgend einem alten Autor, noch in einem anderen Reisebericht die geringste Spur zu finden ist?

---

halten müsste, als die Rücksicht auf Personen. (Schluss:) Genug des Krokylegmus, es ist kein angenehmes Geschäft; aber der Ungenauigkeiten sind wirklich allzuviele. — Möchte der Verfasser dessen grossen Eifer wir gern anerkennen, bei einer zweiten Auflage oder einer anderen anologen Arbeit sich die nötige Zeit nehmen! Auch glaube ich, dass jeder, der im übrigen Europa für das neue Griechenland sich interessiert, mit Freuden bereit sein würde, dem Verfasser alle nur wünschenswerten Nachweise zu geben.«

[1]) Sitz.-Ber. d. K. B. A. d. W. München 1861. II. p. 1. ff. A. D. Mordtmann in Konstantinopel, die Troglodyten in Kappadokien. Vierter Beitrag zur vergl. Geographie von Kleinasien.

Es möchte hingehen, wenn er sie in der grossen Syrischen Wüste entdeckt hätte; aber in einem so bekannten Lande wie das alte Kappadokien! Gleichwohl, da Paul Lucas sie mit eigenen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da sein, nur an der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über 50000 belaufen müsste, dürfte doch wohl eine Null wenigstens abgehen. 5000 solcher pyramidalische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bei der eilfertigen und äusserst flüchtigen Art, wie er sie sah, (da die Karawane ihm zu Gefallen nicht still halten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte), hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Misstrauen setzen sollen.« So der gute Wieland. Und er hat Recht. In den Werken der alten Klassiker finden wir nicht die leiseste Andeutung über irgend eine Kunde dieses Troglodytenlandes, weder Strabo noch Plinius erwähnen dessen, und die Geschichtschreiber berichten von keinem einzigen Ereignis in der Gegend, dass sie geradenwegs der Höhlenstädte Erwähnung thäten. Unter *τρωγλυδυτική (χώρα)* verstand man im Altertum die Westküste des arabischen Meerbusens im südlichen Egypten (Strabo 16, 760). Nur bei Leo Diaconus der unter Kaiser Basilius die Geschichte der Jahre 959—975 n. Chr. in zehn Büchern beschrieb, finden wir eine ganz kurze Erwähnung und diese ist die älteste bekannte Notiz, die bisher aufgefunden wurde. Die Stelle lautet (lib. III cap I, pag. 35 ed. Bonn): . . . . *ὁ Νικηφόρος ἐπὶ τὴν καταντιπέραν τῆς Ἀσίας χώραν καταίρει· καὶ πρὸς τὴν Καππαδοκῶν ἀφικόμενος (Τρωγλοδῦται τὸ ἔθνος τὸ πρόσθεν κατωνομάζετο, τῷ ἐν τρώγλαις καὶ χηραμοῖς*[1]) *καὶ λαβυρίνθοις, ὡσανεὶ φωλεοῖς καὶ ὑπιωγαῖς, ὑποδύεσθαι), καὶ τὴν σκηνὴν ἐκεῖσε πηξάμενος, πανταχόσε διαγράμματα ἔστελλε κ. τ. λ.* »Nikephoros brach nach dem gegenüberliegenden Asien auf, und als er in das Land der Kappadoker kam (*dieses Volk nannte man früher Troglodyten, weil sie sich in Höhlen, Löchern und Labyrinthen, wie in Schlupfwinkeln und Buchten verbargen*), schlug er dort sein Lager auf und schickte überall Briefe u. s. w.«

Die Denkmäler selbst gaben Mordtmann nur wenig Aufschluss. In Merdschan-deresi (heute Matschan) z. B., wo die ältesten Arbeiten von Menschenhänden zu suchen sind, fanden sie verlassene Häuser mit ganz modernen Jahreszahlen 1830 und 1840, aus denen sich ergab, dass bis dahin dieses Thal von Christen bewohnt war. In den Kirchen fand man Freskomalereien in griechischem Geschmack (vgl. die beigegebene kolorierte Tafel); die wenigen Inschriften, welche diese Malereien zu erläutern bestimmt sind, könnten den besten Aufschluss geben, aber auch aus ihnen lernen wir sehr wenig. Der paläographische Charakter der Buchstaben ist derjenige, welcher sich zuden Zeiten der Paläologen (1259—1453) ausbildete und seitdem beibehalten worden ist, wie man sich an jeder beliebigen griechischen Kirche, an

[1]) Sollte χηραμός, Kluft, Höhle, nicht an das heutige Höhlendorf Göreme erinnern?

dem ersten besten griechischen Begräbnisplatz überzeugen kann. Dabei wimmeln die Inschriften von Verstössen gegen die Orthographie, woraus Mordtmann schliesst, dass Griechisch hier niemals Volkssprache war. Wenn wir also nicht die Angaben des Leo Diaconus und Paul Lucas vor uns hätten, so liesse sich mit nichts beweisen, meint Mordtmann, dass die ganze Gegend früher als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewohnt war. Ja er geht so weit, zu sagen, diese Umstände, verbunden mit der Beobachtung, dass ausser den von der griechischen Kirche als Heilige verehrten Konstantin und Helene hier keine Kaiserbilder sichtbar sind, bewiesen, dass die Malereien zu einer Zeit ausgeführt wurden, wo die Gegend schon unter der Herrschaft des Islam stand, weitere genaue Bestimmung sei unmöglich und wir seien auf den weiten Spielraum von den Zeiten der Seldschuken bis auf die Gegenwart angewiesen. Wir versuchen weiter unten, zu zeigen, dass das gerade Gegenteil der Fall ist. Alle direkten Mittel wären erschöpft, jammert Mordtmann, um die frühere Geschichte dieser Gegend zu ergründen, es gewinne fast den Anschein, als wäre die Lokalität früher gar nicht dagewesen und hätte erst durch eine vulkanische Eruption in verhältnismässig sehr junger Zeit ihre gegenwärtige Gestalt gewonnen[1])! Aber es bleibt ihm noch ein Mittel übrig, um in die Vorzeit einzudringen, und bei vorsichtiger Benutzung dieses Mittels werde es gelingen, einigermassen den Schleier zu lüften, der bis dahin ausgebreitet war, und zwar mit dem auch jetzt so modernen Mittel, der Diskussion der vorhandenen Eigennamen. So deutet Mordtmann Ürgüb im Gegensatz zu Kyrillos und Rizos, denen die Griechen in Ürgüb folgen statt vom hl. Prokopios, aus der kappadokischen Sprache aus armenisch ajr kobel behauen, gup Grab, als behauene Höhlen oder Höhlengräber, und »Ürgübistan« als die Gegend, in der solche ausgehauene Höhlen sich finden; Argustana in dem Itinerarium Hierosol. (p. 576 ed. Wesseling) als Ürgübistan. Die Angaben der Peutingerischen Karte sind auf dieser Strecke in einer so greulichen Verwirrung, dass Mordtmann sie nicht benutzen konnte. Andrapa deutet er für Kirscheher aus armenisch and Feld oder antar Hain als Feld- oder Waldstadt. Avanis wie das Nitalis der Itinerarien aus dem armenischen avan Dorf, also das »Dorf Nis«; das Archelais des Itinerars als Melegob, Malakopia, von armenisch malel drücken und kop Höhle, also niedrige Höhle. Die Identifikation von Nyssa mit Nis (Avanos), wie mit Newscheher (Neustadt), weist Mordtmann selbst zurück; Newscheher wurde aus dem älteren Moskara erst im Jahre 1720 durch den dort gebürtigen Grossvezier Damat Ibrahim zu einer Stadt erweitert. Dagegen vergleicht er wohl mit Recht das Nora des Eumenes mit dem heutigen Nar bei Newscheher, was alles Neustadt bedeutet. So kommt Mordtmann in der Zusammen-

[1]) Was geologisch unmöglich ist.

fassung seiner Untersuchung auf die Richtung, nach welcher uns die Kirchengeschichte und Kirchenväter weisen. Er gesteht selbst, dass diese Gegend in den Zeiten vor dem Islam nicht unbekannt war, und es scheint, dass hier ein ziemlich bedeutendes kirchliches Leben vorhanden gewesen sei, welches, fügen wir hinzu, nur unter den Stürmen der seldschukischen Eroberungszüge, die hier mitten hindurch tobten, erloschen sein konnte! Sinasos, unser gastliches Griechendorf, erklärt Mordtmann aus armenisch sün-assos als Säulenstadt; in der Nähe von Sinasos, am Fusse des Panagiaberges, liegt die Ruinenstadt Gorgori aus den Keilschriften von Wan als char-chan Burg; Mazaka nach Moses von Chorene sei von Mschak nach dem armenischen Statthalter dem Erbauer der Stadt (I, 13) herzuleiten. Für die Namen des Landes Kappadokien selbst nimmt er das armenische budak, das noch in budak owasi bei Enegi fortlebt[1]). Mordtmann exemplifiziert dann von den kappadokischen Tuffhöhlen auf die uralten phrygischen Felsengräber, die aber, wie er sogleich zugiebt, nicht als Wohnungen der Lebenden gebaut wurden. Die Analogie, welche wir in der Form dieser Gebilde wahrnehmen, berechtige uns zu dem Schluss, dass auch die kappadokische Troglodytengruppe ein ähnliches Alter habe.

Kurz vor den Eintritt des Christentums in Kleinasien fällt die phantastische Erscheinung des Kappadokiers Apollonius von Tyana, den man gewagt hat, mit Christus in Vergleich zu setzen. Die Kaiserin Julia Domna soll bei einem Aufenthalt in Tyana, wie Baur (Apollonius von Tyana und Christus, p. 124) annimmt, die Aufmerksamkeit des Philostratus auf Apollonius hingelenkt haben. Jedenfalls galt derselbe damals allgemein als Magier und sog. Goet *(γόης)*, Apulejus und Origines nennen ihn als solchen, während Celsus ihn nicht beachtet zu haben scheint[2]). Erst Philostratus hat es verstanden, ihn mit einem Heiligenschein zu umgeben. Seit dieser Zeit steht Apollonius in hohem Ansehen. Caracalla errichtete ihm ein Heroon in Tyana und Severus Alexander suchte sich, als der Glanz der alten Götter zu erbleichen anfing, einen neuen Olymp zusammen und verehrte in seiner Hauskapelle Apollonius von Tyana neben Abraham, Orpheus und Christus. So wenigstens berichtet Lampridius, sein Biograph. Des Apollonius Bild fand sich, wie das anderer berühmter Sophisten, in vielen Tempeln. Als ehrwürdiger Greis, wie er in denselben dargestellt wurde, schwebt er dem Kaiser Aurelianus vor auf dem Zuge gegen Zenobia, die Königin von Palmyra, und nur diesem, ihrem berühmten Landsmanne, hatten die Tyaneer die gelinde Behandlung zu verdanken, als ihre Stadt nach hartnäckiger Verteidigung eingenommen war. Vopiskus von Syrakus, dem wir die Biographie des Kaisers verdanken, begeistert sich, ohnehin

---

[1]) S. dagegen oben die Erklärung Hommels und meine Definition als »Hethiterland«!

[2]) Jul. Jessen, Apollonius von Tyana und sein Biograph Philostratus. Hamburg, Progr. des Johanneums 1885.

dem heidnischen Glauben zugethan, bei dieser Gelegenheit so für den heiligen Mann, dass er, wenn auch nur kurz, die Thaten desselben zu beschreiben verspricht. Ob er sein Versprechen gehalten, wissen wir nicht.

In späteren Zeiten, als der Sieg des Christentums längst entschieden war, sagt der Philosoph Eunapius, ein schwärmerischer Verehrer des Altertums, Philostratus hätte sein Leben des Apollonius eigentlich das Weilen Gottes bei den Menschen nennen sollen. Der erste aber, der geradezu eine Parallele zwischen Apollonius und Christus aufstellt, ist Hierokles, der als Statthalter von Bithynien die Christen mit Schwert und Feder bekämpfte. Den grössten Teil seiner Polemik hatte er einem früheren Christenfeinde, dem Celsus entlehnt, ab und zu sogar wörtlich abgeschrieben. Nur gegen diese Vergleichung des Apollonius mit Christus wendet sich daher auch die uns noch erhaltene Gegenschrift des gelehrten Bischofs Eusebius von Cäsarea. Dagegen liegt dem Philostratus eine polemische Beziehung auf das Christentum noch gänzlich fern. Ebensowenig ist anzunehmen, dass es ihm um eine Parallele zu thun war. Ein christlicher Bischof Sidonius Apollinaris bewundert noch unbefangen das Werk des Philostratus und die Tugenden des »ehrwürdigen Mannes«; auch Eusebius will ihn wenigstens als Philosophen gelten lassen. Später werden die Urteile über Apollonius härter, Hieronymus und Augustinus erklären ihn für einen teuflischen Zauberer und 1564 geht der gelehrte Tillemont (hist. des Emper. II, 200) sogar soweit, zu behaupten, Apollonius sei eine Ausgeburt des Teufels gewesen und von diesem absichtlich zu der Zeit, da Christus geboren wurde, in die Welt gesandt worden, um das Werk des Erlösers zu stören und zu hemmen. Jessen (a. a. O.) schildert ihn als einen Mann, bei dem sich von Demut keine Spur finde, er sei voll von eitlem Selbstgefühl wie ein verzogener Sophist. Er will ein Prophet seines Volkes sein (am liebsten hört er sich den Tyaneer nennen, da er sein Geschlecht von Thoas, dem Gründer von Tyana ableitet), ohne die dazu nötige Energie zu besitzen. Ueberhaupt ist er nichts weniger als ein religiöser Genius; kein Wort von ihm, das im Menschenherzen widerhallt, keine Mahnung, die in der Seele brennt. In seiner Liebe zum Vaterlande und in seiner beharrlichen Ausdauer im Kampfe um dasselbe zeigt sich die beste Seite seiner Persönlichkeit. Aus der Vergangenheit seines Volkes schöpfte er seine Kraft; so zieht er umher und predigt das griechische Altertum. In gespreizt feierlichem Tone, der bei Philostratus öfters noch durchklingt, trägt er seine Weisheit vor. Wir wollen ihn nicht, sagt Jessen, nach seinen Thaten richten, vielleicht hat sich die Ueberlieferung arg an ihm versündigt, auch nicht auf Lukian, den Spötter, hören, welcher ohne weiteres einen Schüler des Apollonius, der zugleich sein Landsmann war und die »ganze Tragödie« dieses Mannes kannte, zum Lehrer des berüchtigten

Schwindlers Alexander von Abonoteichos macht. Wir können dieser »Lichtgestalt« zwar nicht die Teilnahme entgegenbringen, die ihr einst die englischen Deïsten und von ihnen angesteckt der junge Artillerielieutenant Napoleon (I.) zugewandt haben, oder der neueste Uebersetzer des Philostratus (Ed. Baltzer, Rudolstadt 1883), der ihn den modernen Spiritisten als ihren Heros empfiehlt und sich zu einem Hymnus auf Apollonius versteigt:

»Sohn Tyanas, Stern unter Sternen,
Es glänzt Dein Bild, das weisheitsvolle,
Aus sagenhaften Zeitenfernen,
Ein Name, dem ich Ehrfurcht zolle!«

Hören wir lieber das Zeugnis eines Mannes, welcher nach Philostratus sein Freund war: Dio Chrysostomus weist in einer seiner Reden auf ihn hin, als einen Philosophen, der Ruhm wie kein anderer genossen, aber auch wie kein anderer seiner Zeit seinen Worten gemäss gelebt habe.

Wie kam aber das Christentum nach Kappadokien? Wir wissen, dass der heilige Apostel Paulus auf seiner dritten Reise von Tyana nach Angora gezogen ist; der erste Brief des Petrus wendet sich an die Gemeinden in Pontus und Kappadokien[1]). A. Harnak hat in der »Chronologie der alt-christlichen Litteratur bis Eusebius« (Leipzig 1897) die ältesten Bischofslisten, wie die Chronologie der kleinasiatischen Lehrer und Schriftsteller zusammengestellt und sowohl die montanistische Bewegung in Phrygien und Asien, wie den Passastreit bis auf Irenäus für die ersten zwei Jahrhunderte des Christentums behandelt[2]). Levidis giebt in seiner *ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία τῆς Καππαδοκίας* eine mehr patriotische als kritische Darstellung der Christianisierung seines Heimatlandes. Wir stehen mit der Erforschung der christlichen Quellen, besonders aber der Kirchenväter immer noch in den Anfängen, und ehe nicht die verheissungsvollen Berliner Studien der preussischen Akademie, die sich, wie die Wiener die lateinische, so die Durcharbeitung der griechischen Patristik zur Aufgabe gesetzt haben, weiter vorgedrungen sind, tappen wir noch im Dunkeln[3]).

---

[1]) Vergl. Zahn, Einl. in das N. Testament I, Lpz. 1897, p. 125.

[2]) Zahn a. a. O., p. 131. Es müssen Lykaonien und Pisidien in Galatien, ferner Phrygien teils in Asien (d. h. der römischen Provinz Asia), teils in Galatien inbegriffen sein. Dies gilt auch für 1. Petrus 1,1. Es werden hier sämtliche römische Provinzen Kleinasiens aufgezählt, mit Ausnahme von Lycien-Pamphylien, wo es kaum Christen gegeben haben mag, und von Kilikien, wohin das Christentum nicht durch Paulus und seine Gehilfen, sondern von Antiochien aus gebracht worden zu sein scheint.

[3]) Die patristischen Studien haben, nachdem sie 150 Jahre brach gelegen, seit circa 30 Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen. Nicht sowohl neue Entdeckungen haben ihn herbeigeführt (sie waren eine Folge des Aufschwunges), sondern vielmehr die stets wachsende Erkenntnis der grundlegenden Bedeutung der Epoche, in welcher die Väter der Kirche gewirkt und geschrieben haben. Die Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Wien ist in Würdigung der

Ich habe mir die Mühe nicht verdriessen lassen, die Schriften der Kirchenväter, soweit sie auf Kappadokien Bezug haben, nach dieser Richtung durchzugehen. Freilich, der geographische und historische Gewinn ist gering genug. Die weltentrückten frommen Väter, denen vor allem die theologischen und politischen Kämpfe ihrer Zeit am Herzen lagen, lassen sich nur selten dazu herab, ihre nächste Umgebung topographisch, oder um das Wort zu gebrauchen, architektonisch zu schildern. Wohl erzählen sie gelegentlich von ihren weiten Reisen zwischen Alexandrien, Jerusalem, Antiochien und Konstantinopel, ihre Hauptsitze Caesarea, Konia und Angora werden wohl genannt, aber es sind und bleiben immer nur Stationen, Haltepunkte ihrer himmlischen Pilgerschaft, die sie kurze Zeit auf die Erde niederziehen. Das beste, was wir noch für persönliche und örtliche Dinge gewinnen, schöpfen wir aus ihren Briefen.

Mit scharfem Umriss hat Ramsay in seinem berühmten Werk The church in Roman Empire before a. D. 170, London 1893, p. 10, das Eindringen des Christentums über Kleinasien — auch hier die Völkerbrücke nach dem Occident — gezeichnet:

The chief line along which the new religion developped, was that which led from Syrian Antioch through the Cilician Gates, across Lycaonia to Ephesos, Corinth and Rome. One subsidiary line followed the land route by Philadelphia, Troas, Philippi and the Egnatian Way to Brindisi and Rome; and another went north from the gates by Tyana and Caesarea of Cappadocia to Amisos in Pontus, the great harbour of the Blacksea, by which the trade of Central Asia was carried to Rome. The early foundation of churches in Cappadocia (1. Peter 1,1) and in Pontus (1. Peter 1,1, Pliny ad Traj. 96) was due to this line of communication. (cf. p. 224 s.) Amisos hält Ramsay für den ersten Sitz des christlichen nordöstlichen Kleinasien um das Jahr 65—75.

Eusebius berichtet uns (Eccl. Hist. b 3,1), dass der heilige Petrus im Pontus, Galatien, Bithynien, Kappadokien und (der Provinz) Asien den

---

Bedeutung der patristischen Litteratur seit einem Menschenalter am Werk, die lateinischen Väter in kritischen Ausgaben zu publizieren. Die Kgl. Preussische Akademie der W. hat vor einigen Jahren eine Kommission niedergesetzt, um die Herausgabe der griechischen christlichen Schriftsteller, zunächst der drei ersten Jahrhunderte vorzubereiten. Der erste Band ist erst erschienen. Hippolytus Werke von Bonwetsch und Achelis. Origines wird erscheinen von Katschau. Scholarios und Sophocles haben in ihrem Ταμεῖον τῆς Πατρολογίας, Athen 1883, begonnen, den unermesslichen Schatz der patristischen Sprache lexikologisch zu ordnen; leider ist dieses Werk nur bis zum Buchstaben Γ gekommen. Gerhard Ficker (Halle a. S.), der jüngste Kritiker von Josef Führers Sicilia sotteranea, München, Ak. d. W. 1897, hat es offen ausgesprochen, dass sich über die altchristliche Kunst des römischen Westens erst dann ein abschliessendes Urteil bilden lasse, wenn die Katakomben und Gräber des griechischen Ostens, besonders Kleinasiens, gründlich erforscht sind. Er sagt in der Blg. z. Allg. Ztg., 3. Sept. 98, No. 198: »Dazu gehört freilich, dass uns die Grabanlagen des Ostens, etwa Kleinasiens, noch genauer als bisher bekannt werden.«

zerstreuten Juden das Evangelium verkündet habe, an die dann sein erster Brief gerichtet war; ebenso habe sein Bruder Andreas in Kappadokien gepredigt (Nikephor. Eccl. Hist. 2); nach der Ueberlieferung habe Matthias sogar hier den Märtyrertod erlitten. Nach einem Zeugnis des Chrysostomus (homil. 29) soll auch Paulus bis Kappadokien gekommen sein. Es ist klar, dass die Einführung der griechischen Sprache wie der römischen Verwaltung dem Vordringen des griechischen Evangeliums und der römischen Apostel grossen Vorschub in einem Lande leistete, das ohnehin, wie wir bei Strabo gesehen haben, geneigt war, religiösen Uebungen ein grosses Feld ihres Lebens einzuräumen. Wie vielmehr mussten sie einer Religion die Arme öffnen, die zu ihnen als Befreierin kam!

Die Legende macht den Hauptmann Longinus, der sich am Kreuze Christi bekehrt hatte, zum ersten Bischof von Kappadokien. Die Bollandisten unterscheiden zwei heilige Soldaten mit Namen Longinus, nämlich einen Gemeinen und einen Hauptmann (H. Detzel, Christl. Ikonographie, Freiburg 1896). Nach Joh. 19,34 ist auch thatsächlich zwischen zwei verschiedenen Personen zu unterscheiden. Einer von den zum Beinbrechen abgesandten Soldaten, heisst es hier, habe Jesu Seite geöffnet, also nicht ihr Führer oder Hauptmann. Der heilige Soldat Longinus soll aus der Provinz Isaurien in Kleinasien stammen; er wäre also ein Landsmann unseres Hauptmanns, denn dieser, der heilige Hauptmann und Märtyrer Longinus, soll nach den griechischen Menäen aus Sandrales oder Adrales bei Tyana im zweiten Kappadokien gewesen sein und nach der Auferstehung des Herrn, wovon er ebenfalls Zeuge gewesen sei, in seiner Heimat den Glauben an Christus verkündet haben. Bei Kaiser Tiberius angeklagt, soll er dann enthauptet worden sein. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir den römischen Hauptmann in den kappadokischen Höhlenfresken (Göreme), dann auch in dem Octogon von Soasa häufig abgebildet sehen, meist hoch zu Ross auf einem Schimmel. Gregor von Nyssa, der Bruder des grossen Basilius (ep. 13, 391) meldet seine Erhebung zum Bischof mit den Worten *καὶ ἡμεῖς οἱ Καππαδόκαι τὸν ἑκατόνταρχον τὸν ἐπὶ τοῦ πάθους τὴν θεότητα τοῦ κυρίου ὁμολογήσαντα, πολλῶν ὄντων κατὰ τὸν χρόνον ἐκεῖνον λαμπρῶν ἐν γένει καὶ ἱπποτρόφων καὶ τοῖς ἐν τῇ συγκλήτῳ πρωτείοις σεμνυνομένων (ἐδοκιμάσαμεν εἰς ἐπιστασίαν προτιμότερον). κ. τ. λ.* Chrysostomus versichert, dass noch zu seiner Zeit die Stelle, wo Longinus sein Martyrium erlitten, gezeigt worden sei. (homil. 89 ad. Matth. 9 13); sein Haupt wurde auf Befehl des Pilatus nach Rom gebracht, sein Todestag am 16. Oktober gefeiert. Unter der Christenverfolgung des Nero und Domitian hatte Kappadokien nur wenig zu leiden, desto mehr unter Trajan (106). Hyazinthus, ein in der griechischen Kirche hochgefeierter Märtyrer aus Caesarea in Kappadokien, war Hofbediensteter bei dem Kaiser Trajan und führt deshalb den Beinamen cubicularius (Kammer-

herr). Da er bei diesem des christlichen Glaubens angeklagt war, wollte man ihn überreden, unreine Speisen (Opferfleisch) zu geniessen. Er weigerte sich, indem er sich laut zu Christus bekannte; deswegen wurde er gegeisselt und ins Gefängnis geworfen, wo man ihn durch Hunger zum Genusse des Opferfleisches zwingen wollte. Er hielt jedoch 40 Tage ohne Nahrung aus. Endlich befahl der Kaiser, dass die Gefangenwärter ihm reine Speisen bringen sollten; aber als sie ihm solche brachten, gab er seinen Geist auf. Auch das Martyrologium Romanum nennt seinen Namen mit einer kurzen Geschichte seines Leidens am 3. Juli[1]). Dio Cassius (Rom. hist. *νε'* 23) erzählt uns, dass die christliche Kompagnie der legio fulminatrix, welche durch ihr Gebet dem Kaiser Mark Aurel den ersehnten Regen und den Sieg über die Quaden (174) verschafft habe, aus Kappadokien stammte. *τοὺς δ' ἐπὶ τῆς Μελιτινῆς οὕτω καλουμένης λεγεῶνος στρατιώτας διὰ πίστεως ἐξ ἐκείνου καὶ εἰς δεῦρο συνεστώσης ἐν τῇ πρὸς τοὺς πολεμίους παρατάξαι γόνυ θέντας ἐπὶ τὴν γῆν κατὰ τὸ οἰκεῖον ἡμῖν τῶν εὐχῶν ἔθος ἐπὶ τὰς πρὸς τὸν θεὸν ἱκεσίας τραπέσθαι* Euseb. (eccl. hist. V, 5) *Τάγμα ἦν τῷ Μάρκῳ τῶν ἀπὸ Μελιτίνης* (Melitene = Malatia) *στρατιωτῶν, εἰσὶ δὲ τὸν Χριστὸν πρεσβεύοντες ἅπαντες.* Die Schriftsteller der Heiden schrieben das Ereignis bald dem Gebete des Mark Aurel, bald den Beschwörungen des egyptischen Zauberers Arnuphis zu. Wie der Kaiser darüber dachte, sagt eine Münze, auf der Jupiter die Barbaren durch seinen Blitz niederwirft (Eckhel, Numism. III, 64) und das Basrelief der allerdings erst unter Kommodus errichteten antoninischen Säule. Anders dachten die Christen. Schon Claudius Apollinaris (bei Eusebius V, 5) und Tertullian (ad Scapul. c. 4, bes. Apolog. c. 5) wissen, dass das Gebet der christlichen Soldaten im Heere des Kaisers diesen gerettet, was dann später Orosius (hist. adv. Pagan. VII, 15), Gregor von Nyssa der Kappadokier (Or. II in XL martyr.), Hieronymus (in Euseb. chron. adn. 174), endlich der Abbreviator des Dio Cassius, Xiphilinus, (71, 9, 10) wiederholen, letzterer mit der Bezeichnung der betreffenden christlichen Legion als legio fulminatrix. Dass es keine legio fulminatrix, wohl aber, und zwar seit Nero, vielleicht seit Augustus eine legio fulminata, die XII., auch antiqua, gegeben, ist jetzt allgemein anerkannt (vgl. Wilmanns Exempla Inscr. lat.). Sie hiess also wohl so wegen der an der Rüstung als Episema angebrachten Blitze (Thorax fulminatus?)[2]).

Gegen die montanistische Häresie in Phrygien trât Zoticus von Kumane (Comana) in Kappadokien auf. Dem Zoticus von Kumane gelang es aber nicht, unterstützt von Julian von Apamea *τὸ ἐν τῇ Μαξιμίλλῃ πνεῦμα* zu widerlegen (wenn es auch umgekehrt diesem nicht gelang, jene zu bekehren).

---

[1]) Stadler, Heiligenlexikon. Augsbg. 1861.

[2]) F. H. Kraus, Real Encyclopaedie der christl. Altertümer, Freiburg 1886.

Montanus Parakletus, Bischof von Pepuza[1]), ist nach den Untersuchungen von Harnak (Chronologie II, 1, p. 375) im Jahre 157 aufgetreten. Die Bischofsliste von Caesarea schweigt bis oder beginnt mit Theokritos, der den Syrer Barsakis, den Anhänger des Valentinian, in den Bann that. Unter Mark Aurel erlitten die Drillingsbrüder Peusippos oder Speusippos, Elasippos oder Eleusippos, Mesippos oder Melasippos, drei ausgezeichnete Pferdezüchter von Parnassos, nachdem sie die Statue des Zeus Nemesios zertrümmert, auf Anstiften ihrer Grossmutter Leonille den christlichen Unterricht des Makarios von Antiochia genossen hatten, in einer Vorstadt von Nazianz den Märtyrertod *(Μηνολ. Ιαν. Ιϛ')*.

Unter Septimius Severus (202) werden die Heiligen Thespesios, Theodate unter dem Provinzialstatthalter Claudius Hermenianus, dessen Gemahlin selbst das Christentum annahm, genannt. Alexander, Bischof von Jerusalem, sass lange in Caesarea gefangen, sein Trostbrief an die Gemeinde von Antiochia ist uns bei Eusebius (ϛ' 11) erhalten, sein Martyrium fallt unter Decius 251 in Caesarea. Unter Karakalla erblühten, während die Kirche kurzen Frieden genoss, Gregorios der Thaumaturgos in Neocaesarea, dessen Leben Gregor von Nyssa, sein Landsmann, beschrieb und Firmilianus von Caesarea. Gregor der Wunderthäter, Bischof von Neocaesarea im Pontus, ward hier um das Jahr 210 geboren und wuchs unter heidnischer Umgebung auf. Er wurde durch Origines in Beroea (Aleppo), und als dieser sich nach Kappadokien geflüchtet hatte, in Caesarea für das Christentum gewonnen, wo er 239 getauft wurde und schon im Jahre 240 von Phaidimos, Bischof von Amasia zum ersten Bischof seiner Vaterstadt bestellt. Darstellungen von ihm beziehen sich meistens auf seine Wunder, deren er so viele gewirkt, dass er den Beinamen der Wunderthäter erhielt. Sein Attribut, der Stab, hat auch für den Geographen Wichtigkeit. Er wies nämlich dem in den armenischen Gebirgen entspringenden Lykus seine Grenzen an, indem er an der gefahrlichsten Stelle desselben seinen Stab in den Boden stiess. Nach seinem Tode soll er nur 17 Heiden in Neocaesarea zurückgelassen haben, soviel als er anfangs Christen dort vorgefunden hatte. Basilius nennt ihn einen zweiten Moses *(π. τ. άγ. πνεύμ. κεφ. κθ' πρὸς 'Αμφιλόχ.)*. Firmilianos von Caesarea, ein Mitschüler und Freund des Thaumaturgen Gregorios, wurde 233 zum Bischof von Caesarea gewählt und trat als tapferer Verteidiger des Christentums der Häresie entgegen und starb auf dem Wege zum Konzil von Antiochia 269 in Tarsus. Von diesem sehr bedeutenden Bischof, der mit den Bischöfen des Südens und Westens (Afrika) in Verbindung stand, ist uns nur ein Brief erhalten, der in abendländischer Ueberlieferung lateinisch übersetzt unter den Briefen Cyprians auf uns gekommen ist (Harnak Chronologie I,

---

[1]) Vgl. Ramsay, Asia Minor 137, 151.

1, 408). In diesem Briefe erwähnt er die grossen Erdbeben, welche Kappadokien heimgesucht, wodurch ganze Städte vom Erdboden verschwanden und den Christen eine neue Verfolgung bereitet wurde.

Zu seiner Zeit lebte in Caesarea die gelehrte Jungfrau Juliana, die den Origines zwei Jahre beherbergt und von Symmachus ein oder mehrere Bücher erhalten hat. Bemerkenswert sind auch die Beziehungen des Clemens Alexandrinus zu Kappadokien; die alexandrinische Wissenschaft hatte dort gleichsam eine Filiale. In scharfem Gegensatz stand Firmilianus zu dem römischen Bischof Stephanus. In dem Briefe an Sixtus von Rom erwähnt Dionysius, dass allen Bischöfen Kilikiens, Kappadokiens und Galatiens, unter denen Helenus und Firmilian namentlich genannt werden, von Stephanus die Aufhebung der Kirchengemeinschaft angekündigt worden sei. Aus dem encyklischen Schreiben der dritten antiochenischen Synode in Sachen Pauls teilt Eusebius (hist. eccl. VII, 30, 3 s.) eine Stelle mit, die da zeigt, dass Firmilian neben Dionysius dem Grossen der angesehenste Bischof des Orients war. Unter Maximin I. (236) und dem Statthalter Serenianus brach über Kappadokien eine neue Christenverfolgung herein, wodurch viele Kirchen durch Feuer zerstört wurden. Die Flüchtlinge bauten sich in den Einöden neue Asyle. Die von Gregor von Nyssa beschriebene Verfolgung unter Decius (249) zeitigte für Kappadokien zwei wunderbare Blutzeugen, das Kind Kyrillos und den »Skythen« Merkurius[1]). 264 erfolgte der Einbruch der Goten *(Σκύθαι)*, von denen viele Christen als Gefangene fortgeführt wurden. Unter Aurelian erlitt 275 Mamas in Caesarea den Märtyrertod. Gregor von Nazianz erzählt (or. 43) von ihm, er sei Hirte gewesen und habe Hirschkühe und anderes Wild gemolken. Auch Basilius lobpreist (hom. 26) die niedere Abkunft des Hirten. Die kaiserlichen Brüder Julian und Gallus wollten in dem kaiserlichen Dorfe Makellos am Argäus eine Kirche bauen, wobei es sich zutrug, dass die von Julian begonnenen Arbeiten durch eine unsichtbare Hand immer wieder zerstört wurden. Hiedurch sollte der spätere Abfall des Prinzen angedeutet werden. Basilius (ep. ρζδ') berichtet uns von seinem Landsmann Eutyches, dem Bekehrer der Goten, die Kappadokien verwüsteten, mit beweglichen Worten, indem er seine eigene Zeit anklagt, wo durch das Uebermass der Sünden selbst die Gläubigen wieder zu Barbaren werden. Philostorgios (eccl. hist. 2, 5) erzählt, dass auch der Apostel der Goten aus Kappadokien stammte, d h. aus den Gefangenen, welche die Goten mit sich geschleppt hatten, und zwar aus dem Städtchen Sadagolthina bei Parnassos.

Wulfila entstammt einer christlichen Familie aus Sadagolthina bei Parnassos in Kappadokien, die im Jahre 267 von plündernden Donau-

[1]) Öfter wird Kyrillos mit folgenden Gefährten aufgeführt: Carellus, Primolus, Finodus, Venustus, Gissinus, Alexander, Tredentheus und Jokundus, die auch zu Caesarea in Kappadokien den Martyrtod erlitten haben.

goten weggefuhrt ward. In der Gefangenschaft ist Wulfila geboren ums Jahr 311, gestorben ist er um das Jahr 383 als Bischof in Konstantinopel, wohin er vom Kaiser Theodosius zu einer Disputation berufen war[1]). Philostorgios stammt selbst aus Kappadokien (geb. um 368). Die Quellen für die Lebensgeschichte des Wulfilas sind alle verzeichnet von E. Sievers in Pauls Grundr. d. Germ. Philol., Strassb. 1893, p. 67, A. 3. Unter den Blutzeugen der Verfolgung unter Aurelian nennt die Geschichte noch Porphyrios von Caesarea um das Jahr 272 (nach dem Menologion 16. Februar). In hoher Blüte stand die kappadokische Kirche, als die letzte und blutigste Verfolgung eintrat, die diokletianische. Galerius und Licinius waren 303/4 in Nikomedien zusammengekommen und hatten beschlossen, die Axt an die Wurzeln des jungen Freiheitsbaumes zu legen, der die römische absolutistische Weltregierung bedrohte. Unter den kappadokischen Märtyrern nennen die Menologien Barlaam, Julitta und Capitolina in Caesarea (Basilius homil ἐ.) nebst ihrer Dienerin Eroteïs, die unter dem Statthalter Zelekynthus bluteten. Unter dem Statthalter Sabrikios (oder Fabricius?) vollendeten die hl. Dorothea, die Schwestern Chreste und Kalliste, der Advokat (!) Theophilus und Sergius, welch letzterer lange Zeit in einer Einsiedelei des Argäus gelebt hatte, der Erzmärtyrer Georg, Eustratios, Auxentius, Eugenius, Mardarius und Orestes; von Lysias wurden sie zu Agricola nach Sebaste geschickt, wo sie 296 den Tod erlitten. Barlaam (vom chaldäischen Bar-laam, Sohn des Volkes?), der christliche Mucius Scaevola, wird oft in den kappadokischen Fresken dargestellt, wie er die Hand über das Feuer hält, in die man ihm Weihrauch zum Opfer gezwungen hatte, und wie er lieber die Hand verbrennen lässt, ehe er ein Körnlein auf die Flamme opfert. Basilius hielt auf ihn an seinem (himmlischen) Geburtstage eine berühmte Rede. Ebenso hoch wird von diesem Kirchenvater aber Julitta in einer Rede gepriesen, die er in der Kathedrale von Caesarea, wo sie begraben liegt, um 375 an ihrem Gedächtnistage hielt. Dorothea nahte sich auf dem Wege zur Richtstätte ein junger Rechtsanwalt Theophilus, mit der Bitte, sie möchte ihm aus dem Garten ihres Bräutigams, wenn sie zu ihm gelangt sei, Blumen und Früchte zusenden. Sie sagte es ihm zu und nachdem sie den Todesstreich empfangen hatte, nahte sich dem Theophilus ein Engel in Gestalt eines Jünglings, übergab ihm frische, rote Rosen und liebliche Früchte und verschwand. Erschüttert durch dieses Wunder, denn Kappadokien war um diese Zeit (6. Februar) mit Eis und Schnee bedeckt und von Blüten nirgends eine Spur, bekannte Theophilus Jesum Christum, den er bisher gelästert, und ermahnte auch seine Freunde, ihr Herz nicht mehr zu verschliessen. Der Präfekt liess auch ihn enthaupten. Die

[1]) Vgl. Streitberg, Gotisches Elementarbuch, Heidelbg. 1897, p. 9. Paul & Braune, Beiträge z. Gesch. d. d. Spr. u. Litt., Halle 1897. Jostes, das Todesjahr des Ulfilas und der Uebertritt der Goten zum Arianismus, und Streitberg ib.

Schwestern Chreste und Kalliste waren nach den Akten und dem römischen Brevier mit Dorothea nicht verwandt, sondern wurden von ihr zum christlichen Glauben zurückgeführt und von den Heiden in einem Kessel verbrannt. Als Martyrstätte des hl. Sergius wird wohl Caesarea genannt, doch weisen die Akten bei den Bollandisten nach Rom. Von hervorragender Bedeutung für die christliche Kunst des Abend- wie des Morgenlandes wurde der Erzmartyr Georg. Papst Pius V. hat alle geschichtlichen Erzählungen von ihm aus dem Römischen Breviere weggelassen. Man hat daraus, sowie aus dem Umstande, dass der Heilige nicht blos bei den orientalischen Christen, sondern fast noch mehr bei den Mohammedanern eine ganz exceptionelle Verehrung genossen, den Schluss gezogen, dass man es hier mit keiner historischen Persönlichkeit zu thun, sondern die ganze Legende einen mythischen Hintergrund habe und der hl. Georg nichts anderes als ein alter heidnischer Gott in christlichem Gewande, der Mithras der Kappadoker, gewesen sei[1]). Allerdings fehlen uns die echten

---

[1]) Vgl. Gutschmid, über die Sage vom hl. Georg, als Beitrag zur iranischen Mythengeschichte (Ber. d. Verh. d. K. Sächs. Gesellsch. d. W. Ph. hist. Kl. 13 (1861) 187 ff.) und Detzel Christl. Ikonographie p. 369 und Archiv f. christl. Kunst (1890, 11. 12. 1891, 1 und 2), welch letzterer als Ort des achttägigen Martyriums Nikomedien und als Zeit das Jahr 303 ansetzt.

Der deutsche Gesandte Busbeck berichtet in seiner Reise nach Amasia 1553 (Deutsche Uebersetzung, Nürnberg 1664, p. 145 ff.) von dem kappadokischen Heiligen wie folgt: »Von dem Gestade des Flusses Halys, welcher, wie ich vermute, von den Türken Aitoksu genannt wird, langten wir zu Gukurtkai an; reisten von dannen auf Choron, folgenden Tags nach Teke Thioi, allwo uns von den türkischen Mönchen, so man Derwische nennt und daselbst ein stattliches Kloster haben, viel Dings von einem fürtrefflichen und tapferen Helden Chederle erzählet worden, welcher, wie sie vorgaben, niemand anders als der Ritter St. Jörg solle gewesen sein; denn sie jenem eben das, was die Unserigen diesem zuschreiben; wie er nämlich eine verlassene Jungfrau von einem grausamen grossen Drachen erlöset habe. Setzen aber noch viel hinzu und erdichten, was ihnen in den Sinn kommt, wie er nämlich in Brauch gehabt, weite und ferne Länder zu durchreisen, sei er endlich zu einem Fluss gekommen, dessen Wasser die Leute, so davon trinken, unsterblich mache; in welchem Teile der Welt aber dieser Fluss sei, sagen sie nicht; er mag vielleicht im Schlaraffenlande anzutreffen sein. Nur dieses sagen sie, er liege in dicker Finsternis und Dunkelheit verborgen und es sei keinem einzigen Menschen, ausser diesem Chederle widerfahren, dass er denselben zu sehen bekommen. Dieser Chederle, welcher dem Gesetze des Todes nicht mehr unterworfen, reite auf einem köstlichen Pferd, so ebenmässig durch den Trunk dieses Wassers unsterblich gemacht worden, herum, sei gern bei den Feldschlachten; stehe denen, die eine gute Sache haben, oder ihn um Hilfe bitten, welcherlei Religion sie auch sein mögen, im Krieg getreulich bei. Welches, wie es lächerlich zu hören, also ist dies noch mehr des Lachens wert, dass sie sagen, es sei einer aus den Gefährten Alexandri des Grossen gewest; sintemal die Türken auf keine Zeit noch Alter Achtung geben, vermengen und verwirren sie die Historien wunderlich durcheinander; und wenn es ihnen einfällt, dürfen sie sich wohl nicht schämen, vorzugeben, Job sei des Königs Salomon Hofmeister und Alexander Magnus sein Feldoberster gewesen; oder noch viel ungereimtere Dinge mehr. Es ist in derselben Moschee ein sehr klarer Quellbrunn in fürtrefflichem Marmel gehauen; dieser, wie sie die Leute bereden wollen, soll seinen Ursprung genommen haben, dass des Chederels Pferd dahin gestallet (profuderit). Sie erzählen ferner

Märtyrerakten über den hl. Georg; denn die in grosser Anzahl vorhandenen, namentlich in lateinischer Sprache verfassten, sind alle unecht und mit Fabelhaftem angefüllt. Gerade die ältesten aber von diesen Akten rühren von den Arianern her, so dass schon die römische Synode unter Papst Gelasius, welche den ältesten Index librorum prohibitorum aufgestellt haben soll, im Jahre 494 oder 496 diese Akten nebst anderen häretischen Heiligenlegenden verworfen hat. Im Kerne aller Legenden des hl. Georg, aber namentlich in den griechischen Urkunden, sagt Detzel, birgt sich unzweifelhaft die Erinnerung an unseren Heiligen als einen der ersten und berühmtesten Märtyrer der diokletianischen Christenverfolgung. Die Dardanellen hiessen nach ihm Arm des hl. Georg, einem ganzen Lande Georgien, gab er seinen Namen. Unter den dreizehn ritterlichen Orden, die seinen Namen trugen, wurde der bayerische am berühmtesten, welcher bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurückreicht. Ich erinnere mich nicht, in den kappadokischen Fresken ihn als Drachentöter[1]) abgebildet gesehen zu haben, doch oft in Rüstung und zu Pferde.

Die Heiligen Eustratios, Auxentius, Eugenius, Mardarius und Orestes (13. Dezember) erlitten zusammen den Märtyrertod, auf dem Rost verbrannt. Eustratios empfing noch von dem Bischof von Sebaste die Kommunion. Unter dem Präfekten Urbanus litten noch Anectus, unter Philomarchus Athenogenes mit 10 Schülern, unter Maximian Orestes von Tyana, Blasius, unter dem Präfekten Firmus Akakios, Antonius Nikephoros, Zebinus, Geomanos, Basiliskus in Komana, in Amisos die Jungfrauen Alexandra, Claudia, Euphrasia, Matrona u. a. Anectus oder Anicetus wird von den Bollandisten nach Caesarea in Palästina verlegt, Athenogenes war aus Sebaste in Armenien gebürtig und Bischof dieser Stadt; Orestes von Tyana erinnert durch seinen Namen an den Artemisdienst seiner Vaterstadt, den Orestes, der Bruder der Iphigenie, dort ein-

---

viel von des Chederles Reisgefährten, von seinem Stallmeister und von seiner Schwester Sohn, deren Gräber sie in der Gegend herum weisen. Wollten uns auch weise machen, dass noch heutigen Tages vielen, so ihrer Hilfe begehren, alles Gute von Gott widerfahre. Ja, sie stecken sogar in dem Aberglauben, dass sie ausgeben, wenn man das geschabte Pulver von den Steinen und die Erde selbst, worauf der Chederle gestanden, als er des Drachens erwartet, im Getränk einnehme, so sei es gut fürs Fieber, Haupt- und Augenwehe. Es ist aber dieser Orten alles voller Drachen und Nattern, also dass, wann die grosse Hitze lang währet, kein Mensch wegen dieser giftigen Tiere, so daselbst Schatten und Kühle suchen, sich hinzumachen darf. Dieses kann ich zu melden nicht vorbeigehen, dass die Türken sich des Lachens nicht enthalten können, wenn sie den Ritter S. Jörgen, den sie, wie oben gemeldet, für ihren Chederlen halten, in der Griechen Kirchen solchermassen auf Tafeln gemalt sehen, wie ein Knab hinter ihm auf dem Ross sitzet, einen Trunk Wein einschänket und ihm denselben darreichet; denn in solchem Habit wird der Ritter S. Jörg allenthalben bei den Griechen abgemalt gefunden.

[1]) Wir erwarben ein Figürchen des hl. Georg, von dem aber die Zeit der Anfertigung schwer zu bestimmen ist.

geführt haben soll. St. Blasius fanden die Häscher des Agrikolaus in einer Felsenhöhle. Antonius, Zebinus, Germanus und die Jungfrau Ennatha, zu welchen von den Bollandisten der hl. Nikephoros als eigener Märtyrer beigefügt wurde, sind ebenfalls nach Caesarea in Palästina mit ihrem Martyrium zn verweisen. Basiliskus von Komana wird mit dem von Amaseia identifiziert. Alexandra, Claudia, Euphrasia, Matrona, Juliana, Euphemia und Theodosia litten zu »Amysi in Paphlagonien«. Die Christenverfolgung des Maximin 306—13 nennt Gregor von Nazianz *διωγμῶν ὁ φρικωδέστατος καὶ βαρύτατος*, unter ihr litten im palästinischen Caesarea die Kappadoker Seleukos und Julianus 309, die Genossen des Pamphilus aus Beirût.

Auffallend ist die Charakteristik dieses Julian bei Eusebius (eccl. hist. η′ 98 ed. Rob. Steph.) *ἦν δὲ καὶ οὗτος τὸ μὲν κατὰ σάρκα γένος Καππαδοκῶν, τὸν δὲ τρόπον εὐλαβέστατος καὶ πιστότατος καὶ γνησιώτατος.*

Die Verfolgung unter Licinius hat uns Basilius der Grosse in der Homilie auf den Martyr Gordios beschrieben. Unter den Schrecken der Verfolgung füllten sich die Einöden mit Flüchtlingen. Auch Gordios lebte lange Zeit in den Höhlen des Argäus, *εἰς τὰς βαθυτάτας καὶ ἀνθρώποις ἀβάτους ἐρήμους τῶν ὀρέων*, erschien aber plötzlich bei den Kampfspielen, die in seiner Vaterstadt zu Ehren des Mars gegeben wurden, in Büsserkleidung 314 und wurde enthauptet. Ebenso fielen Basilius von Amaseia, der des Kaisers Geliebte Glaphyra als Schutzflehende aufnahm, der Wut des Tyrannen zum Opfer. Die 40 Märtyrer, welche in einem Sumpf zu Sebaste ertränkt wurden, haben Basilius, Gregor v. Nyssa und Astorius von Amaseia gefeiert. Ausserdem zählen die Menologien noch die Namen des hl. Karterios, Agathodoros, Eutyches von Melitene, Terentius von Ikonion und Apollonios auf. Aus der Schar der kappadokischen Seligen nennen wir nur Sabbas in Mutalassis, Euthynius aus Melitene, Domatian, Theodosius *Κοινοβιάρχης* aus Megarissus, Kanidos, Eudokimos, Makrine, die Schwester des Basilius, Meletios die alle schon in die Zeit der Klöster und des Mönchtums fallen.

Die Pflanzung und das Wachstum der christlichen Kirche inmitten der sinkenden Staaten des Altertums ist eine Thatsache, sagt Lasaulx. deren Erforschung dem denkenden Beobachter einen tiefen Einblick in die innere Werkstätte des Völkerlebens und die Gesetze seiner Entwicklung gewährt; ja die ihn, falls er dessen fähig ist, über die Welt der Erscheinungen hinaus bis zu den Ursachen und letzten Gründen derselben leitet und, soweit dies dem sterblichen Menschen vergönnt ist, die Pläne der göttlichen Weltvorsehung ahnen lässt.

Bedenket, Ihr Kaiser, sagt Tertullianus schon um das Jahr 198 (Apol. 37), dass beinahe in allen Städten fast alle Bürger Christen sind, so dass es wahrlich keine allzugrosse Nachgibigkeit wäre, auch unsere Sekte unter die erlaubten zu zählen. Proinde nec paulo lenius inter

13*

licitas factiones sectam istam deputari oportebat. Viel mehr als die Argumente der Kirchenväter, haben ohne Zweifel die Märtyrer dem Christentum genützt und die Anerkennung und Achtung seiner Gegner erzwungen. In ihnen ist nach dem Ausdruck des Augustinus gleichsam Christus selbst unter den Heiden auferstanden, um sie zum Glauben zu führen. (Ps. 43, 22 T. IV I p. 283 C.) Als der römische Statthalter Arrius Antoninus in Asien eine anhaltende Verfolgung angeordnet hatte und die Christen freiwillig massenweise vor seinem Richterstuhle erschienen waren, konnte er nicht umhin, sie mit den Worten anzureden: »Unglückliche, wenn ihr sterben wollt, so habt ihr ja Felsen und Stricke!« Auch Trajan hat in seinem Mandat an Plinius (ep. X) die Christen auf alle Weise geschont wissen wollen, soweit es nach den bestehenden Gesetzen möglich war.

Wenige Jahre nach dem Rücktritte des grossen Christenfeindes Diokletian erliessen dessen Nachfolger, die Imperatoren Galerius, Constantinus und Licinius, im April des Jahres 311 das erste Toleranzedikt, 312 folgte schon das zweite zu Gunsten der Christen, 313 das dritte, das in Nikomedien publiziert wurde. Von dem Rückschlag, der durch Julians, des Abtrünnigen Christenhass erfolgte, und von dem Athanasius sagte *θαρρεῖτε· νεφύδριον γάρ ἐστι καὶ θᾶττον παρελεύσεται*, »seid guten Mutes, es ist nur eine kleine Wolke, die schnell vorübergehen wird«, erfuhr auch die christliche Stadt Caesarea in Kappadokien ihren Schaden. Julian liess sie aus dem Album der Städte streichen, weil sie ihre Tempel des Zeus *πολιοῦχος* und des Apollon *πατρῷος* schon früher und den ihrer Tyche sogar unter seiner des Julianus Regierung zu zerstören gewagt hatte; eine That die ihn so sehr empört haben soll, dass nur der Gedanke an das Blut der Märtyrer aus dem das Christentum stets neue Kräfte geschöpft, von blutiger Rache ihn abgehalten habe[1]). »Der Hellenismus, so schreibt er an Arsazius, den Erzpriester von Galatien[2]) gedeiht noch nicht nach unserem Willen, durch die Schuld seiner Bekenner; da wir sehen, was ihre Feinde so stark macht, ihre Menschenliebe gegen die Fremdlinge und Armen, ihre Sorgfalt für die Toten, und ihre, wenn auch gemachte Heiligkeit des Lebens, was alles auch von uns muss geübt werden.« Er wünscht, dass die christlichen Schuleinrichtungen und Wohlthätigkeitsanstalten nachgeahmt und für den Hellenismus nutzbar gemacht werden. Als Julian in Persien gefallen war, stellten Gregor von Nazianz und Johannes Chrysostomos tröstliche Reflexionen an. (G. v. N. Or. II 87, p. 53; V 40, p. 174). Wenn auch alles andere auf der Welt besiegt werden könne, der Glaube allein sei unbezwingbar und kein äusserer Feind der Kirche je gefährlich.

---

[1]) Sozomenos V 4, Gregorius Naz. Or. IV 92 und Libanius T I p. 562, 19 f p. 563, 3.
[2]) Jul. epist. 49, p. 288—305; Sozomenos V 16. Greg. Naz. Or. IV 111.

Jedenfalls hatte die kurze Episode der Regierung Julians die gute Nachwirkung, erstlich die innere Ohnmacht und Zerfallenheit des alten Götterglaubens offenbar zu machen, und zweitens die nächsten Nachfolger Julians dahin zu bestimmen, dass sie volle 20 Jahre hindurch von der gewaltsamen Zerstörung des Hellenismus abstanden. Und dass dieser Waffenstillstand zwischen beiden Konfessionen, der christlichen und der heidnischen, auch im Privatleben geherrscht habe, bezeugen die zahlreichen freundschaftlichen Briefe zwischen christlichen Bischöfen und heidnischen Rhetoren dieser Zeit, Basilius und Libanios, Eusthatius, Optimus. Unter Theodosius 385 allerdings begann dann von allen Seiten her, mit vereinten Kräften der Kaiser, der Bischöfe und der Mönche, ein wohlberechneter planmässiger Angriff, der nur mit der völligen Zerstörung aller heidnischen Culte im Orient endigen sollte. Es ist eine Fabel, wenn man glaubt, dass erst die Seldschuken oder Türken den Hauptschaden unter den Denkmälern des Altertums in Kleinasien angerichtet hätten.

Fast gleichzeitig (406) liess auch Johannes Chrysostomos die noch bestehenden Tempel der Göttermutter in Ephesus und in Phrygien zerstören. (Proclus in Homil. 20, 3 in Gallandis Bibl. patr. IX p. 678 B. in Epheso artem Midae nudavit, in Phrygia matrem quae dicebatur deorum sine filiis fecit, in Caesarea publicana meretricia honoris vacua despoliavit.) Dennoch hören wir noch aus der Zeit Justinians, dass Johannes episcopus Asiae (in Jos. Sim. Assemani Bibl. orient. T. II. p. 85) im Jahre 532 auf Befehl Justinians die asiatischen Provinzen Karien, Lydien und Phrygien bereist und dort noch 70000 Menschen vom Heidentum zum Christentum bekehrt und getauft habe, worauf durch die Neubekehrten selbst 41 und auf Kosten des kaiserlichen Aerars weitere 55, im Ganzen 96 Kirchen erbaut worden seien[1]).

Im kappadokischen Caesarea hatten einige Christen nach Constantins Ableben den Tempel der Fortuna verbrannt; dafür richtete der Pöbel ein ungeheures Blutbad an (Greg. Naz. Or. 3 in Jul. ap. Ruinart 594). Und wie verhielt sich Julian, der »unblutige Verfolger«, gegenüber diesen Ausschreitungen des Pöbels? Zu Gaza sowohl, als im kappadokischen Caesarea liessen die betreffenden Statthalter einige Heiden als die moralischen Urheber des Aufstandes verhaften; für diese Pflichterfüllung wurden sie auf Julians Befehl abgesetzt, resp. verbannt und entrannen kaum dem Tode (Soz. V. 9, Greg. Naz. Or. 3 in Jul.). Andererseits freilich wurde der blinde Bischof Maris von Chalkedon, der gegen Julian die heftigsten Schmähungen ausstiess, völlig straffrei gelassen. Ruinart (595 § 2) nimmt an, ein Mönch, Namens Domitius sei auf Befehl Julians

[1]) E. Lasaulx, der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser. München 1854.

in einer Höhle eingeschlossen worden und so ums Leben gekommen; aber dieses Martyrium ist nur durch die mehr als zweifelhafte Autorität der Osterchronik bezeugt.

Endlich ruhten die Verfolgungen, es schienen ruhige Zeiten gekommen aber selbst dann waren der Kirche die Kämpfe nicht erspart. Die Wirren des Arianismus drangen bis nach Kappadokien und die Apostasie des Julian schlug der Kirche neue Wunden[1]).

325 fand das grosse ökumenische Konzil zu Nikäa[2]) statt, zu dessen Zierden der Bischof von Kaisarea Leontios mit seinem Diakon Hermogenes gehörten. Eusebius (vita Const.) *καὶ Καππαδοκῶν δ'οἱ πρῶτοι παιδεύσει λόγων μέσοι τοῖς πᾶσι διέπρεπον, Πόντος τὲ καὶ Γαλατία καὶ Παμφυλία, Καππαδοκία τὲ καὶ 'Ασία καὶ Φρυγία τοὺς παρ' αὐτῶν παρεῖχον ἐκκρίτους* und Gregor von Nazianz *(λόγ. ιϑ') ὧν εἰς Λεόντιος ἦν ὁ πάνυ ὁ τότε τῆς καϑ' ἡμᾶς μητροπόλεως ἐξηγούμενος.* Derselbe Leontios, der sich auch *Λ. Καισαρείας Καππαδοκίας, Γαλατίας καὶ 'Αρμενίας μικρᾶς καὶ μεγάλης* unterschrieb, weihte zu Caesarea den Armenier Gregorius Illuminator zum Bischof von Armenien[3]).

Nach dem glücklichen Perserkriege des Galerius wurde die ganze Grenze mit Festungen und Garnisonen versehen. Es folgte eine Zeit der Ruhe für Vorderasien, welche fast 40 Jahre bis gegen das Lebensende Constantins hin dauerte. Die siegreichen Kaiser ahnten wohl nicht, dass sie auch mit diesen grossen Erfolgen wesentlich der ruhigen Verbreitung des verhassten Christentums die Wege geebnet hatten. In diese Zeit fällt das Auftreten des Armenierapostels Gregorius Illuminator, Folgendes erzählt der Chronist des Volkes, Moses von Chorene (ed. Whiston lib. II, c. 27, p. 71—77, s., Moses schrieb um das Jahr 440): Gregor der Erleuchter, abstammend von einem Nebenzweige des arsazidischen Königshauses, wurde durch eine sonderbare Verkettung von Umständen schon als Kind nach dem römischen Kappadokien gebracht und daselbst von einer christlichen Familie erzogen, später auch mit einer Christin, Maria, verheiratet. Nach einer dreijährigen Ehe trennten sie sich, um in freiwilliger Enthaltsamkeit Gott zu dienen; von ihren beiden Söhnen wurde der jüngere Anachoret, der ältere pflanzte die Familie fort.

---

[1]) Die diokletianische Christenverfolgung hat in neuester Zeit Ramsay mit der armenischen unserer Tage verglichen. Two Massacres in Asia Minor. Contemp. Review. 1896, p. 935 s.

[2]) Die Bischöfe, welche das Konzil zu Nikäa besucht haben, sind jetzt mit ihren lateinischen, griechischen, koptischen, syrischen, arabischen oder armenischen Namen sämtlich von Gelzer, Hilgenfeld und Kuntz in der bibliotheca script. Graec. et Rom. Teubn. erschienen 1898. Die beigegebene Karte nennt uns von Kappadokien (im engeren Sinne) Caesarea, Tyana, Cybistra, Colonia und Parnassos als Bischofssitze.

[3]) J. Burckhardt, Die Zeit Constantin des Grossen. 2. A. Lpz. 1880.

Gregor kehrte dann mit dem noch heidnischen Tiridates nach Armenien zurück und begann die Bekehrung des Landes unter grossen Gefahren. Aus anderen Quellen erfährt man, dass neben ihm auch eine heilige Frau, Ripsime, thätig war und sogar den Märtyrertod erlitt, dass aber die Bekehrung doch rasch vorwärts ging; noch vor der diokletianischen Verfolgung im Jahre 302, taufte Gregor den Tiridates selbst und einen grossen Teil des Volkes. Er überlebte noch die Zeit des nikänischen Konzils, welches er jedoch aus Demut nicht besuchen wollte, und brachte sein Alter vom Jahre 332 an als Einsiedler in dem Gebirge zu, welches die »Maniahöhle« heisst; zu seinem Nachfolger im Bistum oder Hohenpriestertum hatte er selber seinen Sohn Aristakes eingesetzt. Er starb unbekannt, Hirten begruben ihn; erst lange hernach wurde seine Leiche wieder entdeckt und feierlich in Thordan bestattet.

Auf Leontios folgten auf dem Bischofsstuhl von Caesarea Eulalios, Hermogenes, Dianoios, der den Basilios taufte, aber von ihm verlassen wurde, als er sich dem Arianismus zuwandte, Eusebius, unter dem schon Basilius in Caesarea wirkte, aber mit ihm verfeindet in die Einsamkeit der pontischen Gebirge floh, von wo er erst 365 zurückkehrte, um nach dem Tode des Eusebius selbst den erzbischöflichen Thron seiner Heimat zu besteigen. Nach dem Tode des grossen Basilius 379 folgten Helladios, Pharetrios, der den Johannes Chrysostomus verfolgte, Archelaos, Firmos, unter dem 453 die grosse Pest und Hungersnot Kappadokien heimsuchte und Philostorgios seine Kirchengeschichte schrieb, Andreas, der Hermeneut der Apokalypse *(τοῦ ἁγίου μητροπολίτου Καισαρείας Καππαδοκίας κυροῦ Ἀνδρέου ἑρμηνεία εἰς τὸν προφήτην Δανιήλ)*, Elias, Soterichos, dessen Landsmann und Zeitgenosse Johannes 517 den Patriarchenstuhl von Konstantinopel bestieg; ihm folgte Theodor Askidas 550, der den Kaiser Justinian zur Berufung des 5. Konzils 553 beredete, welches gegen den Geist des Konzils von Chalkedon, um die Monophysiten wieder zu gewinnen, den grossen Lehrer der antiochenischen Schule, Theodor von Mopsuhestia, Theodoret von Kyros und Ibis von Edessa, Männer, deren Rechtgläubigkeit das vierte Konzil ausdrücklich anerkannt hatte, nach 100 Jahren nachträglich mit dem Bann belegte.

Die Perserkriege hatten Justinian, den grossen Kaiser, wiederholt an die Grenzen Kappadokiens und Armeniens geführt, kein anderer Herrscher des byzantinischen Reiches hatte mit gleicher Energie versucht, die bedrohten Gebiete durch mächtige Bauten zu sichern. Diesen Erwägungen mochten auch die Festungswerke von Caesarea ihre Entstehung verdankt haben. Aber nur bis zu ihm haben wir die kirchliche Blüte Kappadokiens anzusetzen, gleich nach ihm folgte der Verfall. Seine kühne Eroberungspolitik überstieg bei weitem die militärischen und finanziellen Kräfte des Reiches und sie hat nach Gelzers Urteil (Abriss der byzantinischen Kaisergeschichte,

p. 930) den Grund zum Niedergange im folgenden Jahrhundert gelegt. Die äussere, wie die Kirchenpolitik dieses gefeiertsten Kaisers Ostroms sei darum dem Reiche gleich verderblich geworden. Die Losreissung der Ostlandschaften der Monarchie, welche im 7. Jahrhundert eintrat, ist durch die Kirchenpolitik Justinians befördert worden. Schon 575 drang von Armenien Chosrau bis nach Kappadokien vor und verbrannte Sebasteia und Melitene. Wir hören wohl noch von erleuchteten und gottbegeisterten kappadokischen Bischöfen im 8., 9. und 10. Jahrhundert, wie Philalethes, Kyriakos, Euschemon und Procop, ja, wir hören sogar, dass 886 Stephanos den Titel eines *πρωτόθρονος* erhält, welchen die Erzbischöfe von Kaisarieh bis auf den heutigen Tag fortführen.

Aber die Blüte war dahin; ruhte auch der äussere Krieg, so durchtobten innere Aufstände und theologische Streitigkeiten das schwerbedrängte Land und die anatolische Kirche. Ich erinnere an die Montanisten, Manichäer und Paulikianer. Der Bilderstreit ist aus kleinasiatischer Wurzel entsprungen [1]). Die von der Reichskirche abgetrennten Gemeinschaften im Innern und im Osten der Halbinsel verwarfen die herrschende Bilderverehrung als Abgötterei. Ein phrygischer Bischof Konstantinos von Nakoleia bekannte sich zu derselben Lehre und fand Anhänger selbst unter dem hohen Klerus. Der auf den Bilder-, Reliquien- und Heiligenkultus begründete Vorwurf des Islams, dass der Christenglaube Polytheismus sei, machte auf die Gebildeten Eindruck und gab zu denken. Noch trat das Mönchtum für die Bilderverehrung und damit für die Eigenart der griechischen Kirche ein. Für die Mönche war das Bildermalen ein Hauptbroterwerb, der Streit für die Bilderfrage, der seit 726 begann, also eine Existenzfrage.

Im 9. Jahrhundert hören wir, dass die von den Ikonoklasten (Bilderstürmern) geschonten Paulikianer einer äusserst grausamen Verfolgung durch Theodora ausgesetzt waren. Tausende flohen in die Berge und Höhlen Kappadokiens und Armeniens, bis 873 ihr Führer Chrysocheir erschlagen wurde. Noch bildeten ein Jahrhundert die Armenier einen Schutzwall gegen die immer drohender an die Pforten des Reiches pochenden Araber und Perser, aber schon 1021 erschienen die Seldschukenhorden auf armenischem Boden, jene Horden, welche das Schicksal bestimmt hatte, die vergleichsweise noch sehr bedeutende Kultur Armeniens und Ostkleinasiens vom Erdboden zu vertilgen, um gleich ihren späteren, ebenso grauenvollen Vettern, den Mongolen, nur Trümmer zu hinterlassen. 1069 brachen die wüsten Räuber von neuem in Kappadokien ein, das alle Drangsale barbarischer Verwüstung und Ausmordung erlitt. Bis Ikonion plünderten die

---

[1]) Jos. Langen: Der byz. Bilderstreit; Beil. z. M. Allg. Zeit. 1891, Nr. 136 u. 137; und Karl Hase: Der Bilderstreit, ein Kampf der griech. Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit. Gotha 1890.

Seldschuken, die Gebeine des heiligen Basilius in Caesarea wurden profaniert und die goldenen Thore seiner Kirche nach Persien entführt. 1071 erfolgte der Entscheidungstag von Mantzikert, die Todesstunde des byzantinischen Grossreiches. Kappadokien lag den Seldschuken offen wie die Strasse von Caesarea bis Ikonion. Dazwischen lag unser Höhlenland.

Zwischen dieser Zeit aber auch, d. h. zwischen Konstantin dem Grossen und Justinian, ist die Blüte dieses Höhlenlandes mit seinen 1000 Grotten, Kirchen und Kapellen, die jetzt noch, obwohl aller antiken Reste beraubt, im frischen Freskenschmucke prangen, anzusetzen. Nach Justinian, so haben wir gesehen, folgte der Verfall und der Bilderstreit, der den Mönchen ihr künstlerisches Handwerk legte; nach ihm kamen die Seldschuken, die auch den letzten Grashalm zertraten, zahlreiche Bekehrungen zum Islam erzwangen und mindestens keine neuen Bauten, keine neuen Kirchen und Malereien aufkommen liessen. Die Höhlen dienten damals als Zufluchtstätten treugebliebener Christen. Unsere Aufgabe ist es daher, jene Zeit zu betrachten, in der die drei grossen kappadokischen Kirchenväter das regste christliche Leben in ihrer Heimat zur Entfaltung brachten, dem Mönchtum den Eingang siegreich eröffneten, endlich aber auch darzuthun, wie es kommen konnte, dass in dem an christlichen Legenden und Altertümern so überreichen Lande fast alle Spuren der Antike verschwunden waren.

Dem ungeheuren Ansehen, in dem die drei Kappadokier bei ihren Zeit- und Glaubensgenossen standen, entspricht nicht der innere Wert ihrer Schriften, sagt Christ in seiner Griech. Litteraturgeschichte (p. 741), vom Standpunkte der Beurteilung der Erkenntnis des klassischen Altertums [1]). Skizzieren wir kurz nach Christ den Lebenslauf der drei grossen Zeitgenossen, so läuft durch das Leben aller drei, abgesehen von den grossen theologischen Kämpfen gegen den Arianismus und den Apostaten Julian, der Grundzug jener Zeit, die Neigung zum asketischen Leben, die Flucht in die Einsamkeit, der Drang zur Klostergründung. Basileios der Grosse war Sohn eines Rhetors in Neocaesarea am Pontus und erhielt seine Bildung an den Rhetorenschulen erst seiner Heimat, dann von Konstantinopel und Athen. In letzterer Stadt kam er mit Gregor von Nazianz zusammen, mit dem er fürs ganze Leben einen Bund inniger Freundschaft schloss. In

---

[1]) Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa bilden das hehre Dreigestirn am Himmel der Kirche von Kappadokien. In diese Dreiheit laufen alle Strahlen des Herrlichen zusammen, was jene Zeit in der Christenheit erzeugte, citiert Bardenhewer (p. 252) im Handbuch der Patrologie (Freiburg 1894). Vgl. auch Max Berger, die Schöpfungslehre des hl. Basilius des Grossen. Progr. Rosenheim. 1897. 1898. p. 34: »Hätte Basilius um zwölfhundert Jahre später gelebt, die grossen Gedanken eines Copernikus und Gallilei wären wohl um ein Jahrhundert früher Gemeingut der Christenheit geworden.«

seine Heimat zurückgekehrt, trat er zuerst als Rhetor auf, liess sich aber bald darauf taufen, 357, und ward später Erzbischof von Caesarea (371—379). Zahlreich sind die von ihm hinterlassenen Briefe und Reden; am beachtenswertesten ist die Rede an die studierende Jugend über den aus der Lektüre der klassischen Autoren zu ziehenden Gewinn. *λόγος πρὸς τοὺς νέους ὅπως ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων.*

Gregorius von Nyssa, Bruder des Basileios, war gleichfalls anfangs Rhetor, liess sich aber später von Gregor von Nazianz zu dem höheren Dienste eines Priesters der Kirche bestimmen. Im Jahre 372 zum Bischof von Nyssa erhoben, wurde er 375 in den Streitigkeiten der Arianer und Athanasier durch eine unter dem Einfluss des Statthalters Demetrios stehende Synode abgesetzt. Später durch Kaiser Theodosius wieder zu Ehren und Würden gebracht (378), starb er um 394. Die Zeitverhältnisse berührt seine Rede gegen die Wucherer *κατὰ τοκιζόντων.* Die Stellung der orthodoxen Christen zu den Heiden und Andersgläubigen beleuchtet der *λόγος κατηχητικός*, in welchem der beredte Kirchenvater die Hauptlehren des Christentums systematisch begründet.

Gregorios von Nazianz, *ὁ θεολόγος* genannt, erhielt seine Ausbildung anfangs in Caesarea, später in Alexandria und Athen, wo er, wie erwähnt, mit Basileios Freundschaft fürs Leben schloss. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, schwankte er zwischen seiner Neigung zur beschaulichen Askese und der Pflicht praktischer Thätigkeit. Aus der stillen Zurückgezogenheit, wohin ihn seine Liebe zum religiösen Stillleben und sein poetischer Natursinn zog, durch das Drängen der Freunde herausgerissen, verwaltete er seit 372 anfangs als Koadjutor seines greisen Vaters, dann in selbständiger Stellung das Bistum Nazianz. Unter Theodosius auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel berufen (380), verliess er bald wieder, des kirchlichen Haders überdrüssig, Konstantinopel, um von neuem in stiller Einsamkeit der asketischen Uebung und der litterarischen Musse zu leben, bis er in hohem Alter das Zeitliche segnete (um 390). Mit leichter Feder schrieb er in Prosa und Vers. Von seinen 45 Reden verdienen eine allgemeinere Beachtung seine zwei Invectiven gegen Julian, in denen er das Andenken des Kaisers, welcher den Christen den Zutritt zu den Bildungsschulen verwehrt hatte, mit glühendem Hasse verunglimpfte. Auch seine 242 Briefe, besonders der 30., sind wichtig für die Zeitgeschichte und die Stellung der Christen zur heidnischen Litteratur. Aus seinen Gedichten, von denen wir unten mehrere kennen lernen müssen, spricht wahre Naturempfindung und tiefe, von philosophischem Geist erleuchtete Religiosität, wodurch er sich weit über die leeren Tiraden und kalten Tändeleien seiner Zeitgenossen erhebt; der grösste Teil von ihnen ist nach den Gesetzen der alten Prosodie, in Hexametern, Distichen, Jamben und Anakreonten abgefasst.

Sehen wir im einzelnen ihr Lebenswerk genauer an, das die christliche Blüte und das Mönchtum im Lande Kappadokien hervorgebracht hat. Berühmt sind die Klostergründungen und der Aufschwung des Einsiedlertums in Ober-Egypten und Palästina, wo die zahlreichen Höhlen den Tausenden von Mönchen, die sich um Antonius, Pachomius und Hilarion scharten, Schutz und Unterkunft boten. Weiterhin durch das ganze römische Asien und bis in das Sassanidenreich hinein gab es erweislich seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts einzelne Anachoreten, so z. B. am bithynischen Olymp Eutychian und Auxanon (vgl. Socrates I, 13), und nicht lange darauf auch Monasterien sowohl, als zerstreute Anlagen, die den egyptischen Lauren entsprachen, d. h. vielen Zellen, welche in bestimmter Entfernung auseinander lagen. Von dieser letzteren Art war der Mönchsverein am Berge Sigoron bis Nisibis; man nannte diese Mönche die Weidenden, weil sie zur Essenszeit mit Sicheln ausgingen, um Kräuter zu mähen, die ihre einzige Nahrung ausmachten (Evagrius I, 21). Sonst waren unter den syrischen Mönchen diejenigen von Edessa früh berühmt, namentlich durch den Dämonenbeschwörer Julian. Für Armenien, Paphlagonien und Pontus war der strenge Eusthatius, Bischof von Sebastia, ein Haupturheber des Mönchtums, für Kappadokien und Galatien später Basilius der Grosse, der dem orientalischen Asketenleben überhaupt seine bleibende Gestalt zu geben bestimmt war. In diesen kälteren Gegenden, wo das Leben in zerstreuten Zellen nicht so leicht durchzuführen war, bildeten die Mönche Monasterien, und zwar meist in Städten oder Dörfern.

Diejenige Gestalt, durch welche zunächst innerhalb der griechischen Welt das Mönchtum in die Kirche eingefügt ward und erst recht eigentlich seine christliche Ausgestaltung erhielt, ward durch Basilius den Grossen von Caesarea geschaffen. Ihn darf man als den eigentlichen Regenerator des Mönchtums betrachten[1]). Er und Gregor von Nazianz haben es in ihre kleinasiatische Heimat eingeführt. Als jener es in einem um 375 verfassten Rundschreiben (ep. 207) gegen die Anfeindungen in Neocaesarea verteidigte, konnte er das egyptische Mönchtum noch als eine fast neue Erscheinung bezeichnen. Bei Basilius zuerst tritt jene innige Verbindung der edelsten antiken und christlichen sittlichen Motive hervor, aus der das Mönchtum seine Bedeutung für die alte Kirche gewann. Ihm, der gleich Chrysostomus ein Schüler und Freund des Libanius gewesen, war das

---

[1]) H. Weingarten. Mönchtum in Herzogs Realencycl. f. prot. Theol. 2. A. X. p. 786 dazu Montalembert, les moines d'occident. Paris. 1892. p, 105. »Si saint Antoine a été restauraurateur de la vie cénobitique, si saint Pacôme lui a donné une meilleure forme, c'est saint Basile qui lui a donné son entière perfection, en obligeant par des voeux formels ceux qui son engagé à ce genre de vie.« Hélyot, hist. des Ordres monastiques. I. c. 13. F. Bluteau, hist. des moines d'Orient, p. 305, 402.

Mönchtum nicht Unterdrückung, sondern Rückkehr zur Natur, nicht Gegensatz, sondern Vollendung antiker Weisheit, der Armut eines Zeno, Kleanthes, Diogenes, die er bewundert, weil sie sich genügen lassen an der Natur. Daher jener homerische Anhauch, jene Reminiscenzen an die Welt antiker Poesie, an Alkamenes, Kalypso und die Echinaden, jenes fast sentimentale Naturgefühl, das sich in seinen Schilderungen der Landschaft und des Waldlebens ausspricht, aber ebenso mächtig die christlichen Motive, die *ἀπάθεια* und Selbstbeherrschung als Nachbild der Geduld und des Leidens Christi. Vornehmlich aus Basilius ersieht man, welches die eigentliche Anziehungskraft des Mönchtums war für tiefere und bessere Geister, der Abscheu vor der Selbstsucht, der Gewaltthat und dem feilen Servilismus, der die Signatur des öffentlichen Lebens jener Zeit geworden, wie Basilius selbst von der Zeit seines Episkopats schreibt, er sei von so viel Spionen und falschen Freunden umgeben, dass er zum Menschenfeind geworden wäre, hätte ihn nicht Gottes Barmherzigkeit davor bewahrt. Basilius hatte besonders gewarnt vor dem einsiedlerischen Leben, vor dem *ἀμάρτυρος βίος*, das nicht frei sei von bösem Verdacht. Es war wohl sein Einfluss und der seiner Regel, die für das spätere griechische Ordenswesen massgebend wurde, dass in der kleinasiatischen Welt das Cönobitenleben über die älteste Form der Mönchsaskese, das Anachoretentum, den Sieg davontrug. Dennoch bestand auch das letztere noch fort in den alten, ungeordneten, schwärmerischen Exaltationen, und deuchte sich höher als das Klostermönchtum. Hierher gehören die *μεμορίται, οἱ ἐν μεμορίοις κατοικοῦντες*, die in Grabmälern wohnten und sich als Erzmönche betrachteten, die Säulenheiligen nach dem Vorbild des Symeon *στηλίτης*, die *βόσκοι*, silvestres, die nicht nur in den südlichen Abhängen Armeniens hausten, und, wie oben erwähnt, zur Essenszeit auf die Berge hinausschwärmten, mit ihren Sicheln die Kräuter schnitten und auf die Weide gingen wie das Vieh.

B a s i l i u s d e r G r o s s e beförderte die Lebensweise, die er auf seiner Reise nach Syrien und Egypten näher kennen gelernt hatte (Epp. 1, 223, c. 2, 3), in Kleinasien. Er errichtete um das Jahr 359 auf seinen väterlichen Gütern am Fluss Iris im Pontus ein Kloster und bald folgten ähnliche Stiftungen an anderen Orten, sowohl in jener Provinz als in Kappadokien, als er Erzbischof von Caesarea wurde. Seine Mutter Eumelia und seine Schwester Makrina errichteten in der Nähe der ersten Niederlassung auf dem anderen Ufer des Iris ein Frauenkloster. Sein Eifer und seine Sorgfalt gingen noch weiter. Er verfasste zwei Mönchsregeln, eine grössere und eine kleinere; eine besondere Eigentümlichkeit seiner Ordnung ist das Gewicht, das er im Gegensatz zum Einsiedlertum auf das Leben in der Gesellschaft bezw. in einem Cönobium oder Kloster legt. Die Zurückgezogenheit von der Welt gilt ihm zwar als Bedingung zur Erreichung der Vollkommenheit, aber er missbilligt das Einzelleben und fordert Zu-

sammensein mit Gleichgesinnten, da nur in der Kommunität das ganze und volle Tugendleben gedeihen könne (Reg fus. tract. 7). Als er im Jahre 379 starb, hatte das Mönchtum wohl schon in fast allen Provinzen des Orients Eingang gefunden, besonders in Kappadokien.

Die älteste Form klösterlicher Anlage war die sogenannte Laura, die Mönchskolonie. In derselben war dem einzelnen Mönche oder einer kleinen Gruppe ein Haus (cellula) vorbehalten. Doch war gemeinsam in jedem Falle die Kirche, meistens auch das Hospital und die Handwerkerstätten, oft auch der Speiseraum[1]).

Ein weiterer Schritt zu strafferer Organisation wurde gethan durch Einrichtung des Cönobium *κοινόβιον*, in dem die Wohnungen der Mönche auf ein mauerumschlossenes Terrain zusammengedrängt waren. Im Orient hat das ganze christliche Altertum hindurch die freie Form der Laura neben dem Cönobium bestanden, doch gewann dieses mehr und mehr das Uebergewicht. V. Schultze bezeichnet als den Urtypus der Klöster das egyptische Wohnhaus, wo dasselbe auf dem Einhofsystem beruhte, mit dem Unterschied, dass der Hof entweder der links und rechts geordneten Reihe der Gemächer sich vorlagerte oder von dieser umschlossen wurde.

Mit der Förderung der Baukunst haben die Bischöfe und Laien sich die Förderung der Malerei angelegen sein lassen. Besonders die Darstellung der Heiligen bildete einen Gegenstand ihrer Frömmigkeit entsprechend ihrem eigenen Enthusiasmus für dieselben. Daher rufen Panegyriker in rhetorischem Pathos die Hilfe der Maler herbei oder rühmen die Heiligendarstellungen derselben. An Bischöfe wandte man sich, um Maler zu erlangen[2]). Auch bei dem Staate fanden diese Bestrebungen Unterstützung. Konstantin der Grosse privilegierte Maler und Mosaikkünstler und ein kaiserliches Edikt vom Jahre 375 gewährte noch weitergehende Vorrechte. Wichtig ist das Kunsturteil Gregors von Nazianz für uns (Poemata de se ipo 17, 1 ff., Migne 37, Sp. 1262).

Ζωγράφος ἐστὶν ἄριστος, ὅς ἐν πινάκεσσι χαράσσει
Μορφὰς ἀτρεκέας, ἔμπνοα δερκομένας.
Οὐχ ὅς χρώματα πολλὰ καὶ εὔχροα μὰψ ἐπιμίξας,
Λειμῶνα γραπτὸν δείκνυσιν ἐκ πινάκων.

»Der beste Maler ist mir der, welcher auf seinen Bildern leibhaftige Gestalten, die Leben atmen, darstellt; nicht der, welcher viele Farben schön frisch so dahermischt und nur eine gemalte bunte Fläche auf seinem Bilde zeigt.«

---

[1]) V. Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst. München, Beck. 1895. Die Etymologie von λαύρα, Gasse, Gosse, enger Gang, vgl. lat. lura, die Sackmündung, ist dunkel.

[2]) Basilius (hom. in Barl. c. 3). λαμπροὶ τῶν ἀθλητικῶν κατορθωμάτων ζωγράφοι. Gregor von Nyssa (Orat. de S. Theod. init.).

Dazu (12, v. 740 ff., Sp. 1220)

Οὐχ ὃς γράφει κινούμεν' ἁπλοῖς χρώμασι
Ζεῦξίς τις ἢ Πολύκλειτος ἢ τις Εὐφράνωρ,
'Αλλ' ὃς μὲν ἀνθηραῖς τε καὶ παντασκίοις
Βαφαῖς ἄμορφα σώματ' ἐξεργάζεται
'Ων Καλλίμαχος καὶ Κάλαμις ἤστην, ὡς δοκῶ,
Μόγις γράφοντες εἰκόνας τῶν εἰκόνων.

und orat 34. p. 555 A. (ed. Morell.)

Ποῖοι Φειδίαι καὶ Ζεύξιδες καὶ
Πολύγνωτοι, Παρράσιοι τέ τινες καὶ
'Αγλαοφῶντες κάλλη μεθ' ὑπερβολῆς
Γράφειν καὶ πλάττειν εἰδότες;

Die altchristliche Malerei ist vorzugsweise aus der malerischen Ausschmückung der Grabstätte hervorgegangen, die das Christentum als feste Sitte von der Antike entnahm. Der Hauptinhalt dieser Malereien bildet die biblische Geschichte, Adam und Eva, Noah in der Arche, das Opfer Abrahams, Moses, Daniel unter den Löwen, die drei Männer im Feuerofen, Jonas, die Auferweckung des Lazarus, Geburt Christi und Epiphanie, Heilung des Gichtbrüchigen, Wunderbare Speisung, Blindenheilung, Himmelfahrt des Elias, Heilung der Blutflüssigen, der gute Hirt, das Fischsymbol, Gestalten betender Frauen die sogenannten Oranten, Familienmahle, die Symbole Lamm, Fisch, Taube, Pfau, Phönix, Palme, Kranz, Krone, Schiff, Orpheus, Eros und Psyche bilden die Hauptdarstellungen der cömeterialen Malerei. Die Katakombenmalereien, zu denen wir wohl auch die Fresken unseres Höhlenlandes rechnen dürfen, sind nicht monumentale Schöpfungen, sondern anspruchslose Erzeugnisse des Kunsthandwerks. Sie wurden in einer gewissen Enge gehalten durch den religiös-symbolischen Zweck, dem sie dienen sollten. Die Oertlichkeit ferner, diese nur gelegentlich durch Lampenlicht dürftig erhellten Räume, schlossen eine feine Detaillierung aus; eine kräftige Zeichnung und ein lebhaftes Kolorit versprachen allein Erfolg. Daher sind die Konturen breit und dunkel, die Farben in sparsamem Wechsel scharf und hell angelegt. Immer ist die Gesamtwirkung ins Auge gefasst und daher der Gesichtsausdruck ebenso nachlässig behandelt wie die Extremitäten. In wirkungsvollen Bildern entdeckt man die seltsamsten Inkorrektheiten. Am meisten lebt noch in der Behandlung des Gewandes die antike Schulung fort. In Beziehung auf die Maltechnik sind Untersuchungen, die ein bestimmtes Urteil ermöglichen, noch nicht ausgeführt. Fest steht nur, dass sowohl auf nassem, wie auf trockenem Grunde gemalt wurde. (V. Schultze a. a. O.)

Den grössten Raum aller Darstellungen nimmt die göttliche Gestalt des Erlösers und der Gottesmutter ein, immer umgeben von den Aposteln und den Heiligen der Kirche. In der Figur Christi hat die Kunst sich

durchaus leiten lassen von den Worten des Psalmisten 45, 3 »Du bist der schönste unter den Menschenkindern.« Wir finden deshalb, und dies scheint mir wenigstens der Hauptgrund zu sein, Christus stets bärtig als Urbild männlicher Schönheit in antikem Sinne abgebildet. Den ältesten (Apollo?) Typus des unbärtigen jugendlichen Christus von S. Pretestato finden wir in unseren Fresken nirgends. Die Rolle und das aufgeschlagene Buch bezeichnen ihn als Lehrer der Welt und das von ihm verkündigte Wort. Ihn wie seine Begleiter, die Könige Saul, David, Herodes, den Kaiser Konstantin, umglänzt der Nimbus des Heiligenscheins, der bald als Glorie, bald als Kreislinie erscheint, oft auch weggelassen ist.

Den heiligen Geist sehen wir nach Matth. 3, 16 (Lukas 3, 22) als Taube *ὡσεὶ περιστεράν*. Seit dem 4. Jahrhundert dringen Engelsgestalten in grosser Zahl in die christliche Kunst ein, während sie vorher zu den Seltenheiten gehören. Ganze Chöre geflügelter Gestalten umgeben in langen Streifen die Gesimse. Diese verschwenderische Vervielfältigung hängt aufs engste mit der in der nachkonstantinischen Zeit stark ausgeprägten frommen Hingabe an die Engelwelt zusammen, welche in der populären religiösen Vorstellung sich vielfach mit den Geniusvorstellungen des Heidentums versetzte. Der Areopagite Dionysius stellte in einer einflussreichen, wahrscheinlich am Ende des 5. Jahrhunderts abgefassten Schrift *περὶ τῆς οὐρανίας Ἱεραρχίας* eine genaue Systematik der himmlischen Hierarchie auf. Da wir auch sonst wissen, dass die griechische Theologie der Engellehre eine weit grössere Aufmerksamkeit schenkte als die abendländische, so wird die reichere Verwendung der Engel in griechischen Bildwerken verständlich. (V. Schultze a. a. O.)

Der vorherrschende Engelstypus ist durch die Antike bestimmt. Der jugendliche Götterbote Hermes und die mannigfaltigen Flügelgestalten der klassischen Kunst haben die Richtung gewiesen und die Form geliehen. Unter den einzelnen Engeln nahm im Orient die höchste Stufe in der religiösen Verehrung wie in der Kunst der Erzengel Michael als Kriegergestalt in Anspruch. Im 4. Jahrhundert stellt sich neben den unbärtigen Typus der Apostel der bärtige und dieser gewinnt die Oberhand; über den Evangelisten in der Höhe sind die Symbole angebracht, der Adler (Johannes), der Stier (Lukas), der Engel (Matthäus), der Löwe (Markus), nach Schultze (a. a. O.) eine Kombination von Apokal. 4, 6 ff. und Ezechiel 1, 55 ff. Die häufige Verwendung der Maria-Orans in der byzantinischen Kunst hat J. Strzygowski 1893 in der Röm. Quart.-Schrift f. christl. Altertumskunde u. Kirchengesch. behandelt. Auch rein menschliche Begebenheiten werden wie in der ganzen byzantinischen Kunst, so in den kappadokischen Fresken geschildert, Kindheit, Taufe, Familienmahl, Eheschliessung, Tod und Begräbnis, Lokalitäten, Erde, Meer, Flüsse, Quellen, Berge, Städte, Jahreszeiten, Wiesen und Blumen.

Wir müssen uns die Wanderung antiker Kunst nach Kleinasien auf zweifachem Wege denken; wir wissen, dass mit der antiken Kunst auch die Kunstübung aus dem alten Rom in die Roma nova Konstantins am Bosporus übersiedelte, von wo aus sie in Kleinasien eindrang; ebenso war Alexandrien ein Kultur- und Kunstcentrum, das auf dem Wege durch Syrien nach dem Halys seine Ableger sandte. Wir treffen daher in Kappadokien ebenso sehr byzantinische wie griechisch-egyptische Einflüsse. Das Kunstcentrum auf dem Berge Athos fällt viel später als unsere Epoche und so oft wir auch hören, dass kappadokische Mönche nach dem heiligen Berg auswanderten, waren die Athosmaler eher von Konstantinopel als von Asien beeinflusst[1]). Das Auftreten religiöser Männer vom Berge Athos wird erst zum Jahre 842 gemeldet, freilich von einem wohl um 200 Jahre jüngeren Schriftsteller. Das Vorhandensein von Mönchen auf dem Athos ist aber auch urkundlich gesichert[2]). Das Kloster Lawra (*Λαύρα*) nimmt den Ruhm in Anspruch, das älteste, ehrwürdigste der Klöster zu sein. Es ist aber erst im Jahre 963 n. Chr. vom hl. Athanasius gegründet. Diesem Manne verdankt der Athos überhaupt sein in feste Formen gefasstes Klosterleben und die Begründung seines hohen Ansehens[3]).

Schon um das Nikäische Konzil tobte der Streit kappadokischer Mönche. Als der Vater Gregor des Theologen das Symbolon von Rimini (359) annehmen wollte, erhoben sich die Mönche von Nazianz in hellem Aufstand gegen ihn. (Greg. Naz. or. *Κα'*.) Von den beiden kaiserlichen Prinzen Gallus und Julian hören wir, dass sie ihre Jugend in einer Art klösterlicher Verbannung in Makellos[4]), einem kaiserlichen Orte *(χωρίον βασιλικόν)* im Gebirgslande des Argäus verbringen mussten *οὐκ ἀπὸ πολλοῦ τῆς Καισαρέων πόλεως*. Levidis (a. a. O. p. 266) ist geneigt, entweder das Türkendorf Hissar dschik oder das heutige Göreme für den Ort zu halten. Um dieselbe Zeit erfahren wir, dass in der Stadt Kaisarieh die Mehrzahl der Bewohner Christen waren und sie die »Metropole« aller Kirchen der Provinz war. Als Basilius wiederholt sich in die Einsamkeit des klösterlichen Lebens zurückzieht, geht er in seine pontische Heimat und beschreibt mit fast poetischer Begeisterung die Schönheit seines Anachoretentums am Iris. Diese wirklich mit poetischem Schwung *(ἐπιστ. ΙΔ' Γρηγορ.)* erfüllte Beschreibung seiner pontischen Heimat klingt vielfach an die Beschreibung

[1]) Hch. Brockhaus, Die Kunst in den Athos-Klöstern, Lpz. 1893.

[2]) S. Langlois le mont Athos 1867, pag. 31.

[3]) Vgl. G. Schäfer, das Handbuch der Malerei vom Berge Athos; die Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς, geht nicht über das achte Jahrhundert hinaus, der technische Teil verdankt nach der griechischen und russischen Ueberlieferung sein Dasein dem Maler Panselinos, der im elften Jahrhundert gelebt hat.

[4]) Ramsay a. a. O. p. 307.

an, die uns Strabo, der grosse Landsmann des grossen Basilius, von seiner Heimat Amasia gegeben hat. Als die Hungersnot in Caesarea ausbrach, erschöpfte sich Basilius in Werken der Barmherzigkeit; ohne Unterschied des Glaubens verteilte er Geld und Lebensmittel, darunter das heute noch berühmte luftgeräucherte Fleisch der Rinder und Fische *(ταριχευόμενον κρέας* [basdyrmâ]) und erbaute ein grosses Armen- und Krankenhaus. Mit begeisterten Worten rühmt Gregorius von Nazianz *(λογ. κ'.* p. 359*)* das Emporwachsen der neuen Stadt durch Basilius' mächtigen Einfluss: »Nur nahe vor die Stadt geh' hinaus und bewundere die neue Stadt, das Denkmal der Frömmigkeit.« Schwer getrübt wurde das hohepriesterliche Amt des grossen Basilius durch die Teilung Kappadokiens in zwei Bischofsitze, in Caesarea und Tyana, durch Kaiser Valens, die zu schweren Zerwürfnissen mit Antimos von Tyana führte. Selbst Gregor von Nazianz, Bischof des strittigen Sasima, gelang es nicht, hier zu vermitteln, und die Briefe der heiligen Männer sind voll von Streitigkeiten über die Gefälle des Klosters des heiligen Orestes im Taurus. In bitterem Unmut ruft Basilius aus (epist. 98), dass die getrennten Kinder seiner Diözese sich wie wildfremde geberden *»ἐπειδὴ ἑτέρας ἐπαρχίας ὠνομάσθησαν, ἐνόμισαν ἀθρόως καὶ ἀλλοεθνεῖς καὶ ἀλλόφυλοι πρὸς ἡμᾶς γεγενῆσθαι, οἳ τοσοῦτον ἡμᾶς ἠγνόησαν, ὅσον οἱ μηδὲ τὴν ἀρχὴν πεπειραμένοι, μηδὲ εἰς λόγους ποτὲ ἀφικόμενοι.«* Gregor erlebte auf seinem kleinen Bischofssitze Sasima[1]) so viele Verdriesslichkeiten, dass er wiederholt in die Einsamkeit entfloh. In seiner Lebensbeschreibung giebt er uns (II, 7) ein gar trauriges Bild: *Σταθμός τίς ἐστιν ἐν μέσῃ λεωφόρῳ τῆς Καππαδοκῶν, ὃς σχίζετ' εἰς τρισσὴν ὁδὸν ἄνυδρος, ἄχλους, οὐδ' ὅλως ἐλεύθερος, δεινῶς ἀπευκτὸν καὶ στενὸν κωμύδριον, κόνις τὰ πάντα καὶ ψόφοι σὺν ἅρμασι, θρῆνοι, στεναγμοί, πράκτορες, στρέβλαι, πέδαι· λαὸς δ' ὅσοι ξένοι τε καὶ πλανώμενοι αὕτη Σασίμων τῶν ἐμῶν ἐκκλησία.*

Jakob von Nisib war ein nicht minder berühmter Zeitgenosse des grossen Basilius, wie seine kappadokischen Freunde. Von ihm erzählt sein Biograph Theodoretos *(ἐκκλ. ἱστορ.* I, 7 und II, 30), dass er in seiner Jugend ein hartes asketisches Leben geführt habe *διαιτώμενος εἰς δάση καὶ ὄρη καὶ σπήλαια,* während die Verfolgung des Maximin im Lande wütete. Auch Gregorios von Nyssa, der jüngere Bruder des Basilius, führte ein mönchisches Leben, als die Arianer bei Valens seine Verbannung durchgesetzt hatten, bis zum Jahre 378. Ebenso sein jüngerer Bruder Petros und der selige Ephraim von Nisib, der 372 den grossen Basilius besuchte. Amphilochios teilte mit Basilius und Gregor das klösterliche Leben im Pontus, ehe er 373 Bischof von Ikonion wurde. Dreimal war Gregor von Nazianz in die Einsamkeit geflohen, um den Widrigkeiten seines Bischofsitzes in Sasima zu entrinnen. Vor seiner Erhöhung auf den Patriarchenstuhl von

[1]) Ramsay a. a. O., p. 10 et passim.

Konstantinopel hatte er fünf Jahre im Kloster der heiligen Thekla im isaurischen Seleukia zugebracht; nach seiner Rückkehr aus der Heimat war er wieder in die Einsamkeit gezogen. Sein Bruder Caesarius, Leibarzt des Julian und Valens, vermachte 368 nach seinem Tode seinen grossen Besitz den Armen seiner Heimat *τὰ ἐμὰ πάντα βούλομαι γίνεσθαι τῶν πτωχῶν* (Greg. Naz. epit. in Caesar.). Pharetrios, der Nachfolger des Helladios in Caesarea, hatte seine Klostermönche gegen den in Caesarea anwesenden Johannes Chrysostomus aufgereizt, was dieser *(ἐπιστ. ΙΔ')* ausführlich erzählt.

Letoios, der Bischof von Melitene, vernichtete mit Feuer und Schwert die häretischen Klöster der Massalianer *πολλὰ τῆς νόσου ταύτης σπάσαντα θεασάμενος μοναστήρια, μᾶλλον δὲ σπήλαια ληστρικά, ἐνέπρησε ταῦτα καὶ τοὺς λύκους ἐκ τῆς ποίμνης ἐξέλασεν* (Theodoret. *ἐκκλ. ἱστορ. Δ' 11*). Von den Verfolgungen der Paulikianer, die sich in ihre Höhlenklöster flüchteten, habe ich schon oben gesprochen. So führen uns alle Zeugnisse dieser Kirchengeschichte immer wieder auf das Kloster und klösterliches Leben zurück. Der Charakter des Landes und die Bodenbeschaffenheit luden von selbst zum Höhlenbau ein, wie wir ihn noch jetzt in dieser Gegend treffen. Diese Anachoreten nannten ihre Wohnungen mit verschiedenen Namen; immer aber begegneten sich die Ausdrücke *ἔρημοι, σπήλαια, ὀπαί, λαῦραι, κοινόβια, μοναστήρια, φροντιστήρια.* Ihre Beschäftigung ging auf im Korbflechten, Weben, Ackerbau und Schiffsbau; ihre Wohnorte wählten sie mit Vorliebe an den Ufern des Halys, Iris und ihrer Zuflüsse, in den Vorbergen des Argäus und Taurus, wo sie Dank der Milde des Klimas als Troglodyten hausten. Kunstübung und Pflege der Gastfreundschaft erblühte in ihnen wie an all den heiligen Stätten des Morgen- und Abendlandes. Von den vielen Klöstern, die uns Levidis nennt, haben sich nur vier bis auf den heutigen Tag in voller Blüte erhalten; es sind des Herrn Levidis eigener Wohnsitz Sindschidere, das Kloster des heiligen Johannes Prodromos in Flaviana, ferner das von der heiligen Helene gegründete Kloster der Erzengel, *τῶν Ταξιαρχῶν*, heute Janartasch, das grosse armenische Kloster von Surp Garabed, des heiligen Daniel, alle um den Fuss des Argäus, der ihren Bestand in seinen besonderen Schutz genommen zu haben schien. Verschwunden, verklungen und zerstört aber ist das religiöse Leben, das einst in den übrigen klösterlichen Stätten Kappadokiens waltete, in Göreme, Soandos-Kyzistra (Karahissar), Makellos, Nyssa, Nazianzos, Parnassos, Mokissos und viele andere, die uns Levidis, nach der Einteilung Kappadokiens in 10 Kirchensprengel, aufzählt und von denen Gregor von Nyssa sagt, dass kein anderes Land so viele Gotteshäuser hervorgebracht habe als seine Heimat *(περὶ ἀπ· εἰς Ἱερος.)* »*ὅσα γάρ ἐστιν ἐντούτοις (τοῖς) Καππαδόκαις θυσιαστήρια, δι' ὧν τὸ ὄνομα τοῦ Κυρίου δοξάζεται, οὐκ ἄν τις τοσάδε*

πάσης σχεδὸν τῆς οἰκουμένης ἐξαριθμήσαιτο θυσιαστήρια.« Auch über die in diesen Klöstern gepflegte Kunst erhalten wir manchen Wink. Johannes Chrysostomos rühmt in ekstatischen Worten die Verherrlichung des Kreuzes durch die Kunst *(ὁμιλ. πρὸς Ἰνδ. κ. Ἑλλ.* I, 571), Eusebios im Leben Konstantins die Verherrlichung der Märtyrer, Asterios von Amaseia die Darstellung der heiligen Euphemia, Gregor von Nyssa *(περὶ θεοτ. υἱοῦ καὶ Πνεύματος) εἶδον πολλάκις ἐπιγραφῆς εἰκόνα τοῦ πάθους καὶ οὐκ ἀδακρυτὶ τὴν θέαν παρῆλθον ἐναργῶς τῆς τέχνης ὑπ' ὄψιν ἀγούσης τὴν ἱστορίαν*; und noch deutlicher schildert er die Darstellung der Martyrien. *(εἰς Θεόδ. Τίρων. λόγ) ἐπέχρωσε δὲ καὶ ζωγράφος τὰ ἄνθη τῆς τέχνης ἐν εἰκόνι διαγραψάμενος τὰς ἀριστείας τοῦ μάρτυρος, τὰς ἐνστάσεις, τὰς ἀλγηδόνας, τάς θηριώδεις τῶν τυράννων μορφάς, τὰς ἐπηρείας, τὴν φλογοτρόφον ἐκείνην κάμινον, τὴν μακαριωτάτην τελείωσιν τοῦ ἀθλητοῦ, τοῦ ἀγωνοθέτου Χριστοῦ τῆς ἀνθρωπίνης μορφῆς τὸ ἐκτύπωμα, πάντα ἡμῶν ὡς ἐν βιβλίῳ τινὶ γλωττοφόρῳ διὰ χρωμάτων τεχνουργησάμενος, σαφῶς διηγόρευσε τοὺς ἀγῶνας τοῦ μάρτυρος καὶ ὡς λειμῶνα λαμπρὸν τὸν νεὼν κατηγλάϊσεν· οἶδε καὶ γραφὴ σιωπῶσα ἐν τοίχῳ λαλεῖν καὶ τὰ μέγιστα ὠφελεῖν.*

Verschwunden und verklungen sind auch die grossartigen Wallfahrtsfeste und Panegyrien, von denen die Briefe und Reden der Kirchenväter voll sind, die ich aber wegen ihrer allzugrossen Ausführlichkeit hier nur andeuten kann. Ostern, Pfingsten und Christi Himmelfahrt, Neujahr und die Feste der Heiligen Gordios, Mamas, Merkurius, Longinus wurden, nach langen Fasten vorher, im grossen Pomp, d. h. mit *λαμπροφορία ἢ φωταγωγία* am Feste selbst gefeiert. So kann mit einem gewissen Recht Levidis sein Heimatland das klassische Land des rechten Glaubens und christlicher Treue nennen, indem er auf das Lob seines grossen Landsmannes, des Theologen von Nazianz, zurückgreift. *(λογ. κ' 329) Καππαδοκῶν οὐδὲν οὕτως ἴδιον ὡς τὸ τῆς πίστεως ἀρραγὲς καὶ πρὸς τὴν Τριάδα πιστὸν καὶ γνήσιον, παρ' οἷς καὶ τὸ ἡνῶσθαι καὶ τὸ ἰσχύειν αὐτοῖς, ἃ βοηθοῦσι βοηθούμενοι.* Er schliesst, wenn andere christliche Länder sich nur eines grossen Heiligen rühmen können, wie Egypten des Athanasius, Syrien des Johannes Chrysostomos, Italien des Ambrosius, Afrika des Augustinus, so ergänzt am kappadokischen Himmel das Siebengestirn des Firmilianus, Gregorius Thaumaturgos, Leontios, Basilios, der beiden Gregor und des Amphilochius von Ikonium. Hören wir doch, was diese selbst und andere Heilige von ihren Kappadokern sagen[1]).

---

[1]) Wie tief der religiöse Sinn in diesem Lande sich erhalten hat, das kann die Nachblüte erweisen, die noch in später Zeit die Legendenbildung im vorigen Jahrhundert zeitigte. Das erste, was man uns bei unserem Eintritt im Kloster zu Ürgüb zeigte, war der Reliquienschrein mit dem reich gezierten Leichnam des Johannes Rossos. Johannes war, wie sein Name sagt, ein Russe, der z. Z. als Peter der Grosse im Kriege mit der Pforte stand, in türkische Kriegsgefangenschaft geriet und mit vielen anderen Leidensgenossen im Innern Kleinasiens interniert wurde. Während seine übrigen Mitgefangenen zum Islam übertraten,

14*

Die Kappadoker jener Zeit werden uns als ein feiges, sklavisches, streitsüchtiges und misstrauisches, zur Habsucht und Wollust geneigtes, lügenhaftes und treuloses Volk geschildert. Die Belege finden sich vorzüglich in einer Reihe von Briefen des Isidor von Pelusium, der nicht gar lange nach Gregor zu Anfang des fünften Jahrhunderts lebte. Zwar beruhen solche allgemeine Schilderungen, meint C. Ullmann in seiner Biographie des Theologen Gregor von Nazianz (Darmstadt 1825 p. 13), von Volkscharakteren nicht selten auf Vorurteil oder Nationalhass, allein gerade hier sprechen so manche Umstände dafür, dass Isidors Schilderung, wenngleich vielleicht etwas übertrieben, doch nicht unwahr ist. Um auf die älteste Geschichte des Landes zurückzugreifen, so musste schon im heidnischen Altertum die Herrschaft der Priester von Komana, welche, besonders neben oder über dem Könige regierend, ausserordentliche Reichtümer an liegenden Gründen und zu Strabos Zeit 6000 männliche und weibliche Hierodulen, die zum Teil das Feld bebauen mussten, besassen, für die Nation sehr nachteilig sein. Ausserdem waren der König und vornehme Familien im Besitz des Bodens und die Bauern mussten denselben als Leibeigene bearbeiten. Daher werden wir die Worte Isidors von den Kappadokern sehr charakteristisch finden, *οἷς ὁ βίος οὐκ ἄλλοθεν ἢ ἐκ δουλείας*

---

blieb Johannes allein standhaft dem Glauben seiner Väter treu. Geduldig verrichtete er im Hause seines Herrn, der ihm ein elendes Lager in einem noch heute gezeigten Stalle anwies, alle Sklavendienste, viel verspottet wegen seines Christentums. Da begab es sich eines Tages, dass, während sein Herr auf der Pilgerschaft nach Mekka sich befand, dessen Ehefrau seufzend ausrief: »Ach, hätte doch mein Mann sein Leibgericht, das Du eben uns auftrugst, Johannes!« Johannes fiel auf die Knie und betete inbrünstig zum Herrn, er möchte ihm vor den Ungläubigen ein Zeichen seiner Gnade senden, und siehe, sogleich verschwand der Kessel, der den duftenden Pillaw, das Leibgericht umschloss. Als der Herr endlich von seiner Mekkafahrt zurückgekehrt war, wer beschreibt das Staunen der Türken, als sie hörten, dass zur selben Stunde im fernen Arabien der Kessel vor dem Eigentümer erschienen war und mit seinem Inhalt den Pilger erquickt hatte. Von Stunde an besserte sich das Los und das Ansehen des gottergebenen Russen. Als er starb, da barg die Christengemeinde den Leichnam im Grabe und als man nach langer Zeit denselben zur Beisetzung des Heiligen in der Kirche ausgrub, erwies sich der Körper als unversehrt. An seinem Schrein geschahen viele Wunder, die letzten noch in unserer Zeit. Als im Jahre 1837 die Soldaten des Sultan Mahmud II. gegen Ibrahim durch Ürgüb zogen und das Städtchen gräulich verwüsteten, da zerrten sie auch den Leichnam aus dem Sarge und wollten ihn ins Feuer werfen. Bis sie aber mit dem Brennholz zurückgekehrt waren, lag der Heilige wieder im Schrein. Nun warfen sie den Körper wirklich in die Flammen und zogen von dannen. Doch das Feuer hatte ihn geschont; in der That bemerkte ich an dem Schädel schwarze Spuren die auf Brand gedeutet werden konnten. In den sechziger Jahren wurde einer Frau ihr Kind geraubt, in der Nacht erschien ihr Johannes Rossos im Traume und verkündigte ihr, dass ihr Töchterchen in einem gewissen Hause ermordet läge. Anderen Tags fand sie das tote Opfer in dem angezeigten Orte. In den siebziger Jahren wurde auf Bitten der Mönche des Athos von dem Priester Dionysios von Ürgüb, dem wir diese Geschichten verdanken, die rechte Hand des Heiligen den frommen Mönchen überbracht und in feierlicher Prozession in dem Kloster der Theotokos am Athos beigesetzt.

καὶ γειτονίας συνίσταται. Gregorios selbst klagt über die Verwilderung der Sitten unter seinen Landsleuten, namentlich in Nazianz, und auch im volksmässigen Sprichworte waren die Kappadoker nebst den Karern und Kretern allgemein verrufen.

Von altersher an Priesterherrschaft und Leibeigenschaft gewöhnt, wollten die Kappadokier in den späteren Zeiten der römischen Republik die ihnen angebotene Freiheit nicht einmal annehmen[1]). In den folgenden Jahrhunderten waren die Verhältnisse des militärischen Weltreiches, dem Kappadokien als Provinz einverleibt war, keineswegs geeignet, günstig auf die Sitten einzuwirken. Härte und aussaugende Habsucht von seiten der kaiserlichen Beamten, Widersetzlichkeit und Empörung von seiten des erniedrigten Volkes treten uns in der Geschichte jener Zeit und selbst in der Geschichte des Gregorius nur zu häufig entgegen. Aber gerade unter einem entarteten Geschlecht erweckt ganz vornehmlich ein höherer Geist immer seine Diener und Werkzeuge und im Gegensatz gegen verdorbene Zeitgenossen bilden sich edlere Naturen um so fester und strenger heran. So haben wir gefunden, dass Kappadokien im Verlauf des vierten Jahrhunderts eine Reihe sehr ausgezeichneter Kirchenlehrer aufzuweisen hat. Isidor sagt in dieser Beziehung (ep. I 151 Prisco Cappadoci) *καὶ δέδοικα μή ποτε θατέρου πράγματος ὑπάρχεις Καππαδοκῶν τοῦ πᾶσι κατεστιγμένου τοῖς ἐλαττώμασιν. Ἔστι γὰρ αὖθις ἑτέρα μοῖρα Καππαδοκῶν παράριστος· ἀφ' ἧς ἐκεῖνοι γεγόνασιν οἱ πανταχοῦ τῷ φωτὶ τῆς ἑαυτῶν πολιτείας καὶ νουθεσίας τὰ τῆς γῆς δᾳδουχήσαντες τέρματα.* In einem anderen Briefe (I 352) machte er einem Freunde, der es gar nicht glaublich finden wollte, dass so treffliche Männer von kappadokischer Herkunft hätten sein können, die Bemerkung, gerade diese einzelnen ausgezeichneten und frommen Männer bewiesen vollends recht klar die herrschende Verdorbenheit, indem daraus hervorgehe, dass nicht ein sittlicher Naturfehler *(πονηρία ἔμφυτος)*, sondern eigene Schuld ihren Verfall herbeigeführt habe: *Ἀνάξια μέν, ὡς ἔφης, τῶν πάλαι ἁγίων Πατέρων τὰ ἤθη τῶν νῦν ᾀδομένων πανταχοῦ Καππαδοκῶν, καὶ οὐκ ἐκ τούτων ἐκείνους σύμφημι γεγενῆσθαι. Καὶ τοῦτο μάλιστα γνώρισμα τῆς τούτων τυγχάνει κακοφροσύνης. Εἰ γὰρ μὴ ἐκ τούτων ἐκεῖνοι ἐξέλαμψαν, εἶχεν ἀπολογίαν τὸ κακόσχολον ἔθνος τὴν γενικὴν πονηρίαν, ὡς ἔμφυτον καὶ αἴτιον ἂν τις κακίας τὸν Δημιουργὸν ἐποιήσατο. Ἀλλ' ἐν ἐκείνοις τοῖς θεοφόροις ἀνδράσι λαμψάσης τῆς φύσεως, ἐν τούτοις τρανῶς τὰ τῆς γνώμης γνωρίζεται.*

Das schlimmste aber findet sich in den Briefen, in denen der heilige Mann die Schale seines Zornes über einen Statthalter Gigantius von Unteregypten, einen geborenen Kappadoker, ausgiesst, (ep. 1, 281 an Didymos) *Εἰ Ἀλλόφυλοι ἐκ Καππαδοκῶν ἀνήχθησαν, καὶ ἀπόγονοι Καππαδοκῶν Ἀλλόφυλοι, ἐξ Ἀλλοφύλων δὲ καὶ Γαβαωνῖται τυγχάνουσι. Καππαδόκαι δῆλον*

[1]) Justin. 28,2 Sed Cappadoces munus libertatis abnuentes negant vivere gentem sine rege posse.

ὅτι Γαβαωνῖται. Ἔχων οὖν τὴν ἐκείνων πονηρίαν ἀνάγραπτον, τί θαυμάζεις Γιγάντιον; ὕπουλον γὰρ καὶ πονηρὸν, ὡς ἔπιπαν τὸ γένος, εἰρήνῃ μὲν οὐ τερπόμενον, ἔριδι δὲ τρεφόμενον, καὶ μίαν ἔχον πηγὴν τοῦ πικροῦ καὶ τοῦ γλυκέος. Ἐν συντυχίᾳ χρηστολογοῦν, ἐν ἀπουσίᾳ καταλαλοῦν· ἀπατηλὸν, ἀναιδὲς θρασὺ, δειλὸν, σκωπτικόν, ἀνελεύθερον, δόλιον, μισάνθρωπον, ὑπεροπτικὸν, ἐν ταῖς τῶν φίλων εὐπραγίαις περίλυπον, ἐν δυσπραγίαις ἀκόρεστον· ἐν προσωπείῳ εὐλαβείας αἰχμαλωτίζων τὰ γυναικάρια, ἐν μανίᾳ χρυσοῦ ὑπερβάλλον τὸν Βαβυλώνιον· πρὸς ψεῦδος ὀξύ, πρὸς τὸ παρορκῆσαι ταχύ· καὶ οἷον ἔχεις τὸν πάμφαυλον καὶ παμμισῆ Γιγάντιον, τοιούτους ἅπαντας καὶ νόμιζε καὶ γίνωσκε Καππαδόκας. »Wenn die Philister von den Kappadokern ihren Ursprung herleiten und wirklich ihre Nachkommen sind, sind auch die Gabaoniter zu den Philistern zu rechnen. Die Kappadoker sind in der That Gabaoniter. Wenn du nun die Schlechtigkeit dieser Menschen schriftlich überliefert besitzest, da wunderst du dich über einen Gigantius? Hinterlistig und verkommen ist das ganze Geschlecht, an keinem Frieden sich freuend, vom Streite sich nährend und nur eine und dieselbe Quelle für süss und bitter führend. In deiner Gegenwart reden sie dir schön, in deiner Abwesenheit schimpfen sie; betrügerisch, schamlos, frech, feig, spöttisch, sklavisch, listig, menschenfeindlich, hochmütig, im Glück der Freunde traurig und im Unglück unersättlich, unter dem Schein des Schutzes schleppen sie hübsche Weiber in Gefangenschaft, an Habsucht übertreffen sie selbst den Babylonier. Im Lügen scharf, zum Meineid schnell bereit. Und wie du den Erzlumpen und allverhassten Gigantios kennst, so musst du alle Kappadoker nehmen!«

(Ep. I 351 an Ammonios und 352) *Τί σοι καὶ τῷ γένει τῷ θηριοτρόπῳ; Τί σοι καὶ τῷ ἔθνει τῷ ἀλλοφύλῳ; Τί τοῖς δυσμενέσι συμφύρῃ; Τί τοὺς Γιγαντείους συγγίγαντας καθ' ἑαυτοῦ ἐξοπλίζεις; Τί τοὺς οἰνοδυνάστας ἐρεθίζεις; Τί τοὺς λελυτηκότας κύνας ἀγριαίνεις, ὧν τὰ δήγματα θάνατος; Τί τὰς λοιδόρους γλώττας παραθήγεις; Τί τὰς ἑαυτοῦ χραίνεις ὑπολήψεις ἐκείνοις συγκρινόμενος, οἷς καὶ ἀνδραπόδοις τις χρήσασθαι νουνεχὴς οὐκ ἂν ἕληται;* »Was hast du mit diesem vertierten Geschlechte? Was willst du mit diesem (stammfremden) Barbarenvolke? Was besudelst du dich mit diesen Feinden? Was schlägst du dich mit Kappadokern herum? Warum bewaffnest du gegen dich Leute, die dem Gigantius gleichen, also Mitgiganten? Was reizest du diese Weinsäufer? Erbitterst wütende Hunde, deren Biss der Tod ist? Wetzest noch schmähsüchtige Zungen? Befleckst deinen eigenen Ruf, mit Leuten dich zusammenstellend, die ein Vernünftiger selbst nicht als Sklaven zu halten wählen würde?

Unter diesen Landsleuten also erblühte das Geschlecht der grossen Kirchenväter? Diese Männer, obwohl oft durch innere Neigung und durch den sittlichen Zustand ihrer Umgebung in die Einsamkeit hinausgetrieben, wirkten doch, wenn sie ins öffentliche Leben traten,

durch den Ernst ihrer Erscheinung sowohl, als durch innere Kraft des Geistes desto gewaltiger auf die Gesinnung ihrer Zeitgenossen. So können wir es auch wieder erklären, dass Gregor mit einem gewissen Selbstgefühl von seinen Kappadokern spricht und dass es ihm Herzenssache ist, des Vaterlandes heiligen Boden von der schweren Beschuldigung einer allgemeinen Verderbnis zu befreien. Ep. 138, p. 850 sagt Gregor »seine Mutter zu ehren, ist etwas Heiliges, jeder hat eine andere Mutter, die gemeinsame Mutter ist das Vaterland. Or. 43, 3, p. 772. Kappadokien bringe nicht blos treffliche Pferde, sondern auch edle Jünglinge hervor. Das Lob der Rechtgläubigkeit, namentlich die Lobsprüche, die er der Hauptstadt Kappadokiens spendet (Or. 43, 33, 796 und 4, 92, 126), haben wir schon oben citiert; leider weiss man nicht immer sicher genug, wie man mit solchen rhetorischen Stellen daran ist. Für uns aber ist es jetzt klar genug, wie in der allgemeinen Verderbnis die antike Kultur leichten Herzens zerschlagen werden konnte und gerade in diesem Lande kein Stein mehr auf dem andern blieb, kein Tempel, ja kein Grab mehr sicher war vor den Tempelschändern und Grabesräubern.

Gegen Profanierung des Familienheiligtumes, durch Einbettung fremder Leichen, oder durch Beraubung des Grabgewölbes, wie sie im sinkenden Altertum immer häufiger vorkam, suchen sich die Berechtigten zu sichern durch religiöse und bürgerlich rechtliche Schutzmittel[1]). Zahlreich sind die Aufschriften der Gräber, die nach altem Gesetz den Verletzern der Grabesruhe eine Geldstrafe androhen, die an eine öffentliche Kasse zu zahlen ist. Gegen Beschädigung und Beraubung der Grabmäler war schon ein Solonisches Gesetz gerichtet. (Cic. leg. 2, 64.) Dass solche Beraubung frühzeitig öfter vorkam, zeigt schon das Dasein des eigens geprägten Wortes *τυμβωρύχος*. Vielfache Rescripte der Kaiser ergingen im vierten Jahrhundert gegen die Grabschänder[2]). Grabräuber sind beliebte Romanfiguren bei Xenophon von Ephesus, Chariton u. a. In den Quintilianischen Deklamationen spielen sie eine Rolle[3]). Gregor von Nazianzos hat an 100 Epigramme gegen die Grabschänder geschleudert. Seit dem vierten Jahrhundert scheinen namentlich die Christen heidnischen Grabstätten gefährlich geworden zu sein; ja Geistliche beteiligten sich vorzugsweise am Grabraub. (Novell. Valentinian. 5, p. 111 Ritter). Ein egyptischer Einsiedler war früher latronum maximus et sepulcrorum violator gewesen. (Rufin. vit. patr. 9 p. 466 b. Rossw.) Besonders die Bewohner der notdürftig hellenisierten Landschaften Kleinasiens ergehen sich in Anhäufungen gräulicher Drohungen und Verwünschungen auf den

[1]) Erwin Rohde, Psyche 1894 p. 630 f.

[2]) Theod. cod. 14, 17 u. a.

[3]) Vergl. darüber H. Zimmerer, Declamatio in Catilinam. München 1888. Buchholz.

Grabinschriften gegen ihre Schänder; hier mag finsterer Wahn des alteinheimischen Götter- und Geisterglaubens auch die Hellenen angeweht haben; wie denn unter diesen starren Barbarenbevölkerungen vielfach eher die Griechen zu Barbaren, als die Barbaren zu Griechen geworden sind. Denn gelernt haben von den Griechen und einer ins religiöse hinüberspielenden griechischen Philosophie unter den Fremden (die Römer ausgenommen) eigentlich nur die starrsten zugleich und geschmeidigsten, die — Juden!

Mit ergreifenden Worten hat Texier in seinem grossen Werk der déscription de l'Asie Mineure (II p. 21, Paris 1849) die Zerstörung der Denkmäler und Gräber der Vorzeit durch die verarmten und habsüchtigen Kappadoker geschildert:

Un des plus célèbres apôtres, Grégoire de Nazianze, évêque de Sasimes, nous montre les Cappadociens comme abrutis par la misère et adonnés au trafic honteux des dépouilles des morts. Dèsque le paganisme se fut éteint en Asie, et que les paysans ne craignirent plus ni les menaces des dieux infernaux ni les amendes auxquelles étaient condamnés ceux qui violaient les sépultures, il se créa une industrie qui ne manqua pas d'être productive dans les premiers temps. Chacune des innombrables grottes sépulcrales dont les rochers sont perforés, contenait, avec les cendres du mort, quelque offrande à la divinité protectrice de la tombe, et en même temps des bijoux, des armes précieuses, déposés aux pieds des guerriers, ou comme dernières parures des femmes. Il paraît démontré que les bijoux de toilette que l'on retrouve avec les cendres, étaient fabriqués exprès pour cet usage funèbre, mais que ce n'étaient pas ceux qui avaient servi au défunt pendant sa vie; il n'en était pas de même des armes. Peutêtre même dans ces caves sépulcrales, les familles cachaient-elles leurs trésors, toujours menacés dans ces temps de troubles. Les Cappadociens, devenus, par suite des exactions continuelles, le peuple le plus misérable de toute l'Asie mineure, se livrèrent avec frénésie à ces recherches sacrilèges, où leur cupidité trouvait une ample satisfaction. Quoi qu'ils s'addressaient principalement aux tombeaux des païens, saint Grégoire de Nazianze voulut mettre un frein à des dévastations qui s'étendaient jusqu'aux monuments mêmes; mais il ne parait pas que ses paroles aient été beaucoup écoutées. Le saint évêque s'en venge par de nombreuses épigrammes qui nous ont été conservées au nombre de plus de quatre-vingts; elles paraissent avoir été composées vers l'an 372 de J. C. La déstruction d'un tombeau remarquable excite surtout la colère du prélat, et il lance contre ses paroissiens l'épigramme suivante: Grég. Naz. Epigr. CXVII p. 146 (57).

Μαυσώλου τάφος ἐστὶ πελώριος, ἀλλὰ Κάρεσσι
Τίμιος. Οὔτις ἐκεῖ τυμβολέτης παλάμη.
Καππαδόκεσσιν ἔγωγε μεγ' ἔξοχος. Ἀλλὰ δέδορκας
Οἷα πάθον. Στήλη γράψατε νεκροφόνον.

Le tombeau de Mausole est énorme,
mais respecté des Cariens.
Là, nulle trace de main violatrice.
Et moi, fort élevé au dessus des Cappadociens,
Vous voyez, ce que j'éprouve; vous écrirez
Donc sur moi, assasins des morts.

Auch der grosse Basilius bejammert die Armut seiner Kappadoker; er ist in Not — einen Stenographen zu finden! (Migne 32 [4] epist. 135 [227]) *καὶ μὴ εὐπορῶν τέως τινὸς τῶν εἰς τάχος γραφόντων. Μέχρι γὰρ τοσαύτης ἦλθε πενίας τὰ ἐπίφθονα Καππαδοκῶν*; und schwere kirchliche Strafen verhängt er über die Grabschänder (327), 66: *Ὁ τυμβωρύχος ἐν δέκα ἔτεσιν ἀκοινώνητος ἔσται· ἐν δυσὶ προσκλαίων, ἐν τρισὶ ἀκροώμενος, ἐν τέσσαρσι ὑποπίπτων, ἐνιαυτὸν συνεστὼς· καὶ τότε δεχθησόμενος.*

Von den 80 Epigrammen, in denen Gregor die Zerstörungswut und Habsucht seiner Landsleute verurteilte, sind die meisten an den Präfekten Martinianus gerichtet:

49. *Καππαδόκων μέγ' ἄεισμα, φαάντατε Μαρτινιανέ,*
Σεῖο, βροτῶν γενεή, καὶ τάφον αἰδόμεθα,
Ὅς ποτ' ἔης βασιλῆος ἐν ἕρκεσι κάρτος ὑπάρχων,
Δουρὶ δὲ Σικανίην κτήσαο, καὶ Λιβύην.

77. *Τύμβοι καὶ σκοπιαὶ καὶ οὔρεα καὶ παροδῖται*
Κλαύσατε τύμβον ἐμόν, κλαύσατε τυμβολέτην.
Ἠχὼ δ' ἐκ σκοπέλων πυμάτης ὀπὸς ἀντιαχείτω
Τῶνδε περικτιόνων· κλαύσατε τυμβολέτην.
»Ihr Gräber und Höhlen und Berge und Wanderer,
Beklagt mein Grab, weint über den Zerstörer,
Das Echo widerhalle den letzten Schrei der Bewohner,
Klaget über den Schänder des Grabes!«

93. *Τύμβος ἐγὼ κλέος ἦα περικτιόνων ἀνθρώπων.*
Νῦν δ εἰμὶ στήλη χειρὸς ἀλιτροτάτης.
»Ein Grab war ich, der Ruhm aller Umwohner,
Jetzt aber bin ich ein Denkmal grabschänderischer Hand.«

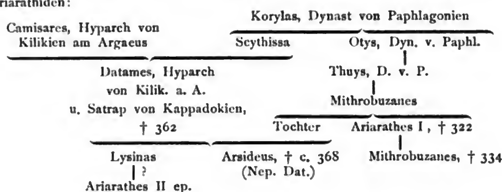
Wie weit das Verderben eingerissen war, geht aus dem kanonischen Brief des hl. Gregor von Nyssa (45 [2]) hervor, der in seiner Toleranz nicht mehr den Mut findet, den Grabschänder unbedingt zu verurteilen; p. 233 D.

ἡ δὲ τυμβωρυχία καὶ αὐτὴ διῄρηται εἰς τὸ συγγνωστόν τε καὶ ἀσύγγνωστον. Εἰ μὲν γάρ τις τῆς οὐσίας φειδόμενος, καὶ ἄσυλον ἀφεὶς τὸ κεκρυμμένον σῶμα, ὡς μὴ ἀναδειχθῆναι ἡλίῳ τὴν ἀσχημοσύνην τῆς φύσεως, λίθοις τισί, τῶν ἐν τῷ τάφῳ προβεβλημένων συγχρήσαιτο εἰς ἔργον τινὸς κατασκευήν, ἐπαινετὸν μὲν οὐδὲ τοῦτό ἐστιν πλὴν ἀλλὰ σύγγνωστον ἐποίησεν ἡ συνήθεια, ὅταν εἰς

προτιμότερόν τι καὶ κοινωφελέστερον ἡ τῆς ὕλης μετάθεσις γίνηται. Τὸ δὲ διερευνᾶσθαι τὴν κόνιν ἀπὸ τῆς γεωθείσης σαρκός, καὶ ἀνακινεῖν τὰ ὀστᾶ, ἐλπίδι τόν κόσμον τινὰ τῶν συγκατορυχθέντων κερδᾶναι, τοῦτο τῷ αὐτῷ κρίματι κατεδικάσθη, ᾧ καὶ ἡ ψιλὴ πορνεία, (καθ' ὥς καὶ ἐν τῷ προλαβόντι διήρηται λόγῳ) ἐπισκοποῦντος δηλαδὴ τοῦ οἰκονόμου ἐξ αὐτοῦ τοῦ βίου τὴν ἰατρείαν τοῦ θεραπευομένου ὥστε συντεμεῖν τὴν ἐκ τῶν κανόνων ὁρισθεῖσαν τοῦ ἐπιτιμίου προθεσμίαν.

Was war da noch Schonung zu erwarten, wenn selbst der Bischof zugiebt, dass man einen Unterschied bei dem Grabschänder machen müsse, zu welchem Zweck er seine Beute verwendet, z. B. zum Aufbau seines eigenen Hauses, nachdem einmal doch diese unlöbliche Gewohnheit eingerissen sei?! Konnten wir uns da verwundern, wenn wir im Land der tausend Höhlen leere Räume fanden, nur mehr bedeckt von Fresken, die nicht zu rauben waren?[1])

[1]) Nach Schluss dieses Kapitels erhielt ich von Herrn Dr. Marquart, Privatdozenten an der Universität Tübingen, der schon 1896 im Philologus, Bd. 54, 489—512, Diodors Nachrichten über das pontische und kappadokische Fürstenhaus behandelt hat, noch folgende gütige Mitteilungen: »Die Behauptung Strabos, Kappadokien sei von den Persern in 2 Satrapien geteilt, reduziert sich darauf, dass das spätere Kappadokien aus Teilen der Provinz Kappadokien und des Königreiches Kilikien zusammengesetzt war. Th. Reinachs Annahme, dass Kappadokien zu Xenophons Zeit das ganze Land bis an den Taurus umfasst habe, welcher von Kilikien abgetrennt war, ist irrig. Die Bezeichnung von Mazaka als Hauptstadt der Satrapie ist nicht zutreffend. Die Hauptstadt der Satrapie war den Münzen zufolge Gaziura am Iris noch unter Ariarathes I. Mazaka kann erst bei der Neubegründung des Fürstentums nach Ariarathes I. Hauptstadt geworden sein.« Auch mit den Aufstellungen in der Gratulationsschrift von Buchholz erklärt sich Herr Marquart nicht einverstanden und entwirft folgenden Stammbaum der Ariarathiden:





KAPITEL XIII.

Am Halys.

»Ein Verdienst,« schrieb uns der berühmte Altmeister der Kartographie, Herr Professor Heinrich Kiepert, vor Antritt unserer Reise, »zwar nicht durch neue archäologische Entdeckungen, die wenigstens an dieser Stelle wenig Wahrscheinlichkeit haben, aber um die gesamte geographische Anschauung der natürlichen Bildung dieses unbekanntesten Teiles des Bodens von Kleinasien würden Sie sich erwerben durch Verfolgung des bisher von keiner Strasse, von keinem Reisenden berührten Teiles des Halyslaufes zwischen der Brücke bei Köprü-köi, südöstlich von Angora und der zerbrochenen Brücke Kessyk Köprü, südlich von Kirscheher. Diese Strecke des Flussthales ist wahrscheinlich — denn gesehen hat sie noch kein Berichterstatter — sehr öde und reizlos, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, dass eine oder die andere der Stationen der römischen Strassen zwischen Ankyra, Archelais und Caesarea dort wiedergefunden werden könnte. Es bleibt vorläufig noch eine empfindliche Lücke in der gesamten Gestaltung der Halbinsel, deren Ergänzung immerhin zu wünschen ist.« [1])

Um diesen für uns massgebenden Wunsch zu erfüllen, brachen wir am 6. November frühzeitig von Newscheher auf und ritten auf dem schon beschriebenen Wege über Tschât nach Arebsun, wo wir einen neuen Saptieh bis Kirscheher engagierten. Von dort zog sich der steinige Weg fast parallel in einer Entfernung von 20 Minuten am Flusse hin. Dann ging er über eine ungeheure Schutthalde, während jenseits am rechten Ufer sich an der Bergwand das Dorf Jüksäkly (Höhendorf) zeigte, und führte uns schon nach zweistündigem Ritt zu dem ärmlichen Dorfe Tuzköi (Salzdorf). An einem von Tatlarin kommenden kräftigen Bache gelegen, wird es von der eine Viertelstunde entfernten, auf einem isolierten Kegel windumbrausten Saline von Hadschi-Bektasch beherrscht. Der Müdir Mehemed Faik Effendi nahm

[1]) Die dem Werke beigegebene Routenkarte, in welcher die topographischen Ergebnisse der Reise verwertet sind, wurde nach den Messungen der Herausgeber von Roman Oberhummer unter gütiger Mitwirkung des kgl. bayr. topographischen Bureaus entworfen, von Dr. B. Hassenstein redigiert und in der geographischen Anstalt von Justus Perthes hergestellt. Erschienen in Petermanns Mitteilungen 1897, Tafel XVIII, mit freundlicher Genehmigung des Herrn Professor Supan hier wiedergegeben.

uns gastfreundlich auf und bewirtete uns mit dem Besten, was er hatte. Die Temperatur war abends auf 13° C. gesunken, und dankbar wärmten wir uns an dem kleinen blecheisernen Ofen des Hauses. Nachts fiel am Halys meist Nebel, der Morgen war oft empfindlich kalt; dann trat die Sonne aus den Wolken und trieb das Thermometer auf 24—25° C., bis ein kalter Windstoss unsern Arabern von neuem die Mäntel über die Köpfe zog.

Um 10 Uhr des nächsten Tages verabschiedeten wir uns von unserem aufmerksamen Wirte, dessen Küche wir mit Rücksicht auf ihre echt türkische Abwechslung von Süssem und Herbem, von Gebratenem, Gebackenem und Gesottenem bewunderten, und stiegen die steile Höhe hinab zum Halys, dessen linkem Ufer wir bis Kessyk Köprü folgten. Manchmal traten die vulkanischen Hügel so nahe an den Fluss heran, dass ihre höhlenreichen Felsen steil zu ihm abfielen, während im allgemeinen sich fruchtbares Ackerland bis zum Ufer ausdehnte. Die gegenüberliegenden Ausläufer des Chyrka Dagh (Mantelberg) zeigten sich meist kahl und trugen nur wenige, schwer erkennbare Dörfer an ihren Hängen. Um 3 Uhr 30 Min. standen wir zu unserer Freude vor der 13bogigen massiven Brücke, die, ca. 150 m lang, die beiden Seiten des Stromes verbindet. Da wir in dem elenden Weiler Kessyk Köprü-köi am rechten Ufer wohl die Ruine eines grossen, alten Chans, aber keine Unterkunft fanden, so blieb uns nichts übrig, als bergan nach Norden zu reiten, bis wir an zahlreichen Dreschtennen vorbei zu dem bescheidenen Dorf Akschy Aghyl[1]) kamen, wo uns der Dorfschulze freundlichst aufnahm. Wie an allen übrigen Orten mussten wir auch hier wieder den Fieberkranken unser linderndes Universalmittel, das Chinin, in kleinen Dosen spenden.

Nachdem wir um 10 Uhr des folgenden Tages Akschy Aghyl verlassen hatten und $1^1/_2$ Stunden lang über eine herbstlich öde Hügellandschaft gezogen waren, erreichten wir hinabsteigend die Strasse von Kirscheher, auf der lange Züge glockentönender Kamele der Halysbrücke zuzogen, und bald darauf den Osy-Su, der hier die Gärten eines von Lehmmauern umschlossenen Vorortes der volkreichen Stadt bewässert. Eine Viertelstunde später ritten wir in die Stadt selbst ein und nahmen im kaum vollendeten neuen Chan Absteigequartier. Bald stellten sich die stets liebenswürdigen Beamten der Dette publique ein, und in ihrer Begleitung besuchten wir den Mütessarif Safvet Pascha, einen feingebildeten Türken, der früher Gouverneur des zu Tripolis gehörigen Kaimakamats Fezzan in Afrika gewesen war, Paris, Wien und München besucht hatte und unseren Wünschen in der zuvorkommendsten Weise entgegenkam. Trotzdem die Stadt ca. 40000 Einwohner zählt, welche sich auf 1600 türkische, 200 armenische und 25 griechische aus Erdziegeln erbaute Häuser

[1]) Aghyl = Umzäunung, umzäunter Raum, Hürde; Akschy, weisslich.

verteilen, herrscht in den ärmlichen Bazaren kein grosses Leben. Berühmt ist die Teppichfabrikation[1]), wozu leider in den letzten Jahren immer mehr europäische Stil- und Farbenmuster Eingang gefunden haben.

Am nächsten Tage hatten wir Gelegenheit, zwei in griechischen Häusern verborgene Inschriften abzuklatschen, und fanden auf dem verwahrlosten, ins Ungemessene ausgedehnten Friedhof den Torso einer Frauengewandstatue. »Die ausgedehnten, schweigsamen und melancholischen Steinfelder,« bemerkt Hirschfeld, »welche die grossen Städte des Innern umgürten oder an verlassenen Stellen in vergessener Einsamkeit schlummern, verraten auf einen Schlag die ganze Gleichgiltigkeit dieses Geschlechtes gegen das irdische Leben und gegen den Anspruch des einzelnen.« Dort fiel uns auch ein von einer losen Steinmauer umfriedetes Grab auf, welches nach Aussage unseres Begleiters, eines liebenswürdigen Agenten der anatolischen Bahn, Namens Tastsivoglou, ein Geschwisterpaar birgt, das in Blutschande gelebt hatte. Jeder vorübergehende Türke wirft auf die verfluchte Stätte einen mit einem Bande umwickelten Stein und hofft dadurch glücklich zu werden. In der That ist das Grab mit unzähligen verzierten Steinen bedeckt. Auf dem Burghügel, auf welchem jetzt eine prächtige neue Moschee gebaut wird, dominiert ein grosses, halbverfallenes, kasernenartiges Gebäude die grüne Gartenstadt. Auch konnten wir die mit einem spindelförmig auslaufenden Minaret und reichen Ornamenten geschmückte Medrese, sowie das prachtvoll gearbeitete Portal eines zur Hochschule gehörigen Grabmales bewundern.

Am 10. November ritten wir nach Kessyk-Köprü zurück, fast denselben Weg, den wir gekommen waren, jedoch ohne unser vorletztes Nachtquartier, das Dorf Akschy Aghyl, zu berühren. Bei bewölktem Himmel begannen wir um 1 Uhr mittags unsere alle 5—10 Minuten wiederholten Peilungen des Halyslaufes stromabwärts[2]). Das Ufer bewahrte im grossen und ganzen seinen ebenen Charakter wie bei Avanos. Das anmutige Landschaftsbild wird ausser von dem glänzenden Flusse, der bald grüne Inseln und breite Sandbänke umschliesst, bald, mehr eingeengt, grosse Tiefe verrät, im Süden vom Ekedschyk Dagh, im Osten vom mächtigen Erdschias Dagh und vom Emir Burun im Norden beherrscht. An den wohlgepflügten Ufern weideten Rinder, Schafe und Kamele, im Flusse sahen wir Reiher, Kraniche, Wildenten und nicht selten einen Seeadler. Wir kamen bald zu einem kleinen, 20 Häuser zählenden mohamme-

---

[1]) Vergl. Kannenberg a. a. O., S. 36 f., Teppiche u. J. Grunzel, Die wirtschaftl. Verhältnisse Kleinasiens, Wien 1897.

[2]) »Le Kizil Irmak possède une longueur totale d'environ 1200 Kilomètres, dont près de la moitié se trouve dans le vilayet d'Angora; il n'est pas navigable; sa source est environ à 2000 mètres d'altitude, de sorte que la pente moyenne du fleuve est de plus de $1^1/_2$ pour mille«. D. Arslanian, a. a. O. pag. 6.

danischen Dorfe Kotscha Béï-Oghlu, während sich auf dem andern Ufer in der Ferne eine grosse Ansiedlung zeigte, der gegenüber wir nach drei Stunden anlangten und durch Rufen erfuhren, dass es Saradschyk heisse und eine Yaila (Sommerdorf) desselben gleichen Namens zwei Stunden nordwestlich stromabwärts liege. 40 Minuten von Kessyk Köprü mündet der Adschi Su in den Halys. Die Ufer wechseln hüben und drüben meist mit einem Abfall von 1—5 m, von sanften Hügeln begleitet, welche nur bei Saradschyk einer kleinen Ebene Platz machen. Hier verbindet eine wohl nur zu dieser Jahreszeit gangbare Furt die beiden Ufer[1]). Wie bei Tuzköi zeigte die Erde manchmal in- und ausserhalb des Ueberschwemmungsgebietes weissliche Rückstände von Salz[2]). Nachdem wir die grosse Yaila passiert hatten, sahen wir vor uns das Dorf Öküs Aghyl (Rinderhürde), wo wir trotz der Dürftigkeit und Armut des Ortes zu übernachten beschlossen.

Wir verliessen das elende Türkendorf, das nur 15 Häuser zählte, Tags darauf vormittags 10 Uhr. Die Formation des Flusses blieb die gleiche wie am vorigen Tage, ebenso das herrliche Herbstwetter[3]). Die Ufer wurden zu beiden Seiten etwas höher. Nur einmal wurde durch zwei kleine rauschende Stromschnellen und eine starke Einengung das Bild des Flusses verändert und verschönert. Der für uns äusserst günstige niedrige Wasserstand legte eine Reihe von Sandbänken, Inseln, Trocken-

[1]) Ramsay sagt in Asia Minor pag. 299 »The only fords of the Halys known to me are little above Tschikin Aghyl.

[2]) »Der Fluss, an welchem die Paphlagoner wohnten, der Ἅλυς oder Ἄλυς, führt einen indogermanischen Namen, welchen schon die Alten (Strabo XII, 561) von den Salzgruben an seinem oberen Laufe herleiteten. Das Volk aber, das an den Quellen des Halys sass und diesem Fluss seinen Namen gegeben hat, sind die von allen Einwanderern aus Europa am weitesten nach Osten verschlagenen, die Armenier.« Kretschmer a. a. O. S. 208. Schon Ainsworth fand den Geschmack des Halyswassers brakig und bemerkte an seinem Ufer häufigen Ansatz von Salzlagerungen. (Ritter, Kleinasien I pag. 292.)

[3]) Flottwell, Aus dem Stromgebiet des Qyzyl-Yrmak (Halys) Peterm. Mitt. E. B. 110—114 Gotha, Justus Perthes, 1895, hat in Gesellschaft mit Maercker, Kannenberg und v. Prittwitz den Unterlauf dieses Flusses erforscht und aufgenommen. »Die Gestaltung dieser Gebiete,« sagt Flottwell pag. 1, »war bis dahin nur in geringem Masse bekannt, da dieselben bisher nur auf wenigen Wegen von Europäern durchreist worden waren. Zum Teil beruhte die Kenntnis dieser Landstriche auf sehr ungenauen Nachrichten älterer Reisenden, Kanikoff, Tschichatscheff (Routen in Kleinasien. 1847—1863, Gotha J. Perthes, 1867), die der Bodengestaltung der betreffenden Landstrecke wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatten, zum Teil auf sehr unzuverlässigen Erkundigungen türkischer Offiziere. Letzteres betrifft hauptsächlich den Lauf des Qyzyl-Yrmak und seiner Nebenflüsse, die auf den bisherigen Karten, wie wir (die Offiziere des grossen pr. Generalstabs) festgestellt haben, falsch dargestellt waren. Erst in neuerer Zeit haben mehrere deutsche Forscher — Humann, Hirschfeld — genauere Beiträge zur Geographie dieser Gebiete geliefert.« Nicht vergessen darf des deutschen Gesandten Busbeck werden, der mit seinem Sekretär und Begleiter, H. Dernschwam 1555 den Halys passiert und genau beschrieben hat. (Herausgeg. von H. Kiepert im Globus, im Auszug.)

bächen und das ganze weite Ueberschwemmungsgebiet bloss. Im NW. erschien rechts des Flusses der Alikuläs Dagh mit zwei baumgeschmückten Dörfern, Usun Ali-Uschakköi und Yeschily, zur Linken zeigten sich in der Ferne die Berge von Kotsch Hissar und näher jenseits der Ebene, die sich zwischen zwei Hügelreihen ans Ufer schiebt, inmitten von Baumgruppen das Dorf Sary-Yaghdschy und auf hohem Hügel Pekdik. Da das Ziel des Abends uns zu weit erschien, durchfurteten wir den Halys bei Tschykyn Aghyl und übernachteten in dem Musafyr Odásy des zweihundert Häuser zählenden Dorfes.

Nachdem wir eine griechische Inschrift, die aus einer Thürschwelle herausgebrochen werden musste, abgeklatscht hatten, verliessen wir Tschykyn Aghyl um 9Uhr früh, durchfurteten abermals die vier Arme des Qyzyl Yrmak und setzten auf dem rechten Ufer unsere Reise fort. Direkt im Westen erhob sich der Scherafli Dagh, nach einer halben Stunde zeigte sich im Norden rechts am Alikuläs Dagh das Dorf Karaduragly; nach weiteren 30 Minuten erschienen auf halber Höhe der Berge von Kotsch Hissar zwei Dörfer, wovon das eine Tscherkess Uschakköi das andere Solach Uschak benannt wurde. Wir ritten dann einer Ebene entlang, welche sich bis zum Berge Alikuläs Dagh ausdehnt, und sahen auch bald das grosse, 150 Häuser zählende Dorf Tochluguman, das sich circa 50 m über dem steilabfallenden rechten Flussufer erhebt. Um 11³/₄ Uhr waren wir dort angelangt; der Strom beschrieb eine scharfe Kurve, nach welcher er sich über Inseln und Sandbänke in zwei Armen bis zur Breite von circa 1000 m ausdehnte. Um 1¹/₂ Uhr erblickten wir rechts vom Fluss, zwei Stunden von ihm entfernt, zwei Dörfer, welche sich als Yailas des eine Stunde später hart am Ufer liegenden Dorfes Tschauschili an dem gleichnamigen, in den Halys fliessenden Bache herausstellten, das dem Orte Yussuf Uschak am linken Ufer gegenüberliegt. Gegen 2 Uhr wurde der lange Rücken des Pascha Dagh, etwas später auch der Tschelebi Dagh südlich von Köprüköi sichtbar. Rechts vom Halys passierten wir noch Kurdköi, links lag Yaghdschyköi, und kurz nach 3 Uhr konnten wir in dem Lehmhüttendorfe Kekelly unser drittes Nachtquartier am Halys einrichten. Die ganze Ufergegend hatte auch an diesem Tage grosse Fruchtbarkeit gezeigt, und grosse Herden von Rindern, Angoraziegen und Schafen, verrieten den Viehreichtum des vielfach gewundenen Flussthales. Ueberall wurde das Getreide auf den Dreschplätzen (harmanlar) gewürfelt, von den Frauen mit schweren Holzhämmern zermalmt und meist bei nächtlichen Feuern in grossen Pfannen gedörrt[1]) (vgl. Abbildung 21, Seite 224).

Nach einer stürmischen, von Regen gepeitschten Nacht, in welcher der Seeadler, den wir einige Tage vorher auf einer Sandbank mit der

---

[1]) Vgl. Kannenberg a. a. O. S. 131.

Kugel angeschossen, gelähmt, gefangen und mit uns geführt hatten, wieder einmal recht unangenehm lebendig geworden war, ritten wir weiter stromabwärts, kamen durch den Bach Qyzyl-Öz nach einer Stunde zu einer tiefen Furt, welche kurz nach dem Dorfe Yaghdschy II. am linken Ufer über den Strom führte und in dieser Jahreszeit von zahlreichen Karawanen benutzt wurde. Die langen Reihen der ochsen- und büffelbespannten Karren (arabas) versanken bis über die Räder im Wasser, und die grossen Rudel der ängstlichen Ziegen und Schafe konnten von den schreienden, halbnackten Hirten nur mit unsäglicher Mühe bewogen werden, sich dem kalten Element anzuvertrauen. Noch immer wälzte der Halys unbeengt zwischen meist flachen Ufern seine trägen Fluten, bis gegen



Abb. 21. Türkische Landleute zermalmen mit Holzhämmern Getreide in Steinmörsern.

12 Uhr sich ein kleiner Katarakt zeigte, der durch zwei in den Fluss vorspringende Barren gebildet wurde. Es begann ein Défilé, welches sich nur einmal bei dem Dorfe Buus, wohin wir um 4 Uhr gelangten, zu einem Kessel erweiterte, sein Ende aber erst bei den Ruinen einer alten Brücke, gegenüber dem Kurdendorfe Raschid-Bëï Köi, eine Stunde nördlich von Buus, nahm. Da wir dem Strom in allen seinen oft sehr eigensinnigen Windungen folgen wollten, mussten wir unsere Pferde lange Zeit im Geröll des Wassers oder an den steilen Uferwänden der den Fluss zu beiden Seiten bis auf eine Breite von oft nur 20 m einengenden, vielfach zerklüfteten, 100—150 m hohen Basalthügel führen und zahlreiche Muren auf gefährlichen Felsensteigen umgehen. Das ganze, für uns höchst unerwartete Défilé erwies sich als Durchbruch durch eine aus NO. herbeiziehende, sechs Stunden breite Zone mit Basalt, Granit und gefalteten Sedimentgesteinen verschiedenen Alters. In die Fortsetzung dieses Gebirgsstreifens fallen

gegen Westen resp. Südwesten der Pascha Dagh und der Karadscha Dagh. Das Dorf Buus auf der Höhe zählt nur 13 elende Hütten, und 9 Weidenbäume fristen unten am Fusse bei einem Schöpfrade ein kärgliches Dasein. Der Empfang war kläglich genug. Zuerst mussten wir uns zum Abendmahl aus der spärlichen Schar des Hühnerhofes einige Hennen schiessen, da sie uns von den Bewohnern anfänglich verweigert worden waren. Dann wurde in dem winzigen Gemach erst ein Ofen für uns zurechtgesetzt, an dem wir unsere nach einem strömenden Regenguss triefenden Kleider zu trocknen versuchten. Freilich war die Wirkung des Feuers sehr problematisch, da der Novembersturm ungehindert durch die fensterlosen Lucken strich. Weitaus lohnender erwies sich die Umschau von dem Hügel über dem Dorfe, wo der Blick über die fernsten Höhenzüge der Flusslandschaft in der Richtung von Angora schweifte. Unser Hauswirt, Polyphem, einer jener anatolischen Riesen, starrte uns mit offenem Mund und Augen an, als wir ihm von der Eisenbahn erzählten und im Scherze beifügten, dass dereinst wohl auch hier in dem weltverlassenen Winkel ein mächtiges Bahnhofhôtel sich erheben werde.

Das Thermometer, welches in Tschykyn Aghyl drei Tage vorher nachmittags noch 25° gezeigt hatte, war heute früh um 9 Uhr, als wir Buus verliessen, infolge des starken Regens am vorigen Tage auf 9° gefallen und wir fürchteten, Köprüköi bei Schneegestöber zu erreichen. Doch gewann die Sonne bald wieder die Oberhand, und guten Mutes zogen wir an dem Kurdendorfe Akbunar vorbei in dem Défilé weiter, bis wir am Ende desselben, wo der Fels am linken Ufer in einen Bergsturz zu der schief geneigten Ebene des Kurdendorfes Raschid Béi Köi sich hinabsenkt, zu unserer Ueberraschung zu den Ruinen einer alten Brücke kamen, welche mit ihren zwei Ufer- und zwei Flusspfeilern meldet, dass einst hierüber eine Strasse führte, die das Défilé glücklich vermieden hatte und in der Ebene weiterging. Und in der That führen heutzutage noch die Wege links und rechts des Flusses aufwärts ins Land hinein. Der linke Hauptpfeiler steht noch 10 m hoch als hoher Bogen zum Flusse übergeneigt. Seine Bauart lässt auf byzantinische oder spätere (seldschukische?) Zeit schliessen. Rechts sieht man noch die halbzerbrochenen Grundmauern des anderen Uferpfeilers, während die im Fluss befindlichen, zur Hälfte eingestürzt, in ihren Grundfesten hervorragen. Hinter dem Dorfe zeigt sich der lange, flache Rücken des Pascha Dagh; in der Richtung von Angora erhebt sich der Kuru Dagh; rechts in weiter Ferne türmt der Herrscher von Köprüköi, der Musallim Dagh seine schwarzen Geröllmassen. Eine Fähre liegt unmittelbar beim Dorfe im Fluss, über welchen auch hier eine tiefe Furt führt. Eine Kurdin ruft ungeniert unsere Begleitung an, erkundigt sich neugierig, aber durch den Strom getrennt, nach uns, und als sie erfährt, was wir für »wichtige Persönlichkeiten« seien, wiederholt

sie ihre dringende Einladung zur Ueberfahrt. Scharen von gelbköpfigen Wildenten (Tadorna casarca, L.), Kranichen und Reihern beleben die Inseln und Sandbänke. Um 11¼ Uhr kamen wir zu Kurdenzelten und einer neuen Furt, dann erschien 1 Stunde vom Flusse entfernt, hoch auf den Hängen des Tschelebi Dagh das Turkmenendorf Schychly, bald darauf nach einer riesigen Krümmung des nun wieder stattlichen Stromes, am Fusse des gleichen Berges, dessen Ausläufer hier bis an den Halys herantreten, das Kurdendorf Jeniköi. Durch fruchtbare Ackerfelder ritten wir noch weitere vier Stunden angesichts des Musallim Dagh in dem breiten Ueberschwemmungsgebiete, während links abwechselnd flache und hohe Hügel mit tiefen Erosionsfurchen herantraten, bis sich gegen 4 Uhr auch diese Seite zu der Ebene von Köprüköi erweiterte[1]). Freudig ritten wir da, wo einst Krösus den Strom überschritten hatte, über die zwölfbogige, hohe steinerne Brücke am Dorfe Tscheshme Köprüköi, bei welchem einige Hundert tscherkessische Auswanderer in ihrer wohlbekannten Nationaltracht ihr Lager aufgeschlagen hatten, vorbei und blickten hinab in die finster gähnende Felsenklamm des Halys, in der die Granitblöcke wie von Riesenhänden wild durcheinandergewürfelt liegen. Am linken Ufer fanden wir Ruhe und Comfort in einem grossen Chan, in dem wir unseren knöchelwunden, übermüdeten Pferden zwei Tage Erholung gönnten.

Bei kaltem Wetter ritten wir zwei Tage später von Köprüköi weg, anfänglich auf der grossen, nach Angora führenden Strasse, zweigten aber nach kurzer Zeit von ihr ab, liessen das 200 Häuser grosse Dorf Karaketschili ½ Stunde unter uns, indem wir den flachen Rücken des gleichnamigen Berges hinanstiegen, und befanden uns auf einer steppenartigen, monotonen Hochebene, welche zeitweise mit losem Glimmerschiefer bedeckt war, hinter den Hügeln des linken Halysufers. Nach vierstündigem Ritt erreichten wir ein Dorf, dessen Name von den Bewohnern mit Hadschi Bekir angegeben wurde, von dem aus uns die Bauern aber nach einem zweiten, 1½ Stunde weiter südlich gelegenen Dorfe gleichen Namens wiesen, wo wir gute Unterkunft finden sollten. Hier hatten wir wieder Gelegenheit, die Variabilität und den sonoren Klang der türkischen Bauernsprache zu bewundern. Während wir in Newscheher das häufige »bilirim« »ich verstehe« uns angewöhnt hatten, hörten wir nun die volle Form des Praesens »biliorum, biliorum« von den Bauern, denen wir begreiflich zu machen suchten, dass wir hier schon das ersehnte Musafyr Odásy zu finden glaubten[2]). Es blieb uns nichts übrig, als dieser Aussage vorläufig Glauben zu schenken, und wir sollten es auch nicht bereuen. Denn wir wurden dort thatsächlich von einem reichen Kurdenbéï, der in seinem ausgedehnten

---

[1]) Vgl. Naumann, a. a. O. S. 181.

[2]) L'Anthropologie II. p. 685 1891. L'idiome turc est à peu prés celui que l'on parle dans toute la Turquie, un mélange turco-perso-arabe. Les Osmanlys ont résolu un

Besitztum in patriarchalischer Weise ein strenges Regiment führt und seinen eigenen Vorbeter, sowie eine Menge Gesinde hat, auf das vorzüglichste und gastfreieste bewirtet und beherbergt.

Dieser Kurdenfürst und Mekkapilger verdient mit seinem Hofstaat eine genauere Beschreibung. Den Kurden hat Moltke im II. Band seiner gesammelten Schriften im Anhang »Zur orientalischen Frage« ein ganzes Kapitel gewidmet, das immer noch seine Geltung hat. Wie auch dort bemerkt, nimmt das Familienoberhaupt unter den Seinen eine dominierende Stellung ein. Wir sahen, wie seine ganze Umgebung, auch sein Bruder, eifrig bemüht waren, nicht nur ihm durch hundert kleine Dienste das Bewusstsein seiner Macht zu schärfen, sondern auch alle durch Blick und Miene verrieten, dass ihr Kommen und Gehen, ja ihre ganze Existenz von seinen Winken abhängig war. Der Mann selbst, geistig gesprochen, für den Europäer ein Bild der Einfalt, erwies sich in orientalischen Dingen wohl versiert, besonders kannte er alle seine edlen Sippen in und um Damaskus, wie er auch nicht verleugnete, dass in seinem Stammlande Kurdistan sein Name einen guten Klang habe. Trotz seines überlegenen Wesens, erregten unsere Waffen und Instrumente seine ungeteilte Bewunderung; obwohl ihm die Begierde, einen unserer Revolver zu besitzen, aus den Augen leuchtete, brachte sein Stolz kein Wort des Wunsches über die Lippen.

Wir verabschiedeten uns am nächsten Tage von unserem Gastfreund, dem Kurdenbëï, dem auch nicht die leiseste Andeutung einer Entschädigung für die reiche Bewirtung gemacht werden durfte. Vorher hatten wir im Stalle eine Inschrift abgeklatscht und den Stein in der Eile mit Feuer leidlich getrocknet. Die Gegend wurde bald gebirgiger; zur Linken zeigte sich der Ala Dagh, in der Ferne vor uns der lang ersehnte Pascha Dagh, die grosse Schwelle zwischen Halys und Tuz Göl, dem grossen Salzsee. Der Weg führte zunächst durch Ackerfelder an dem Dorffriedhofe vorbei, der zwei stattliche Denkmäler enthält, wahrscheinlich aus der Familie unseres Gastfreundes, der in seinem Hause auch die Schule durch den Hodscha halten lässt und seinen Neffen, einen geleckten Dorfgigerl, jährlich mit vielen Hunderten von Schafen nach der Hauptstadt schickt. Im Sommer bewohnt er eine auf den Höhen des Pascha Dagh gelegene Yaila. Nach Süden reitend kamen wir zuerst zu dem Turkmenendorfe Schitit Hüjük, das 15 Minuten vom Weg entfernt um einen isolierten Hügel gelegen ist;

---

problème linguistique assez difficile. Ils sont parvenus à former une belle et riche langue avec trois idiomes, qui appartiennent à deux formes linguistiques (l'agglutination et la flexion) et à trois groupes différents, car le turc proprement dit est un idiome agglutinatif appartenant au groupe ouraloaltaique, tandisque le persan et l'arabe sont des langues à flexion, appartenant la première au groupe iranien, la seconde au groupe sémitique. Cependant, cette langue formée de trois éléments aussi hétérogènes est très riche et très harmonieuse.

15*

dann zu einem andern, von Tartaren bewohnten Dorfe gleichen Namens am Fusse des Ala Dagh. An den Tartarenköpfen entdeckten wir zum erstenmale ausgesprochen mongolische Züge, spärlichen Bartwuchs, vorstehende Backenknochen und geschlitzte Augen. In ihrem Dorfe zeigte eine Wolfshaut als Jagdtrophäe, dass die Herden mit Recht von den wolfsähnlichen Hunden streng bewacht werden mussten. Hieraut betraten wir einen Thalkessel, der, von einem Kranz von Bergen umgeben, scheinbar keinen Ausgang gewährte. Wir folgten der Passstrasse, welche uns in kurzer Zeit auf die Höhe des Pascha Dagh brachte, der mit seinen drei schönen Kuppen sich als ein flacher, von Ost nach West streichender, mässig hoher, von tiefen Erosionsfurchen zerrissener Rücken darstellt. An seinem Fusse am nordwestlichen Ende liegt das kleine Dorf Kainarköi. Auf der Höhe angelangt, bot sich uns eine überraschende Aussicht auf die Steppe und die grosse Seebucht, welche der Tuz Göl von Basch Chan vorstreckt. Wir stiegen einen langen Ausläufer des Pascha Dagh hinab, im Angesicht der teilweise wohlbebauten Ebene, welche den See im Norden begrenzt, und der gewaltigen, in Wolken und Schnee gehüllten Pyramide des Hassan Dagh. Wir näherten uns der Seespitze auf $^1/_4$ Stunde und begleiteten auf eine kurze Strecke das Gestade, als uns von der »Deyn-'Umumijé (Dette publique) Basch Chan« drei Reiter zur Begrüssung entgegenkamen und uns zum Wohnhause der Saline geleiteten, wo wir vom Vertreter des Müdir, welch letzterer in Kotsch Hissar seinen Sitz hat, auf das liebenswürdigste empfangen und bewirtet wurden. Wir bewunderten neben den geräumigen Gebäuden der Administration ein Dutzend ca. 10 m hoher, blendend weisser Salzhügel. Diese werden im Sommer aus dem Seesalze aufgeschüttet, erhärten unter dem Einflusse von Luft, Regen und Eigendruck zu Stein und werden dann für den Kameltransport im Herbst und Winter wieder abgebaut. Die Saline entbehrt des Trinkwassers, das eine Stunde weit hergeholt werden muss. Zur Zeit unseres Besuches war



Abb. 22. Wandernde Betteldерwische aus dem Halysthal.

das Wasser im See 1 m tief, das Salz lag eine Hand hoch darunter. Im Sommer verdunstet das Wasser, und im August und September werden ungeheure Mengen aus dem See gewonnen. Auf einer kleinen, zwei Stunden von Basch Chan entfernten Insel im See liegen die Ruinen eines Klosters, welche aber nur im Sommer, wenn die Insel landfest geworden ist, besucht werden können. Um den ganzen See im Schritt zu umreiten, braucht man, nach Aussage unseres Wirtes, 66 Stunden, nach Akseráï sind 24, nach Konia 32 Stunden. Zwei Stunden südlich von Tschykyn Aghyl, vier Stunden östlich von Kotsch Hissar, bei Demirdschi Obassy Jeni japan, auf einem Hügel, sollen sich ein Marmorblock mit einer Inschrift und die Grundmauern einer Stadt befinden. Während wir diese Notizen sammelten, bereitete uns die untergehende Sonne ein herrliches Schauspiel. Der schneeglänzende Hassan Dagh ragte in rosigem Duft in das tiefblaue Firmament, die Ufer des Sees nahmen den Glanz des Eises an, fern im Nordwesten versank der Karadscha Dagh in dunklem Blau, und im See spiegelten sich die Purpurwolken der scheidenden Sonne. Abends erfreuten wir uns der Gesellschaft des freundlichen Wirtes, der für uns nach Araberart frisches Brot hatte bereiten lassen und uns die grossen Karten des türkischen Reiches mit arabischer Schrift zeigte, deren Topographie auf Kiepert zurückging. Neu waren uns auch die regelrecht gefütterten Hunde, die sogar Namen hatten, was gewiss selten in der »wilden« Türkei vorkommt.

Um nach Kotsch Hissar zu gelangen, folgten wir tags darauf erst dem See, bis die immer höher werdenden Quarz- und Glimmerschieferbänke zur Linken nach Osten zurücktraten und wir, ihrer Richtung folgend, den See rechts liegen lassend, schon nach vierstündigem Ritte die Moscheekuppel und das Minaret des 300 Häuser zählenden Städtchens aus dem Grün der ausgedehnten Baum- und Weinpflanzungen hervorlugen sahen. Der Nordwestrand des Sees, der eine gute Stunde von Kotsch Hissar entfernt ist, wird vom Karadscha Dagh, der Blick nach Süden vom mächtigen Vulkankegel des Hassan Dagh abgeschlossen. Eine neue steinerne Brücke mit zwei Bogen führte uns am Eingang des Ortes, der erst vor wenigen Jahren Sitz eines Kaimakams geworden ist und sich rasch vergrössert und verschönert, über den Bach, der, uns entgegenfliessend, dem See zueilt. Der Vertreter des abwesenden Kaimakams geleitete uns selbst zum Musafyr Odásy, während die Diener mit den Pferden im Chan Unterkunft fanden. Die zahlreichen Besucher, welche alsbald den behaglichen Raum füllten, rühmten das milde Klima ihres Städtchens, das durch ganz nahe aufsteigende Hügel vollständig vor dem Nordwind geschützt ist, während nach ihrer Angabe das 16 Stunden entfernte Akseráï am Südende des Sees durch seine Kälte und Fieber berüchtigt sei. Unser Gemach teilte mit uns ein Araber aus Medina, der, sehnig und schlank wie eine Pantherkatze, uns durch seine Intelligenz und Sprachgewandtheit

unterhielt. Er war Agent für die Pilgerfahrten der Gläubigen aus Anatolien nach Mekka, verköstigte sie dort und verdiente natürlich um so mehr, je zahlreichere Glaubensgenossen er zu der langen Reise bestimmen konnte. Sonst fristete er sein Leben durch den Verkauf sogenannter heiliger Datteln aus Medina, deren er oft wenige Stücke an reiche Muslims für schweres Geld verkaufte, uns aber im geheimen so viel wir wollten schenkte. Da er auf der Reise überall als Vorbeter fungierte, genoss er in Stadt und Land die ausgedehnteste Gastfreundschaft. Bezeichnend für orientalische Gastfreundschaft, die auch dem Aermsten zu teil wird, ist folgender Vorfall: Nicht zu unserem Vergnügen hatte sich die Zahl der Gäste im Musafyr Odásy von Stunde zu Stunde durch neue Ankömmlinge vermehrt. Sie alle wurden aufgenommen und man rückte eben um den niederen Speisetisch zusammen. Unter den Letztangekommenen waren zwei Waisenknaben. Auch sie durften mit uns essen, aber als sie beim dritten Gange ebenso tapfer wie wir zulangen wollten, wurden sie vom strengen Hausherrn wie junge Hündchen vom runden Tische fortgejagt. Uns dauerten die Armen, allein auch in der Gastfreundschaft hält der Türke Rang und Grenze.

Von Kotsch Hissar begleitete uns ein Mann im Auftrage des Hakim, um uns die Ruinen von Jeni japan und Demirdschi Obassy und dann den Weg nach Tschykyn Aghyl zu zeigen. Wir ritten zuerst eine kurze Strecke zurück in der Richtung des Sees und dann entschieden rechts den Bach aufwärts durch die breite Thalschlucht mit Baum- und Weinpflanzungen. Die rundlichen Kuppen zeigen alle verwittertes Gestein, starke Erosionsfurchen und vulkanischen Charakter. Eine von ihnen rechts des Weges trägt auf ihrer Spitze einen grossen Stein, den Süttaschy, vielleicht ein Rest des alten Kotsch Hissar. Am Ende des romantischen Thales kamen wir über eine neue steinerne Brücke mit zwei Bogen, dann spaltete sich die Schlucht in zwei Bächen. Am Ende des zur Rechten bleibenden erschien als Abschluss die blaue Kuppe des Ekedschyk Dagh, während vor uns die gelbgraue Spitze des Scherafli Dagh aufstieg. Bald kamen wir an grossen Dreschtennen vorbei zu den Turkmenendörfern Karabyk und Sanemi und $^1/_4$ Stunde später, als wir den Salzsee für immer aus den Blicken verloren, bei Ibrahim Beilé auf eine Höhe, von der uns das ganze Halyspanorama mit seinen wolkendunklen Bergen und der riesigen Schneepyramide des Argäus aus nebelhafter Ferne winkte, ein erhabener Anblick und Gruss auf den Heimweg. Bei Jeni-Toren Obassy verliessen wir den Weg und ritten auf ein tiefdurchwühltes Feld zur Linken mit offenen Grundfesten, ein Zeichen, dass hier einst ein weites Gebäude stand. Tiefe Gruben deuten an, dass grosse Steine schon dem Boden entnommen worden sind. Nur ein riesiger Marmorbrunnentrog christlichen Ursprungs, mit Kreuz und Rosenornamenten, ist liegen geblieben. Wir zogen etwas enttäuscht von

unserm Ruinenfunde die sanften Höhen des Kodscha Dagh hinab, während schwere Regentropfen fielen, und überlegten, als die Wege sich trennten und eine schöne, breite Strasse nach Newscheher abzweigte, ob wir uns bei dem regnerischen Wetter noch einmal an den Halys wagen sollten, entschlossen uns aber doch dazu, in die weite, vom Tschykyn Aghyl Deirmin Öz wohl bewässerte, frucht- und baumreiche Ebene von Tschykyn Aghyl hinabzusteigen, welches Dorf wir nach fünfstündigem Marsche erreichten. Diese Ebene mochte wohl für eine Stadtansiedlung (Parnassos?) sehr geeignet sein, wenn man die Halysbrücke beim Dorfe an der Stelle der Furt ansetzt, welche Professor Ramsay vor Jahren auf einer sehr eiligen Reise nach Angora[1]) und wir am 11. November durchquert hatten. Am Abend erzählten uns die Leute vom Dorfe, dass sich in Semisbaky, eine Stunde von Tschykyn Aghyl stromaufwärts, Ruinen (eski bina) befinden sollen. Unsere Zeit und drohende Schneestürme erlaubten uns nicht, diesen Aussagen nachzugehen, sondern wir brachen am 21. November um 10 Uhr vormittags von dem wenig gastlichen, aber für die Halystour bedeutsamen Dorfe auf, entfernten uns sogleich vom Flusse und folgten einer Strasse, welche sich anfangs so breit und gut zeigte, dass wir versucht waren, auf eine alte Anlage zu schliessen, um so mehr, als wir nach einer halben Stunde zu einem 40 m hohen tumulus kamen, dessen Umgebung mit Feldsteinen übersät war, und hinter welchem wir in einer Entfernung von 100 m drei Mauerüberreste aus Feldsteinen mit Mörtelverband in der Höhe von 2 m bei $1^1/_2$ m Breite, fast in einer Linie in Abständen von 5—10 m fanden. Es erscheint durchaus nicht ausgeschlossen, dass hier einst eine grössere Ansiedlung (vielleicht das alte Parnassos) stand[2]), wenn es nicht eine Militärstation war zum Schutze der Strasse, die bei Tschykyn Aghyl über den Strom führte[3]). Mehrere Bäche und Trockenthäler führten zum Flusse hinab, der für uns jetzt durch eine fortgesetzt steigende Hügelkette unsichtbar wurde. Auch die andere Seite des Hochthales, in dem wir ritten, zeigte die Neigung, sich immer höher aufzurichten, und während die Hügel links des Weges im Sarykaraman Dagh beim Dorfe Taschderler ausliefen, erhob

---

[1]) Es ist nötig, dass wir Prof. Ramsays wichtige Worte aus Asia Minor p. 298/99 hierhersetzen: I know no authority, which expressly places Parnassos on the river, but it can be proved, that the road to Galatia touched the Halys about 12—20 miles north of Parnassos and that Nyssa, which was 24 miles from Parnassos on the way to Caesareia, was also on the river. Parnassos was the natural rendez-vous for the armies coming from Galatia and from Caesareia, for it is given, as a station nearly half-way on the road from Caesareia to Ankyra. The only fords on the Halys known to me are a little above Tchikin Aghyl and Parnassos was probably beside them.

[2]) Vgl. o. das Citat aus Ramsay, S.

[3]) Ramsay, Asia Minor p. 299: At Parnassos the roads from Caesareia and from Archelais met. There can be no doubt as a glance at the map shows, that a road here crossed the river and went to Tavium and to Pontus in general, by Therma or Mokissos.

sich rechts im Südosten der Ekedschyk Dagh zu beträchtlicher Höhe. Es folgte das Dorf Harmandaly, an einem Bache, der dem Halys zueilt. Besondere Aufmerksamkeit erregten einige hundert Meter weiter zwei durch einen tiefen, langen Wall und Graben verbundene tumuli, sowie eine Menge alter Marmorreste und Säulenstümpfe auf einem nahen Friedhofe und an den umgebenden Hügeln. Nun kamen die Dörfer Dewe Damy und Dschameli in Sicht, mit Weingärten an den Bergen, dann wieder ein tumulus mit zahlreichen modernen Häuserruinen. Die weite, mit Sumpfgräsern bewachsene Ebene wird rechts vom Hadschi Achmetly Dagh, an welchem das gleichnamige Dorf liegt, links vom Sarykaraman Dagh eingefasst. Endlich um 4 Uhr erreichten wir das arme Dorf Aladscha, wo wir eine kurze griechische Grabinschrift fanden und abklatschten. Wir waren hier in unbekannter Gegend. Die Bauern, durchwegs Hünengestalten wie unser Wirt, zeigten sich nicht im mindesten erstaunt, behandelten uns im Gegenteil mit einer Grandezza, die uns deutlich zeigte, wie sehr sie uns trotz aller Höflichkeit als »Ungläubige« bemitleideten. Ungeniert eröffneten die Cyclopen vor uns eine ganz heftige Debatte, von der wir zwar kein Wort verstanden, die sich aber offenbar nur zu sehr um unsere geehrten Personen bewegte. Bei unserm ersten Besuch in Tschykyn Aghyl liess der Dorfälteste halbleise das Wort ghiaur fallen, wofür wir ihn bei unserm zweiten Besuch dadurch straften, dass wir ihn nicht zur Tafel zogen.

Von Aladscha stieg der Weg in der Richtung gegen den Sarykaraman Dagh, der an seinen Hängen das gleichnamige Dorf trägt, stetig. Nachdem wir das Dorf Bozgyr passiert und den Ekedschyk Su auf einer Steinbrücke überschritten hatten, kamen die Dörfer Pirli und Dur Hassanly in Sicht. Die ganze Gegend wurde wieder vulkanisch, wie die grossen Bimssteinblöcke und Basaltbrocken bewiesen. Nach fünfstündigem Ritt lag an einem verwitterten Hang, dem letzten Ausläufer des Sarykaraman Dagh, das 30 Häuser zählende Dorf Taschderler. Da wir frühzeitig angekommen waren, wollten wir auch an demselben Tage das nur eine Stunde entfernte Soasa[1]) besuchen, wo sich nach Aussage eines hohen Beamten der Dette publique von Konia ein mit Fresken geschmückter Tempel befinden sollte. Wir ritten zuerst durch eine gewundene Thalschlucht, dann über weite Wiesenebenen in der Richtung gegen den Ekedschyk Dagh und kamen bald zu einer hohen Felsbank, welche wohl $^{1}/_{2}$ Stunde lang ist und an welche sich ein elendes armes Dorf mit höchstens 30 Häusern anlehnt. Das Trümmerfeld, das sich vor den Steinhütten ausdehnt, zeigte überaus zahlreiche, cisternenartige Vertiefungen, und allenthalben fanden wir Höhlen in den harten Fels eingetrieben. Kaum 50 m von dieser Ansiedlung entfernt erhebt sich

[1]) Vielleicht das alte Savatra, oder Soatra. Vgl. Ramsay, Asia Minor pag. 343.

12—15 m hoch ein christlicher Tempel in Form eines Oktogons, der, wunderbar gut erhalten, sowohl durch seine Bauart, wie durch seine halbverwitterten Fresken Beachtung verdient. Acht Thorbogen bilden das Geschoss mit einem grossen Portal, das in der ganzen Höhe des Gebäudes eingestürzt ist. Darüber öffnen sich acht schmale Fenster mit Rundbogen und Kranzgesims. In der Höhe von 2 m läuft um jeden Pfeiler ein Kapitäl, das aus Pflanzenornamenten, Zweigen und Lanzetten besteht. Während die wohl früher geschlossenen Thore eine Spannweite von 2 m 30 cm fassen, ist das Hauptportal 5 m breit und 2,08 m hoch. Sein Bogen ist, wie der aller übrigen, mit Fresken aus der Heiligenlegende geschmückt. Der Stein, aus dem das Ganze gebaut ist, gehört dem härtesten vulkanischen Tuff der Gegend an; die Kuppel ist grösstenteils herabgestürzt. Das Innere des Tempels ist mit teilweise noch sehr gut erhaltenen, eine vorgeschrittene Kunstübung verratenden Fresken ausgemalt. So schlingt sich um den Fensterkranz eine Reihe von Bildern, den Erlöser, die Mutter Gottes und die Apostel darstellend mit goldenem Heiligenschein, welche in der Mitte mit einem anmutigen, in Medaillonform gehaltenen Bildnis der Jungfrau Maria endet. Am schönsten und grössten aber sind die vierzehn 4 m breiten Gemälde unter dem Gesims oberhalb der Thore, von denen die meisten leider stark verwischt sind, einige jedoch in reichen Farben und gewandter Zeichnung die Kreuzigung, die Kreuzabnahme, die Grablegung, Maria auf dem Throne, Maria mit dem Jesuskinde, sowie Ritter auf mutigen Rossen zur Anschauung bringen. Ohne Zweifel gehört diese höchst merkwürdige Malerei der gleichen Zeit wie die weiter unten beschriebenen schönen Höhlenkirchen in Göreme, also wahrscheinlich spätestens dem 10. Jahrhundert, an.

Am Abend des 23. November sollten wir in Newscheher, das heisst wieder zu Hause sein. Wir überschritten diesen Morgen um 9 Uhr zweimal den Bach, der Taschderler bewässert, und durchzogen dann eine wellige Hochebene, rechts und links von vulkanischen Hügeln begleitet, durch Schluchten, Trockenbäche und tiefe Rinnen, welche alle in rechtem Winkel zum Halys ausliefen. Um 10 Uhr bestiegen wir einen Hügel, um dessen felsgekrönte Kuppe sich das Dorf Dschulla (Dschullar?) malerisch gürtet, bis wir nach weiteren 1½ Stunden auf der Höhe der letzten Bodenwelle standen und mit Staunen auf die steile Basaltfelswand von Tatlarin blickten, die jenseits einer tiefen Schlucht sich vor uns erhob und dem Beschauer eine gewiss seltene Erscheinung bot. Auf halber Höhe der 50 m hohen Basalte drängten sich mitten in das Urgestein die gelbglänzenden Tuffe, welche, ganz durchhöhlt, die bizarrsten Formen bildeten. Das Dorf Tatlarin, das mit 200 Häusern die Mitte der Schlucht einnimmt, hat sich rechts des Baches, der über Tuzköi zum Halys fliesst, eingebettet und aufgebaut. Wir machten am östlichen Ende des Ortes Halt und traten durch einen

dunklen Felsenkorridor in das aus dem gewachsenen Gestein gehauene Musafyr Odásy, wo wir von einem würdigen Alten bewirtet wurden. Bald erfuhren wir, dass das oft genannte geheimnisvolle *μηνολόγιον* aus der berühmten Höhle verschwunden[1]), die Höhlen selbst aber wohl sehenswert seien. Wir suchten die grössten daher zu Fuss auf, konnten das Innere aber meist nicht betreten, da sie die Heu- und Strohvorräte der Bewohner enthielten. Endlich kamen wir bei glühender Novembersonne vor eine Oeffnung im Felsen, in welche wir mit Mühe hineinkrochen, und befanden uns in einem sehr geräumigen Gelasse, dessen Wände mit verblassten und halb zerstörten Fresken bedeckt waren. Ausser einem einst bemalten, grossen Stein in der Mitte, der als Lesepult für das gefürchtete, von Hamilton 1840 erwähnte und gesehene heilige Buch gedient hatte, konnten wir nichts Bemerkenswertes entdecken. Wir bestiegen wieder die Pferde und trabten, Tatlarin verlassend, durch ein Lava- und Basaltlabyrinth zwischen hochgetürmten Felsentrümmern und vulkanischen Kuppen, die sich stundenweit hintereinander in das Land erstreckten. Zahlreiche Trockenbäche und Wasserrinnen, welche alle parallel zu einander in das Halysthal münden, mussten durchquert werden, bis sich die wilde Landschaft friedlicher gestaltete. Nahe einer tiefen Senkung, in der das 35 Häuser zählende Dorf Aladschadschar unter Bäumen versteckt liegt, erhebt sich rechts des Weges circa 100 m hoch der Tschatal Dagh, während im Osten aus der Ferne der hochgewölbte Dschar Dagh die Nähe von Newscheher verkündet. Links ziehen lange flache Kuppen zum Qyzyl Yrmak gegen Arebsun und Chyrka Dagh, die Schluchten und Trockenbäche mehren und häufen sich unmittelbar hintereinander, der Kütschük Alassy drängt seinen verwitterten Kegel, auf dem eine Geierkolonie sich niedergelassen hat, dicht an den Fuss der Strasse und verläuft in viereckigen Würfeln, welche, immer niedriger werdend, auf den Spitzen säulenartige Felsenstämme tragen. Endlich erglänzt im Osten unter den Purpurwolken der Abendsonne das ersehnte asiatische Heim Newscheher, in das wir ½ Stunde später über Weingelände und Tuffterrassen durch das Türkenviertel nach 18tägiger Reise einzogen.

Am 1. Dezember deckten die ersten Schneeflocken das bei unserer Ankunft am 5. Oktober üppig grüne Thal unter unseren Fenstern. Schon am 26. November war das Thermometer abends 9 Uhr auf 6° gesunken, so dass wir es angezeigt fanden, einen kleinen eisernen Ofen in unser Arbeitszimmer, dessen Fenster so schlecht wie möglich schlossen, setzen zu lassen. Georgakis überwachte das Werk und bald prasselte das dürre Reisig der Weinstöcke, welche das Brennholz lieferten, in dem funken-

[1]) Ein Priester in Ürgüb behauptete später, er besitze einige Fragmente von dem berühmten Buch.

sprühenden Blechofen; Aarif schien am meisten über diese Neuerung erfreut, denn der Schnee machte ihn ganz unglücklich. Als das erste Mal sich die weisse Decke über unsere Terrasse, auf welcher den ganzen Tag über auf offenem Feuer gekocht wurde, breitete, kam er mit Thränen in den Augen zu uns und sagte, er könne jetzt nicht mehr kochen, da es ihn zu sehr friere. Wir gaben ihm einen Kautschukmantel und warme Unterkleider und trösteten ihn damit, dass es ja bald wieder besser würde und der Winter nicht ewig dauere. Aber er liess sich nur schwer überzeugen. »Da ist Syrien doch ein schöneres Land«, meinte er, und so ganz konnte ich ihm nicht Unrecht geben. Kappadokien und Galatien, sagt Reinach, haben eine trockene Atmosphäre und ein kontinentales Klima, das sich sozusagen in Extremen bewegt. Auf kurze, versengende Sommer folgen lange, harte Winter, wo die eisigen Stürme keinem Widerstande begegnen[1]. Unser Freund Georgakis, der bald darauf zu Besuch kam, erzählte uns von einem Relief, das einen weiblichen Kopf darstelle und in die Wand des Nachbarhauses eingemauert sei. Wir gingen sofort hin und fanden ein offenbar antikes Medusenhaupt, wahrscheinlich aus spätrömischer Zeit, mit Augensternen, en face, sehr bewegtem Gesichtsausdruck, hochrelief in Medaillonform, $^1/_2$ m hoch. Es wurde uns für wenige Pfund zum Kaufe angeboten, aber wie sollten wir es fortschaffen und nach Deutschland bringen bei den strengen Ausfuhrgesetzen der Türkei? Auf dem Nachhauseweg klagte Georgakis, der neben seinen anderen Aemtern auch Impfarzt war, wieder über die Unduldsamkeit der Türken. »Jetzt kommt bald die Zeit,« sagte er, »wo ich meine Rundreise in den umliegenden Dörfern beginnen muss, und da giebt es stets endlose Schwierigkeiten mit den Mohammedanerinnen, welche sich nur am Vorderarm impfen lassen wollen, während doch die Vorschrift verlangt, sie wie die Männer am Oberarm zu impfen.«

[1] Th. Reinach a. a. O. S. 10.



KAPITEL XIV.

Kaisarieh.

Am 3. Dezember wollten wir nach Kaisarieh reiten, um den gastlichen amerikanischen Missionären in Talas einen Besuch abzustatten und endlich den lange verschobenen Ausflug nach Göreme zu machen. Aarif hatte sich tags zuvor krank gemeldet, vielleicht weil ihm die Aussicht eines mehrtägigen Rittes über beschneite Berge nicht verlockend genug erschien. Auch wir wären am liebsten dageblieben, denn als wir erwachten, wirbelten dichte Flocken vom Himmel, und Parasch, ein christlicher Diener, den wir in Newscheher der grösseren Bequemlichkeit halber engagiert hatten, um die Gänge auf den Markt und in den Bazar zu besorgen, meinte »hawa bosuk, das Wetter ist verdorben!« Auch die Pferde konnten sich lange nicht an den Schnee gewöhnen, tanzten und schlugen, und ich weiss heute nicht, wie wir unversehrt die steilen, glattgefrorenen Wege, welche besonders zwischen den hohen Tuffwänden für die Tiere ganz ungangbar erschienen, mit heiler Haut nach Ürgüb kamen. Unser Tscherkess überkugelte sich wohl dreimal mit seinem Pferdchen und sprang jedesmal wie ein Antäus flotter wieder auf die Beine. Wir übernachteten wieder im Kloster. Ein maître du français, von Geburt ein Grieche, war von Konstantinopel wenige Wochen vorher angekommen und hatte sich in einem der grossen Empfangszimmer des Klosters einquartiert. Wir konnten leider nicht viel Rücksicht darauf nehmen und richteten uns wie sonst mit Dienern und Gensdarmen zum Schlafen ein. Diesmal zeigte sich der Herr Oberlehrer, der eine aussergewöhnlich hohe Meinung von seiner Stellung und Bildung hatte, wenn auch nicht erbaut darüber, doch resigniert; auf der Rückreise aber, eine Woche später, brach der Sturm gegen uns los, freilich sehr zu seinen Ungunsten. Am nächsten Tage wurde es heller, die Sonne trat zeitweise aus den Wolken, trotzdem mussten wir die Pferde meist am Zügel führen, bis wir um 2 Uhr auf die grosse Strasse von Indsche-Su kamen. Ein dichter Nebel verhüllte uns den Anblick des riesenhaften



Kaisarieh mit dem Argaeus.

Argäus. In den Weinbergen rechts und links des Weges hörte man beständig laut glucksende Rebhühner, und als kurze Zeit darauf die romantische Schlucht erreicht war, welche den Bach von Indsche-Su (= dünnes Wasser) in der Tiefe bettet und von massiven steinernen Brücken überwölbt wird, sahen wir plötzlich dicht vor uns die hübschen Häuser des wohlhabenden Städtchens, das sich malerisch an den Hängen eines Felsenkessels aufbaut. Wir ritten die steilen Strassen hinauf vor die Klosterkirche, wo eben Abendgottesdienst gehalten wurde. Man führte uns zum Protopapas, einem würdigen Priester, der uns alsbald ein schönes Zimmer in seinem reinlichen Hause anbot. Unser Gastfreund war früher 15 Jahre lang Vorsänger in einer der Kirchen Konstantinopels gewesen und hatte alle die schönen Bilder, Teppiche und Geschirre von dorther mitgebracht. Seine Frau befand sich auf der Pilgerreise nach Jerusalem und so bediente uns eine junge armenische Magd, deren Eltern in Kaisarieh während der Unruhen gefallen waren. Am Morgen füllte sich unser comfortables Schlafgemach mit Kranken, welche die Hilfe meines Freundes, der als Doktor grosses Ansehen bei der Bevölkerung genoss und die unschuldigen Mittel der Reiseapotheke nach Wunsch und Bedarf verteilte, in Anspruch nahmen. Am nächsten Morgen ritten wir durch das Thor, bis wohin uns ein Irrsinniger mit lautem Geheul begleitete, auf die geradlinige, beschneite Strasse nach Kaisarieh. Es war ein heller und kalter Tag und der vorzügliche Rotwein, den wir von Indsche-Su mitgenommen hatten, erhielt uns in trefflichster Laune. Nach sechs Stunden traten wir in die Nebelregion von Kaisarieh; der grosse Sazlyk (Rohrsumpf), dessen Wasser in unzähligen Wildbächen vom Argäus herabströmen und zur Zeit der Schneeschmelze zu weiten Seen anschwellen, trennte die Strasse von den Vorbergen des Argäus, dessen mächtiges Massiv uns auf dem ganzen Wege begleitete. Tausende von Wildenten zogen über den See hin. Wir kreuzten auf einer Holzbrücke den Kara Su, der das Nordende des



Abb. 23. Alter griechischer Priester.

Sazlyk durchströmt und zahlreiche mit Schilf beladene Flösse dem Halys zuführte. Zwei Muslims verrichteten unbekümmert um uns ihr Gebet am Ufer auf der steinerne Brückenrampe. Der Weg wurde immer belebter, besonders sahen wir riesige Züge mit Hammelfellen beladener Kamele und kleiner Esel, welche ihre Schilflast wie lange Besen auf der schmutzigen Strasse schleppten. Endlich kamen wir an die ersten Häuser; lange Reihen elender Hütten wechselten mit weitausgedehnten Friedhöfen, aus denen einzelne gewaltige Steinsarkophage hervorragten; der Schmutz hatte sich in einen förmlichen Morast verwandelt, so dass der Durchzug durch das vielbewunderte Kaisarieh eine betrübende, ernüchternde Enttäuschung mit sich brachte. Bald waren wir wieder im offenen Gelände auf der 6 km



Abb. 24. Ecke des Frieses einer frühseldschukischen Moschee in Kaisarieh.

langen, geradlinigen Strasse, auf welcher wir nach $^{5}/_{4}$ Stunden das hochgelegene Talas erreichten. »Der Abend wiegte schon die Erde und an den Bergen hing die Nacht«, als wir in dem gastlichen home der American Mission freundlich aufgenommen und mit Speise und Bad, mit Gebeten und Sonntagsliedern erquickt wurden. Auch die Gattin unseres Gastfreundes, Mrs. Wingate, machte einen so liebenswürdigen, frommernsten und vornehmen Eindruck, dass wir uns bei den Abendandachten, während der Mahlzeiten, bei denen Tabak und Wein natürlich ausgeschlossen waren, oder im eleganten, comfortablen drawingroom wie zu Hause fühlten. Am nächsten Tage fuhren wir mit dem Zeltwagen der Missionäre nach Kaisarieh, holten die Post, besichtigten den kleinen Bücherladen eines Armeniers, dessen Sohn Photograph in Talas ist, bewunderten den Kindergarten, wo wir einige Zeit dem Unterricht beiwohnten, liessen uns bei einem ganz geschickten Schneider europäische Kleider anmessen und

assen endlich gut und schnell in einem armenischen Speisehaus zu Mittag, wo jede Platte ohne Unterschied 1 Piaster (= 15 Pfennig) kostete.

Die Mädchenschule in Talas, deren Besichtigung der Nachmittag gewidmet war, ist in praktischer und fürsorglichster Weise eingerichtet. Das zweistöckige massive Gebäude, welches wie die Häuser der Missionäre ohne Architekten, nur unter Anleitung der amerikanischen Herren gebaut worden war, ist mit einem schönen Portal geschmückt und enthält eine grosse Halle, luftige Schulräume, einen ganz vorzüglichen Schlafsaal für 60 Mädchen, sowie Zimmer für die Lehrer und Lehrerinnen. Die erste Lektion wurde vor allen versammelten Schülern gehalten. Der älteste der Missionäre, Mr. Faoul, las eine Stelle türkisch aus der Bibel und sprach dann in gleicher Sprache ein längeres Morgengebet. Die Schülerinnen, von denen einige äusserst charakteristische armenische Typen aufwiesen, folgten mit grosser Andacht und sangen nachher zu den melodischen Tönen eines Harmoniums, das von einer jungen amerikanischen Lehrerin gespielt wurde, mit reinen Stimmen ein frommes Lied. Ein griechischer Lehrer begann hierauf mit drei erwachsenenen Mädchen eine türkische Lektion aus der griechischen Litteraturgeschichte. Dann gingen wir in die Klasse der 32 Waisen, welche die Glocke ordnungsgemäss versammelt hatte. Die Kinder zeigten frische, fröhliche Gesichter mit dem Ausdruck williger Zufriedenheit. In einem anstossenden, kleineren Raum wurde etwa zwölf Mädchen, welche sich zu Lehrerinnen ausbilden liessen, von einer Amerikanerin die Anatomie des menschlichen Körpers an einem lebensgrossen Papiermodell mit geläufiger Zunge und Stab auseinandergesetzt. Wir schlossen unsern Rundgang in dem hübschen Zimmer der Oberlehrerin, einer liebenswürdigen Amerikanerin, welche schon seit zwanzig Jahren mit Glück und Erfolg in der Mission waltet. Am nächsten Tage fuhr mein Reisegefährte von neuem nach Kaisarieh, in Begleitung des Mr. Wingate, der in der protestantischen Gemeindeschule den älteren Schülern englischen Unterricht erteilte, während im Nebengemach Geometrie gelehrt wurde. »Nachdem wir das grosse Steingebäude mit seinen Kerkergittern und weiten Hallen und Höfen verlassen hatten,« erzählte er, »besichtigten wir die protestantische und die armenisch-griechische Kirche neben der sich die Kuppel der armenisch-katholischen Kirche erhebt. In ersterer ist Raum für 1000 Sitze. Sie umschliesst eine grosse Schulhalle, die mehr einem riesigen Kerker als einer Schule ähnlich war. Wohl 100 Kinder sassen in dieser auf dem Boden in verschiedenen Gruppen um ihre Lehrer geschart, jedes Kind auf einem viereckigen Deckchen, und lasen, zählten und deklinierten fleissig türkisch. Der englische Elementarunterricht bei den jungen Armeniern, welche mit der lateinischen Schrift noch viel zu kämpfen hatten, war nicht minder anziehend, als die Schreibübungen der Mittelklasse in türkisch und englisch mit armenischen

und lateinischen Schriftzeichen[1]). Durch die düsteren Gassen und den dunklen, menschenerfüllten Bazar gings zum Geldwechsler, zum Buchhändler, den Silberschmieden und Antiquitätenhändlern, zur Post, in das Seraï und endlich zur alten Burg, die ein mächtiges Viereck von gewaltigen Mauern darstellt und im Innern von Türkenhäusern ganz verbaut ist. Mühsam kletterten wir die vereisten Stufen hinauf, umschritten die ganze Mauer, auf welcher 4 m hohe Storchennester unser Hauptaugenmerk in Anspruch nahmen (S. Tafel II), und warfen einen Blick auf den ganzen, vielgewundenen Bau, vor dessen Hauptthor zwei steinerne Löwen Wache halten, mit seinen Verliessen und eingestürzten Stockwerken. Unheimlich war mir nur der Umstand, dass mein gütiger Begleiter sich während des ganzen Rundganges in dem Häuserviertel des Kastelles durchaus nicht sicher fühlte und sich schliesslich die Begleitung eines jungen biederen Türken erbat. Von der Höhe machte die mit Türmen, Kuppeln und Minarets reich geschmückte Stadt in der strahlenden Sonne einen bedeutenden Eindruck; der durch den grossartigen alpinen Hintergrund des ganz verschneiten Argäus erhöht wurde. Nach einem kurzen Besuch im Kindergarten fuhren wir mit der Direktrice desselben nach Talas zurück.«



Abb. 25. Seldschukisches Portal, Kaisarieh.

[1]) Ueber die römisch-katholischen Schulen der Patres Jesuiten, die wir leider nicht besuchen konnten, hat Madame Chantre in Tour du Monde 1896 S. 450 ein sehr günstiges Urteil gefällt, das wir nicht säumen, als ein echt französisches und von patriotischer Anerkennung erfülltes, hieher zu setzen: L'école des Pères Jésuites, créée il y a quinze ans déjà, fonctionne parfaitement depuis longtemps. Les résultats obtenus par eux sont des plus brillants. Nombreux sont les jeunes gens du pays, qui parlent couramment notre langue, connaissent notre littérature, et ont fait des études conformes à nos programmes de l'enseignement primaire supérieur.

Am 11. Dezember kamen wir wieder in die Stadt, kauften zu billigen Preisen eine Menge teilweise wertvoller Silber- und Kupfermünzen und eines jener langgesuchten Keilschrifttäfelchen, von denen sich im Museum in Konstantinopel im Tschinili Kiosk Hunderte finden, für vier Mark, um nachher in München die Enttäuschung zu erleben, dass dasselbe von Herrn Professor Hommel auf den ersten Blick als falsch erkannt wurde. Wenige Stunden von Talas entfernt liegt das Dorf Sindschidere, in dem ein griechischer Gelehrter, Namens Anastasius Levidis, wohnt, der wie Kyrillos, Ioannides, Goldsmith, Rizos und Karolides in griechischer und türkischer Sprache über Kappadokien geschrieben hat[1]. Der erste Teil seiner politischen Geschichte Kappadokiens ist bereits erschienen und mein Freund wollte ihn besuchen, um in die Manuskripte des II. und III. Teiles Einsicht zu gewinnen und seine äusserst reichhaltige Münzsammlung zu besichtigen. Mein Reisegefährte verliess deshalb mit Mr. Wingate am 12. Dezember zu Pferd die Mission. Er ritt durch Weingärten über eine

---

[1]) A. Levidis, Ephoros der hieratischen Schule in Sindschidere bei Kaisarieh, korr. Mitglied des K. russischen archäologischen Institutes in Konstantinopel, ist den Kennern Kleinasiens durch seine Geschichte Kappadokiens bekannt, von der allerdings bisher nur der erste Band erschienen ist. Ἱστορίας τῆς Καππαδοκίας τόμος πρῶτος, ἐκκλησιαστὴ ἱστορία. Ἐν Ἀθήναις, τύποις Δ. Α. Φεξῆ 1885.

Ausser Karolides (Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη εὐαγγελικοῦ σχολείου ἐν Σμύρνῃ 1885. Γλωσσάριον συγκριτικὸν Ἑλληνοκαππαδοκικῶν λέξεων) und Pharasopulos (Τα Σύλλατα, μελέτη τοῦ νομοῦ Ἰκονίου ὑπὸ γεωγραφικὴν, φιλολογικὴν και ἐθνολογικὴν ἔποψιν Athen 1895) sind über Kappadokien von landeskundigen, einheimischen Gelehrten nur wenige Schriften erschienen, die nicht auf das vielgesuchte und noch mehr benutzte Büchlein des Bischofs Kyrillos von Adrianopel und Konia in ihrem Inhalt zurückgeführt werden könnten. Κυρίλλου περιγραφὴ τῆς ἀρχισατραπείας Ἰκονίου ἐν Βιένῃ 1812. Jetzt rüstet sich der gelehrte Münzensammler und Epigraph, Herr Levidis, der jüngst wieder einige bilingue Inschriften nach Athen zur Publikation gesandt hat, das schwere Dunkel, das über der Kirchengeschichte Kappadokiens ruht, zu lüften, indem er aus all den Klöstern am Halys und Iris sowie in den Thälern des Taurus und Antitaurus die Nachrichten, Chroniken und Inschriften ans Licht zieht, die nns einen Einblick gewähren sollen in die christliche und mönchische Bewegung seit den Tagen der drei grossen kappadokischen Kirchenväter bis zum Einfalle der Seldschuken. Levidis ist sozusagen die rechte Hand des Erzbischofs von Caesarea, mit dem er in derselben Klosterburg zu Sindschidere lebt, und hat mehr als irgend ein anderer Einheimischer Gelegenheit, die argwöhnisch gehüteten Bibliotheken seiner Heimat zn benutzen. Er schreibt mir in einem ἀγγελία genannten Prospekt Folgendes, was ich im Auszuge hieher setze. »Mit jahrelanger Mühe und nicht unbeträchtlichem Aufwand habe ich die Geschichte meines Vaterlandes zusammengetragen, soweit sie die Bischofssitze und Klöster betrifft, welche den Metropoliten von Konia und Kaisarieh unterthan waren; ein besonderes Augenmerk habe ich den weltberühmten Höhlenklöstern zugewandt, deren reicher Freskenschmuck immer noch der Veröffentlichung durch einen Künstler harrt. Ich pnbliziere diese Heiligen- und Märtyrergeschichten in dem Vertranen auf die Unterstützung der ganzen philologischen und christlichen Welt und lade zur Subskription auf mein Buch ein, das demnächst mit dem Namen der Subskribenten um den Preis von 10 Piastern (= 2 M.) erscheinen soll. 1898. Ἰανουαρίου 22. Ἐν Φλαβιανοῖς τῆς Καππαδοκίας. Ἀναστάσιος Λεβίδης. Eine Postkarte nach Sindjidéré, près Césarée, via Angore, genügt zur Subskription, auf die alle Freunde der byzantinischen Kirchengeschichte hingewiesen sein mögen.

hügelige Landschaft 1/2 Stunde lang, dann aufsteigend im Rücken des Ali Dagh. Dieser Berg zeigte sich von hier aus als eine runde Kuppe, deren Südabhang noch schneefrei geblieben war, während der Riese Argäus dicht vor den Reisenden wie ein Eisberg aus den umlagernden Nebelmassen aufragte. Mr. Wingate hatte den Argäus schon in zwei günstigen Julitagen bestiegen, also in dem Monat, wo die Höhen allein zugänglich sind, doch bezeichnet er auch diese Zeit wegen des gefährlichen Steinfalles oberhalb des letzten Schneefeldes als immerhin gewagt. Tozer, wohl einer der gründlichsten Kenner des ganzen Gebirgsstockes hat ihn ebenfalls bestiegen und ihm eine genaue Beschreibung gewidmet; auch er hatte die Gastfreundschaft der Mission von Talas genossen[1]). Eine weitere halbe Stunde liess mein Freund das Dorf Stefana links auf der Höhe liegen und erreichte bald darauf das von Gartenmauern eingefasste Sindschidere mit 800 Häusern. Das erste grössere Gebäude, welchem er begegnete, war die neue, aus roten Backsteinen erbaute protestantische Kirche. Von da begleitete ihn die ganze Dorfjugend in das Haus des Herrn Levidis, der ihm seine reichen Münzschätze, seine Altertümer und Handschriften zeigte und ihm versprach, die Kopien einiger kappadokischer Inschriften, welche abzuklatschen wir keine Zeit noch Gelegenheit mehr hatten, nach Deutschland zu schicken. In der burgartigen, hieratischen Schule, wo 90 Schüler in 5 Klassen erzogen wurden, empfing ihn, da der Erzbischof



Abb. 26. Bettler aus Talas.

[1]) Tozer, Turkish Armenia and Eastern Asia Minor. London 1881. Chapter V: The mount Argäus seems to have been ascendend even in ancient times, for Strabo mentions this, adding at the same time, that few attempted it (Strabo XII, p. 538). Possible this may have been connected as was the case on high mountains in Greece, with some act of worship, for another tells us that the summit was believed to be the abode of a god (Solinus XIV, 4). Both, Hamilton and Tchihatcheff, the two travellers, who had ascended Argaeus before us, the one of the end of July and the other in the middle of August, speak of the risk arising from falling stones in this part. The latter of these two writers, whose account throughout is somewhat rhapsodical, speaks of daybreak being anounced by detonations followed by a hail of blocks of stone in all directions.



Talas bei Kaisarieh.

nicht anwesend war, der Direktor in seinem Zimmer, das mit guten Kiepertschen Landkarten ausgestattet war. Der freundliche Herr zeigte ihm die Kirche, in deren Krypta ein alter Sarkophag seine Aufmerksamkeit erregte und führte ihn schliesslich in den grossen Schlafsaal, der sich freilich in Bezug auf Reinlichkeit und hygienische Einrichtung nicht mit den luftigen Schlafräumen der amerikanischen Mission in Talas vergleichen konnte. Mittlerweile war auch der ehrwürdige Archiereus gekommen, der ihn mit grosser Freundlichkeit begrüsste. Er erzählte viel von Deutschland, dessen Sprache er aus seiner Studienzeit noch nicht vergessen hatte. In jüngster Zeit war er sogar bei Pfarrer Kneipp in Wörishofen zur Kur gewesen. Dann stieg mein Reisegefährte zu Pferde und ritt durch die eisbedeckten Gassen des Dorfes am »Mädchengymnasium« und Waisenhaus vorbei durch die abendlich dunkelnde Landschaft zurück nach Talas.

Am nächsten Tage war Sonntag und deshalb begaben wir uns mit den Missionären und ihrer ganzen Mädchenschule durch die steilen Strassen von Talas hinab in die grosse protestantische Kirche, einen schmucklosen, mit Christen aller Konfessionen gefüllten Raum, wo erst drei Gesänge in türkischer Sprache mit Harmoniumbegleitung angestimmt wurden. Darauf folgte eine lange türkische Predigt des armenisch-protestantischen Pastors. Den Schluss machte ein Paternoster und der von Mr. Faoul, dem ältesten der Missionäre, gesprochene Segen. Am Nachmittag fand Gottesdienst oben in der Schulhalle statt. Derselbe begann mit drei türkischen Gesängen, hierauf folgten bible lessons getrennt nach Klassen und Lehrern, dann eine gemeinsame Bibellesung, welche Mr. Wingate hielt. Als diese zu Ende war, sang Alt und Jung Hymnen aus einem armenischen Liederbuch, worauf ein armenischer Lehrer und Priester eine Predigt über die Unmässigkeit, besonders im Trinken hielt, zu deren Erläuterung er auf ein entsprechendes koloriertes Wandbild zeigte. Zum Schluss wurde wieder gesungen und dann von Mr. Wingate der Segen erteilt. Die Knaben, welche in der Mitte auf dem Boden kauerten, während Frauen und Männer getrennt in den Stühlen sassen, waren der wohl zwei Stunden langen Andacht mit gleicher Aufmerksamkeit gefolgt wie die glücklichen Pensionsmädchen, die sich malerisch auf der breiten Holztreppe, die in den Saal hinaufführt, gruppiert hatten.

Am 14. September verliessen wir die gastliche Mission, in der wir so angenehme Tage verlebt hatten, ritten auf der Strasse bis Kaisarieh, liessen die Stadt zur Rechten, wandten uns links gegen den Jylan Dagh (Schlangenberg) und kamen durch Weinberge, Ackerfelder und verlassene Ansiedelungen zwischen Hügeln, auf denen wir mehrfach Ruinen erblickten, über den Pass. Dem Rinnsal eines kleinen Baches folgend, gelangten wir in die Ebene des grossen Sazlyksumpfes, dessen südlichste Zunge wir auf einem Steindamm bei einigen verfallenen Häusern überschritten. Doch bald

16*

zwang uns der moorige Grund in die Vorberge des Argäus hinaufzusteigen, wobei wir auf schwierigen Gebirgswegen den Schneewänden des Bergriesen beängstigend nahe kamen, während der Abend schon drohend sich auf die vulkanisch-labyrinthische Felseneinsamkeit herabsenkte und uns die Aussicht in die Ebene immer mehr verhüllte.

Ich war im Gefühl der dringenden Gefahr, mit den müden Pferden auf den schneeigen Bergen eine lange, kalte Winternacht ohne Schutz, Feuer, Licht und Obdach zubringen zu müssen, auf meinem braven Rösslein die halsbrecherischen Pfade vorausgeeilt, um einen Ausweg aus dem Irrgarten zu erspähen. Doch umsonst. Schon wollte ich alle weitere Mühe aufgeben, als ich einen Felsenpfad entdeckte, der $^1/_2$ Stunde lang steil abwärts führte. Es dünkt mich wie ein Wunder, dass ich unversehrt hinunter kam. Mein Pferd sprang, als wäre es sich der Gefahr bewusst, von Stufe zu Stufe in wilder Hast, so dass es oft mit den Knien die Felsen berührte und blutete. Aber stets raffte es sich von neuem au. und so eilten wir über das Geröll ins Ungewisse. Endlich waren wir unten auf einer guten Feldstrasse, die sich kaum noch als grauer Streifen erkennen liess. In der Ferne sah ich im Halbdunkel einen Mann schreiten und in vollem Lauf ging's ihm nach. Der gute Bauer war zu Tode erschrocken, als er plötzlich hinter sich den Hufschlag eines Pferdes hörte und ein Reiter auf ihn zusprengte. Doch Gott sei es gedankt, wir waren auf dem rechten Weg nach Indsche-Su. Bald kam mein Gefährte und die Begleitung, welche meinen Signalpfiffen gefolgt waren, nach und um $6^1/_2$ Uhr standen wir in dem bequemen Gastzimmer des wackeren Priesters, der uns trotz der abendlichen Ueberraschung so freundlich wie acht Tage vorher aufnahm. Auf bekannter Strasse erreichten wir am nächsten Tage Ürgüb, nachdem sich uns von der Höhe des letzten Kammes ein wunderbarer Anblick der ganzen Tufflandschaft zwischen Halys und Taurus bis zum Hassan Dagh geboten hatte. Tausende und aber tausende von Erdpyramiden ragten gelblich leuchtend aus der runzlichen Erde und zackig



Abb. 27. Türkin aus Kaisarieh mit Handspindel.

türmten sich die Felsmassen von Ütsch- und Ortahissar und zu unsern Füssen die Tuffgabel von Ürgüb. Als wir im Kloster abgestiegen waren, fand sich niemand als der jüngere Lehrer, ein Grieche, der stets dienstbereit den Respekt so weit trieb, dass er sich sogar dafür, dass er nicht rauche, mit der Fehlerhaftigkeit aller Menschen entschuldigte. Doch unser früherer Berater und Freund, der ἔφορος der griechischen Gemeinde, kam nicht, trotzdem wir nach seiner Wohnung und seinem Geschäft im Bazar geschickt hatten. Auch die Thüre des zweiten Zimmers, wo die Diener schlafen und kochen sollten, war verschlossen. Der maître du français hatte den Schlüssel in die Tasche gesteckt und war, um uns auszuweichen, fortgegangen. Der alte Kaimakam war inzwischen abgesetzt worden und ein neuer noch nicht angekommen. Wir befanden uns in Anarchie. Nach langem Warten kam der französische Lehrer endlich zurück und sofort begannen unsere Leute zu kochen. Doch das wollte er durchaus nicht dulden. »Ma chambre n'est pas une cuisine, vous oubliez que je suis maître du français!« rief er beständig. Aber Dimitrios Kulas, so hiess der empfindliche Gelehrte, sollte bald eines besseren belehrt werden. Erst hielt ihm mein Freund eine Standrede in griechisch, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liess; dann erklärte ich ihm in französisch unser Erstaunen über sein Benehmen, von dem wir die Behörden in Konia und Konstantinopel in Kenntnis setzen würden. Sollte er unser gutes Recht auf die Räume, welche wir schon so oft bewohnt, nicht anerkennen, so müssten wir eben einen unserer Sapties (Gensdarmen) beauftragen, seine Papiere und Schreibereien anderswohin zu schaffen. Da war sein Stolz gebrochen. Er wurde immer liebenswürdiger und wartete uns schliesslich selbst bei Tische auf. Da seine Bettdecken noch nicht aus der Hauptstadt angekommen waren, entschuldigte er sich, uns keine leihen zu können und wir mussten mit den floherfüllten Matrazen des jüngeren Lehrers vorlieb nehmen.

Am nächsten Morgen besuchten wir nach schlecht verbrachter Nacht die Krypta der Kirche und ritten dann um 9½ Uhr in hellem Sonnenschein auf der Strasse nach Newscheher bis zu der Felskuppe, welche die Wege nach Newscheher und Matschan scheidet. Am Ostrande des grossen Trockenthales, das von Matschan zum Halys zieht und gegenüber von Avanos in den Fluss mündet, hielten wir um 11 Uhr unsere Pferde an, gerade 100 Schritt vor einer höhlendurchlöcherten, 50 m hohen Felswand. Wir steckten zunächst mit dem Bandmass eine Strecke von 500 m aus, welche ich im Schritt drei mal in je 4½ Minuten durchritt, so dass sich unsere frühere Annahme im ebenen Terrain neun Minuten für den Kilometer zu berechnen, als richtig erwies. Dann bogen wir in das Meskendere(thal) zu unserer Rechten ein, verfolgten dasselbe ¼ Stunde lang bachaufwärts reitend und kamen durch einen Felsentunnel in einen Kessel, der von

40—60 m hohen Tuffwänden gebildet wird und von Höhlen und Taubenschlägen durchlöchert ist. Jeder Fuss breit Boden ist mit Reben ausgenützt, Landleute mit reisigschleppenden Eseln kamen uns aus der Schlucht entgegen, und riefen uns zu, dass der Weg aus dem Thale nicht hinausführe. Hier hatte das Wasser grosse Trichter ausgegurgelt, ganze Tufforgeln standen da aus den Wänden gemeisselt mit Pfeifen und Blasbälgen. Mächtige Obelisken ragten empor und sahen uns mit ihren Hohlaugen an, schlanke Tuffnadeln mit Nischen und zahlreichen Taubenschlägen, welch letztere aussen mit rohen Malereien geschmückt waren, erhoben sich neben runden Kegeln, welche die treibende Kraft des Wassers so schichtenschief herausgedrechselt hatte, als wären sie aus der Drehbank hervorgegangen. In der Thalsohle wechselten Weinstöcke mit



Abb. 28. Tuffgebilde mit Höhlen bei Matschan.

Obstbäumen, unter denen die Quittenbäume am besten zu gedeihen schienen. Die Quitten von Ürgüb sind in der ganzen Gegend so berühmt wie die Pfirsiche. Im Orient und in ganz Osteuropa, der Gegend eingemachter Früchte und des Zuckerwerks, ist das Mittelalter hindurch und bis auf die neueste Zeit die Quitte ein beliebter, in Bazaren feilgebotener Genuss müssiger Menschen gewesen, sagt Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere (Berlin 1894 S. 242). Schon Barth rühmt die reiche Pracht der das Thal ausfüllenden Obstpflanzung, zumal von Aprikosen und Wein. Wir verweilten gerade zur Zeit der Ernte in diesen Thälern und gar oft wurden uns sogar von Frauen die rotbackigen Früchte über die Mauern zugeworfen, wenn wir in Begleitung unserer Gastfreunde vorüberzogen. Am Bache, der in einem kleinen Wasserfall die groteske Schlucht hinabeilt, standen Weiden. Die Zinnen der Felsen aber waren von unzähligen Tauben besetzt und ein Schuss schreckte Hunderte aus



Tuffhügel bei Matschan mit Weinbergen und den Halysbergen im Hintergrunde.

den schützenden Felsenlöchern. Von einem Bauern, den wir als Führer nahmen, erfuhren wir, dass diese Vögel von den Einwohnern sorgfältig gehegt werden; auch ich wurde gebeten, auf die Tauben nicht mehr zu schiessen. Dann führte uns der Mann in das eigentliche Thal von Göreme. Wir stiegen in Serpentinen aus der Schlucht hinauf, kamen auf unsern früheren Weg und zu den Felsenkegeln von Matschan. Wir massen eines dieser Felsgebilde mit dem Bandmass auf 10 m Umfang und schätzten seine Höhe auf ebensoviel. Wir kletterten weiter, kamen zu mehreren von Schafen bewohnten Höhlen, welche natürlich in so reich bebauter Gegend längst ausgeraubt sind und krochen, nachdem wir uns gegenseitig zum Eingang emporgezogen hatten, durch einen halbverschütteten Einschlupf in eine Höhlenkirche, deren Vorhalle rohe, rote Strichzeichnungen



Abb. 29. Tuffkegel aus dem Thal von Göreme.

trägt und mit Nischen geschmückt ist. Dieselbe ist 3 m tief, 5 m lang und 3 m hoch bis zur Wölbung. Die Grabnischen sind aus dem Tuff gehauen und haben eine Länge von 2 m und eine Breite von 0,30 m. Deutlich ist an ihnen der Falz für die geraubten Deckel zu sehen. Auch die Gebeine sind verschwunden und türkische Wandkritzeleien, teilweise in griechischen Buchstaben verunzieren die Wände, auf denen die verblichenen Malereien kaum mehr sichtbar sind. Gregor von Nazianz ergeht sich in beweglichen Klagen an seine Landsleute und Diözesanen über die Zerstörungswut, mit der sie die kostbaren Spuren des heidnischen Altertums an und in den Höhlen vernichten. Die kleine Nische in der Wand ist 1 m hoch, der Eingang zur Kirche, die ihr Licht nur durch diesen, aber vollkommen ausreichend erhält, ist 80 cm breit, 1 m dick und 2 m hoch. Die Kapelle, welche 3 m hoch ist und in eine rundliche Kuppel endet, steht scheinbar auf vier Säulen von fast dorischem, aber plumpem Charakter,

welche 2,50 m hoch in Abständen von 1,50 m von einander stehen und 60 cm von der Wand entfernt sind. Das *ἅγιον βῆμα* schliesst den Raum nach rückwärts ab mit einem 70 cm breiten Eingang. Eine andere Kirche fanden wir in der Form genau wie die von Atschyk Seraï bei Arebsun. Der 50 m hohe Fels, in welchem sie sich befindet, ist mit bemalten Taubenschlägen bis zum Gipfel versehen. Dieselben sind ohne Tiefe und gehen in mehreren Stockwerken übereinander in die Wände. In den Weingärten arbeiteten die Bauern und auch wir bekamen bald Gesellschaft von Hirtenknaben auf unserer beschwerlichen Höhlenwanderung. Gar seltsam erschienen uns grosse Oeffnungen oft nahe dem Gipfel eines isolierten Kegels, durch die der blaue Himmel durchschien und menschengrosse rechteckige oder halbmondförmige seichte Nischen im Fuss der Tuffgebilde. Wir fragten unsern Begleiter, wie viel er wohl glaube, dass hier noch solche Höhlenkirchen seien und seine Antwort lautete prompt und sicher: »Bin = tausend!« Wir begnügten uns mit zwei weiteren und sollten für unsere mühsame Arbeit reichlich belohnt werden. Durch einen beschwerlichen Eingang kletterten wir in eine grosse Kirche mit ungefähr derselben Einteilung, wie die vorher beschriebene, nur von grösserer Ausdehnung; denn an den beiden Seiten fanden sich Nebenkapellen für Gräber. Die Haupthalle war mit Freskogemälden bis zum Gewölbe bedeckt und auch dieses vollständig bemalt. Unten zieht sich ein breiter, meterhoher Streifen mit einer Prozession von Aposteln und anderen Heiligen hin. Deutlich erkennbar ist ein gekrönter Sänger mit der Harfe (wohl David), Gruppen von Frauen, welche eine Kirche umgeben, eine zweite Kirche, von Männern umringt, ferner ein dritter Streifen mit Bildern in Medaillonform, welche Köpfe mit Heiligenschein darstellen. Auf einem weiteren Fries sehen wir in gut erhaltenen Farben Pferde und andere Tiere, Reiter, Wiesen, Häuser und Kirchen.

In der Nebenhalle finden sich Spuren von 10 grösseren und kleineren Gräbern. Auch das *ἅγιον βῆμα* ist bemalt; in der Muschel bewunderten wir ein vorzüglich erhaltenes Bild des segnenden Heilands mit der Bibel; das Gemälde darunter ist nicht mehr zu erkennen, da es böswilliger Weise verkratzt wurde. Das Tageslicht dringt von aussen gut bis hierher. Unter den Fresken der Vorhalle bemerkten wir einen kreuztragenden Hirsch, vor dem ein Ritter kniet. (St. Hubertus?) Nicht weit von dieser überreich ausgeschmückten Höhlenkirche findet sich eine zweite, die an Grösse und Schönheit alle andern übertrifft. Ihre Länge von dem durch Tuffgeröll fast gänzlich verschütteten Eingang bis zum *ἅγιον βῆμα* beträgt 13 m; letzteres selbst ist 5 m lang. Hinter der Vorhalle, welche eine Reihe grösserer Bilder aus der Passionsgeschichte enthält, erhebt sich ein grosses Querschiff mit Kuppel. An der rechten Seitenwand sind unten sieben 3 m hohe Pfeilernischen angebracht, darüber zieht sich, 1 m hoch, ein



FRESKOGEMÄLDE EINER HÖHLENKAPELLE IN ÜRGÜB

(NACH TEXIER & PULLAN)

bemalter Fries hin, über welchem acht kleine Pfeilernischen stehen, welche ebenfalls 1 m hoch sind. Das grosse Eingangsthor ist 4,50 m breit, die Hinterwand vor dem *ἅγιον βῆμα* ist durch vier Säulen mit Hufeisenbogen gegliedert; dazwischen führt eine Thüre zum Allerheiligsten, zwei andere rechts und links in Nebenkapellen. Vor dem *ἅγιον βῆμα* und den beiden Seitenkapellen, deren linke schmale Nischen aufweist, läuft ein durch die vier Säulen gegliederter Thorgang durch. Im Allerheiligsten sahen wir zwei steinerne Thronsessel, in der Mitte einen Steinaltar. In der Kuppel des *ἅγιον βῆμα* zeigt ein grosses Fresko einen gekreuzigten Christus, umgeben von Heiligen. Blickt man von den Stufen des Chorganges zur Kuppel des Hauptschiffes empor, so fesselt den Blick ein anderes Bild, einen Wald von Palmbämen darstellend, in dessen Mitte Christus von Heiligen angebetet wird. Texier hat in den vierziger Jahren die ganze Gegend gründlich untersucht und beschrieben, doch giebt gerade seine Darstellung dem christlichen Archäologen noch reichen Stoff für künftige Untersuchung, wenn er sich mit einem tüchtigen Maler oder Zeichner verbündet. Da Texiers grosses Werk heute für den Privaten so gut wie unzugänglich ist und uns selbst Aufnahmen von Höhlenbildern infolge des unbrauchbar gewordenen Magnesiumpulvers misslangen, glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir eines der schönsten Freskogemälde aus einer Tuffkapelle in Ürgüb aus dem erwähnten Werke hier wiedergeben[1]). Als wir aus dem Halbdunkel wieder an die Oberwelt



Abb. 30. Höhlendurchlöcherte Tuffsäulen aus dem Thal von Göreme.

[1]) Ch. Texier & P. Pullan a. a. O. pag. 42 und Pl. V. »Les chapelles et les oratoires d'Urgub se comptent par centaines et une année ne suffirait pas à un peintre exercé pour recueillir toutes les peintures, qui les décorent. Un de ces tableaux représente un martyr attaché à une croix; des anges l'entourent et paraissent l'exhorter dans ses derniers moments. Une autre peinture (siehe Tafel) est relative à la dédicace d'une église, ou peut-être d'un livre réligieux. La vierge est assise tenant l'enfant Jésus sur ses genoux, pendant qu'un

getreten waren, fiel uns in dem bizarren Panorama dieses amphitheatralisch sich um die Schlucht aufbauenden Mönchstaates von Göreme ein Tuffkegel auf, der, obwohl nur $^{1}/_{2}$ m dick und 3 m breit, wie ein Spargel 20 m hoch emporragte. Wir trennten uns mit tiefem Bedauern von der bilderreichen Märchenlandschaft, aus der Zeichner und Maler so reiche und wertvolle Erinnerungen heimbringen könnten und ritten über Matchan und Ütsch-hissar nach Newscheher zurück. Das Alter der erwähnten Fresken lässt sich bei dem stationären Charakter dieser ganzen Kunstentwickelung und dem beliebten archaisierenden Zurückgreifen auf die alten, eintönigen, starren Motive mit Sicherheit nur schwer bestimmen. (Siehe Kap. XII. Kappadokien.)

Aber auch ohne dass man zu den übrigens spärlichen, aufgemalten Inschriften seine Zuflucht nimmt, lässt sich der terminus der Entstehung ante und post quem insofern festsetzen, als vor der Blütezeit Basilius des Grossen von Caesarea und der Gregore von Nazianz und Nyssa in diesen Gegenden (Paulus war nur bis Ikonion gekommen) kein früheres Datum sich ergiebt und dass nach dem Einfalle der Osmanen die letzte Kunstübung in den Höhlen erlosch. Wir dürfen also, ohne die Eroberer des Fanatismus anzuklagen, daraus, dass die meisten Höhlenansiedelungen heute noch im Besitze der Türken sind, folgern, dass diese als die Besitzergreifer und Benutzer dieser einst christlichen Behausungen seit ihrem ersten Erscheinen angenommen werden müssen, wenn wir nicht zugeben, dass es Renegaten sind. Aber auch für diesen Fall dürfte die Bekehrung derselben zum Islam schon sehr frühe erfolgt sein. Jedenfalls sind die Höhlen nicht auf einmal geschaffen worden, sondern haben sich, durch ihr Material dazu einladend, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bis auf den heutigen Tag vermehrt.

vieillard, prosterné à ses pieds, lui fait hommage d'un volume; les anges assistent à la scène et paraissent prier pour que l'offrande soit bien reçue. On remarquera la pose tout égyptienne de la vierge. Les artistes d'Alexandrie avaient devant les yeux trop d'exemples de peintures égyptiennes pour ne s'être pas laisser inspirer par elles dans leurs compositions religieuses. Tout ce qui ne tenait pas au dogme était laissé au libre arbitre des artistes.





Tuffpfeiler östlich von Ürgüb, ca. 15 m hoch, mit auflagernden Lavablöcken.

KAPITEL XV.

Heimwärts!

Wir hatten den 23. Dezember als Tag der Abreise von Newscheher bestimmt, und beschlossen, zu Wagen über Akseräï und Sultan Chan die Vilayetshauptstadt Konia zu erreichen. Deshalb beauftragten wir unsere griechischen Freunde, die Pferde und alle uns entbehrlichen Gegenstände, wie Bettstellen, Sattelzeug, Gummibad, Feldstühle und Küchengeschirr auf dem Markte feilzubieten. Jedoch das Angebot war ein klägliches. Die Bevölkerung des sonst so ruhigen Städtchens befand sich in grosser Aufregung, da das Gerücht ging, eine Ausnahmssteuer von 6700 £ T. würde in den nächsten Tagen zu militärischen Zwecken erhoben werden. Kein Wunder, dass die guten Leute kein Geld für Pferde ausgeben wollten, um so mehr, als das Futter im Winter bedeutend teurer ist und die Wege mehrere Monate fast ungangbar für die Tiere sind. Man bot für unsere vier Pferde, welche in Damaskus circa 700 frcs. gekostet hatten, nur 75 Medschidiĉ, d. i. etwas mehr wie 300 frcs. Dafür wollten wir unsere treuen Freunde, die uns seit so vielen Monaten täglich gedient hatten, nicht hergeben und verzichteten auf den Gedanken, einen Wagen, der bis Konia 50 frcs. gekostet hätte, zu benutzen, da wir hofften, sie in Konia leichter und besser an den Mann zu bringen. Das Küchengeschirr ging am besten weg, für die beiden eisernen Bettstellen bekamen wir gar nur 1 frc. und das Gummibad, sowie der photographische Apparat fanden weder Verständnis, noch Würdigung. Unser Gepäck wurde in Kisten gepackt und durch einen Spediteur auf Kamelsrücken nach Angora gesandt, von wo es mit der anatolischen Bahn nach der Hauptstadt befördert wurde. Den galanten Jakob, den auch nach seinem Abenteuer die Türkendamen mehr beschäftigten als die Pferdepflege, entliessen wir mit genügend Reisegeld, dass er nach Damaskus zurückkehren konnte. Schon mehrere Wochen vorher hatte ich mich gesprächsweise bei ihm erkundigt, wie viel Geld

wohl ein Mann wie er brauche, um von Newscheher nach Damaskus zu gelangen. Als wir ihm dann beim Abschied die von ihm selbst genannte Summe gaben, war er natürlich höchst unzufrieden und wollte mehr haben. Aarif sollte nach Europa mitgenommen werden und freute sich wie ein Kind auf all die Wunder, die er sich von Deutschland versprach, so dass ich trotz der schwärzesten Ausmalung aller Strafen, die ihn bei dem geringsten Vergehen in einem civilisierten Lande erreilen würden, seinen Optimismus nicht dämpfen konnte.

Am 23. Dezember war endlich alles zum Aufbruch bereit. Ein vornehmer Türke hatte uns einen Empfehlungsbrief für Konia an eine angesehene Familie dort mitgegeben; der Generaldirektor der anatolischen Bahnen, Herr von Kühlmann, hatte unser Ersuchen um freie Fahrt nach der türkischen Hauptstadt in liebenswürdigster Weise genehmigt und wir selbst waren froh, wenigstens die zweite Hälfte des Winters in komfortableren Verhältnissen zu verleben, als uns die Gastfreundschaft der anspruchslosen Bewohner des rauhen Kappadokien bieten konnte. Auch hatten wir in der amerikanischen Mission in Talas zu viel heimische Bequemlichkeit gekostet, um uns mit Gleichmut von neuem von all dem unvermeidlichen Ungeziefer zerstechen zu lassen, welches wir früher als einen notwendigen Bestandteil einer Forschungsreise mit Resignation erduldeten oder das von Aarif kunstvoll zubereitete Hammelfleisch tagtäglich ohne Murren weiter zu essen.

Der Abschied bot manche rührende Scene. Vor allem Papa Lazaros, der brave Pope, umarmte und küsste uns unter hellen Thränen, ebenso Georgakis, der uns monatelang in uneigennützigster Weise Dienst auf Dienst geleistet hatte. Die habgierige Familie des Hausherrn und dieser selbst wollten zwar auch ihren Schmerz über unsere Abreise zum Ausdruck bringen; doch war es ihnen nicht Ernst damit und fortwährend warfen sie verstohlene Blicke in die Schränke und Schubladen, in der Hoffnung, wir möchten etwas vergessen haben. Richtig hatten sie auch einen geschnitzten Holzlöffel, der meinem Freunde in irgend einem Dorfe als Gastgeschenk überreicht worden war, auf die Seite gebracht, was eine Auseinandersetzung mit uns zur Folge hatte. Diese brachte zwar den Löffel nicht wieder zum Vorschein, verhütete aber doch weitere Verluste. Um $^1/_2$11 Uhr ritten wir bei stark bewölktem Himmel und frostigem Wind nach Westen, der beschneiten Doppelpyramide des Hassan Dagh entgegen. Jakob begleitete uns ein Stück zu Fuss, dann verabschiedete er sich mit zärtlicher Umarmung von dem glückstrahlenden Schwarzen, der mit uns neuen Welten entgegen zu eilen glaubte und nicht ahnte, dass er seinen Gefährten nach wenigen Wochen im lebensfrohen Damaskus wiedersehen werde. Doch davon später. Der steinige Weg, der sich beinahe eben zwischen vulkanischen Kuppen und Kegeln hinzieht, war ziemlich belebt.

Um 1 Uhr 45 Min. sahen wir zu unserer Linken einen grossen Weiher am Fusse eines erloschenen Vulkans; schon um 2 Uhr 20 Min. kehrten wir, da meinem Pferde ein Hufeisen losgegangen war, in dem Dorfe Topada, das ungefähr 200 Steinhäuser zählt und eine merkwürdige Turbe, sowie zwei kleine Moscheen enthält, bei freundlichen Leuten ein. Bald erhielten wir den Besuch eines gesprächigen, wohlunterrichteten Hauptmanns, der zur Aushebung der Redifs gerade im Dorfe weilte. Am nächsten Tag ritten wir über vulkanischen Boden, der mit Gestein oft dicht besät war und grosse Fruchtbarkeit zeigte; auf den Feldern weideten Herden von Rindern, Büffeln, Schafen und Ziegen; das Thermometer zeigte 10° und nur ein kalter Wind, der manchmal über die wellige Ebene strich, erinnerte uns daran, dass wir in den Weihnachtsabend hineinritten. Um 10 Uhr 40 Min. erschien 1/4 Stunde links des Weges das Dorf Dschamilar, hinter ihm erstreckte sich die vom Hassan Dagh auslaufende Kette des Jeschil- und Melendis Dagh. Um 11 Uhr 20 Min. standen wir vor einem Brunnen, um den sich eine kleine Gesellschaft von Zigeunern gesammelt hatte, die ihre Esel in dem noch immer grünen Grase weiden liessen und ihre Hemden ausbesserten. Etwa 30 m vom Brunnen ragen die halb eingestürzten Thorbögen des Alai Chan auf, dessen seldschukisches Thor über dem Bogenschluss einen Doppellöwen mit einem Kopfe als Wappen im Flachrelief zeigt. Das Innere ist ein Trümmerfeld; Schiessscharten deuten an, dass diese einst grossartige Herberge gegen Ueberfälle wohl zu verteidigen war und ebenso gut als Chan, wie als Waffenplatz dienen konnte[1]. Eine halbe Stunde später folgt das circa 30 Minuten rechts des Weges gelegene Dorf Alai Köi und links Selwasch. Stündlich überschreiten wir neue Bodenwellen, die immer wieder den Blick in das Weite, Langweilige führen, ohne ihm die Fernsicht auf die Ebene des Tuz Göl zu gestatten. Im Süden erhob sich noch steiler und unvermittelter als einst der Argäus der Hassan Dagh. Um 1 Uhr 20 Min. sahen wir 1/2 Stunde rechts vom Weg ein Dorf, dessen Name uns mit Öreisun Chan Köi angegeben wurde, und nach weiteren 20 Minuten erreichten wir den an einem Bach an der Strasse gelegenen Chan selbst, ein stark verfallenes Gebäude, von dem nur mehr fünf mächtige Hallen stehen, deren mittlere von einer Kuppel gekrönt ist.

Eine Stunde später, während welcher wir die südliche Richtung verlassen hatten und nach Westen weitergeritten waren, kamen wir zum Asir Kara Chan Köi, einem wasserdurchrauschten Dorf mit vielen Bäumen. Ein Tumulus ausserhalb der Ansiedelung scheint mit dem beim Öreisun Chan zu korrespondieren, welch letzterer ohne Zweifel Signale bis Topada

[1] Vgl. Naumann, Seldschukische Baudenkmale in Kleinasien, Süddeutsche Bauzeitung, München 1896, S. 12, Anm.

geben konnte, wo sich ein ähnlicher künstlicher Hügel befindet[1]). Die Häuser von Asir Kara Chan Köi haben sich um den Chan selbst gruppiert. Derselbe ist ein weitläufiges Gebäude mit grossem seldschukischen Stalaktitenportal und einem Hof, in dessen Mitte sich ein turmartiges Gebäude erhebt, auf welches eine in ihren unteren Teilen reich ornamentierte Steintreppe führt. Die geräumigen Warenhallen dienen jetzt noch als Stallungen und werden von einer Kuppel überwölbt. Das Musafyr Odásy war so besetzt, dass wir keine Unterkunft fanden, und so ritten wir nach $^1/_4$ stündigem Aufenthalt weiter und gelangten nach 2 Stunden lebhaften Schrittes und Trabens nach Akseräï. Ein wunderbarer Weihnachtsabend hatte sich über die grüne Steppenlandschaft gebreitet; vor uns lag im Abendnebel die unermessliche Ebene. Vom Salzsee glaubten wir im Westen die südlichsten Weiher erglänzen zu sehen, nach Norden deuteten aufsteigende Rauchsäulen auf Niederlassungen; silberhell schlängelte sich in der scheidenden Sonne das Band des stark strömenden Baches durch das schmucke Städtchen, das aus hundert Kaminen rauchend, in einen Garten gebettet, von den letzten Strahlen vergoldet zu unsern Füssen lag. Scharf bergab führte uns die verfallene Fahrstrasse durch tief eingerissene Schluchten in die geschützte Stadt, in deren engen Gassen wohlgefügte Häuser mit Strohhütten wechseln, bis vor den alten Chan, gegenüber der Moschee, dessen kahle Zimmer uns einen frostigen Empfang boten. Wir sassen noch beim Essen, als der jugendliche Kaimakam erschien und uns in liebenswürdigster, gesprächigster Weise Gesellschaft leistete. Am nächsten Morgen, dem Christtage, weckte uns die goldene Sonne, und bald war auch unser Gemach wieder mit Händlern und dienstfertigen Geistern erfüllt, von denen ein Teil uns ins Konak und dann in die Wohnung des Kaimakams begleitete, da es Freitag war und uns derselbe deshalb in seinem Wohnhause empfing. Nach der üblichen Bewirtung und vielen Klagen über das Fieber, von dem die Bewohner während der Sommermonate heimgesucht werden, zeigte uns der Beamte auf einem grossen, französischen, geographischen Atlas unsere Heimat und führte uns dann durch den Ort zur Moschee, welche auf einem weiten Platze steht, auf dem grosser Markt abgehalten wurde. Mehr Anziehung bot ein altes, aus antiken Thonziegeln erbautes, schiefes Minaret aus der Seldschukenzeit, dessen Einsturz der Kaimakam täglich zu erwarten schien. Von dem noch nicht vollendeten Neubau des Beledije (Rathauses) genossen wir eine herrliche Aussicht auf den Karadscha Dagh und den nahen Hassan Dagh, der von hier in 8 Stunden bestiegen werden kann. Abends machten wir

[1]) Ueber die phrygischen Hügelgräber hat Körte auf den Reisen, die er auf Veranlassung der Direktion der Anatolischen Eisenbahnen unternommen hat, gründliche Beobachtungen angestellt; vgl. bei Kretschmer, Einl. in die Gesch. der Griech. Sprache S. 174 ff., und Körtes Bericht auf dem Winckelmannsfest der Berliner Archäol. Gesellsch. 1895.

einen Spaziergang durch die mit den Lehmmauern der Gärten eingesäumten Vorstadtstrassen und glaubten uns in Kirscheher, wo sich in gleicher Weise endlose Lehmmauern ausdehnen, so dass mit den weiten Friedhöfen solch ein Städtchen von wenigen tausend Einwohnern mehr Platz einnimmt als Beirût oder Aleppo. Die ausgezeichnete eingehende Schilderung, welche Friedrich Sarre in seinem reich illustrierten Werke vom alten Archelais und der Route nach Konia giebt, lässt es überflüssig erscheinen näher auf diesen letzten Teil unserer Reise einzugehen[1]).

Am 26. Dezember verliessen wir das gastliche Akseráï und zogen durch den belebten Markt am Kasernenneubau vorüber in die vom Hassan Dagh beherrschte, unermessliche Steppe, auf der zahllose Büffel- und Schafherden weideten, während im Süden die beschneiten Ketten des Taurus erschienen und vor uns im Südwesten die niederen Hügelreihen des Boz Dagh uns den Weg nach Konia wiesen. Im Norden gegen den grossen Salzsee zu schimmerten zahlreiche Weiher in der grünlich gelben Ebene, auf der deutliche Rückstände von Salz und tiefe Furchen auf häufige Ueberschwemmungen schliessen liessen. Nicht weit vom Sultan Chan verläuft deshalb die Strasse in einen hohen steinernen Damm. Nur in der Nähe der Dörfer, wo eifrig gepflügt wird, zeigen sich spärliche Bäume. 1/4 Stunde rechts des Weges lag das Dorf Aratol; die Strasse führte auf einer steinernen Brücke über einen Bach, und dann weiter nach Westen, bis gegen 12 Uhr Japydschan ebenfalls 1/2 Stunde rechts der Strasse in Sicht kam. Um 1 Uhr gelangten wir zu zwei grossen Weihern, vor denen sich ein grünender Tumulus erhob; links von letzterem ragt der zerstörte Ak Chan empor, ein quadratischer Bau aus festgefügten Quadern; eine Stunde später sehen wir zur Rechten das Dorf Dschobanböjük und um 4 Uhr 45 Min. reiten wir bei Sonnenuntergang in das 180 Häuser zählende Dorf Sultan Chan vor das Riesenportal des selbst in seinen Trümmern und verfallenen Hallen erhabenen Seldschukenchans, in dessen weiten Höfen jetzt rauchende Hütten erstanden sind. Das oft und zuletzt in ausführlichster Weise bei Sarre beschriebene, im Jahre 1277 errichtete Bauwerk ist ein Muster der seldschukischen Kunst. Der Sultan Chan, sagt Naumann in seiner Abhandlung über seldschukische Baudenkmale in Kleinasien, ist früher einmal eine wahrhaft fürstliche Herberge gewesen. Fürsten fanden ein ihrer würdiges Unterkommen in den hohen Wohnräumen zur Seite des Hofes. Ein grosses Gefolge mit Männern, Tieren, Waren und Waffen fand Platz in den Hallen und Ställen. Schätze waren hier besser gewahrt, als in den Mauern Konias. Wie man uns im Dorfe versicherte, soll das prachtvolle Steinthor nach Konstantinopel in das Museum gebracht werden. Im Musafyr Odásy empfing uns ein stattlicher

[1]) F. Sarre, Reise in Kleinasien. Forschungen zur seldschukischen Kunst und Geographie des Landes. Berlin 1896.

alter Türke auf das gastlichste. Die Rinder des Hausherrn wurden aus dem Stalle vertrieben, um unseren Pferden Platz zu machen, was sie freilich nicht hinderte, die ganze Nacht hindurch mit unermüdlicher Beharrlichkeit wieder und wieder in unser Schlafgemach, dessen Thüre nicht verschlossen werden konnte, einzudringen, um von ihrem rechtmässigen Eigentum Besitz zu ergreifen. Decken wurden herbeigeschafft, ein loderndes Feuer im Kamin entzündet und ein Lamm für den nächsten Tag geschlachtet. Bald kam auch die Abendmahlzeit, welche aus Reissuppe mit Huhn, zerhacktem Fleisch mit Eiern in stark gewürzter Zwiebelsauce, gebratenem Huhn und einer ausgezeichneten süssen Speise aus Mehl, Butter und Zucker bestand. Das Frühstück am Morgen war nicht minder opulent. Man setzte uns nach unserm täglichen Thee Pfannenkuchen mit Käsetopfer und reicher Buttersauce und schliesslich das gebratene mit Reis gefüllte Lamm und Pflaumenkompott vor, so dass wir wohlgestärkt nach einem letzten Blick in den berühmten Sultan Chan weiterziehen konnten. Ueber der grauen Steppe hing ein grauer Himmel, dessen Wolken manchmal einen leichten Gruss herabsandten. Nach 1¼ Stunden zeigte sich ½ Stunde rechts das Dorf Eche Kara (bei Sarre »Eschme Kaja«). Der Feldweg, der teilweise auf einem gemauerten Damm durch Sümpfe führte und mehrere Bodenwellen überschritt, stieg leicht gegen die Berge an. Bei einer Steinbrücke, auf der ein mit einem Kreuze bezeichneter Quader lag, passierten wir ein einzelnes Haus, vor dem viele Pferde weideten, dann einen Brunnen am Fusse eines grünen Tumulus. Um ½2 Uhr kamen wir an ein zerstörtes Gebäude, den Oluch Chan, und einige Zeit später tauchte das Minaret von Obruk vor unsern Blicken auf, das Dorf liegt fast am Rande der Ebene und zieht sich mit seinen 300 steinernen Häusern, welche von zirka 1500 Seelen bewohnt sind, an einem sanften Abhang hin, der eine halbe Stunde weiter westlich in die Hügelreihen des Boz Dagh übergeht. Am Eingang des wohlhabenden Ortes liegt in einem malerischen tiefen Kessel ein grüner See, dessen Wasser einmal im Jahre in Bewegung gerät und durch Schlamm, der aus der Tiefe aufsteigt, ungeniessbar wird. Wir kehrten in dem geräumigen Musafyr Odásy ein, dessen Ausstattung und Comfort alles übertraf, was wir bisher in türkischen Dörfern gesehen hatten. Ein mächtiges Feuer wurde von Reisig und Kamelmist auf dem steinumrandeten grossen Herde entzündet, und bald hatte sich zu unserm Gastfreund, der ein reicher Mann ist und mehrere tausend Hammel sein eigen nennt, ein griechischer Agent der anatolischen Bahn gesellt und klagte uns sein Leid, so weit entfernt von jeder grösseren Stadt zu sein. Auch uns beklagte er, da wir am nächsten Tage 12 Stunden bis Konia reiten müssten, ohne eine Zwischenstation, denn Dörfer seien keine zu finden, sondern nur Tschiftliks (Gehöfte) und Yailas (Sommerwohnungen) anzu-

treffen, wo kein gutes Unterkommen zu haben sei. »Rahat jok,« meinte er, »Ruhe und Bequemlichkeit giebt es dort nicht.« Unser Wirt hatte sehr grosse Lust, die Büchsflinte, welche er wie alle Araber und Türken einfach Martini nannte, zu kaufen, verlangte aber als Beweis der Güte des Gewehrs, ich solle ihm auf mehrere hundert Schritt einen kleinen Stein herunterschiessen und zog sich, als ich den Versuch Scherzes halber natürlich vergebens gemacht hatte, mit dem Bemerken zurück, die Büchse tauge nichts.

Während ich so mit Aarif, der Kartoffeln in die Luft als Ziel warf, die letzten Patronen verschoss, schrieb mein Gefährte die griechischen Inschriften ab, welche ihm der gefällige Agent in den Mauern des Chan gezeigt hatte. Am 28. Dezember brachen wir um $9^1/_2$ Uhr aus dem



Abb. 31. Bauern mit dem Holzpflug.

gastlichen Obruk auf und ritten im hellen Morgensonnenschein hinaus in die grüne Steppe, auf der grosse Pferde-, Rinder- und Schafherden weideten, eine wenig tröstliche Aussicht für einen vorteilhaften Verkauf unserer eigenen Reittiere in Konia. Gegen 10 Uhr befanden wir uns zwischen mässig hohen Hügeln, die immer höher anstiegen und auf ihren Hängen weisse Yailas und Tschiftliks trugen. Feuerstellen, aus vier Steinen gebaut, hart am Wege rührten wohl von Reisenden her, Schafhürden, »Mandra«, begleiteten uns den ganzen Tag über. Als wir in der Mitte und auf der Höhe des Passes uns befanden, zeichneten sich blassblau vom umwölkten Himmel die langen Bergzüge von Konia ab.

»Orda demir jolu!« »Dort läuft die Eisenbahn,« verkündete uns mit ausgestrecktem Arm der Saptieh. Um $^1/_2$2 Uhr waren wir fast zur weithin gedehnten, rostbraun schimmernden Ebene herabgestiegen, verliessen aber dann den nach Konia geradeaus ziehenden Weg und zogen am Rande der

Sandsteinhügelkette fort, welche sich in Terrassen mit Felsen-Höhlen herabsenkt. Etwa eine Stunde später liessen wir die Berge zur Linken, bogen wieder in die Ebene ein und gelangten um 3 Uhr zu dem Dorfe Diwanlar, wo wir zunächst von den Einwohnern und Hunden nicht eben freundlich empfangen wurden. »Köpek fena,« »der Hund ist bös«, das ist die erste Warnung, mit der den Wanderer der Gastfreund empfängt. Zum ersten und zum letzten Mal versuchten wir zur Abwehr dieser blindwütenden Köter, die hier mit Uebermacht unsere Pferde umkreisten und ängstigten, das Gewaltabwehrmittel des Feuergewehrs. Aarif schoss unter sie; kaum eine Sekunde schreckte sie der Knall und mit erneutem Wutgeheul stürzte sich die Meute auf uns, als ob nichts geschehen wäre. Erst ihre Herren, die Bauern, verscheuchten das kläffende Gesindel. Wir waren herzlich froh, als wir andern Morgens um $8^3/_4$ Uhr das unreinliche Quartier verlassen konnten, und trabten, nachdem wir um $9^1/_2$ Uhr zur Linken des Weges das Dorf Tatlyköjü und um 10 Uhr 5 Min. rechts Hadschidasch passiert hatten, vergnügt auf der Hauptstrasse, auf die wir um 11 Uhr gelangt waren, zwischen weit ausgedehnten Feldern hin, auf denen die Bauern mit dem Holzpflug arbeiteten und fröhliche Lieder dazu sangen.

Um $^1/_2$1 Uhr vor einem verfallenen Stall, bei dem sich ein Tumulus erhebt, angelangt, konnten wir die Stadt Konia vor uns liegen sehen. Ein prächtiges Omen — *οἰωνός καλός* — Ende gut, alles gut, begrüsste uns — ein herrlicher Regenbogen spannte sich über die vieltürmige Seldschukenstadt, als wir um 3 Uhr durch den belebten Ort auf gut makadamisierten Wegen zum Bahnhof trabten, wo wir zu unserer Freude erfuhren, dass die Freikarten nach Konstantinopel schon für uns bereit lägen.

Wir quartierten uns in dem gegenüberliegenden, reinlichen Chan ein und waren ganz glücklich, abends an dem nach europäischer Sitte gedeckten Tisch des »Bahnhofhôtels« eine fröhliche Gesellschaft von Levantinern um uns versammelt zu sehen, welche im Gegensatz zu den gewohnten behäbigen Gestalten der uns stumm anstarrenden türkischen Bauern uns durch eine lebhafte Unterhaltung in Französisch und Italienisch, Griechisch und Deutsch in angenehmster Weise die Zeit vertrieben. Merkwürdig genug sass an dem Tische gegenüber eine fast phantastische Gruppe der Mewlewi-Derwische mit ihren geradezu herausfordernd komischen braunen Filz-Cylindern (Kulah), deren Träger mit dem Nachtzug ihren Obersten, den berühmten Tschelebi Effendi erwarteten.

Grell klang mir am Morgen der Pfiff der Lokomotive an das Ohr, der mich nach sechsmonatlicher Wanderung zum ersten Male wieder weckte. Wo hatten wir ihn zum letzten Male gehört? In Jerusalem? Doch nein; in einer stillen, sternbeglänzten Sommernacht im Libanon, als wir im August hinabritten in die üppige Ebene Cölesyriens und der Zug an den Köpfen unserer erschreckten Pferde vorbeibrauste gegen Beirût, dem Meere

zu. Damals sandte die Sonne tagsüber glühende Strahlen auf die verbrannten Steinwüsten Syriens, jetzt deckt Schnee die weite Ebene von Ikonium; damals trabten unsere frischen Tiere wohlgemut in die Nacht hinein, nicht ahnend, dass sie ein Ritt von 2000 km erwarte; jetzt werden sie auf dem Marktplatze der Seldschukenstadt feilgeboten und endlich auch »wie schlecht!« verkauft.

Die Reise ist zu Ende; nur ungern setzten wir uns in den längst entwöhnten Landauer, um uns die volkreiche Stadt zu besehen; denn der Bahnhof ist weit und die Strassen unergründlich vor Schmutz und Schnee. Zuerst galt es, dem Herrscher des Vilayéts, dem hochbetagten Generalgouverneur den schuldigen Besuch und Dank abzustatten für die Aufmerksamkeiten, welche seine Beamten uns im Innern erwiesen hatten. Wir fahren also vor dem Seräï, einem kasernenartigen, wohlgebauten Palaste vor, werden in der üblichen Weise vom Dolmetscher der Regierung, einem selbstbewussten, sprachgewandten Herrn in seinem kleinen Salon empfangen, und mit Kaffee und Komplimenten überreich bewirtet. Vergebens warte ich auf die unvermeidliche Cigarette. Der Herr Generalsekretär scheint mein offenbar schlecht verhehltes Staunen bemerkt zu haben, denn er entschuldigt sich, uns nichts zum Rauchen anbieten zu können. Er habe, sagt er, das jährliche Fasten wegen Krankheit nicht halten können und müsse nun als guter Mohammedaner das Versäumte nachholen. Doch schon wartet Seine Excellenz im grossen Audienzsaale, vor dessen Eingangsthüren zwei Posten stehen, die, es ist das letzte Mal, dass uns solche Ehre zu Teil wird, bei unserm Eintritt präsentieren. Der 88jährige Wali Ali Pascha geht uns entgegen. Ein jugendlich verzückter Greis schildert er uns in langer, ununterbrochener Rede mit prophetischer



Abb. 32. Mewlewi-Derwische aus Konia.

17*

Begeisterung die Zukunft der deutschen Bahnen in Asien, die, wie er uns auseinandersetzt, selbst den Kanal von Suez brachlegen würden, wenn sie bis an den Persischen Golf geführt würden. Nur Syrien müsse aus dem Spiel gelassen werden. Dann geht er auf die Politik über. Deutschland sei von jeher der wahre Freund der Türkei gewesen; sein Herr, der Sultan, befinde sich zur Zeit in der Lage Friedrich des Grossen Europa gegenüber; er hoffe, dass wir auch über die armenische Frage die Wahrheit in unserer Heimat verbreiten werden[1]) u. s. w. Wir verbeugten uns ehrfurchtsvoll, etwas befremdet über das grosse Vertrauen, welches dieser ehrwürdige Patriot in uns setzte, stammelten einige Worte des Dankes und der vollkommenen Uebereinstimmung unserer Anschauungen mit seinen Wünschen und Hoffnungen und liessen den Propheten auf seinen seidenen Kissen mit seinen Gedanken allein. Nur noch einen Blick auf die herrlichen Ueberreste der seldschukischen Blütezeit, dann können wir abreisen, meinen wir. Wer könnte uns hindern? Die Freikarten des Generaldirektors von Kühlmann für Herren und Diener liegen bereit, jeden Morgen geht ein Zug nach Stambul, also heim! nach Europa! 12 Monate asiatischer Türkei genügen selbst dem wärmsten Türkenfreunde, und noch mehr Schnee und Regen würden uns die schönen Erinnerungen des verflossenen Jahres nur verwässert haben. Aber nicht umsonst hatten wir schon etwas heimischen Komfort gekostet; wo die Betten besser sind, ist auch die Polizei besser, und das Verhängnis sollte meinen treuen kurdischen Diener hier am Rande des versprochenen Paradieses ereilen.

Armer Aarif! Sein Leben lang war er ungestraft ohne Pass und Papiere durch Syrien und Palästina gewandert; seit so vielen Monaten hatte er mich Schritt für Schritt begleitet als Führer, Koch und Beschützer und sich so sehr gefreut, mir, wie ich ihm versprochen hatte, nach Europa zu folgen. Wie oft mag er von München geträumt haben, der sagenhaften Stadt, welche ihm als der Mittelpunkt der gesamten Christenwelt erschien; mit welchem Stolz bewunderte er die Wagen und Lokomotiven im Bahnhofe von Konia, die ebenfalls, wie alles Schöne, Gute und Grosse aus München kamen. Er brannte vor Begierde, die Stadt zu sehen, wo es so viele Wunder giebt, elektrisches Licht und Telephon, saubere Strassen und eine Polizei, die sich nicht, wie in Damaskus, durch Geld abfinden lässt. Nur zwei Dinge hat er mir nie geglaubt: dass bei uns jeder Hund einen Herrn habe, und dass es Damen gäbe, die Rad fahren. Harmlos hatte uns Aarif auf das Seraï begleitet und auf die Frage nach seinen Papieren ruhig geantwortet, er habe keine und habe auch nie welche gehabt. »Dann kannst Du nicht weiter reisen!« fuhr ihn der Beamte an. Ich legte mich ins Mittel, erklärte, dass er mein Diener sei, dass er von

[1]) Vgl. Anatolio Latino, Gli Armeni di Zeitun. Firenze 1897.

Damaskus bis hierher nie nach einem Pass gefragt worden war, dass ich ihn mit nach Europa nehmen wolle, dass unsere Empfehlungsschreiben stets auch für die Dienerschaft gegolten hätten, ich bat und drohte: alles umsonst. Ein unabänderliches »Impossible« war die einzige Antwort. Ein türkischer Unterthan, hiess es, der zu diesen Zeiten weder Pass, noch Papiere hat, ist so gut wie tot. Da war guter Rat teuer. Meinem Schwarzen traten die Thränen in die Augen und ich verwünschte die nur zu berechtigte Strenge des Gesetzes. Man fühlte die Nähe der Hauptstadt. Ich schlug vor, nach Syrien zu telegraphieren, um die Identität des Dieners festzustellen; »impossible«; ich bat, ihn einige Tage zur Strafe einzusperren, und ihm dann einen Pass auszustellen. »Das könnten Sie nie erwarten, bis er wieder aus dem Gefängnis herauskäme,« war die Antwort. »Ich reite allein nach Konstantinopel und kaufe mir dort einen fremden Pass,« raunte mir mein schlauer Kurde ins Ohr, der die türkischen Oberherren hasste wie nur ein Araber. Das konnten wir natürlich nicht zugeben. Wir sahen, dass nichts zu machen war. Für diesmal musste Aarif auf seine Europareise verzichten. »Kaufe Dir eines der Tags vorher mühsam an den Mann gebrachten Pferde zurück,« sagte ich ihm, »und reite auf dem kürzesten Wege wieder hinunter nach dem schönen Damaskus, von wo wir mit so vielen Umwegen heraufgekommen waren. Wenn Du früh aufstehst und ein gutes Pferd hast, kannst Du die 1000 km leicht in einem Monat zurücklegen. Von dort schreibst Du mir, nimmst Dir in Deinem syrischen Heimatsorte einen Pass und wartest, bis ich Dich nach Europa kommen lassen kann!« Mein Vorschlag schien ihm höchst einfach und annehmbar. Am nächsten Morgen, als wir bequem in unserm Coupé dem grossen Knotenpunkte Eskischeher entgegenschlummerten, ritt mein Kurde wacker über die Sümpfe Konias den schneebedeckten Pässen des Taurus zu und ich war vier Wochen später noch nicht acht Tage in München, als ich einen Brief aus Damaskus erhielt, er sei unten trotz Winterstürme und Schnee mit seinem



Abb. 33.
Teil einer alten seldschukischen Moschee in Kaisarieh.



Abb. 34.
Seldschukische Ruine ausserhalb Siwas, auf der Strasse nach Tokat.

braven Pferdchen glücklich angekommen und erwarte meine Befehle. —

Doch ich wollte von den Seldschuken-Denkmälern Ikoniums erzählen und habe statt dessen nur von selbst erlebten Leiden und Freuden geplaudert.

Der Reisende, der den glücklichen Plan fasst, statt im fremdenüberfluteten Italien in der bunten Welt des Orients die Kunstschätze der Vergangenheit zu bewundern, findet in den Werken und Schriften von Naumann und Sarre reiche Aufschlüsse und herrliche Bilder über die Bauthätigkeit der prunkliebenden Seldschukensultane von Rum; ja, ein eigenes Buch mit vielen Illustrationen ist über Konia, die Stadt der tanzenden Derwische, von Huart[1]) heuer in Paris erschienen; und prachtvolle Photographien all der herrlichen Chans, Moscheen und Portale der alten Hauptstadt des heldenhaften Kilidsch Arslan sind durch Bergreen in Konstantinopel auf den Markt gebracht worden. Aber noch wird die hohe Bedeutung der seldschukischen Bauwerke bei weitem nicht genügend erkannt. Treffend bemerkt E. Naumann: »Das Interesse für die Antike ist noch zu mächtig, um genügend Raum zu lassen für die Spuren der Kunst des Islam, der doch nach der landläufigen, wenn auch ungerechten Ueberlieferung Schuld trägt an der Vertilgung oder Schädigung der edelsten Hinterlassenschaft auf anatolischem Boden[2]).«

Seit Friedrich Sarres Untersuchungen sind wir in der Lage, die Baudenkmäler Konias auf Grund ihrer Inschriften genau datieren zu können. Das zur Moschee Sultan Ala-Eddin führende Marmorportal der Burgmauer trägt die Jahreszahl 1219, die Sirtscheli-Medrese ist im Jahre 1242, die Kara Tai Medrese 1251 erbaut worden. Aus dem Jahre 1229 stammt der prächtige, zwischen Konia und Akserai gelegene Sultan Chan, der

[1]) Vgl. Naumann, Seldschukische Baudenkmale a. a. O. F. Sarre a. a. O. und Huart M. Cl. »Konia, la ville des derwiches tourneurs, Paris, Lerouse 1897.

[2]) Vgl. E. Naumann, Seldschukische Baudenkmale a. a. O., S. 2.

seines gleichen in ganz Kleinasien sucht. In weniger als 30 Jahren spielte sich also die architektonische Glanzzeit des Seldschukenreiches ab. Alle Bauten, so viel gegliedert sie sind, zeigen einheitlichen Stil. Der Streit ist nur ob wir hier Nachahmung oder hellenistisch-römische Formen, griechische oder persische Beeinflussung annehmen wollen. Wir wollten darüber die gelehrten Derwische selber fragen und begaben uns in die »Tekke« mit ihrer hochragenden Kuppel, die in ihrer bizarren Form selbst der hohen Derwischmütze der Mewlewi gleicht, um die Ordensbrüder zum hohen Festtage tanzen zu sehen. Leider gab ihr Scheich, der fast göttlich verehrte »Tschelebi Effendi«, dessen Würde sich in der Familie des Dschelal-Eddin forterbt und ihn des Thrones der Chalifen erbberechtigt macht, an diesem Tage nicht das ersehnte Zeichen zum Tanzen und so mussten wir uns begnügen, die zierliche Vorhalle mit ihren Gärten, Brunnen, Turben und Gräbern zu bewundern. Als wir das Kloster verliessen, in dessen heiligen Brunnen fromme Pilger sich im eiskalten Wasser wuschen, begegneten wir noch einmal der Prozession der Mewlewi-Derwische, die in ihren seltsamen Kostümen mit aufgespanntem Regenschirm ihren Ordensobersten zurückgeleiteten. Die europäische Kolonie in Konia weiss sie nicht genug zu rühmen ob ihrer Duldung und barmherzigen Gesinnung. Ihnen verdanken Hunderte von Armeniern ihre Rettung.

Herzliche Gastfreundschaft hatten uns von Newscheher aus empfohlene Griechen in Konia, die Herren Kalpuroglos Vater und Sohn, in ihrem grossen Heim in der Stadt wie in dem Gartenhause am Bahnhofe erwiesen. Auch hier fiel uns wieder der patriarchalische Geist angenehm und wohlthuend auf, der wie im ganzen Orient bei diesen Griechen herrschte. Der 40jährige Sohn, Vater von vielen Kindern, erwies seinem betagten Vater eine fast scheue Verehrung. In dem grossen Empfangszimmer, wo uns der Alte empfing und bewirtete, setzte der Sohn sich ans äusserste Ende des langen Diwans und auch erst, nachdem ihn sein Vater mit einem Wink dazu eingeladen hatte. Ebenso



Abb. 35. Seldschukisches Grabmal? ausserhalb Kaisarieh beim Brunnen an der Strasse nach Talas.

begann er nicht eher zu rauchen, als bis er uns bedient und sein Vater ihn dazu aufgefordert hatte.

Als die Scheidestunde schlug, stand Aarif, der treue Mohr, der wirklich seine Schuldigkeit gethan hatte, bis zum letzten Augenblick am Wagenschlag und meinte zuversichtlich »inschalla beraber Munichda«, wörtlich: »zusammen in München, so Gott will!« Dann entführte uns der Zug durch die Morgenfrühe und den langen schönen Tag nach Eskischeher, dem Knotenpunkte der Angora- und Koniabahn. In Eskischeher hatte uns



Abb. 36. Der Selamlik in Konstantinopel.

die Güte des Herrn Generaldirektors von Kühlmann einen Dienstwagen zur Verfügung gestellt, in dem wir übernachteten. Anderen Tages rasselte der Zug bis zum Abend den Gestaden des Marmarameeres zu. Im herbstlich grünenden Ismid erreichten wir wieder das ewige Meer, das wir in Syrien verlassen hatten; mit welch anderen Gefühlen als damals, wo wir in Sommersglut an seinen Gestaden vom Wellenschlag umtost nächtlich schweigsam dahinritten! Der Abend sank schon auf die Stadt am Bosporus hernieder und als wir aus dem schrecklichen Getümmel der Landung und Passrevision nach Pera hinaufgefahren waren, empfingen uns in den gastlichen Räumen des Deutschen Gesellschaftshauses Teutonia freundlicher

Gruss und deutscher Handschlag. Als vollends Seine Excellenz der deutsche Botschafter Graf Saurma-Yeltsch, uns in längerer Audienz seine Zufriedenheit darüber ausdrückte, dass wir ohne alle Verlegenheit durch das politisch aufgeregte Land auf unserem Zuge glücklich ans Ziel gelangt seien, und als der hohe Herr uns auch für jede andere Reise seine mächtige Hilfe versprach, da konnten wir mit Dank zu Gott aus befreiter Brust die Worte des Korans auch für uns beanspruchen:

»Gottes ist der Orient und Gottes ist der Occident;
Er leitet, wen er will, den wahren Pfad.«

Koran, Sure II.



KAPITEL XVI.

Die Bevölkerung Kleinasiens.[1]

Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis der Völkergeschichte Kleinasiens Rechenschaft zu geben, übersteigt die Kräfte eines Einzelnen. Er muss die Arbeiten vieler Forscher zu Hilfe nehmen. Vollends über ein Land von der Ausdehnung Frankreichs und der Bevölkerungsziffer Bayerns (547 000 qkm und 6 Millionen Einwohner) ethnologischen Bericht im Raume eines Kapitels zu erstatten, wird mir schwerer, als unsere eigenen Erlebnisse mit den Bewohnern in diesen Ländern zu erzählen. Wir sind nicht zu anthropologischen Zwecken gereist, haben deshalb auch keine Messungen angestellt. Unser Zug von Damaskus durch die syrische Wüste in der Hitze des August und September 1896 glich mehr einer Flucht als einer Reise, die Märsche wurden meist bei Nacht unter unsäglichen Strapazen ausgeführt. Als wir jenseits des Taurus nach Kappadokien in unser Arbeitsgebiet an den mittleren Halys gelangt waren, da verschlang die topographische und archäologische Arbeit während der vier Monate Zeit und Kraft, das Sammeln von Pflanzen und Steinen, Münzen und Inschriften, die Erforschung der Höhlen nahmen uns ganz in Anspruch. Sollten wir es wagen, zur grösseren Anschaulichkeit des folgenden, fast verwirrenden Materiales eine ethnologische Karte des Gebietes zu entwerfen, so sind wir ganz auf uns selbst angewiesen. Es gibt noch keine ethnographische Karte von Anatolien. Nehmen wir also z. B. die tabula antiqua Asiae minoris von Heinrich Kiepert oder noch besser seinen *Πίναξ τοῦ μεσαιωνικοῦ Ἑλληνισμοῦ* (Berlin 1883 Dietrich Reimer) zur Unterlage und zum Ausgangspunkt. Letzterer ist noch besser zu diesem Zweck, weil er weiter nach Osten und Westen ausgreift. So denken wir uns das ganze Gebiet vom Euphrat und Tigris bis nach Hellas mit grauer Farbe überzogen, mit der wir die Urbevölkerung bezeichnen wollen. Das wären im Osten die Alarodier und Sumerier, in Kleinasien die Paphlagonier und Kappadoker, Alt-Armenier im Norden, die Kilikier

[1]) Vgl. Korresp.-Blatt der Deutschen anthropol. Gesellschaft, 1898. No. 3 ff.

(Hethiter), Lykaonier, Pisidier, Lykier, Karier und Lydier im Süden und Westen, in Hellas deutet die Farbe auf die Pelasger und Leleger (Mykenier).

Als zweite Grund- und teilweise schon Deckfarbe denken wir uns die gelbe Fläche für die Semiten im Osten und Süden, Babylonier und Assyrier, Aramäer, Phönikier, später die Araber; da, wo die Urbevölkerung dazwischen sich noch kompakt vorhanden erweist, greifen wir zu dem Hilfsmittel der »Strichelung« mit gelber Farbe (z. B. in Kilikien und Nordsyrien). Die lebhafte rote Farbe wählen wir für den indogermanischen Stamm, im Westen die Hellenen, die von Norden über die Balkanhalbinsel kamen und sich über die Aegäis und Vorderkleinasien in festen Massen verbreiteten; der thrakisch-phrygische Keil schiebt sich (gleichfalls rot, vielleicht in helleren Tönen) über den Hellespont nach Bithynien und Phrygien, »gestrichelt« durch Kappadokien, nord- und südwärts nach Armenien bis in den Kaukasus und Kilikien, hier begegnet er einerseits semitischen (babylonisch-assyrischen), wie andererseits iranischen (medisch-persischen), in gelb bezw. rötlich gehaltenen Völkermischungen; die rote Farbe verwenden wir noch in Linien und Strichen für die Züge der griechischen Kultur, beispielsweise Xenophons und Alexanders des Grossen, des hl. Paulus, später auch der christlichen Kreuzfahrer, ihre Städtegründungen werden wie die byzantinischen rot unterstrichen oder eingezeichnet, natürlich so, dass sie sich vom Grundton abheben. Mit den verschiedenen Schattierungen des Braun geben wir den letzten Völkerzug wieder, den turanischen, zu dem wir schon seine Vorläufer, die Einfälle der Kimmerier und Skythen, rechnen können; doch dürfen wir diesem Volkseinbruch der Seldschuken, Mongolen, Türken und Tataren nicht erlauben, als Flächenkolorit aufzutreten, damit er uns nicht das frühere Bild zerstöre, wohl aber zeigen wir seine umwälzende, einschneidende Bedeutung in der Nomenklatur seiner Topographie und Verwaltung, mit den Grenzen der Vilajets, Sandschaks und vielleicht sogar Kasas in brauner Linienführung. Wir sind dazu auch ethnologisch berechtigt, als wir annehmen, dass der ganze türkisch-tatarische Stamm zum grossen Teile in der Ur- und Vorbevölkerung somatisch aufgegangen ist, wenn er ihm auch seine Sprache aufgezwungen hat.

Ueber die Bevölkerung Kleinasiens ist im Zusammenhang von anthropologisch-ethnographischer Seite noch nichts geleistet worden. Wir müssen abwarten, bis der Berufenste auf diesem Gebiete, Felix von Luschan, sein grosses Werk über diesen schwierigen Gegenstand abgeschlossen und veröffentlicht hat.

Ueber diese Völkerbrücke zwischen Asien und Europa und den Verkehr auf ihr genaue Angaben geben zu wollen, wäre dem Versuche gleich, die Passanten einer Brücke vom goldenen Horn aus den Fussspuren auf ihr zu erkennen und festzustellen.

Diese Spuren geben uns für die ethnologisch-historische Betrachtung die Gräberfunde mit den wenigen Schädeln und Geräten, die Denkmäler der Kunst, die Inschriften aller Sprachen und Zeiten von den Hieroglyphen und Keilschriften, den rätselvollen Zeichen der Hethiter angefangen bis auf die griechisch-römischen, arabischen und türkischen, byzantinisch-christlichen unserer Zeiten herab. Die Schriftsteller, die Bibel und Homer, Herodot und Xenophon, Strabo und die späteren Historiker und Geographen sind der leitende Faden durch dieses Labyrinth von Widersprüchen und Problemen.

Auf Grund dieser Hilfsmittel zur Wahrheit und Klarheit vorzudringen, daran haben die berufensten Erforscher dieser Frage fast verzweifelt.

v. Luschan bekennt in dem Vorwort zu seinem grossen Reisewerk über Likyen, Milyas und die Kibyratis, »dass der Versuch schon von ihm gemacht worden sei, für dieses Werk die verschiedenen Angaben, welche sich bei den alten und neuen Autoren über die Völker Kleinasiens finden, zusammenzustellen, auf ihren Wert zu prüfen und mit dem thatsächlichen Befund zu vergleichen; doch zog er diesen Versuch zurück, weil er seither eingesehen habe, dass eine solche Arbeit doch eher einem Philologen, als einem Anatomen zustehe, wenn es auch klar sei, dass nur ein genaueres Studium der somatischen Verhältnisse es dermaleinst ermöglichen werde, zu einer sicheren Erkenntnis der Völkermischungen Kleinasiens zu gelangen. Denn ohne ein solches würde Georg Rosen Recht erhalten, welcher es offen ausgesprochen hat, was sonst meist nur zwischen den Zeilen der gelehrten philologischen Arbeiten zu lesen sei, dass nämlich zu den leider keine Lösung mehr verheissenden Problemen dasjenige der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens gehöre.« Diesen Ausspruch wiederholt wörtlich Eduard Meyer für den Artikel »Kleinasien« in Ersch und Grubers Encyklopädie. Die Ethnographie des alten Kleinasiens liegt nach ihm noch sehr im Argen uud hat wenig gesicherte Resultate aufzuweisen. Die Untersuchungen von Movers (Phönizier) und Lassen (ZDM. X) entbehren völlig einer kritisch gesicherten Grundlage. Die Sucht, überall Semiten zu finden, habe die klare Erkenntnis sehr getrübt. Sehr dankenswert sei die kurze Zusammenstellung von Kiepert in seinem Lehrbuch der alten Geographie (vgl. Berl. Ak. Ber. 1861. 1. 114 ff.), wenngleich er ihm fast nirgends beistimmen könne. Von grosser Wichtigkeit für die Abgrenzung der Volksstämme sei eine Zusammenstellung der in den einzelnen Distrikten herrschenden, uns inschriftlich bekannten Eigennamen. Ganz unzulässig sei es dagegen, den Umstand, dass unter den Persern im östlichen Kleinasien die offizielle Sprache aramäisch war, für die Ethnographie zu verwenden.

Virchow hat in der Diskussion zu dem grundlegenden Vortrage Luschans über die anthropologische Stellung der Juden 1892 in der

Allgem. Versammlung der D. anthrop. Gesellschaft zu Ulm, auf dessen vorzugsweise den syrisch-kleinasiatischen Schädelmessungen entnommenen Schlüsse mit der Einschränkung geantwortet, dass wir allmählich sehr vorsichtig geworden sind in der Benützung der Schädel als alleiniger Merkmale ethnischer Verhältnisse.

Und im gleichen Jahre hat Tomaschek seinem Vortrage in der Wiener anthrop. Gesellschaft über die Urbevölkerung Kleinasiens die Aufforderung vorangeschickt, durch Bekämpfung seiner Meinungen über einzelne Fragepunkte »eine Art Klärung« zu Stande kommen zu lassen.

H. Vambéry betont im Uebermass den linguistischen Standpunkt (Das Türkenvolk. Lpz. 1885), mit den Worten:

»In seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen ist Anatolien uns fremder geblieben als die entfernten Gegenden des Thienschan und des Jaxartesbeckens.«

»Was aber dem Studium der Völkerkunde bisher am meisten Abbruch gethan hat, ist die nicht genügende Vorbereitung der ethnographischen Reisenden, und namentlich ihre nicht hinlängliche Sprachkenntnis. Ethnographische und praktische Philologie sind unzertrennlich. Dem Geographen, Naturforscher und Archäologen genügt wohl ein gutes Auge, der Ethnograph aber kann nur mit Ohr und Zunge forschen, und Ethnographen, welche fremde Länder in Begleitung eines Dolmetschers durchziehen, thäten wohl besser, ganz zu Hause zu bleiben.« Diesem Vorwurf wären wir nicht ausgesetzt gewesen, da wir Dank unserer sprachlichen Vorbereitung mit unseren arabischen und türkischen Dienern in ihrer Landessprache verkehren konnten und des Griechischen mächtig waren.

Eduard Meyers oben citierter Aufruf an die Linguisten und Epigraphiker war nicht wirkungslos verhallt.

Paul Kretschmer hat in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (1896) für die Untersuchungen der kleinasiatischen Verwandtschaftsverhältnisse den kraniologischen Beweis von vornherein abgelehnt und auch die religionsgeschichtlichen Argumente zurückgewiesen. So bleibe ihm nur die Sprache übrig, welche, trotzdem auch sie dem Wandel und der Uebertragung unterliege, dennoch die verhältnismässig zuverlässigste Führerin in ethnologischen Fragen sei. Wo ihre Beweiskraft aufhöre, stünden wir eben an der Grenze unseres Wissens. Er geht dabei mit seinen Vorläufern in dieser Forschung streng ins Gericht. Paul Bötticher konnte in seinen Arica (1851) den Satz aufstellen, dass die meisten kleinasiatischen Stämme arische Sprachen redeten, ausser den Lydern, Phrygern und Mysern; wir müssen heute urteilen, dass das genaue Gegenteil dieser Ansicht der Wahrheit bedeutend näher käme.

Christian Lassen (1856) teilt die Bevölkerung Kleinasiens in zwei Gruppen: eine semitische und eine indogermanische. Auch hier war der

Wunsch Vater des Gedankens; man hoffte damit, die pseudohethitischen Inschriften zu enträtseln.

Duncker folgte im wesentlichen der Theorie von Lassen und glaubte mit Movers die semitische Abstammung der Kilikier, Karer und Lyder auch durch religionsgeschichtliche Argumente sicher erwiesen. Später wurde man gegen die Semiten etwas zurückhaltender, Bötticher-Lagarde teilte Kappadoker, Karer, Lyder, Myser vielmehr der indo-germanischen Völkerfamilie zu, ihm folgte Eduard Meyer. Für die Karer suchte dies eingehender Georg Meyer nachzuweisen, für die Lykier Friedrich Müller, Mor. Schmidt, Savelsberg, Decke u. a. Thatsächlich aber wurde für keines der kleinasiatischen Völker ausser den Phrygern und Bithynern der Beweis indogermanischer Herkunft erbracht.

Heinrich Kiepert schloss aus den mit den konsonantischen Affixen -nd und -ss- gebildeten Ortsnamen auf eine den arischen und semitischen Einwanderungen voraufgegangene Bevölkerung, welche möglicherweise mit den kaukasischen und subkaukasischen Stämmen zu einer Gruppe zusammengehöre. Gutschmied und Thraemer (Pergamos 1888) setzt eine kleinasiatische Grundbevölkerung voraus, welche in geschichtlicher Zeit fast überall verschwunden sei, aber in den Ortsnamen die Zeugnisse ihres Lebens zurückgelassen habe; ausserdem nimmt er von Osten eingedrungene semitische (speziell assyrische) Volkselemente an. Weniger kompliziert ist die Theorie von Tomaschek, welcher ein auch über Hellas verbreitetes, kleinasiatisches Aboriginervolk konstatiert, das er in zwei Schichten, eine lelegische, wie er sie nennt, und eine mehr binnenländische karische Schicht, zerlegt. Viel weiter als alle bisher genannten Forscher gehen Pauli (Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos 1886 und 1894) und Hommel (Archiv für Anthrop. 1890). Pauli verknüpft mit einer pelasgischen Urbevölkerung die Etrusker, Basken, Ligurer und Räter; im Osten reiht er seiner pelasgischen Vökerfamilie, Hommel folgend, die kaukasischen Stämme an und möchte am liebsten auch die Alarodier, Elamiten oder Susier und Kossäer hinzurechnen, wenn schon er zugiebt, hier nur Möglichkeiten aufgezeigt zu haben. Pauli, Hommel und Tomaschek berufen sich für ihre Hypothesen auch auf ein anthropologisches Moment, d. h. auf den Nachweis, den F. von Luschan unternommen (und nach meiner Ansicht erbracht) hat, dass die älteste Bevölkerung Kleinasiens bis Armenien einschliesslich einer distinkten Rasse angehöre, welche er als armenoid oder protoarmenisch (Virchow will gleich armenisch) bezeichnet, weil sie die für den heutigen armenischen Typus charakteristischen Züge, auffallend kurzen und hohen Schädel, dunkle Haare und Augen, gebogene Nase habe. Eine ähnliche Hypothese wie Pauli vertritt seit einigen Jahren Salomon Reinach (Paris 1891); auch er nimmt eine von Kilikien und Kappadokien bis Etrurien reichende »pelasgisch-hethitische« Völkerfamilie an, sucht jedoch ihre Urheimat nicht

in Asien, sondern in Europa, von wo sie ungefähr im 20. Jahrhundert wie die Phryger und Armenier in Kleinasien eingewandert sein sollen. Kretschmer verweist von kurzer Hand diese Lösungsversuche ins Reich der Phantasie; doch gibt er den rechten Weg ihres Ergebnisses zu, dass wir es in Kleinasien, von den Phrygern abgesehen, weder mit indogermanischen, noch mit semitischen Stämmen zu thun haben, sondern mit einem »Volkstum sui generis«, und erbringt alsdann den Beweis, dass alle kleinasiatischen Stämme ausser den eingewanderten indogermanischen Stämmen untereinander verwandt sind. Ich könnte mich mit den Resultaten dieses bedeutenden Forschers einverstanden erklären, wenn ich es mit seiner Methode sein könnte. Denn alle diese Sprachen kennen wir nur in sehr geringem Umfange; nur von der lykischen und karischen, angeblich auch von der lydischen, besitzen wir inschriftliche Denkmäler, die pseudohethitischen Inschriften, welche Jensen entziffert zu haben glaubt, lässt Kretschmer bei Seite, von allen übrigen Idiomen Kleinasiens kennen wir, ausser Glossen, nur Eigennamen, diese aber, Dank den griechischen Inschriften, in so grosser Zahl, dass Kretschmer auf ihnen sein ganzes System aufbauen zu dürfen glaubt. Kretschmer nennt seinen Weg selbst einen mühevollen und langwierigen. Ich glaube, er hätte sich denselben mindestens sicherer gestalten können, wenn er sich die somatische Anthropologie zum Stab genommen hätte. Damit kommen wir zur Fixierung unseres grundsätzlichen Standpunktes:

1. Wenn sich auch ursprünglich Volk und Sprache wohl überall deckten, sagt Hommel und dies ist auch unser Standpunkt, so hat dieses Verhältnis im Laufe der Jahrtausende durch Wanderungen und Sprachübertragungen, beziehungsweise auch Sprachmischungen, mannigfache Veränderungen erfahren.

2. Wie uns ferner die Anthropologie (im Gegensatz zur Linguistik) lehrt, nur von einer indogermanischen Sprachenfamilie, nicht aber von einer arischen Rasse zu sprechen, so müssen wir uns auch damit vertraut machen, dass, wie viele andere, so auch die semitische Familie gleichfalls nur ein linguistischer, keineswegs aber als ein anatomischer Begriff aufzufassen sei. So Luschan.

3. Und als drittes Beispiel füge ich hinzu:

Alle die Osmanen und turktatarischen Völker auf anatolischem Boden sind keineswegs Türken, weil sie türkisch sprechen, und alle die islamitischen Stämme sind deshalb nicht Araber, weil sie den Islam bekennen und keine andere Sprache verstehen, als die des Koran.

So müssen die autochthonen (sui generis) Stämme, welche nach Kretschmers sprachlich gelungenen Beweisen denselben Lautwandel von nt und nd aufweisen, also die Lyder, Karer, Lykier, Pisider, Kilikier sich wohl als sprachverwandt, doch nicht als Blutsverwandte und Volksgenossen

mit Notwendigkeit ergeben. Wie oft haben wir es in der Geschichte erlebt, dass ein Eroberervolk den Unterjochten seine Sprache aufgezwungen oder umgekehrt abgelernt hat? Ich gebe allerdings zu, dass die von Kretschmer so glücklich wie scharfsinnig nachgewiesenen Uebereinstimmungen, wie Differenzen in den Personennamen, Lallnamen, Ortsnamen, sprachlich zwingende Beweise geben, denn diese Namen lassen sich nicht so leicht aufzwingen oder verwischen, aber sie müssen, wenn irgend möglich, in Einklang gebracht werden mit somatischen Merkmalen der Verwandtschaft und historisch belegten Beziehungen. So können wir den für die Sprachverwandtschaft erbrachten Beweis der Einteilung der nicht indogermanischen Völker Kleinasiens in zwei Gruppen, eine westliche: Karer, Lyder und Myser, und eine östliche: Lykier, Pisider, Isaurier, Lykaonier, Kilikier und Kappadoker, zwischen welche sich keilförmig die Phryger und Bithyner geschoben haben, als ethnologisch bewiesen noch nicht anerkennen.

Es ergiebt sich eben daraus die prinzipielle Forderung, dass zu einem ethnologisch zwingenden Beweis drei Bedingungen gehören: 1. die somatische Gleichung aus dem lebenden oder toten Material, zu dem wir auch die Kunstdenkmäler rechnen, 2. die sprachliche Kongruenz, die nicht nur aus den Inschriften, sondern auch der historischen Sprachvergleichung mit ihren Rückschlüssen besteht, 3. endlich der historische Thatbestand, der uns auch kultur- und litterarhistorisch den Schleier von den Beziehungen der Völkergruppen, ihrem Eintreten in die Geschichte, ihren Wanderungen und Wandelungen lüftet und aufzeigt.

Somit haben wir uns die Bahn frei gemacht für unsere eigene Darstellung: Wir haben Kleinasien eine Völkerbrücke genannt; sie ist dies aber nicht nur von Ost nach West und West nach Ost, sondern auch von Nord nach Süd und noch mehr umgekehrt. Dies musste geographisch auf der Karte gezeigt werden und die Wechselbeziehungen Egyptens und Mesopotamiens, dieser Länder mit Europa über Kaukasus, Pontus und Aegäis und umgekehrt, die so oft ihren Weg über und durch Kleinasien genommen haben, von Mykenäs Zeiten, den Altbabyloniern und Assyriern angefangen, bis herab auf Griechen und Römer, Araber, Parther und Seldschuken, Türken und Mongolen.

I.

Die vormykenische oder prähistorische Schicht der uralten Ansiedelung auf und über dem Felsen von Troja (Hissarlik) geht zurück in das Jahr 3000—2500 vor Christus. Die mykenische Schicht oder das Homerische Pergamos in das Jahr 1500—1000; schon im Zeitalter Homers 900 v. Chr. beginnt die Blüte jener Kultur an den Küsten und auf den Inseln Vorderkleinasiens, die für Hellas das Vorbild geworden. Ich muss

es mir versagen, das auszuführen, was in der M. Anthropologischen Gesellschaft bei festlicher Gelegenheit schon von berufenster Seite, von Herrn Professor Furtwängler, über diese Kultur vorgetragen wurde. Ueber die trojanisch-mykenische Kulturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes hat auch in der Münchner Anthropol. Gesellschaft 1895 Professor Dr. Eugen Oberhummer gehandelt (Correspondenzblatt 1896. 1).

Den Ausgangspunkt für die gesamte mykenische Kunstrichtung haben wir, sagt Milchhöfer (Die Anfänge der Kunst in Griechenland 1883), in Kleinasien zu suchen.

Damit stimmt in gewissem Sinne der neueste Untersucher der phrygischen Felsendenkmäler, Franz von Reber, überein (Abhandl. d. bay. Ak. d. W. 1897). Eine gemeinsame mesopotamische Urheimat hatten die Löwendarstellungen (und ? Mythen) Phrygiens und Griechenlands allerdings. Allein die Motive wurden von verschiedenen, wenn auch benachbarten Seiten und in verschiedener Weise vermittelt. Für das älteste Phrygien war Nordsyrien (Sendschirli) das Medium, welches auch an anderen Punkten, zum Teil Arslantasch geographisch unmittelbar benachbart, seine Spuren hinterliess, für das älteste Griechenland der phönikische Seeimport. Nach Phrygien schob sich nordsyrische (hethitische) Monumentalarbeit, im Norden über den Halys (Boghazköi, Eyük), im Süden über den Taurus vor. Da zwischen nordsyrisch-mesopotamischer und phönikisch-mesopotamischer Kunst soviel Aehnlichkeit bestehen musste, als einerseits die gemeinsame Abstammung und andererseits die Nachbarschaft Nord- und Südsyriens bedingt, so ist auch eine gewisse Aehnlichkeit von Arslantasch in Phrygien und dem Löwenthorrelief von Mykenä namentlich im Motiv nicht zu verwundern. Die den Armeniern nächstverwandten Phryger bilden nicht blos die älteste arische Bevölkerung in Kleinasien, sondern auch des kleinasiatischen Ariertums überhaupt. Milchhöfer hebt auch den Einfluss assyrischer Kunst auf mykenische hervor, wie Reber sie für sein Mittelglied, die hethitische, anzunehmen geneigt ist.

Nicht schwer zusammenreimen kann ich es, wenn Milchhöfer Ulrich Köhlers Versuch, den Ursprung der Grabanlagen von Mykenä und Spata für »karisch« zu erklären, zugibt, den Ursprung der ältesten mykenischen Kunstindustrie zuversichtlich in Kreta, wo die kretischen Daktylen[1]) bestimmt als Phrygier bezeichnet werden, als dem in jeder Beziehung geeignetsten Vereinigungspunkte pelasgischer, phrygischer und orientalischer Elemente sucht (der kretische Ida trug den gleichen Namen wie der phrygische) und die Sage von den mykenischen Bauten durch lykische Cyklopen zugibt, indem er die mykenische Holzkonstruktion in lykischen Stein-

[1]) Vgl. Hyde Clarke, on the Proto-Ethnic condition of Asia Minor, the Khalubes (Chalybes), Idaei Dactyli etc. and their relations with the mythologia of Jonia, in The Journal of the Ethnological Society of London, April 1869.

bauten wiedererkennt. Wenn er schliesslich auch den Semitismus der *βαρβαρόφωνοι* Lyder zurückweist, so dürfen wir wohl auch auf die Lyder Pelops und Tantalos hinweisen, auf den Zug des Herakles zur Omphale nach Lydien und auf die Verwandtschaft von Kultur und Kunst der verwandten Stämme. Später erst, durch die Einfälle der Skythen (Saken) und Kimmerier werden die Beziehungen der Nordvölker zu Kleinasien kund, die aber schon durch die Aehnlichkeit der inneren Ausstattung wie äusseren Form der skythischen Grabhügel der Krim (Kurgans) mit iranischen und und kleinasiatischen tumuli sich erweisen. Auf die Aehnlichkeit der etruskischen Tracht, der Schnabelschuhe, der Kopfbedeckung, des tutulus, der Musikinstrumente, Flöte und Trompete und Musik überhaupt, mit kleinasiatischen Kunstdenkmälern und ihren Darstellungen kann hier nicht näher eingegangen werden.

II.

Das älteste Denkmal der Schrift über die Völker des Orients ist ausser den assyrischen und egyptischen Monumenten die Bibel.

Die biblische Völkertafel (1. Moses 10) spiegelt jedoch die ethnographischen Verhältnisse nur ziemlich unklar wider, man darf auch in ihr in erster Linie nicht eine streng ethnologische oder linguistische Anordnung suchen, sondern weit mehr eine blos geographische. Es empfiehlt sich, sagt Max Müller in seinem Buche über Asien und Europa nach altegyptischen Denkmälern (Lpz. 1893), auf alle Hypothesen von Nichtsemiten in Palästina zu verzichten und den Gesichtspunkt der biblischen Völkertafel, welche einige syrische Stämme zu den Söhnen Hams zählt, als einen politischen anzusehen. Die Bibel nennt aber unter den Söhnen Kanaans auch die Hethiter, dasjenige Volk, welches für die älteste Geschichte Kleinasiens ganz besondere Beachtung und Bedeutung gewonnen hat. Es sei vor allem hier bemerkt, dass aus den egyptischen Bildern sich bei sämtlichen Stämmen Syriens nur der reine semitische Volkstypus nachweisen lässt, mit Ausnahme der Hethiter. Die Hethiter nennt Max Müller (a. a. O.) das jetzige Modevolk dilettantischer Historiker. Als man sie vor einigen Jahren entdeckte und den Zusammenhang der Hethiter Ḫ-tà = Ḫattê und der Denkmäler mit den zuerst »hamathenisch« genannten Hieroglyphen bemerkte, bemächtigte man sich dieses Fundes mit Gier und jetzt spielen sie dieselbe Rolle für Vorderasien, welche einst in Europa die berühmten »Kelten«, dann die »Pfahlbauern« hatten, d. h. sie wurden Lückenbüsser für die altorientalische Geschichte, verwendbar bei allem Unerklärlichen. Bald in diesem, bald in jenem Teile Syriens lässt man sie wohnen, meist natürlich in Palästina (nach Gen. 23) oder bei Kadeš, im ersten Falle als hamitische Kanaanäer, im zweiten natürlich als Aramäer, d. h. undefinierbare Semiten. Jetzt ist es allerdings mehr Mode,

sie noch undefinierbarer als »Turanier« oder Alarodier zu bezeichnen. Da solche nebelhafte Rassen sich gut zu »Urbewohnern« eignen, hat man sogar die These versucht, die Hethiter seien die Vorgänger der Semiten, die Urbevölkerung Syriens, deren Reste sich noch in historischer Zeit da oder dort nachweisen liessen.

Der Spott ist billig und scheint mir unverdient. Ich versuche dies aus den eigenen Worten Müllers nachzuweisen. Die im Friedensvertrage mit Ramses II. aufgezählten hl. Städte erinnern besonders an kappadokische Bildungen von Ortsnamen, z. B. -sena, -sene; keine ausserhalb Ostkappadokiens gelegenen Plätze lassen sich darunter nachweisen, wohl aber ein paar dieser Landschaft Hirapa, Harpa am Antitaurus.

Ein Name der egyptischen Städteliste von Naharin endigt auf anda, gehört also zu den charakteristischen kleinasiatischen Ortsnamen auf andos, anda, andis, welche vom Pontus bis nach Kilikien reichen. Ob auch die altarmenischen Städtenamen auf anš(u) damit zusammenhängen, wissen wir noch nicht. Einstweilen lässt sich, meint Max Müller, über die ethnographische Stellung der Hethiter nichts sagen, als dass sie anscheinend demselben Stamm angehörten wie die alten Kiliker, aber von der westlichen Küstenbevölkerung zu trennen sind. Ihre Verwandten mögen im Osten zu suchen sein. Damit gibt uns Müller selbst den Schlüssel in die Hand. Wie schon Winckler vermutete, benutzten die Hethiter auch die Keilschrift oder ahmten die Schwächen derselben in ihrer eigenen Schrift nach. Bis nach 1500 v. Chr. sassen die Hethiter noch in Kappadokien. Sie drangen südlich niemals hinaus über das obere Orontesthal, das Amoriterland. Die Gleichheit des Volkes, welches Skulpturen mit seiner sonderbaren Hieroglyphenschrift in Kleinasien und Syrien hinterlassen hat, wird durch viele Berührungspunkte, z. B. die Eigennamen, bestätigt. Vor allem aber stimmen die Bilder der Egypter durchwegs mit den nationalen Skulpturen der Hethiter. Die Heta sind stets so scharf wie möglich von allen Semiten getrennt. Am charakteristischsten ist ihre regelmässige Bartlosigkeit und die Haartracht. Das Haar ist viel länger als das der Semiten, es steht nicht in runden Massen vom Kopf ab, sondern fällt in langen Strähnen bis auf das Schulterblatt. Bogen, Schilde, Amazonenschilde und Stiefel (*κόθορνοι*) gleichen denen der Kaukasusvölker. Müller möchte hier die Frage anregen, ob sich nicht die ganze Amazonensage als Kunstmythus aus alten Bildern der rosseberühmten, unbärtigen und frauenhaft gekleideten Hethiter in Pontos und Kappadokien entwickelte. Die Phalanx des Fussvolkes bestand meist aus Fremden. Die Macht des Heeres beruht auf den Wagen. Ueber die Religion der Hethiter sind wir aus dem Friedensvertrage Ramses' II. unterrichtet. Derselbe lässt 1000 Götter von den männlichen Göttern und von den Götterweibern des Landes Ḫtà den Frieden hüten und nennt ausser der Sonne Arenena, dem Suth,

18*

dem Himmelsherrn, noch ein ganzes Pantheon von Göttern. Wer denkt hier nicht an die kappadokische Götterwelt, wie sie uns Strabo (12) und nach ihm Ramsay geschildert haben! Der ethnographische Typus ist ein merkwürdiger und auf den egyptischen Denkmälern ganz vereinzelt dastehender: längliche, leicht gekrümmte Nase, zurückliegende Stirn, massive Backenknochen, kurzes, rundes Doppelkinn (bei Flinders Petrie), die Hautfarbe ist sehr hell, hellrot oder fast rosenrot, auch rotgelb, anscheinend weisser als die der semitischen Syrer. Die Kappadoker heissen ja bei den Griechen *Λευκόσυροι*, die weissen Syrer. Das glattrasierte Gesicht ist auf egyptischen Denkmälern allen Kleinasiaten gemeinsam.

Wenn ferner noch ein Zweifel sein sollte, dass Kefto Kilikien ist, so betrachte man die kilikischen Skulpturen (bei Perrot Chipiez 3, 319), auf denen wir die Tracht der Keftoleute wiederfinden.

Alle Bewohner des östlichen Kleinasien nannten sich Ghetiter, genauer die im Norden Ghattaeer, semitische Aussprache Ḫ-atte, Ḫe-tà (*Χιτταῖοι*), die im Süden Khettaeer. Da der südlichen Aussprache des gh gewöhnlich ein fremdes k entgegensteht, besonders im griechischen, so sehen wir nach einer schönen Gleichung Müllers in dem der Hethiter-Heimat Kappadokien, Katpatuka, in deren Landschaft Kataonien, in dem *Κῆτις* genannten Westkilikien und in dem Namen der Kyprier denselben Stamm.

Wenn es Luschan gelungen ist, sowohl in den Skulpturen von Sendschirli, wie in den lebenden und toten Resten alter Stämme Kleinasiens einen Typus der Urbevölkerung zu entdecken, freilich mit dunklerer Hautfarbe als die egyptischen Farbenbilder und mit schlichtem Haar, kurz übereinstimmend mit den armenischen Stämmen, oder wie Luschan es nannte, proto-kappadokisch oder armenoid, so sind wir auf demselben Wege wie Max Müller, der uns noch ein gutes Stück begleitet. Für die Sprache liesse sich aus den Lehnwörtern in den egyptischen Texten noch mehreres gewinnen; was von dem als asiatische Entlehnungen Bezeichneten wirklich unsemitisch ist, wird wohl meist auf die Hethiter zurückgehen. Die Namen Tiragannasa (Leibritter) Tiragatitasa (Oberster des Fremdvolkes von Nakbsu) und Tiragan sind besonders bemerkenswert, da sie den sprachlichen oder doch kulturellen Zusammenhang der Hethiter mit mehreren anderen Völkern beweisen, nicht nur mit den Kilikern, sondern auch mit armenischen Stämmen (von Nairi).

Max Müller giebt zu: Bekanntlich wohnte in vorindogermanischer Zeit einmal eine einheitliche (alarodische?) Bevölkerung durch ganz Kleinasien und Armenien bis an den Kaukasus, wo sie vielleicht noch Spuren hinterlassen hat; es drängt sich die Frage auf, ob auch die Hethiter zu diesem Stamme gehörten. Die Spuren hethitischer Denkmäler reichen bis an die äusserste Grenze Kleinasiens und Max Müller nennt die Gelehrten phantasiereich, welche daraus die Existenz eines gewaltigen vom

Hellespont bis nach Mesopotamien sich erstreckenden Reiches und Volkes geschlossen haben!

Für Südbabylonien haben uns die in Tello gemachten Funde nach Hommel eine Reihe von bildlichen Darstellungen teils auf Reliefen, teils abgebrochene Köpfe von Statuen, aus der Zeit von ca. 4000—3000 v. Chr. kennen lernen, welche uns zwei verschiedene Typen aufweisen; der eine ist charakterisiert durch einen mehr runden, aber meist glatt rasierten, stets aber bartlosen Kopf, mit leise vorstehenden Backenknochen, er ist der sumerisch-alarodische Typus, der andere ist mehr langschädelig, mit starkem schwarzen Haupthaar und lang herunterstreichendem Kinnbart, er ist der semitische, babylonisch-assyrische Typus. Wir können keinen Augenblick zweifeln, welcher von beiden für unsere Hethiter passt.

Es unterliegt jetzt wohl kaum einem Zweifel, schliesst Luschan seine Ausführungen in dem oft citierten Vortrage über die Juden, dass Hommels Alarodier und meine Armenoiden sich völlig decken und dass sie ebenso mit den Pelasgern zusammengebracht werden müssen, deren Sonderstellung H. Kiepert schon vor einem Menschenalter erkannt hat[1]). Seinen Ausgang zu diesem Schluss nahm Luschan von der Untersuchung des Volks der Tachdatschi (Brettschneider), die er zunächst in ihrer absichtlich isolierten und etwas verachteten Stellung, in ihrem Scheinmohammedismus und in ihren eigenartigen Sitten schilderte. Sodann wurde ihre Herkunft und Verwandtschaft wesentlich anthropologisch und an reichem Material (60000 Messungen und 3000 meist männlichen Photographien) untersucht, auch ein, wie es scheint, altlykischer Schädel herangezogen. Die niedrigen Langschädel Adalias und der Ostküste Lykiens ergaben sich als Nachkommen der Semiten, zum Teil als Griechen, das hypsibrachykephale Element der alten und jetzigen Bevölkerung Vorderasiens aber stimmt genau zum armenischen Volksstamme, der physisch homogen ist, und zwar schon seit langen Jahrhunderten.

An den Lichtbildern, die wir der Güte des Herrn Professor v. Luschan verdanken, lässt sich die auffallende Verwandtschaft und Uebereinstimmung der Schädeltypen für die Urbevölkerung zeigen. Von zwei Schädeln aus Adalia ist der kurze ganz typisch für die vorsemitische Urbevölkerung, die vor der semitischen Einwanderung in Syrien, deren Heros Eponymos Abraham ist, ganz Vorderasien inne hatte; der lange Schädel ist typisch für die echten Semiten. An Schädeln von Lykiern, Tachdatschis, Ansariehs, Armeniern mit übertrieben hethitischer Nase und deformierten, d. h. oben zusammengepressten Köpfen (wie es heute noch die Jürückenweiber mit ihren Kindern machen), sah man deutlich den hypsibrachykephalen Typus.

---

[1]) Vgl. auch Clarke Hyde, »on the inhabitants of Asia Minor previous to the time of the Greeks«, in the Transactions of the Ethnol. Soc. of London. March. 1865.

Die künstliche Deformation des Kinderschädels durch die Mütter beziehe ich auf die Sucht, dem stammfremden Unterjochten die Konstitution des herrschenden Volkes aufzuprägen. Wie lange übrigens solche Bräuche aus dem Altertum sich fortpflanzen, konnte man im Bilde bei einer Prostituierten von Damaskus an der höchst typischen Bemalung der Brauengegend und Verlängerung der Lidspalte durch Koḥl (vgl. Al-Kohol) erkennen, wie sie schon seit Jahrtausenden in Egypten und Vorderasien üblich ist.

Diesen ganzen Sachverhalt hatte, was Luschan entgangen ist, schon mit grossem Scharfsinn Ludwig Ross vermutet (Kleinasien und Deutschland 1850). Auf Armenien hatte auch G. Hirschfeld nach Denkmälern in seinen »Paphlag. Felsengräbern« 1885 und »Den Felsenreliefs in Kleinasien und die Hithiter« 1887 hingewiesen.

Als um 1120 Tiglatpileser I. von Assyrien seine Angriffe gegen Syrien richtet, existiert das grosse Chetareich nicht mehr. Die Cheta, assyrisch Chatti, von Karkāmiš bilden einen der kleineren Staaten Nordsyriens. Jensens Entzifferungsversuche der hatischen oder kilikischen Inschriften können wir hier nicht weiter verfolgen, doch auch er kam zu dem Schlusse, dass die Hethiter die Urarmenier waren, die dann später durch ihre nahe, fortwährende Berührung mit semitischen Völkern stark mit semitischem Typus versetzt wurden, und in der That sind die späteren dem achten Jahrhundert angehörigen, sehr fortgeschrittenen, grossartigen Skulpturen von Sendschirli bereits mit altsemitischen Inschriften vergesellschaftet.

Damit wäre für uns die hethitische Frage zu einem gewissen Abschlusse gebracht, wenn wir von den neuerdings von Schweiger-Lerchenfeld vorgebrachten Einwänden in der Oe. Mon. Schr. f. d. Orient (1896) absehen wollen, die sich besonders gegen Hommel, Sayce und Halévy richteten. Ehe wir, wie naturgemäss, zu den Armeniern übergehen, wollen wir noch der Volkssplitter gedenken, die sich in die grosse feste Masse der Urbevölkerung eindrängten oder von ihr abwichen. So grossmächtig und gewaltig die Eroberungen und vielleicht auch die kulturellen Einwirkungen der sich untereinander ablösenden Reiche der semitischen Babylonier und Assyrier, der arischen Meder und Perser in Vorderasien waren, die sich in Kleinasien vorzugsweise auf die Grenzlande Armenien und Kappadokien bezogen, so einschneidend und nachhaltig waren sie niemals, ethnologisch gesprochen, wie die Gräzisierung, die der Eroberungszug Alexanders des Grossen und später das Christentum im Gefolge hatten und der wir deshalb noch ein eigenes Kapitel widmen mussten.

Semitische Zunge scheint sich aus jener Zeit bis in die der persischen Herrschaft als Verwaltungssprache erhalten zu haben, da die Legenden der persischen Satrapenmünzen ganz Vorderasiens aramäisch abgefasst sind.

Will man für diese Einflüsse Babyloniens und Assyriens, wie Mediens und Persiens in Kleinasien eine Grenze setzen, so kann es nur der Halys und die centrale Wüste sein. Naumann ist sogar soweit gegangen, nach dem Vorgange von Ramsay, den Halys als die Grenze der orientalischen Schweinescheu anzusetzen. In der römischen Zeit wurde dann die Grenze für die griechisch-römische Kultur bis an den Euphrat verlegt, wo das unbesiegte Volk der Parther 250 vor bis 220 n. Chr. unter den Arsaciden den Damm gegen Hellenismus und das Römertum, unter den arabischen Khalifen und den Abbassiden (750—1258) den Damm gegen das Byzantinerreich und Christentum bildete, ein Damm, den die Seldschuken 1058 unter Togrulbeg, 1300 die Osmanen unter Osman I. und die Mongolen 1402 unter Timurlenk siegreich durchbrachen. Kaum jemals im Verlaufe ihrer mehrtausendjährigen Geschichte erscheint die Halbinsel an sich zu einer Staatseinheit verbunden, immer nur als ein Teil grösserer, zugleich seemächtiger Reiche, wie des persischen, makedonischen, römischen, osmanischen.

Sonst zerfiel sie in einen Gegensatz des Ostens und Westens, hier das lydische und pergamenische Reich, dort das medische, seleukidische, pontische.

Ueber die politischen und ethnographischen Veränderungen Vorderasiens geben die kleinen historischen Karten in Spruner-Sieglins Atlas vortreffliche Auskunft, besonders Karte 2. Die ethnographische Uebersicht der Länder der alten Welt mit der tabula Peutingeriana, 3. Egypten, 6. Oberasien zwischen Euphrat und Indus, 8. Das Persische Reich, 9. Das Reich Alexanders des Grossen, 10. Sechs Karten zur Geschichte Persiens und Vorderasiens in der Diadochen- und Partherzeit, 26. Das römische Reich unter Augustus, 27. Unter Trajan u. s. w. — Die ethnographischen Karten Kleinasiens No. 11. In der Perserzeit, 12. Zur Geschichte unter Krösus, 13. Unter den Römern, sind noch nicht erschienen und konnte ich auch durch wiederholte schriftliche Anfragen bei dem Herrn Herausgeber keine Auskunft bezw. Antwort über ihr Erscheinen erhalten.

Die Beziehungen Egyptens und der Pharaonen zu Kleinasien und umgekehrt sind in Dunkel gehüllt. Die geheimnisvollen »Enden des Meeres« waren den Verfassern der egyptischen Inschriften so unbekannt, wie das dunkelste Afrika. Verhältnismässig gut bestimmbar sind noch die Namen, welche Ramses III. als Genossen der Hethiter anführt, Verbündete oder Soldtruppen, 8000 Helden vor dem Fürsten, in denen man die Lykier, Dardaner und Mysier hat erkennen wollen. Die Philister, welche etwa 100 Jahre nach Ramses III. die Eroberung der Küste Palästinas unternahmen, nimmt Max Müller (nach einer Notiz bei Justin 18, 3, 5 vom rex Ascaloniorum) als Seevölker aus dem südwestlichen Kleinasien und den ägäischen Inseln. Ein ethnographisches Rätsel bieten uns die

Kolcher, die nach Herodots wunderlicher Angabe (II. 104) dunkelhäutig und kraushaarig waren wie die Egypter. Ins hellere Licht der Geschichte begeben wir uns mit den Einfällen der Skythen und Kimmerier.

III.

Mit Eduard Meyer bringt Hommel die Einfälle der (turanischen) Kimmerier, Skythen oder Saker in Beziehung zur Erhebung der Meder, ja zur Einführung der Iranier und Hethiter in die Weltgeschichte[1]). Nach dem Einfall der Meder in Assyrien 625, wie vordem bei dem Einfall der Kimmerier unter Assarhaddon, erfolgten die Einfälle der sakischen Skythen in Vorderasien (ihren Führer Madyas nennt Hommel eine Personifikation des Meders Madai). Jahre lang sollen sie nach Herodot Asien verwüstet und bis nach Ascalon vorgedrungen sein, und ebenso überschwemmten sie Kleinasien, wovon sich noch der Wiederhall 585 v. Chr. in dem von Hesekiel, Kap. 38, entworfenen Zukunftsbilde findet. Die feindlichen Barbarenhorden verliefen sich wieder, nachdem sie besonders im Norden (Armenien) und im Osten Kleinasiens (in Kappadokien) alles über den Haufen geworfen und zum Teil hier sitzen geblieben sein werden. Ueber die den skythischen Kurganen ähnlichen Grabhügel in Kleinasien haben wir schon gesprochen. Die historischen Kimmerier, welche um 660 in Lydien und Jonien einbrachen, beweisen nach Christs Annahme nichts für die Zeit Homers, da es umgekehrt grössere Wahrscheinlichkeit hat, dass diese räuberischen, aus dem dunklen Norden kommenden Horden von den Zeitgenossen mit den homerischen Kimmeriern (in der Odyssee *λ*. 14) verglichen und nach ihnen *Κιμμέριοι* benannt wurden, ähnlich, wie später die germanischen Völker des Nordens den Namen Cimbri, das ist eben *Κιμμέριοι* erhielten. Uebrigens stammt der Name *Κιμμέριοι* aus Innerasien, da in assyrischen Keilinschriften die nordischen Skythen Gimirai heissen, so dass sowohl die *Κιμμέριοι* (*λ*. 14), als die *Κήτειοι* (*λ*. 520), d. i. die Hethiter der Odyssee, ein Beweis sind, wie die Griechen Kleinasiens allmählich mit den grossen Reichen am Orontes und Euphrat Fühlung bekamen. (Christ, Griech. Litteratur Gesch. p. 44. 2. Aufl.).

IV.

Als das wichtigste Volk Kleinasiens muss uns aber ethnologisch das Volk der Armenier erscheinen. Die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben es in den Vordergrund unserer Teilnahme gedrängt und eine Sintflut von Litteratur hervorgerufen, die noch nicht abgelaufen ist. Wird

[1]) Vgl. Hommels Vortrag über Hethiter und Skythen in der Münchner Anthrop. Gesellschaft. Febr. 1898.

sie aber dies sein, so muss das, was sich daraus gerettet, wie einst die Arche Noahs, des armenischen Nationalheiligen, am Berge Ararat, dem Centrum Hoch-Armeniens, stehen bleiben. Armenien, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere und zwischen dem Taurus und Kaukasus gelegen, muss nach meiner Ansicht ethnologisch und geographisch zu Kleinasien gerechnet werden. Ueber die älteste Geschichte des Landes ist uns zuverlässige Kunde einmal durch die assyrischen Berichte, sodann durch die einheimischen Keilinschriften zuteil geworden, deren Entzifferung freilich erst versucht wird. Die Assyrer geben dem Lande den Namen Urartu, dem entspricht das biblische (2) Kön. 89, 37; Jer. 51, 37; Jes. 37, 38) Ararat, der einheimische Name dagegen ist nach seinem Hauptgotte Chaldis, (bei den Griechen daher die Chaldoi, fälschlich *Χαλδαῖοι* im Pontus) Chaldini. Diese ältesten Bewohner Armeniens sind von den späteren auf das schärfste durch die Sprache geschieden. Dieselbe ist nach Gelzer[1]) gleich dem Sumerischen und der einheimischen Sprache Susianas ein Idiom, das nach seinem Bau Verwandtschaft oder Analogie zu den ural-altaischen Sprachen aufweist. Ursprünglich wohl östlich vom Wansee ansässig, drangen die Uralaltäer oder Chalder später nach Süden und Westen vor. Eine hochbegabte thatkräftige Herrscherrasse hat hier ein Grossreich gegründet und nicht ohne Glück den Rivalitätskampf mit Assyrien aufgenommen. Hauptstadt desselben wurde die Gartenstadt Van-Tuspa mit ihrer unüberwindlichen Citadelle. Der dortige Tempel des Nationalgottes Chaldis war das Centrum des ganz theokratisch organisierten Reiches.

Der gewaltige Vorstoss indogermanischer Stämme, welcher mit dem Kimmeriereinbruch seinen Anfang nimmt, hat im 6. Jahrhundert auch Armenien mit einer völlig neuen indogermanischen Bevölkerungsschicht überflutet. Die Perser wie die Griechen gebrauchen für dieselben den Namen Armenier, Armina, während das Volk selbst diesen Namen nicht kennt. Professor Hommel denkt an die Vertauschung des alarodischen Idioms mit einem arischen, wobei das alarodische Suffix ni, angehängt an das alte Aram, als solches nicht gefühlt wurde. Die Armenier nennen sich Hayk, Plural von Hay, und ebenso oder Hayastan das Land und leiten sich von einem mythischen Stammvater Hayk ab. Zugewandert sind sie nach Gelzer möglicherweise aus Kilikien, nach Kretschmer und Hommel aus Thrakien und Phrygien. Denn nach den scharfsinnigen Ausführungen von Jensen hat es grosse Wahrscheinlichkeit für sich, sagt Gelzer[1]), dass die Sprache der sog. hithitischen Hieroglyphen das Altarmenische sei.

Damit stimmt überein, dass ihre Wohnsitze nach Herodot im Westen, in Kleinarmenien und dem Quellgebiet des Euphrat und Tigris, sich be-

[1]) Artikel „Armenien" in Herzog-Haucks Realencyklopädie.

finden, während im Osten, im Araxesthal, die Alarodier sitzen, die wir wohl richtig mit den Urartäern identifizieren. Jedenfalls besass aber die neueingewanderte indogermanische Erobererrasse so viel Assimilierungskraft, dass sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte die alte nationalfremde Urbevölkerung gänzlich in sich aufgesogen hat. Die früher von Lagarde u. a. angenommene enge Verwandtschaft der indogermanischen Armenier mit den Iraniern ist jetzt als vollkommen irrig aufgegeben. Alles iranische Sprachgut bei den Armeniern ist in historischer Zeit entlehnt.

Dagegen sind die zur Zeit erbittertsten Feinde des unglücklichen Volkes, ihre Peiniger und Herren, die Kurden, die selbst der osmanischen Regierung nur schwach gehorchen, ein iranisches Volk, das mit den Persern, Afghanen, Beludschen dieselbe Familie bildet; desto grösser freilich ist ihre anthropologische Differenz: Duhousset konstatiert an der beschränkten Zahl von Kurdenschädeln, die er messen konnte, eine ausgesprochene Breitköpfigkeit, Ernest Chantre fand den brachykephalen Typus mit dem Index 81,4 vorherrschend, wenngleich der mesokephale Typus ebenfalls vertreten ist; von Luschan dagegen nennt die Kurden Kleinasiens, an denen er seine Beobachtungen vornahm, gute Langschädel, ihre Haar- und Augenfarbe meist kastanienbraun; unter den persischen Kurden bemerkte Dr. Polak auffällig viele Blonde von förmlich germanischem Aussehen. Ich erkläre mir diese Differenzen, wie bei den Osmanen, aus der Vielweiberei und dem Frauenraub der mohammedanischen Kurden mit so begründeter starker Blutmischung. Oestlich vom Tigris bis weit in die unwegsamen Distrikte des Zagrosgebirges hausten diese wilden kriegerischen Stämme, die Kossaer des Altertums, die heutigen Kurden, deren Vorfahren, die Karduchen, uns Xenophon beschrieben hat. Ablehnen muss ich die Etymologie Naumanns von dem türkischen Worte kurd, Wolf.

Was die Qurti der assyrischen Keilinschriften anbetrifft, so hält sie Prof. Tomaschek nach freundlicher brieflicher Mitteilung mit Schrader für Kurden, unter der schwierigen Voraussetzung, dass sie ursprünglich ein alarodisch-kossäisches Aboriginervolk mit eigener Sprache gewesen waren, doch seit der altpersischen Herrschaft einen iranischen Dialekt angenommen haben.

Für die Geschichte Armeniens sind wir auf die griechisch-römischen Quellen angewiesen, da die einheimischen Berichte, mit Ausnahme der von Moses v. Choren aufbewahrten Bruchstücke, meist wertlos und spät erfunden sind. Nachdem die Armenier in ihren historischen Wohnsitzen sich festgesetzt, standen sie erst unter medischer, dann unter persischer Oberhoheit. Die makedonisch-römische Geschichte teilen sie mit dem Hauptlande. Der Uebertritt von König und Volk zum Christentum bedingte von jetzt an eine im Sinne von Rom wie Armenien gelegene,

durchaus römerfreundliche Politik, welche das Land in die Abhängigkeit der Arsaziden brachte. Das erste Jahrhundert der Chalifenherrschaft war trotz der verheerenden Kriegszüge eine Epoche nationalen und litterarischen Aufschwungs. Um so härter lastete unter den Abbassiden die Hand der arabischen Statthalter auf dem Lande. Aus Angst vor den einbrechenden Seldschuken traten 1021 Senekherim, der letzte Artsrunier, und 1045 Gazik der Bagratunier ihre Reiche an die Oströmer ab. Aber auch diese waren der furchtbaren Gefahr nicht gewachsen.

Die systematische grausige Verwüstung des Landes durch die Seldschukenhorden hat dem politischen und dem Kulturleben der Armenier in der Heimat den Todesstoss versetzt. Zahlreiche Armenier hatten sich während dieser Kriegszüge in den Taurus und nach Kilikien zurückgezogen. Um 1080 gründete hier Ruben, wahrscheinlich ein Bagratide, eine kleine Herrschaft und ward der Stifter der neuen Dynastie der Rubeniden. Seine tapferen Nachfolger eroberten nach und nach ganz Kilikien; mit Byzanz standen sie meist im übelsten Verhältnis; um so enger schlossen sie sich an die Kreuzfahrerstaaten an, wie denn auch dieses kleinarmenische Reich in Kilikien nach seiner inneren Organisation ein halbfranzösischer Feudalstaat war. Zeitun, die Hochburg des letzten kriegerischen Widerstandes 1896 der aufständischen Armenier gegen die Pforte, liegt in diesem Gebiete. Uns persönlich war auf unserer ganzen Reise durch dieses Gebiet gerade mit den Angehörigen dieses Volksstammes, so sehr er sich auch an uns drängte, die grösste Vorsicht und Zurückhaltung auferlegt.

Die heutigen ethnographischen Verhältnisse beleuchtet statistisch die Karte über die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei und in Russisch-Transkaukasien nach Val. Quinet von Gen. Lt. Selenoy und Seidlitz. (Petermanns Mitteilungen 1896.) Daraus ergab sich die für die panarmenischen Bestrebungen ungünstige Thatsache, dass die Armenier von 9 Vilajeten in keinem einzigen, von 25 Sandschaks, in welche die ersten 8 Vilajete eingeteilt sind, in 2 Sandschaks (Wan und Musch), von 129 Kasas der bezeichneten 25 Sandschake nur in 9 Kasas das numerische Uebergewicht haben. Wenn ferner Russisch-Transkaukasien 20 Prozent seiner Gesamtbevölkerung an Armeniern aufweist, so rechnet man in Ciskaukasien deren noch kein volles Prozent. Der ganze Kaukasus aber hat 13 Prozent armenischer Bevölkerung.

V.

Es wäre hier angezeigt, an die Betrachtung der Armenier die der ihnen stammverwandten Kappadoker und Phryger, als der im Altertum auf das Binnenland beschränkten arischen Gruppe zu reihen. Die Kappadoker, welche im Laufe der Geschichte viel persische Elemente in Sprache und Religion an sich zogen, können freilich nur schwer als indo-

germanisch angesprochen und bewiesen werden, so sehr sich auch ihr Landsmann Karolidis darum bemüht hat. Tomaschek hat mit Recht darauf hingewiesen, dass Zahlwörter wie linga 6, tatli oder tutli 7, matli oder mutli 8, danjar oder tsankar 9 sich aus keiner uns bekannten Sprache der Erde erklären lassen. Kretschmer will sie deshalb als »kleinasiatisch« bezeichnen und mit seinem Urteil warten, bis die pseudohethitischen Inschriften entziffert sind.

Einer freundlichen Mitteilung Professor Hommels verdanke ich den Hinweis auf die Verwandtschaft dieser Zahlwörter mit kaukasischen Sprachen, d. h. mit einzelnen Sprachgruppen aus dem Kaukasus.

Ich habe einem berufenen Fachgenossen auf diesem Gebiete, Herrn Dr. Marquart in Tübingen, eine vermutlich epichorische (altarmenische?) Inschrift aus dem Lande der tausend Höhlen, das uns mehr als ein Vierteljahr beherbergte, vom Ufer des Halys mitgebracht. Zugleich ist mir von meinem verehrten Gastfreund in Kleinasien, Anastasios Levidis, Ephoros der hieratischen Schule von Sindschidere bei Caesarea, eine Reihe von bilinguen Inschriften (epichorisch und griechisch) versprochen worden, eine Sendung, auf die ich mit Spannung warte. *Λεβίδης* ist der Verfasser der kappadokischen Kirchengeschichte. Athen 1885. *τύποις Δ. Α. Φεξῆ.*

Die altkappadokische Sprache verdiente, soweit sie noch festgestellt werden kann, eine gründliche Untersuchung, zum mindesten die oft erwähnte Schrift des Herrn Karolidis (Smyrna 1885) eine Uebersetzung oder Ueberarbeitung. Karolidis suchte mit ungenügenden Mitteln, aber mit grossem Fleisse aus dem Wortschatze der griechisch sprechenden Kappadoker diejenigen Wörter, welche sich in dem heutigen Schrift- oder dem antiken Griechisch nicht mehr finden, auf asiatische und zwar arische oder indische Verwandtschaft zurückzuführen, die meiste Aehnlichkeit fand er mit dem Altarmenischen. Wir müssen die Beweissführung des fleissigen und geistreichen Linguisten für misslungen erachten, weil sie sich bei den meisten Beispielen nicht auf morphologische lautphysiologische Gesetze stützt, sondern aufs Geradewohl nach den Zufälligkeiten des Gleichklanges entscheidet. Soviel ist aber trotzdem jetzt schon ersichtlich, dass wir es bei der Mosaik der noch jetzt erhaltenen und erkennbaren Reste mit einer Mischsprache gleich etwa der Albanesischen zu thun haben, deren Kern jedoch zur arischen Sprachfamilie und zwar zum armenischen Idiom gehört. Ed. Meyer, Geschichte des Königreichs Pontus[1]), hat die ethnographischen Verhältnisse Nordkleinasiens behandelt, während J. Marquart in seinen tiefgehenden Untersuchungen zur Geschichte von Eran[2]) die genealogischen und historischen Beziehungen Kappadokiens zu Persien

[1]) Leipzig, Engelmann, 1879, S. 14 ff.
[2]) Göttingen, Dieterich 1896.

klargelegt hat, auf die wir aber an dieser Stelle nicht mehr eingehen können. Die Verkehrsverhältnisse dieser Landschaft sind von Wilhelm Götz gründlich untersucht worden in der Abhandlung über die »Vorderasiatische Reichspoststrasse der persischen Grosskönige«[1]).

VI.

Wenden wir uns zu dem kulturell und historisch wichtigsten Volk der ganzen Halbinsel, den Griechen, so können wir schon jetzt mit mehr Sicherheit als früher behaupten, dass ihre Einwanderung und die damit verbundene Hellenisierung der autochthonen oder verwandten Stämme von Westen oder Norden übers Meer her oder von Thrakien aus begonnen hat; ein Hauptbeweis scheint mir darin zu liegen, dass je weiter nach Osten, desto dünner das griechische Element wird; schon der Halys bildet eine Scheide, nach dem Euphrat zu verschwindet es fast ganz; es hätte doch gerade bei der Zähigkeit dieses Stammes irgendwo ein fester Rückstand bleiben müssen, wenn sie von Osten und vom Lande her als Griechen eingewandert wären. Die griechischen Sagen führen selbst überall anders hin als nach Osten, Kekrops und Danaos kommen aus Egypten, Kadmos aus Sidon, Minos aus Phönicien, dagegen ziehen die Argonauten nach Kolchis, die Achäer nach Troja und Bundesgenossen der Trojaner sind wiederum Lykier, Mysier, Mäonier, Paphlagonier, Phryger, Thraker und Päonier, selbst Amazonen.

In historischer Zeit besiedeln äolische, jonische und dorische Kolonien die Küsten Kleinasiens und des Pontus und wandern die Flüsse aufwärts ins Land hinein, immer dünnere Fäden in das Innere sendend.

R. Virchow fand in alttrojanischen Gräbern den Schädeltypus der kleinasiatischen Griechen schon im 6. oder 5. Jahrhundert festgestellt; allmählich findet eine Durchsetzung mit brachykephalen Elementen statt; ist dieses aus Thrakien oder aus alten brachykephalen Elementen in Kleinasien (Armenien?) zu erklären? Letzteres nimmt v. Luschan an.

Aristoteles Neophytos hat den Distrikt seiner Heimat Kerasunt 1890 untersucht und denselben nach zwei Elementen geteilt gefunden, den einen mesobrachykephal mit dünner, feiner Nase hält er für den leidlich rein griechischen, den anderen überbrachykephal mit dickerer Nase für ein einheimisches (assyr.-chald.) Element, das nach der makedonischen Epoche gräzisiert wurde (l'Anthropologie 1890/91).

Bis auf Alexander den Grossen blieb Kleinasien unter persischer Herrschaft.

Vorher, d. h. vor 549, war Vorderkleinasien, das Reich des Krösus, lydisch, Ostkleinasien medisch gewesen. Die Freiheit, welche die Schlacht

---

[1]) Jahresber. der Münchner Geogr. Gesellsch. 1885, H. 10.

von Mykale 479 für die griechischen Städte gebracht hatte, ging im Antalkidasfrieden für sie wieder verloren, 387. Der überwiegend grösste Teil der Halbinsel erfreute sich aber unter persischem Regimente der Ruhe und Sicherheit; Dank der Umsicht der Regierung hob sich Handel und Wohlfahrt, Strassen wurden gebaut, die Bevölkerung mehrte sich; ich schätze sie nach Beloch für diese Zeit auf das Dreifache der jetzigen Zahl, mit Armenien, auf ca. 18 Millionen. Griechen bekleideten einflussreiche Stellen an dem Hofe von Susa und den Residenzen der Satrapen. Ein kosmopolitischer Zug geht schon durch die hellenische Welt, die später die Trägerin des Evangeliums werden sollte. Griechische Söldnerführer vollzogen die eigene Politik der Satrapen, griechische Söldner schützten in immer steigender Zahl die kleinen Höfe und vermittelten den Verkehr mit den untergebenen Städten.

So ist es vollauf verständlich, sagt Judeich (1892 Kleinasiatische Studien), wenn sich schon seit dem Ende des 5. Jahrhunderts hier der Boden ebnet für Reiche mit griechischer Kultur und gemischter, überwiegend sogar ungriechischer Bevölkerung unter un- oder halbgriechischen Fürsten (Commagene, Mithradates). In Griechenland wie in Asien haben wir die Elemente zu suchen, aus denen der den Orient erobernde Hellenismus herauswächst, dort die von einem kleinen, national, aber nicht politisch geeinigten Volke getragene, hochentwickelte Kultur, hier die in einer anderen alten, aber niedrigeren Kultur hinlebenden unerschöpflichen Volksmassen, zwischen beiden auch räumlich ein halbbarbarisches Königtum, welches kraftvoll beide zusammenzwingt und verschmilzt, welches mythisch im Griechentum wurzelt und den Herrschaftsbegrifi aus Asien übernimmt. Das Schwert dieser Idee war Alexander der Grosse, die Zunge war das Christentum. Alexander der Grosse sprach zu seinem Gesammtheere von Makedonern, Griechen und Persern griechisch, um verstanden zu werden.

Die Kriege der Diadochen und die Wirren nahmen nicht eher ein Ende, als bis die Römer ihre starke Hand auch über Kleinasien ausstreckten. In dieser Zeit stand aber noch einmal ein Asiate auf von armenisch-persischer Abkunft und griechischer Bildung, Mithradates Eupator, König von Pontus, der beinahe noch einmal ganz Kleinasien in seiner Hand vereinigt hätte. Als er starb, 63, schwand auch die Furcht der Römer vor seinem Einfall in Italien, der gesamte Widerstand des hellenischen Orients war für immer gebrochen und die römische Grenze auf Jahrhunderte an den Euphrat verlegt. Mithradates sprach (wie Kyros d. J.) die 23 Sprachen seiner heimatlichen Halbinsel, es mögen wohl Dialekte gewesen und die Kaukasus- und Krim-Völker mitgezählt sein. Ebenso ethnologisch wichtig ist die Thatsache, dass im Laufe eines Jahrhunderts sich über 200000 römische Ansiedler in Kleinasien niedergelassen, und zwar sowohl in den römischen Provinzen wie in den Schutzstaaten.

Vierzig Jahre ruchloser Ausbeutung hatten in den Herzen der Asianer und besonders der asianischen Griechen eine Unmenge von Hass, Rachedurst und Habsucht angesammelt; der Römer war wirklich, wie Mithradates an Leonippus schrieb, der gemeinsame Feind. Dem Eingreifen des Mithradates war es zu danken, dass das allgemeine Blutbad 88 v. Chr. auf die römischen Bürger, auf die Toga und die lateinische Sprache beschränkt blieb. Dennoch fielen 150000 Menschen der asianischen Vesper zum Opfer. Wer vermag zu leugnen, dass im Vergleich zu einem sozialen Blutbad, dessen einziger Zweck Raub und Plünderung ist, die Verbrechen des Rassenhasses und Fanatismus nicht einer gewissen Grösse entbehren? Wir haben dies in jüngster Zeit auf demselben Boden schaudernd miterlebt!

Als der hl. Paulus Kleinasien durchreiste, da kam er auch nach Ikonium und sprach griechisch und obwohl die Ikonier lykaonisch sprachen, verstanden sie ihn und alle Städte Asiens verstanden ihn, soweit er kam. Oder hat Paulus auch lykaonisch gesprochen? Unmöglich wäre es nicht, da Paulus von Tarsus stammte.

Die Galater, Kelten, welche 280 v. Chr. den Bundesstaat der Galater am Halys gründeten, also in der Diadochenzeit, können nicht sehr zahlreich gewesen sein. Ihr kriegerischer Erfolg zeugt für die Schwäche der makedonischen Machthaber und die feige Ohnmacht der Landesbewohner [1]).

Als das Christentum auftaucht, da überrascht es, in jeder bedeutenden Stadt eine angesehene jüdische Kolonie zu finden, während von irgend einer jüdischen Auswanderung nach Kleinasien weder in biblischen, noch profanen Schriftstellern des Altertums sich die mindeste Andeutung findet. Wir würden vor einem unlöslichen Rätsel stehen, wenn uns nicht das völlige Aufhören aller Nachrichten von den früher so viel erwähnten, mächtigen phönikischen Elementen in Kleinasien den Schlüssel böte [2]).

---

[1]) Für die germanische Herkunft der Galater, d. h. der Tektosagen, Trokmer und Tolistobojer, ist mit unermüdlichem Eifer Wieseler im Kommentar zum Galaterbriefe, S. 521 bis 528, und in besonderen Schriften eingetreten. Die deutsche Nationalität der kleinasiatischen Galater 1877. Zur Geschichte der kleinasiatischen Galater 1879. Untersuchung zur Geschichte der Religion der alten Germanen 1881, S. 1—51. Er erfuhr Widerspruch u. a. von W. Grimm, Theol. Studien und Kritiken 1876, S. 199—221 und Hertzberg ebendaselbst S. 525—541, 1878.

[2]) Herr Prof. E. Kuhn machte mich freundlichst auf die Abhandlung von Wichelhaus in der Zeitschr. der deutschen morgenländischen Gesellschaft (Lpz. 1851. V. 467f.) über das Exil der 10 Stämme Israels aufmerksam, in welcher der Einfluss der Juden in der Geschichte des Orients viel weiter und tieferdringend angenommen wird als gewöhnlich beobachtet werde. Demnach müssten wir eine jüdische Diaspora seit dem babylonischen Exil über ganz Vorderasien, also auch Kleinasien annehmen und in der That wird diese Thatsache aus der Bibel selbst bestätigt. In der Apostelgeschichte 2, 9 werden die zum Pfingstfeste in Jerusalem versammelten Juden aufgezählt: »Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadokien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Egypten und an den Enden der Libyen bei Kyrene und Ausländer von Rom, Juden und

Unter Antiochus Magnus hören wir auch von einer Judeneinwanderung (Flav. Joseph. Ant. Jud. 12, 3, 4) in Phrygien, mit welcher vielleicht die rohen, bei Demirli erhaltenen Felsengraffiti des siebenarmigen Leuchters in Zusammenhang stehen.

Zu Paulus' Zeiten redete das gemeine Volk in Ikonium noch lykaonisch, doch war alle höhere Bildung griechisch, da die christliche Religion im griechischen Gewande auftrat. So konnte Kleinasien das Land der sieben Kirchen werden.

VII.

Die Fortschritte des asianischen Christentums hat uns Ramsay meisterhaft geschildert[1]). Die drei Apostel des frühen Christentums, Basilius der Grosse von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz, waren Kappadoker, auf diese Zeit des 4. Jahrh. n. Chr. müssen wir auch die Entstehung der zahllosen Höhlenkirchen im Innern mit ihrem reichen Freskenschmuck zurückführen. Die grössten Leuchten der Kirche, die sich auf dem Konzil von Nicäa versammelten, waren Griechen aus Kleinasien, z. B. Marzellus von Angora, Eusebius von Nikomedien, Theognis von Nikäa, Maris von Chalkedon u. a.

Heutzutage blüht das Griechentum trotz aller Bedrückung, der der Ghiaur notwendig im theokratischen Staat des Islams ausgesetzt ist, im Kranze der ganzen anatolischen Küstenentwickelung; nur im Innern ist das Griechentum zum Teil sogar in der Liturgie dem Türkischen gewichen, aber hier setzt bei der jungen männlichen Generation die Propaganda und die Erziehung wieder ein. H. Kieperts historische Wandkarten griechischer Zunge hängen in allen Schulen des Orients (aus der Offizin von Dietrich Reimer in Berlin).

Seit der Niederwerfung der persischen Macht durch Heraklius 629 schienen die orientalischen Verhältnisse wohlgeordnet. Wie konnte man in Byzanz ahnen, dass ein geschichtsloses Land wie Arabien plötzlich, einem Meteor gleich, aufleuchten und Träger einer gewaltigen weltgeschichtlichen Zukunft werden sollte! Wie konnten die Römer voraus-

---

Judengenossen, Kreter und Araber: wir hören sie mit unseren Zungen die grossen Thaten Gottes reden.« Ebenso hören wir im 14. Kapitel, 5 und 19, von Juden in Ikonium, Lystra und Antiochien. Der Kirchenvater Orosius berichtet uns ferner (III, 7 hist. adv. pagan.), dass die Perserkönige Ochus und Artaxerxes zahlreiche Juden zur Auswanderung gezwungen und in Hyrkanien am Caspischen Meere angesiedelt haben: quos ibi usque in hodiernum diem amplissimis generis sui incrementis consistere atque exim quandoque erupturos opinio est, ein Satz, der uns die weite Verbreitung derselben auch von hier aus nach Vorderasien erklärlich macht. Ueber die am Pfingstfeste versammelten Kappadoker citiert Levidis in seiner kapp. Kirchengeschichte p. 44 seinen berühmten Landsmann, den hl. Gregor von Nazianz Or. 44, der natürlich dieselben ebenfalls für Juden aus der Diaspora erklärt, ohne aber zu entscheiden, ob sie aus dem babylonischen Exil hieher verschlagen oder von Antiochos hieher versetzt oder freiwillig ausgewandert waren.

[1]) The Roman Church in Asia Minor. 1894. The bishopries of Phrygia. 1896.

sehen, dass der glaubensfreudige Kriegsenthusiasmus des Islams dem Reiche so furchtbar werden sollte! Die ersten Einfälle der Muslimen, von keinem nennenswerten Erfolge begleitet, nahm man in Konstantinopel offenbar recht leicht. Als aber 634 das feste Bostra, die Hauptstadt der römischen Provinz Arabien, in die Hände der Gläubigen gefallen war, erschien Heraklius selbst in der syrischen Hauptstadt Antiochien. Allein seine Feldherrn kämpften unglücklich. 635 fiel Damaskus; die wichtigsten syrischen Städte kapitulierten, und 636 entschied die grosse Schlacht am Jarmuk endgiltig über das Schicksal Syriens. Die heilige Stadt Jerusalem, eben erst aus der Asche entstanden, wurde nach zweijähriger Belagerung 637 durch den Patriarchen Sophronius vertragsmässig an Omar übergeben. Mit der Eroberung von Mesopotamien und Edessa war der ganze Osten in die Hände der Araber gelangt. Die Sympathien der monophysitischen Christen standen vielfach auf Seiten der Eroberer und erklärten wenigstens zum Teil diese beispiellosen Erfolge. H. Gelzer, Abriss der byzantinischen Kaisergeschichte, stimmt dafür, dass diese grossen Territorialverluste des Reiches unter Heraklius demselben mittelbar Gewinn gebracht haben. Ausgeschieden waren die nationalfremden widerspenstigen Bevölkerungselemete. Die Bewohner Kleinasiens und der Hämushalbinsel, soweit sie den Kaisern gehorchten, bildeten eine nach Glaube und Sprache vollkommen(!) einheitliche Masse von zuverlässiger Loyalität. Wir versuchen weiter unten zu zeigen, dass dem nicht ganz so war. Hiezu kam die Organisation der Themenverfassung, welche auch die Karte Anatoliens umgestaltete (vgl. H. Kieperts *Πίναξ τοῦ μεσαιωνικοῦ ἑλληνισμοῦ κατὰ τὴν δεκάτην ἑκατονταετηρίδα* 1883).

Die Themeneinteilung veränderte das topographische und ethnologische Antlitz Kleinasiens nicht unwesentlich. Vergleichen wir die neuen Namen der Provinzen von West nach Ost *θέμα Σάμου, Κιβυραιωτῶν, Θρακησίων, Ὀψίκιον, Ὀπτίματον, Βουκελλαρίων, Ἀνατολικόν, Σελευκείας, Κύπρου, Καππαδοκίας, Χαρσίανον, Παφλαγόνων, Ἀρμενιακόν, Χαλδίας, Κολωνείας, Σεβαστείας, Μεσοποταμίας, Λυκάνδου*, mit den alten des römisch-makedonischen Reiches in Kieperts tabula Asiae minoris oder mit dem Kärtchen Eduard Meyers in Droysens Atlas Nr. 13, so können wir viel richtiger behaupten, dass durch die seldschukischen und türkischen Eroberungen nicht die alten griechischen Provinzial- und Völkernamen, sondern die der mittelalterlichen Themen hinweggetilgt und verwischt wurden.

Der arabische Einfluss unter den Chalifen überschritt niemals dauernd die Ketten des Taurus und Antitaurus. So läuft auch die byzantinische Reichsgrenze auf Kieperts oft citierter Karte (Berlin, Dietrich Reimer) (*Βασίλειον Ἀράβων*) und die heutige türkisch-arabische Sprachgrenze demgemäss.

Heutzutage zieht man für die Sprache des Koran eine Grenzlinie, welche von der Mündung des Wad-Kandil (ca. 5 St. nördl. von Ladikîje)

östlich zum Orontes, an diesem entlang nach Norden bis zu seiner Biegung nach Südwesten, von dort nordöstlich bis gegen Killis und Aintab und endlich direkt östlich zum Euphrat und Tigris läuft. Auf der ethnographischen Uebersichtskarte der Cernikschen Expedition, redigiert von A. Petermann (Gotha 1876, J. Perthes), zieht das arabische Rassengebiet von der syrischen Küste, von der es durch die Drusen, Maroniten und Nazairi ferngehalten wird, über den Euphrat und Tigris, ja über den Golf von Alexandrette bis Adana (als Enklave) und wird nördlich bei Beilan und Killis von den „Turkmenen" (richtiger Osmanen), bei Biredschik, Urfa, Nardin, Nisibis von den Kurden (und Jakobiten), östlich bei Mosul am Tigris, Erbil und Kerkuk wieder von den Kurden (Jeziden) und Turkmenen begrenzt.

Die konventionellen Weltgeschichten, sagt H. Gelzer a. a. O., sind voll Bewunderung für Karl Martell, der Abd-er-Rahman bei Poitiers schlug, und nicht mit Unrecht. Aber völlig vermissen wir in denselben die rechte Würdigung der viel gewaltigeren Grossthat Ostroms. Dieses hat in einhundertjährigem Ringen nicht einen letzten Ausläufer der Welteroberer zurückgewiesen, sondern den Vorstoss der arabischen Hauptmacht selbst ausgehalten. Der Brennpunkt und Herd der abendländischen Gesittung ist das damalige Kleinasien. Die neuen Dogmen, welche auf den zahlreichen Reichskonzilien der Christenwelt als wahre Lehre verkündigt wurden, sind von grossenteils kleinasiatischen Bischöfen ausgedacht worden. Kleinasiaten bildeten die Themata oder Heereskörper, welche den orientalischen Erbfeind zurückschlugen. Die von den Slaven überschwemmte europäische Reichshälfte kommt in diesen wie in den folgenden Jahrhunderten nur wenig in Betracht. Ein Umschwung trat erst ein durch die Erfolge des Bulgarentöters Basileios und die Verödung des Ostens infolge des Einbruches der „scheusslichen" Seldschuken.

Der furchtbare Entscheidungstag von Mantzikert 1071, wo Kaiser Romanos von Alp Arslan geschlagen und gefangen wurde, war die Todesstunde des byzantinischen Grossreiches. Mochten auch die Folgen in ihrer ganzen Entsetzlichkeit sich nicht gleich fühlbar machen, der Osten Kleinasiens, Armenien und Kappadokien, die Landschaften, denen so viele Kaiser und Generäle entstammten, und welche die eigentliche Kraft des Reiches repräsentierten, waren auf immer verloren und der Türke pflanzte auf den Trümmern altrömischer Herrlichkeit sein Nomadenzelt auf[1]).

VIII.

Schon lange vor dem Einfall der Seldschuken in Kleinasien hatten byzantinische Kaiser die granitenen Säulen und Werkstücke verlassener

[1]) The Westerly Driftings of the Nomads from the Fifth to the Nineteenth Century by H. Howorth. Journal of the Ethnogr. Society of London. N. S. 1868/69.

anatolischer Küstenstädte in vielen Schiffsladungen als bequemes Baumaterial für die zu errichtende oder zu erweiternde Mauer Konstantinopels hinbringen lassen, wo man sie heute noch sieht. Wenn aber die Küsten verödeten, wie mochte es im Binnenlande stehen? Hier hatte das alte einheimische Volkstum auf dem Lande im Gegensatz zu dem Griechentum in den Städten sich noch lange erhalten. Dadurch erklärt es sich, dass, als die seldschukischen Sultane in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Kleinasien einbrachen, von einem Volkswiderstande so gut wie gar nicht die Rede war, dass Suleiman 1072—1085 und Kylytsch Arslan 1092—1106 alsbald die ganze Halbinsel sich unterwerfen konnten. (Eduard Meyer a. a. O.).

Der goldene Doppeladler auf rotem Felde war das Wappen der Kaiser von Byzanz. Wie diese haben auch die Fürsten Kleinasiens den Doppeladler als Wappen erwählt: neben den Armeniern (von Ani) die Seldschuken, die ihn auf den in ihrem Landgebiet liegenden hethitischen Ruinen sahen.

Auf der Burg von Konia hielten die mächtigen Seldschuken-Sultane Hof. Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt, und prächtige Bauten entstanden. Aber dieser Blüteperiode machten die Einfälle der Mongolen ein Ende, bis endlich das Geschlecht der Osmanen auch Konia seinem weiten Herrschergebiete zufügte. Im Laufe eines Jahrhunderts hatte dieser aus Innerasien kommende türkische Stamm von den Ufern des Jaxartes aus erst Iran, dann Medien, Mesopotamien, das Chalifenreich von Bagdad und endlich auch Kleinasien unter seine Oberhoheit gebracht, ein gewaltiges Ländergebiet, das sich von den Grenzen Indiens bis an das Aegäische Meer erstreckte und verschiedenen von dem Gründer der seldschukischen Dynastie abstammenden Fürstengeschlechtern unterthan war.

Sarres Entzifferung der arabischen Inschriften in Konia hat 1896 erwiesen, dass die seldschukische Kunst vorzugsweise von persischen Baumeistern und Handwerkern ausgeübt wurde.

In diese Zeit mag wohl, zwar nicht nach seiner Entstehung, aber nach den geschilderten ethnographischen Zuständen, die Tiergeschichte des *Πουλολόγος* gehören. Den reichsten Stoff zu Schmähungen liefert das bunte Gewimmel der den Byzantinern benachbarten Völker; die heftigen Hiebe auf die Franken, Vlachen, Bulgaren, Tartaren und Chazaren versetzen den Leser schon ganz in die Atmosphäre der modernen Nationalitätenkonflikte. Die Henne wirft dem *χαρχαντοῦς* vor, er stamme aus Rom, die Drossel schilt den Uhu Tartarenschädel, Bulgarensprössling, der Häher nennt seine Gegnerin *παιδόνα*, eine Sklavin der Franken, und rühmt sich selbst seiner rhomäischen Abkunft, u. s. w. (Krumbacher, byzant. Lit.-Gesch.)

19*

IX.

Was aber das Griechentum, unterstützt von der christlichen Religion in einem Jahrtausend nicht vermocht hatte, das war dem islamitischen Türkentum binnen weniger als einem Jahrhundert gelungen. Das Innere Kleinasiens hatte wieder eine feste Nationalität, und zwar die türkische, gewonnen. Durch diesen Umstand waren die Folgen der deutschen Siege in den Kreuzzügen wieder ausgemerzt, sobald nur die Heere weiter gezogen waren. Der Türke war der Herr, der Nichttürke der Sklave. Durch Apostasie aber erwarb letzterer mit der herrschenden Religion die herrschende Nationalität; welch' eine Anreizung für die von den griechischen Städten aus nicht sowohl regierten, als vielmehr ausgesogenen, nichtgriechischen Stämme, zum Islam überzutreten und sich türkische Sprache und Sitte anzueignen! So bildete sich denn aus Kappadokern, Kilikiern, Lykaoniern, Phrygiern vermischt mit türkischen Eroberern unter dem nivellierenden Einfluss des Islams eine türkische Kernbevölkerung, innerhalb welcher ein geringer Bruchteil der früheren Gesamteinwohnerschaft dem christlichen Glauben treu blieb. Unter der sinkenden Seldschukenherrschaft, die sich 1092 in eine Reihe von Sultanaten zersplitterte, schien das islamitische Gebot des steten Kampfes gegen die Ungläubigen vergessen. Unter diesen Umständen konnte der wenig zahlreiche, aus dem fernen Balkh (Baktrien) eingewanderte Stamm der Oghusen eine ihm sonst nicht zustehende Wichtigkeit erlangen. Ertogrul, sein Fürst, gewann einen festen Wohnsitz im nordwestlichen Phrygien, aus welchem er den Krieg in das benachbarte christliche Grenzland Bithynien trug. Es dauerte nur ein halbes Jahrhundert, bis die Eroberung dieses Landes Ertogruls Sohn Osman, nach welchem hinfort der Stamm sich nannte, und dessen Sohn Orchan gelungen war. Obwohl die Seldschuken sogar mit christlichen Fürsten Bündnisse schlossen, erlangten sie dadurch nichts, als dass sie dem Gegner einen gerechteren Anlass gaben, sich ihre Gebiete zu unterwerfen. (E. Meyer a. a. O.).

So fielen 1300 Karassy (Mysien), Aidin (Lydien), Sarukhan (Pergamon), Germian (Lykien), Hamid (Phrygien), Bosaük (Kappadokien), Kastamuni (Paphlagonien), Dschanik (Pontus) und zuletzt Karaman (Kilikien) in die Hände der Osmanen.

Eine Karte Kleinasiens aus dem 16. Jahrhundert, Natolia quae olim Asia minor, in meinem Besitze, gibt folgende türkische Provinznamen, welche die alten ganz verdrängt haben: Becsangil, Sarcum, Aldinelli, Mentese, Germian, Chintaie, Bolli, Chiangare, Caramania, Roni, Amasia, Suvas, Cenech, Pecian, Anadole, Bozoch[1]).

[1]) Clarke Hyde on the topographical Nomenclature of Turkish Asia Minor. The Anthr. Review 1867.

Es gelang diesen turk-tatarischen Horden, die oghusische Idee der Verbrüderung aller waffenfähigen Männer zum Kampf wider die Ungläubigen über sämtliche anatolische Stämme zu verbreiten und Kleinasien zu einem einzigen Heerlager zu gestalten. Wenn auch später das Schwergewicht des Reiches (1365 Adrianopel Residenz, 1389 Schlacht auf dem Amselfelde, 1453 Konstantinopel, 1516 Syrien, 1517 Egypten erobert) mit Konstantinopels Eroberung nach Europa verlegt wurde, so war es den Sultanen niemals zweifelhaft, dass der eigentliche Sitz ihrer Macht Anatolien das speziell muslimische Land sei. Trotz der Missregierung weichlicher Sultane und der Beamtenwillkür, trotz des Emporkommens der Derebeis, d. h. Thalfürsten, wurde die Einheit des Reiches gewahrt und besonders durch den Janitscharen-Henker (1827) Mahmud II. fester als je wieder aufgerichtet. Noch in unserem Jahrhundert bekannten sich die Lasen, die seit dem 6. Jahrhundert der griechischen Kirche angehört hatten, zum Islam (E. Meyer a. a. O.).

Welch' kräftiger Konzentration das osmanische Reich, Dank seiner durch Deutsche geleiteten Reorganisation, jetzt noch fähig ist, das hat sein erfolgreicher Widerstand gegen die armenische wie die griechische Erhebung deutlich gezeigt. Als wir es im Jahre 1896 von einem Ende zum anderen durchzogen, da war von Jaffa bis Konia und Angora und von hier bis Kaisarieh und Stambul das ganze Land schon in ein Heerlager verwandelt.

Die Reinheit der türkischen Rasse aber ging zu Grunde. Ueber den Ursprung des Türkenvolkes haben uns erst jüngst die in Sibirien am Jenissei aufgefundenen köktürkischen Inschriften[1]) belehrt, die Prof. E. Oberhummer schon in der Münchener Anthrop. Gesellschaft besprochen hat (1897 C.-Bl. 1, S. 4). Die Verwandtschaft zwischen Türken und Mongolen ist nach Vambéry in physischer Beziehung eine grössere als zwischen Türken und Ugriern, noch deutlicher tritt dieses Verhältnis zwischen Türken und Mongolen auf dem Felde der Sprachvergleichung hervor. In somatischer Beziehung lassen die Osmanen heutzutage kaum mehr eine Spur ihrer Ahnen erkennen. Diese stattlichen, würdigen Gestalten und die vollwangigen, grossäugigen Frauen mit ihren etwas eckigen Zügen erinnern mehr an Armenier, Tscherkessen und Griechen als an Chinesen und Japaner.

Da ich wegen dieser Ansicht nach einem Vortrage in der M. Anthropologischen Gesellschaft von befreundeter Seite getadelt wurde, freut es mich, in Vambérys Autorität nachträglich eine Stütze zu finden. (Der Islam im 19. Jahrhundert 1875 p. o.)

[1]) W. Bang über die köktürkische Inschrift auf der Südseite des Kül Tägin-Denkmals. Lpz., Harrassowitz 1896. Zu den köktürkischen Inschriften der Mongolei. Leiden. Brill. 1896, und im T'oung pao. Leiden. Dezemb. 1897. Radloff und Barthold, die historische Bedeutung der alttürkischen Inschriften. St. Petersb. 1897.

Unter dem Sammelnamen von Osmanli muss ein Mischvolk par excellence verstanden werden, dem einerseits ein mächtiger Teil slavischen, armenischen, griechischen und andererseits semitischen, d. h. arabischen Elements zu Grunde liegt und das in seiner physischen Erscheinung, ich wiederhole dies, auch nicht die geringste Spur des turanischen Rassentypus besitzt. Ganz anders verhält es sich natürlich mit den geistigen Eigenschaften, d. h. mit dem Nationalcharakter der Osmanli. Karl Human hat in einem Vortrage in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1880 die ethnologischen Verhältnisse Kleinasiens der Gegenwart, soweit sie die Provinz Smyrna (Aidin) betreffen, scharf beleuchtet. Was er über die Gründe des Rückganges des Osmanentums gegenüber dem siegreich vordringenden Hellenismus vorbringt (Rekrutierung der jungen Männer, Kindsabtreibung bei den Frauen u. v. a.), habe ich im Lande im einzelnen nicht beobachten und bestätigen können, so oft ich auch darauf die Rede brachte.

Nicht selten findet man den Araber-, und mit diesem den Negertypus vertreten. Und es wäre ein Wunder, wenn es nicht so wäre. Abgesehen von den noch rassereinen Wanderstämmen der Turkmenen und Jürüken[1]) haben wir also eine durchaus gemischte Rasse vor uns. Wir brauchen nur an die Tausende von Griechinnen, Tscherkessinnen, Armenierinnen zu denken, die in den Harems der Eroberer verschwanden, ja die oft mit ihren männlichen Verwandten zum höchsten Einfluss gelangten, ich erinnere an die Tausende der schönsten Knaben, die alljährlich seit 1520, d. h. seit Sultan Soliman dem Prächtigen, für die Janitscharenregimenter ausgehoben wurden.

Der Wortschatz des Osmanisch-Türkischen erweist sich in Folge dessen der etymologischen Analyse als ein ziemlich bunt zusammengesetzter. Zu den alten einheimischen Elementen, welche den Zusammenhang des Osmanischen mit den ost- und nordtürkischen Dialekten begründen, hat die Annahme des Islams durch die Osmanen eine so grosse Anzahl arabischer und persischer gefügt, dass sie, wenigstens in der Sprache der Litteratur und der Gebildeten den alten, echt türkischen Grundstock des Wörterbuchs völlig überwuchern. Die Kluft zwischen der Sprache des Volks und der des Gebildeten ist derartig, dass, wie Vambery bezeugt und wie ich setbst zu beobachten glaubte, in der Gesellschaft von Effendis eine geheime Konversation geführt werden kann, ohne dass die anwesenden türkischen Diener die türkische Sprache ihrer Herren verständen. Eine etymologische Durchmusterung entdeckt aber ausserdem noch Griechisches, Lateinisches und Romanisches, Slavisches und Magyarisches, ja sogar Deutsches und Englisches im Wörtervorrat des Osmanisch-Türkischen (Gustav Meyer: Türkische Studien, Wien 1893).

[1]) Bent, the Ansairee, The Yourouks of Asia Minor, Journ. of the Anthr. Institute 1890.

Was mochten dem gegenüber die wenigen Tartaren bedeuten, die seit dem 1402 über Kleinasien dahinbrausenden Mongolensturm Tamerlans hier zurückgeblieben waren! Wichtiger waren schon die Einwanderungen in Kleinasien seit den Russenkriegen mit der Pforte, 1787 werden die Krimtartaren russisch, 1829 erhält Russland Achaldsik südlich des Kaukasus, 1830 wird Griechenland frei (Gleichstellung der Moslim mit den Christen), 1878 Hocharmenien mit Kars russisch, Bosnien und Herzegowina österreichisch, Cypern englisch, die Folge war, dass eine Menge von Moslimen, besonders aber Tartaren, Tscherkessen und bulgarischer Muhadschir nach dem türkischen Reiche flüchtete und in Anatolien sich ansiedelte. Bilden die Tscherkessen gleich ihren stammfremden Nachbarn, den Kurden, das unruhigste Element der Halbinsel, so sind die slavischen Bosniaken für den anatolischen Bauern geradezu ein Vorbild des Fleisses und des Fortschrittes.

»Den Russen ist es gelungen, die turk-tartarischen Stämme fast europäisch umzugestalten. Dem mächtigen Geiste der abendländischen Bildung gegenüber ist jeder Trotz des Islams vergebens, nur die Zeitdauer wird eine längere, der Erfolg aber immer derselbe bleiben. Am günstigsten aber ständen allerdings die Chancen des zumeist nach Südwesten vorgerückten Ringes der grossen türkischen Völkerkette, da hier, ich meine bei den Osmanen, der Nationalgeist trotz des tödlichen Giftes des (antinationalen) Islams schon einigermassen wachgerufen worden ist, und da man hier in Nachahmung der nationalen Tendenzen Europas die Fahnen des Türkentums wieder hochfliegen lässt. Auch das griechisch-armenische und slavische Grundelement dieser Pseudotürken spräche für einen Erfolg, wenn eben Europa nicht mit der ganzen Wucht seiner Macht diesem Repräsentanten des Türkentums zu Leibe ginge. Es ist kaum denklich, dass man dem heute schon aus Europa verdrängten Osmanen es gestatten wird, in Asien sich zu sammeln und die hinter ihm bis nach China hin echelonnierten stammesverwandten Elemente in seinen Interessenkreis zu ziehen. Dies wird der vom Standpunkt der Selbsterhaltung berechtigte Egoismus und die Ländergier der abendländischen Mächte wohl nimmer zugeben. Die staatliche Unabhängigkeit des osmanischen Türkentums kann daher nur von kurzer Dauer sein, und mit ihm wird wohl der letzte Zweig jenes Menschenstammes fallen, der Jahrtausende hindurch auf die Geschicke Asiens und Europas von riesigem Einflusse gewesen, der wohl früh genug aus der Steppenheimat auf die Suche nach einem kulturfähigen Boden aufgebrochen, infolge des in seinem innersten Wesen wohnenden Wandertriebes und wegen der vorgefundenen ethnischen und politischen Constellationen aber nie eher zur Ruhe kommen konnte, als bis er von dem Kulturmenschen der Neuzeit hiezu gezwungen worden war.«

Ich möchte nicht mit diesen pessimistischen Worten Vambérys, des sonst besten Türkenkenners, schliessen, ohne darauf hinzuweisen, dass für eine

Wiedergeburt des Orients mindestens dieselbe Hoffnung besteht, wie sie für ein noch hoffnungsloseres Land, Egypten, eingetreten ist. Wird es gelingen, die theokratische Mauer des Islams, die den Osmanen noch von Europa trennt, langsam niederzulegen, dann wird der Volksstamm, der dem Armenier das Geld, dem Franken die Wissenschaft, dem Tscherkessen die Schönheit, sich selbst aber die Majestät (saltanat) zuerkennt, gerade aus der glücklichen Mischung mit diesen Völkern, aus der er körperlich teilweise hervorgegangen ist, gewiss die sittliche und geistige Kraft schöpfen, um den Pfaden, die ihm jetzt im türkischen Reiche die politische Freundschaft Deutschlands und in Anatolien die deutschen Eisenbahnen weisen, friedsam zu folgen zum Ruhme deutscher Industrie und Wissenschaft.



II. Abteilung.

KAPITEL XVII.

Höhenmessungen.

Ausgeführt von Dr. **H. Zimmerer.**

Wir waren mit einem Taschenaneroid versehen, welches vor und nach der Reise von der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg geprüft und mit der Nummer 152 bezeichnet worden ist. Die Ergebnisse beider Prüfungen sind in der nachstehenden Zusammenstellung enthalten:

Bei	Juli 1896	Mai 1897	Aneroid zeigt jetzt
	Bei abnehmendem Druck		
760 mm	— 4,5 mm	— 6,3 mm	1,8 mm höher
720 »	— 3,7 »	— 4,6 »	0,9 » »
680 »	— 4,4 »	— 4,2 »	0,2 mm niedriger
640 »	— 5,7 »	— 4,1 »	1,6 » »
600 »	— 7,7 »	— 5,6 »	2,1 » »
nach 13 Stunden			
600 mm	— 7,4 »	— 5,1 »	2,3 » »
570 »	— 8,4 »	— 6,1 »	2,3 » »
540 »	— 9,2 »	— 6,0 »	3,2 » »
nach 1 Stunde			
540 mm	— 9,0 »	— 6,2 »	2,8 » »
	Bei zunehmendem Druck		
570 mm	— 7,5 mm	— 4,2 mm	3,3 mm niedriger
600 »	— 5,8 »	— 4,0 »	1,8 » »
nach 15 Stunden			
600 mm	— 5,8 »	— 3,9 »	1,9 » »
640 »	— 3,2 »	— 2,0 »	1,2 » »
680 »	— 1,8 »	— 1,8 »	unverändert
720 »	— 1,2 »	— 2,7 »	1,5 mm höher
760 »	— 2,1 »	— 3,9 »	1,8 » »
nach 15 Stunden			
760 mm	— 2,3 »	— 4,7 »	2,4 » »
nach 2 Tagen			
760 mm	— 2,5 »	— 5,4 »	3,0 » »

Hieraus ergiebt sich, dass die Angaben des Instruments in der Zwischenzeit Veränderungen erlitten haben, und zwar oberhalb 700 mm anders als unterhalb 700 mm. Es wird damit wieder die Erfahrung bestätigt, dass kleinere sogenannte Reiseaneroide wenig zuverlässige Angaben liefern.

Auch die Temperatur-Korrektion hat sich inzwischen geändert. Sie betrug:

im Juli 1896		im Mai 1897	
bei 774 mm	— 0,07 mm	bei 767 mm	— 0,04 mm
» 748 »	— 0,06 »	» 744 »	— 0,03 »
» 722 »	— 0,05 »	» 722 »	— 0,02 »
» 695 »	— 0,04 »	» 700 »	— 0,01 »
» 669 »	— 0,03 »	» 678 »	0,00 »
» 643 »	— 0,02 »	» 656 »	+ 0,01 »
» 616 »	— 0,01 »	» 634 »	+ 0,02 »
» 590 »	0,00 »	» 611 »	+ 0,03 »
» 564 »	+ 0,01 »	» 589 »	+ 0,04 »
» 537 »	+ 0,02 »	» 567 »	+ 0,05 »
		» 545 »	+ 0,06 »

Die Beobachtungen geschahen in unregelmässigen Zeitabständen, jedoch genau mit der Uhr täglich vor dem Aufbruch und nach der Ankunft im Quartier, auf jedem Halteplatz und an allen geographisch wichtigen Punkten. Die Temperatur wurde sowohl von dem Thermometer im Aneroid, als von einem Schleuderthermometer abgelesen. Für die Berechnung wurde eine Vergleichung korrespondierender Quecksilber-Barometer-Beobachtungen nötig gefunden und hierzu die meteorologischen Stationen von Beirût, Alexandrien, Tiflis und Konstantinopel gewählt und ihre Zahlen mit den unsrigen interpoliert. Die Tabellen dieser Orte verdanke ich durch gütigen Beirat des Herrn Dr. Friedrich Erk, Direktor der bayerischen Centralstation in München, dem gütigen Entgegenkommen der K. K. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus und deren Direktor, Herrn Dr. J. M. Pernter in Wien, sowie des Observatoire Physique Central de Russie in St. Petersburg, Herrn Akademiker M. Rykatschew. Die Umrechnung der einzelnen Barometerstände in Höhenwerte vollzog ich mit Hilfe der barometrischen Höhentafeln von Jordan in Neumayers Anleitung zu w. Beobachtungen auf Reisen (Berlin 1888, I, p. 105 ff.).

Die vollständige Ausrechnung der interpolierten Werte für meine Beobachtungspunkte besorgte in liebenswürdigster Weise Herr Franz von Schwarz, Observator des erdmagnetischen Observatoriums an der K. Sternwarte in München. Die gefundenen Zahlen wurden entsprechend ihrem Annäherungswerte abgerundet. Im nachstehenden Verzeichnis sind alle vom 11. August bis zum 31. Dezember 1896 ausgeführten Höhenbestimmungen zusammengestellt. Die mit * bezeichneten Höhen geben die Seehöhe der

Stationen nach bereits anderwärts festgelegten Messungen. Da, wo die Höhen aus mehreren an verschiedenen Tagen angestellten Beobachtungen abgeleitet sind, ist die Anzahl der Bestimmungen in Klammern der Höhenangabe beigefügt. Wegen der grossen Entfernung der vier meteorologischen Stationen von meinen Beobachtungspunkten kann man eine grosse Genauigkeit natürlich nicht erwarten. Einen Anhaltspunkt zur Beurteilung derselben können die Höhenmessungen in Newscheher liefern, wo ich an 33 verschiedenen Tagen folgende Werte erhalten habe:

Newscheher.

Datum	Ortszeit	Höhe in Meter	Abweichung vom Mittel	Bemerk.	Datum	Ortszeit	Höhe in Meter	Abweichung vom Mittel	Bemerk.
4. Oktober	7 h p.	1361	− 7	im Hause oben	30. Oktober	6 h p.	1375	+ 7	
7. »	8 h a.	1367	− 1		1. November	9 h a.	1387	+ 19	
17. »	6 h p.	1378	+ 10		2. »	10 h a.	1350	− 18	
19. »	9 h a.	1366	− 2		3. »	9 h a.	1370	+ 2	
19. »	10 h p.	1362	− 6		4. »	10 h a.	1368	0	
21. »	10 h a.	1372	+ 4		5. »	9 h a.	1346	− 22	
22. »	9 h a.	1376	+ 8		24. »	11 h a.	1383	+ 15	
24. »	7 h p.	1385	+ 17		24. »	12 h m.	1399	+ 31	
25. »	5 h p.	1390	+ 22		26. »	9 h a.	1358	+ 10	
26. »	9 h a.	1332	− 36		28. »	10 h a.	1399	+ 31	
26. »	9 h p.	1375	− 7		1. Dezember	10 h a.	1364	− 4	Schnee
27. »	10 h a.	1377	+ 9		3. »	10 h a.	1353	− 15	»
27. »	11 h p.	1357	− 11		4. »	10 h a.	1399	+ 31	»
28. »	10 h a.	1368	0		16. »	6 h p.	1336	− 32	
28. »	10 h p.	1362	− 6		17. »	9 h a.	1358	− 10	
29. »	9 h a.	1357	− 11		19. »	9 h p.	1337	− 31	
29. »	9 h p.	1357	− 11						

Verzeichnis der Höhenmessungen.

Beobachtungsort	Meereshöhe in Meter	Beobachtungsort	Meereshöhe in Meter
Beirût	90	Hasja	930
» am Hafen	35*	Homs	650
Ain Sôfar, Libanon	1330	Orontesbrücke	480
Libanonpass	1650	Hamah	420
Damaskus	820	Taijibe	510
Bachhaltestelle	790	Maarat	710
Kuteifeh	1090	Serakib	510
Nebek	1430	Sirbe	410
Buredsch	1260	Aleppo	550 (3)

Beobachtungsort	Meereshöhe in Meter	Beobachtungsort	Meereshöhe in Meter
Tokat	630	Tusköi am Halys (2)	960
El Hammam	280	Akschy Aghyl (2)	1050
Unterer Beilânpass, portae Syriae	760	Kirscheher (2)	1070
Oberer Beilânpass	870	Öküs Aghyl am Halys (3)	960
Beilândorf	670	Tschykyn Aghyl am Halys (3)	980
Alexandrette	120?	Kekellyköi (2)	960
Pajas	150?	Buus am Halys (2)	840
Kurdkulak	240	Buus, Dorf, oben (2)	880
Missis	160	Buushügel	1070
Adana	140	Köprüköi (3)	810
Tschakyttschai Chan	210	Hadschi Bekir	960
Im Guzul-oluch Chan	1350	Paschadagh, 1. Gipfel	1350
Gullekboghaz = portae Ciliciae	1380	» 2. »	1360
Passfestung	1470	» 3. »	1310
Takir Chan	1380	Basch Chan am Tuz Göl (2)	1030
Tschifte Chan im Taurus (2)	1080	Kotsch Hissar (4)	1110
Ovadschigi (Dorf)	1520?	Aladscha (2)	1200
Kilisse-hissar (Tyana)	1300	Taschderler (2)	1210
Nigdeh (2)	1410	Indsche Su (2)	1190
Hassanköi	1440	Talas (9)	1270
Melegob (2)	1460	Topada (2)	1320
Newscheher (im Standquartier) (33)	1370	Akserâï (2)	1010
Newscheher am Bache (2)	1330	Sultanchan (2)	990
Ürgüb (14)	1210	Obruk (2)	1070
Tschimenlihügel } bei Ürgüb	1290	Diwanlar	1110
Demirkapuhügel } bei Ürgüb	1320	Konia (2)	1040
Sinasos	1260	» Bahnhof	1028*
Arebsun am Halys	1000	auf Kieperts Karte	1150
Kilissa Burun	1640	auf Sarres Karte	1064
Sivridagh (2 Berge bei Newscheher)	1760		

KAPITEL XVIII.

Griechische Inschriften.

Bearbeitet von Dr. **Theodor Preger,** München.

Der Zweck der Reise lag nicht auf epigraphischem Gebiete. Gleichwohl haben die beiden Forscher auch hierauf ihr Augenmerk gerichtet; leider führte in Kappadokien ihr Weg durch eine Gegend, die, wie es scheint, nicht sehr reich an Inschriften ist. Auch verhinderte manchmal der Mangel an Zeit, weitergehende Nachforschungen anzustellen oder, wie in Obruk, die entdeckten Steine abzuklatschen. Herr Dr. Zimmerer nahm dann wenigstens eine eilige Abschrift.

Von den 18 neuen Inschriften fallen 10 auf Kappadokien, 8 auf Obruk in Lykaonien. Aus letzterem Ort sind, wie ich einer freundlichen Mitteilung Eugen Hulas entnehme, noch keine Inschriften bekannt, wiewohl Sarre und vor ihm Sterrett den Ort passierten. Der dortige Chan soll nach den Mitteilungen der Reisenden in seinen Mauern eine überaus grosse Anzahl von antiken Baustücken und Inschriften bergen, von denen die kopierten acht nur ein kleiner Bruchteil sind. Auch auf dem Friedhofe sollen noch antike Inschriftsteine sich befinden. Es muss zweifellos an dieser Stelle oder in unmittelbarer Nähe eine alte Ortsanlage gesucht werden. R. Kiepert hat auf der dem Werke Sarres beigegebenen Karte hier Pyrgos angesetzt, das nach der Tabula Peutingeriana zwischen Ikonium und Soatra, 20 Meilen von ersterem entfernt, lag. Der moderne Name klingt etwas an, aber die Entfernung stimmt nicht: von Konia bis Obruk sind ca. 60 km. Hier können nur Inschriften und an Ort und Stelle gefundene Münzen Aufschluss geben. Es würde sich gewiss verlohnen, das von der Bahnstation Konia verhältnismässig leicht zu erreichende Obruk aufzusuchen und das noch vorhandene epigraphische Material für die Wissenschaft nutzbar zu machen[1]). — Die kappadokischen Inschriften verteilen

[1]) Auf der Karte in Sarres Buch wird bei dem ca. 40 km nw. von Obruk gelegenen Süwerek bemerkt, dass dort viele griechische Inschriften seien; doch teilt der Herausgeber keine einzige mit.

sich auf sieben Fundorte, von denen nur einer[1]), Kotsch-Hissar, bis jetzt epigraphisches Material geliefert hat (CIG 4196 sq.).

Inhaltlich sind die 18 Inschriften, die zum grössten Teil von Grabsteinen stammen, herzlich unbedeutend; doch bieten sie wegen sprachlicher Eigentümlichkeiten, sowie wegen einzelner Namen immerhin einiges Interesse. Keine Inschrift ist älter als das erste nachchristliche Jahrhundert; die meisten jünger als das zweite; eine stammt sogar aus dem 13. Jahrhundert. Eine genauere chronologische Fixierung ist bei den wenigen datierten Inschriften jener Gegend Kleinasiens zur Zeit unmöglich.

1. Hassaköi *(Ναξός)* in der Vorhalle der kleineren Kirche über dem Thürsturz. Höhe ca. 35 cm, Breite 32 cm. Abklatsch, sehr schwer lesbar.

\ K Ξ Δ C N I C T	*Μα]κεδονὶς τ-*
K Y T A T H	*ῇ γλυ]κυτάτῃ*
H I I N	*ἀδελφιδ?]ῇ . . .*
I I ı Γ E N E O	*. . . . . τῇ]γεν(ν)εο-*
A T H K E C E M N	*τ]άτῃ κὲ σεμν-*
A T H M N H M	*οτ]άτῃ μνήμ-*
ꟷ C X A P I N E	*η]ς χάριν ε . . .*
ꟷ C ‹ A	*. . . .*

1\. Ein anderer Name als *Μακεδονίς* ist nicht wohl denkbar; die männliche Form *Μακεδών* kommt des öfteren in Kleinasien vor: Ath. Mitt. 14, 91 (Phrygien), Journ. of hell. St. XI 164 (Lykaonien). 8. Nach dem A scheint kein Buchstabe mehr auf dem Stein zu stehen.

2. Vakyr Chan *(Τροχός)* in der Vorhalle der Kirche, rechts von der Thür. Höhe 45 cm, Breite 34 cm. Buchstabenhöhe 5 cm. Abklatsch.

⊦ Є T Ȣ C ς̄ Ψ	+ Ἔτους ς ψ
Ξ Ʒ Є N Δ I K T I O N̊	ξ̄ζ̄ ἐνδικτιῶνο(ς)
B MꟷNH Φ^Є Є I C	β̄ μηνὴ Φε(βρουαρίῳ) εἰς
K ᴾ K O I Mꟷ C I C	κ̄(β̄?) · κοίμησις
M Є Λ Є T . . .	Μελετ[ίου . . . .

Das Jahr 6767 der Welt entspricht dem Jahr 1258/9 n. Chr. Meletios starb also am 22. (?) Februar 1259. Merkwürdig ist die Angabe des Monatstages mit *εἰς* ohne Artikel, wofür mir Parallelen fehlen. Auch die Form *ἐνδικτιών* für *ἰνδικτιών* ist bemerkenswert; sie findet sich z. B. auch CIG 8690 und Bull. Corr. hell. VII 22. Die Veränderung ist schwerlich dadurch zu erklären, dass man in gelehrter Reminiscenz *ἐν* für das lateinische »in« setzte;

[1]) Ich entnehme das den Scheden des Corpus der kleinasiatischen Inschriften, welche Benndorf für die beiden Reisenden bereitwilligst kopieren liess.

vielmehr dürfte die Schreibung mit der nasalen Aussprache der Silbe zusammenhängen und ähnlich zu beurteilen sein wie der romanische Vokalwechsel in entrare u. ä. *Κοίμησις* anstatt des gewöhnlichen *κοιμητήριον* findet sich auch Inscr. gr. It. et Sic. 119 (*κοίμησις Θεοδότου*: Syrakus) und Notizie degli scavi 1893, p. 291 (ebendaher). Sterrett An epigr. journey n. 363. — Die Buchstabenformen für *ξ* und *ζ* sind der Cursive entlehnt. **ʒ** für *ζ* scheint sonst nicht belegt. In früherer Zeit, auf einem Stein von Hierapolis, bedeutet diese Buchstabenform sogar *ξ* (Altertümer von Hierapolis n. 331).

3. Kirscheher, im Hause des Hadschi Artrig(?). Grosse Platte, oben gebrochen. Höhe ca. 1,50 m, Breite ca. 1 m. Zu beiden Seiten eingeritzte Architektur, in der oberen Hälfte ein Baum und ein Kreuz. Abschrift Zimmerers.

Ε Ν Θ Α Κ Α Τ Α Κ Ι Τ Ε	*Ἔνθα κατακῖτε*
Ο Τ Ι C Ε Υ Λ Α Β ȣ C	*ὁ τῖς εὐλαβοῦς*
ΜΝΗΜΗC Θ Ε Ο Δ Ο Τ Ο C	*μνήμης Θεόδοτος*
Δ Ι Α Κ Ο Ν Κ Ε Κ Ι Μ Ι Λ Ι	*διάκον κὲ κιμιλι-*
Α Ρ Χ Ι C	*άρχις.*

Die Angehörigen des Diakons und Cimelienverwalters scheinen, nach der Orthographie zu urteilen, nicht sehr gebildet gewesen zu sein. *Διάκων* für *διάκονος*, wie *ἔγγων* für *ἔγγονος*, ist eine gut byzantinische Bildung. Die Form kommt auch in Inschrift No. 17 und bei Schriftstellern vor.

4. Ebenda, bei Gregorios Kerverelidis, horizontal auf dem Boden. Inschriftfläche 30×42 cm. Buchstabenhöhe 4 cm. Sorgfältige Buchstaben. Ueber der Inschrift eine Guirlande. Abklatsch und Abschrift Zimmerers.

Α Π Ο Λ Λ Ω Ν Ι Ο C	*Ἀπολλώνιος*
Α Θ Η Ν Α Ε Ι Δ Ι Κ Α Ι	*Ἀθηναεῖδι καὶ*
Α Ν Τ Ε Ι Γ Ο Ν Ω Τ Ο Ι C	*Ἀντειγόνῳ τοῖς*
Α Δ Ε Λ Φ Ο Ι C Μ Ν Η Μ	*ἀδελφοῖς μνήμ-*
Η C Ε Ν Ε Κ Α	*ης ἕνεκα.*

5. Ebenda im Hof an der Wand. Profilierte Basis, auf deren oberem vorspringenden Teil die zwei ersten Zeilen stehen. Inschriftfläche 28×20 cm. Abklatsch.

Λ C Κ Λ Η Π Ι Ω Κ Ε Υ Γ Ι Α	*Ἀσκληπιῷ κὲ Ὑγίᾳ.*
Φ Α Μ Α Ι Ν Ο C Β Υ Π Α Τ Ι Κ Ο Υ Θ Ε Ρ Α Π Ε Υ Θ Ι C Α Ν Ε Θ Η	*Φαμαινὸς β′ (= Φαμαινοῦ) ὑπατικοῦ θεραπευθὶς ἀνέθη.*

Nach dem Η der letzten Zeile stand kein weiterer Buchstabe; die Form *ἀνέθη* findet sich auch in Antiochia Pisidiae, Sterrett An epigr. journey n. 143; sie ist eine gelehrte, aus *ἀνέθεμεν* abgeleitete Bildung, so gut wie *ἔδων* CIG 3964,5 aus Apamea Kibotos (wozu man vergleiche Schweizer, Grammatik der pergamenischen Inschriften S. 184). — Der Name *Φαμαινός* oder vielmehr *Φαμενός* »der Weissager, Fatuus« ist oxytoniertes Particip, wie *Τεισαμενός Ἀλεξαμενός* und ähnliche. Er ist sonst, wie es scheint, nur einmal sicher belegt. Nach Sophocles fr. 361 N. hiess nämlich so der Sohn des Wahrsagers Teiresias. An der anderen von Pape-Benseler angeführten Stelle (Philet. fr. 13, (so!) in Anthol. lyr. ed.[2] Bgk.) beruht der Name auf der Schreibung des Herausgebers für das überlieferte *φάμενος*.

6. Ebenda auf dem Hügel der neuen Moschee. Der Stein kam dort beim Ausheben des Grundes für einen Neubau zum Vorschein und dürfte jetzt verschleppt sein. Inschriftfläche 30×34 cm. Abklatsch.

Η Ρ Α Τ Ι Κ Α Ι Ν Є Κ Υ Є Ϲ Ι Ν
Є Π Α Υ Ρ Є Μ Є Ν Η Ν Δ Α Ν Є
Κ Α Λ Λ Ο Υ Ϲ Α Ν Α Τ Ο Λ Ι Ϲ
Ο Τ Ι Τ Α Χ Ο Ϲ Є Δ Ρ Α
Μ Є Ν Є Ι Ϲ Α Є Ι Δ Α Є Λ Ι
Ν Α Δ Є Ν Θ Α Λ Α Μ Ο Ι
Π Α Τ Η Ρ Φ Ι Λ Ο Ϲ Є Λ Π Ι
Δ Ι Ο Ϲ Η Δ Є Ν Υ Ν Μ Η
Τ Η Ρ Α Ν Τ Ι Π Α Τ Ρ Α ω
Μ Ο Ξ Α Ν Є Ρ Α Τ Ο Υ Π Є
Δ Ο Ϲ Α Π Ο Φ Θ Ι Μ Є
Ν Ο Υ

Ἦ ῥά τι καὶ νεκύεσ(σ)ιν | ἐπαυρέμεν ἥνδανε | κάλλους,
Ἀνατόλις | ὅτ(τ)ι τάχος ἔδρα | μεν εἰς Ἀείδα.
ἔλι | να δ' ἐν θαλάμοι[ς] | πατὴρ φίλος Ἐλ-πί | διος ἠδὲ νῦν μή | τηρ Ἀντιπάτρα
ᾦ | μοξαν ἐρατοῦ πε | δὸς ἀποφθιμέ νου.

In das zweite Distichon sind die Namen von Vater und Mutter ohne Rücksicht auf das Versmass eingefügt. Auch sonst sind die Verse nicht tadellos; durch die Ergänzung *θαλάμοι[σι]* aufzuhelfen, verbietet der Stein, der nach dem Ι höchstens für einen Buchstaben noch Raum bietet. *ο* für *ω*, *ε* für *αι*, *ει* für *ι* und die Vernachlässigung der Konsonantenverdoppelung sind nicht auffallend. Die Lesung *ἔλινα* = *αἴλινα* verdanke ich Jos. Menrad.

Der Jüngling, an dessen Schönheit sich auch die Toten unten im Hades erfreuen wollen, hiess Anatolios; *Ἀνατόλις* ist die vulgäre Form dieses Namens. Beispiele für diese Verschleifung der Endsilbe *ιος*, die besonders bei Eigennamen häufig ist, giebt Buresch, Aus Lydien, p. 73. In einigen Inschriften aus Syrakus haben die Herausgeber diese Erscheinung nicht berücksichtigt. So ist Notizie degli scavi 1893 p. 291 n. 53 *Πασχάσις* = *Πασχάσιος*; ibid. p. 306 n. 109 und 1895 p. 503 n. 222 ist *Ἰενάρις (Ἰανουάριος)* zu schreiben; Abhandl. der Münchner Akademie phil. Kl. Bd. 20 p. 820 n. 4 ist *Ἀφροδίσης* nicht Aphrodises, sondern Aphrodisis resp. Aphrodisios.

7. Tschykyn Aghyl am Halys. Giebelbekrönte Stele, jetzt als Schwellenstein eines Stalles benutzt, in der Nähe des Friedhofs; ca. 1 m hoch, 25 cm breit. Abklatsch und Abschrift Zimmerers.

T P O K O N
Δ I M O T H C
T A T T I
T H M H T P I
E Y N O I A C
E N E K E N

Τροκονδιμότης Τάττι τῇ μητρὶ εὐνοίας ἕνεκεν.

Die Inschrift ist deshalb interessant, weil sie zwei echt kleinasiatische Namen enthält. *Τροκονδιμότης* ist nur eine andere Form für *Ταρκονδίμοτος*, wie einige von Strabo und Dio Cassius erwähnte kilikische Könige zu den Zeiten des Augustus hiessen. Ueber diese und nah verwandte Namen haben Sachau, Zeitschrift für Assyriologie VII S. 90 ff., und Kretschmer, Gesch. d. griech. Sprache S. 363 und 367, gehandelt. Der Name der Mutter gehört zu der Gruppe der in Kleinasien überaus häufigen Lallnamen; auch hierüber vgl. Kretschmer S. 348 und Buresch, Aus Lydien S. 3.

8. Hadschi Bekir II. Ein als Stadelschwelle dienender Stein, ca. 1 m hoch, 1/2 m breit, 1/4 m dick. Sorgfältige Buchstaben mit Apices. Abklatsch und Abschrift Zimmerers.

C A Λ Λ O Y C T I O C Є I
P H N A I O C C Ω T H P I X Ω
Y I Ω ꟿ N H ꟿ H C X A P I N

Σαλλούστιος Εἰρηναῖος Σωτηρίχῳ υἱῷ μνήμης χάριν.

9. Kotsch-Hissar am Salzsee, im Hause des Kadi. Säulenbasis, die von dem ca. eine Stunde entfernten Usunowá am Salzsee stammen soll, ca. 1/2 m breit, 3/4 m hoch. Abklatsch und Abschrift Zimmerers.

K Λ A Y Δ I A ꟿ O Y NE ω C
// Δ I ω A N Δ P I E P E N I
ω Π ω Λ I ω N I ꟿ N ꟿ O
C Y N C N

Κλαυδία Μουνέως [ἰ]δίῳ ἀνδρὶ Ἐρεν(ν)ίῳ Πωλίωνι μνημόσυν[ο]ν.

Z. 1 giebt Zimmerers Abschrift KΛAYΔIANOYNEωC; ich glaube aber auf dem Abklatsch an 8. Stelle sicher ein ꟿ zu erkennen. Der Name *Μουνεύς* ist auffallend. Er gehört vielleicht zu den Namen semitischen Stammes, die Wetzstein, Abhandlungen der Berliner Akad. 1863, aus Syrien gesammelt hat. Vgl. *Μογνίου* Wetzstein n. 143, *Μοενάου* n. 95, *Μοένου* CIG. 4576, *Μουνίου* CIG 4612. Doch könnte man auch an eine Gräcisierung des in Kleinasien nicht seltenen römischen Namens Munatius denken. — Z. 4 giebt die Abschrift CYNHN; auf dem Abklatsch ist der Buchstabe nicht deutlich, doch entspricht, was zu sehen ist, eher einem O.

20*

10. Aladscha, im Hofe des Musafyr Odásy (Fremdenherberge); Stele ca. 1 m hoch, 0,25 m breit. In der Mitte ist eine Rinne eingemeisselt und hat so einen Teil der Buchstaben vernichtet. Ueber der Inschrift scheint ein Ornament in Form eines Kranzes oder einer Guirlande zu sein. Abschrift Zimmerers.

Φ Ι Λ Ο	Μ Ο C	*Φιλό[τι]μος* (oder *Φιλό[δη]μος*)
Λ Α Μ Π	) Τ Η Γ Υ	*Λάμπ[ρῳ] τῇ γυναικὶ [μνήμ]ης*
Ν Α Ι Κ Ι Ν	Ι Η C	*ἕνε[κα].*
Ε Ν Ε		

Der Frauenname *Λάμπρον* kommt auch sonst vor.

11. Obruk. Säule im Vesirchan als Eckpfeiler eines Thores benutzt. Sowohl rechts wie links sind Buchstaben unter den Steinen der anstossenden Mauern verdeckt. Höhe der Säule ca. $2^1/_2$ m. Abschrift Zimmerers.

Π Ρ Ο Ι Ι Ο	*Προῖτος?*
Λ Ο Τ Ι Ι Ι Ι	*ἐφιλοτιμήσατο?*
Χ \ Ι Ι Λ Ι Λ	
Θ Θ Ο Φ Υ	*θεοφύ[λακτ . .*
C Ͻ Ν Η	
Δ Є C Π	*δεσπ[ότ . . .*
Α Λ Λ Ι	
Ο Υ C Ν Δ	
Γ Σ Α Μ Ο Μ Ι S	
Π Ι Ι Ν Π Ο	
Ο Ι Κ Ο Υ C	*οἴκους*
Π Ο Α S	
Ι	

Leider lässt sich nur hie und da ein Wort vermuten.

12. Ebenda; im 2. Thorbogen des Chans verkehrt eingemauert; über der Inschrift Kreis mit Ornament. Höhe ca. $^3/_4$ m, Breite ca. 0,25 m. Oben gebrochen. Abschrift Zimmerers.

Χ Μ V	
Λ Є Ο Ν Τ Ι	
Ο C Τ Η Γ Λ Υ	
Κ Υ Τ Α Τ Η	*Χ(ριστός) Μ(ιχαήλ) <Γ>αβριήλ.*
Μ Ο Υ Μ Η Τ	*Λεόντιος τῇ γλυκυτάτῃ μου μητ[ρ]ὶ Ζωῇ*
Ε Ι Ζ Ω Η / Ν Ε	*[ἀ]νέστησ[ον] στήλη(ν) μνήμης χ[άριν*
C Τ Η C //// C Τ	
Η Λ Η Μ Ν Η	
Μ Η C Χ ////	

Die erste Zeile ist wohl verlesen für ΧΜΓ; vgl. n. 18. Diese Buchstabengruppe kommt auf christlichen Grabschriften des öftern in dem benachbarten Syrien vor, vereinzelt auch sonst, so in Athen Bull. C. H. II 31, an der Westküste Kleinasiens Bull. C. H. 1894 p. 24. In Rom und Syrakus finden wir sie mit einem Namen im Genetiv als Stempel verwendet. Schon Le Bas hatte die richtige Auflösung vorgeschlagen; gesichert hat sie de Rossi Bull. di arch. crist. 1870 p. 7 sqq. und 115 sqq. Vgl. auch Führer, Abh. der b. Ak. phil. Kl. 20. Bd. p. 821, und Crostarosa, Nuovo Bull. di arch. crist. 1896 p. 53 und p 79 sqq. — Ob Zeile 7 *ἀνέστησον στήλην* oder *ἀνέστησα ἰστήλην* zu schreiben ist, lässt sich nicht ausmachen; zu den Formen vgl. n. 13 u. 17.

13. Ebenda im Chan unter dem Thorgang. C. 1/2 m hoch, 1/4 m breit. Ueber der Inschrift ein Kreisornament. Abschrift Zimmerers.

Ε Μ Ι Λ Ι Ο C Γ
Ο Ν Τ Ι Ο C Τ
Γ Λ Υ Κ Υ Τ Α Τ (
Μ Ο Υ Π Α Τ Ρ Ι
Α Π Ι Α Α Ν Ε C
Τ Η C Α Ι C Τ Η Λ Η
Μ Ν Η Μ Η C Χ Α Ρ
. . . : / / /

Εμίλιος [Π]όντιος τ[ῷ] γλυκυτάτ[ῳ] μου πατρὶ Ἀπίᾳ ἀνέστησα ἰστήλη[ν] μνήμης χάρ[ιν.

Der Name *Ἀπίας* gehört zu der Gruppe der kleinasiatischen Lallnamen, s. Kretschmer l. l. p. 347. Für das prothetische *ι*, das uns in *ἰστήλη* hier und in No. 17, vielleicht auch in No. 12 entgegentritt, giebt es eine ansehnliche Zahl von Beispielen, jedoch nur aus Kleinasien; sie sind zuletzt gesammelt und besprochen von Schweizer, Gramm. der pergamenischen Inschriften p. 103; dazu kommt noch eine Inschrift aus dem nicht sehr weit von Obruk gelegenen Dewejukluköi beim Salzsee, s. Sarre Arch.-ep. Mitt. aus Oesterr. 19 (1896) p. 33: *εὐνὴ* (wohl *εὐχὴ* zu schreiben) *Εἰωάννου Εἰσκρίβωνος* i. e. *Ἰωάννου Ἰσκρίβωνος*[1]).

14. u. 15. Ebenda, zwei Steine im Chan vermauert. Abschrift Zimmerers.

Α Υ Ρ
Ι
Τ Η
Ρ Ι

Ε Ρ Ε C Τ Λ
Β Ρ Ε Χ

[1] Vgl. jetzt auch Dieterich, Untersuchungen zur Gesch. der gr. Sprache S. 34 ff; Journal of hell. Studies 1898 p. 126 n. 88 und 89 aus Phrygien (ἰστήλλην und εἰσπουδίων

16. Ebenda. Abschrift Zimmerers.

Ο C Τ Ρ Α Ι Α	*Καίσαρ[ος Τραια]νοῦ?*
Ξ Ρ Є Υ C Δ Ι C	*ἀρχι]ερεὺς δὶς?* . oder
⁻ Ο Υ Τ Є Ν	*ἱερεὺς Διὸ[ς μεγίστου?*

17. Ebenda; ca. 1 m hoch, 1/2 m breit. Abschrift Zimmerers.

Α V Θ Α Τ Ω Μ Ο Є Ι Ω Δ Ο Μ Ν Ω Α Γ Ν Ω Δ Є Ι Α /// Ο Ν Ι Є C Τ Η C Ο Ν Ι C Τ Η Λ Η Ν Μ Η Μ Η C Κ Α Ρ Ι Ν	*Αυθατω? Μο[υκ]είῳ Δόμνῳ ἀγνῷ δεινά[κ]οντι ἔστησον ἰστήλην μ(ν)ήμης χάριν.*

Der Name dessen, der dem Mucius Domnus die Grabstele setzte, ist schwer zu entziffern. Das ΤΩ kann schwerlich der Artikel sein, da dieser vor dem Namen des Verstorbenen kaum stehen kann. Vielleicht sind die zwei ersten Buchstaben Abkürzung für *Αὐρηλία* (s. z. B. Altertümer von Hierapolis p. 198), so dass für den Namen *Θατώ (Ὀατώ?)* übrig bliebe. *Ναννώ, Νουνώ* kommen in Kleinasien als Frauennamen vor. *Ἔστησον* für *ἔστησα* ist nicht zu beanstanden; Verwechselung der Endungen des 1. und 2. Aorists ist im Vulgärgriechischen und Byzantinischen häufig; siehe Buresch, Aus Lydien S. 11 f. (*ἔζησον, ἠγοράσομεν*), cf. *ἱεράσετο* Sterrett An epigr. journ. n. 60[1]). Auch die Vernachlässigung der Aspiration in *κάριν* ist im späteren Griechisch nicht selten und findet sich zumal in Kleinasien sehr oft. So erscheint *ὄκλος* neben *ὄχλος* in derselben Inschrift des öfteren Sterrett An epigr. journey n. 72—75, *ὑποκωρήσει* ibid. n. 52, *εὐκήν* n. 83, *Σύμακος* (für *Σύμμαχος*) n. 72, *ἐστεπάνωσε* n. 47,10 und n. 52, *ἔνοκος* n. 31. Die umgekehrte Erscheinung geht damit natürlich parallel; so *γυναιχί* n. 67, *χύριε* n. 255, *Νειχομάχου* The Wolfe expedition n. 422, *Φάνφιλα* Buresch, Aus Lydien n. 25 mit Anm., *ἐξέρχετα* (für exercitus) und ähnliches in byzant. Texten.

18. Ebenda in der Oelpresse. Die Inschrift konnte von Zimmerer nur beim trüben Schein einiger Oellampen abgeschrieben werden, so dass vieles unsicher bleiben musste. Ueber dem Epigramm Kreisornament. (Die Wiedergabe der Inschrift siehe am Anfang der folgenden Seite.)

Ueber die Formel ΜΓ vergl. No. 12. Vielleicht stand hier Χ auf dem verlornen, obersten Teil des Steines. Die Inschrift bestand jedenfalls

für σπουδαίων). — Uebrigens haben wir möglicherweise in unserer Inschrift am Schluss der vorletzten Zeile kein ν zu ergänzen, sondern den Schwund dieses Konsonanten im Auslaut zu konstatieren; vgl. n. 17 und Dieterich l. l. p. 88 ff.

[1]) Vgl. jetzt Dieterich l. l.² p. 239.

М Γ
Π Α C Ι Κ Ρ Α Τ Ο Υ Κ Ο Υ
Ρ Η Π Ο Α Υ Κ Α Λ Ι C Τ Η
Γ Λ Υ Κ Υ Θ Υ Μ Ν Η Θ Α Κ
Ε Δ Ε Ν Ε Α Λ Α Μ ω Π
Α Ν Α ω Ρ Ι Α Ε Ρ Γ Ι Δ Υ
Γ Α Μ Ν Ι Α Ν Π Ο Ι Η C Α
Μ Ε Ν Ε C C Α Κ Ι Ν Θ Ι Α Α
Ν Ο C Π Ο Ϲ Ι Ϲ Α Υ Τ Η
Γ Ε Ν Δ Ε Λ Ι Θ ω // Ο Α
Ν ω Γ Ρ Α Υ Α C Ε Π Ε
Θ Η Κ Ε Ν Η Γ Υ Ν ΚΗ

Μ(ιχαήλ) Γ(αβριήλ)
Πασικράτου κούρη πολὺ καλ(λ)ίστη
Γλυκυθύμ(η)
ἤθα(ν)ε(ν) ἐν (θ)αλάμῳ παναωρία . . .
. . . . . ? Κινθιλανὸς πόσις αὐτῆ(ς).
ἐν δὲ λίθῳ [ξ]όαν[ον] γρά(ψ)ας
ἐπέθηκε ⟨νη⟩ γυνηκ[ί?]

aus vier Hexametern; doch vermag ich aus der Abschrift vieles nicht zu entziffern. Der Genetiv *Πασικράτου* für *-ους* ist in der Vulgärsprache häufig. Nicht belegt ist der Name *Γλυκυθύμη*. — Zeile 2. *ἤθανεν* wie *ἠκόσμησεν* Sterrett the Wolfe exped. n. 62, Hatzidakis Einleitung p. 72[1]); oder *ἢ θάνεν*? Am Schlusse der Zeile schlägt Menrad *ἔργα ἰδυῖα* vor; im nächsten Vers *μνᾶμα ποιησάμενος*. Aber wir verlangen ein Verbum finitum, das zu *ἐπέθηκε* im Gegensatz steht. Wie der Gatte der Glykythyme hiess, steht nicht fest; auch die Lesung der letzten Zeile ist zweifelhaft; mein Text ist nur Vermutung. Der letzte Buchstabe der Abschrift sieht wie eine Vermengung von Η und Κ aus. Steht so wirklich auf dem Stein? Jedenfalls ist *ἐπέθηκεν ἡ γυνή* inhaltlich unmöglich.

[1]) Vgl. jetzt Dieterich l. l. p. 212.

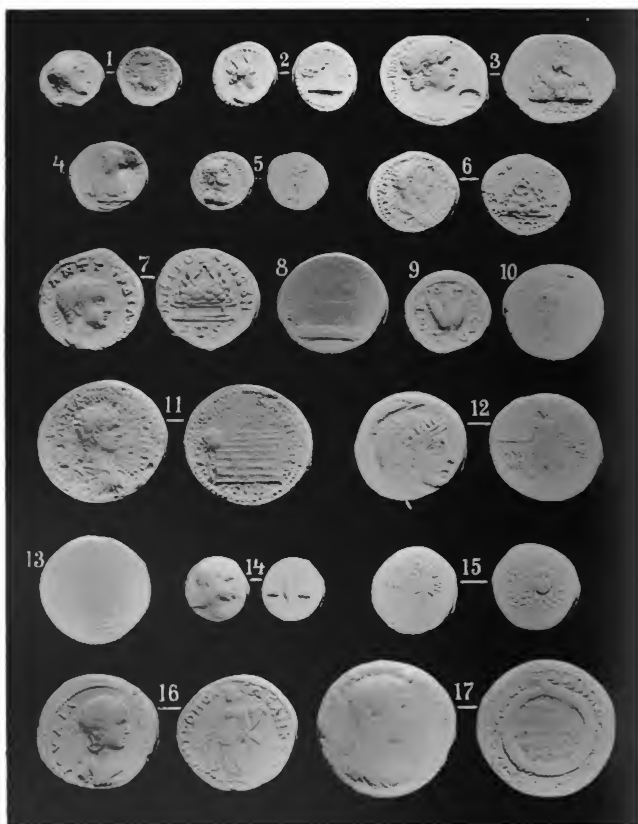


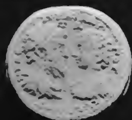
KAPITEL XIX.

Münzen.

Bearbeitet von Professor Dr. **Hans Riggauer**, München.

Das interessante numismatische Material, das unsere hochverdienten Forschungsreisenden, Herr Roman Oberhummer und Dr. Zimmerer, von ihrer kappadokischen Expedition mitgebracht haben, hat mich bereits zu einer kurzen Besprechung in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der historischen Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1897, Band II p. 523 ff., veranlasst. Damals war es mir in erster Linie um eine Bekanntgebung des interessantesten Stückes (No. 22 der Münztafel) zu thun und die kappadokischen und übrigen kleinasiatischen Münzen wurden nur oberflächlich gestreift. Die Sammlung unserer Reisenden wurde nicht systematisch angelegt, sondern ist das Resultat zufälliger günstiger Erwerbungen; wenn daher auch nicht eine Münzgeschichte Kappadokiens auf ihr aufgebaut werden kann, so bildet sie doch eine hübsche Illustration zur politischen- und Münzgeschichte dieses Landes und ist daher eine Besprechung auch an diesem Orte mehr als gerechtfertigt. Was ich damals von Herrn A. Löbbecke in Braunschweig, dem verdienstvollen Sammler, dem wir bereits mehrere treffliche Untersuchungen über griechische Münzen verdanken, erhofft hatte, nämlich eine vollständige Beschreibung der kappadokischen Münzen, wozu A. Löbbecke reichliches Material, meines Wissens über 1400 Stück, besitzt, ist unterdessen von berufenster Seite, von Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur, erfolgt, der in dem eben zur Ausgabe gelangenden Heft der Revue suisse de numismatique 1898 in einem Artikel »Zur griechischen Münzkunde« das Münzwesen Eusebeias, Kaisareias und damit Kappadokiens systematisch und erschöpfend behandelt. Gestützt auf diese vortreffliche Abhandlung, bin ich in der angenehmen Lage, meine damaligen kurzen Ausführungen bezüglich Kappadokiens hier wesentlich zu erweitern und das auf Grund des von Imhoof zusammengetragenen und geistvoll verarbeiteten Materials gegenwärtig Feststehende zu geben.

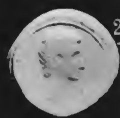
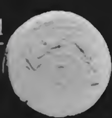

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17

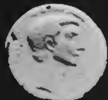
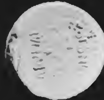

18

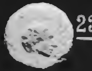
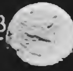

19

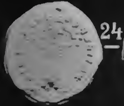
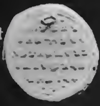


20


21


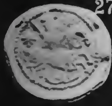

22



23


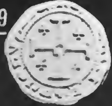

24


25

26


27


28


29


Die ältesten Münzen Kappadokiens sind wohl persische gewesen. Seit 380 v. Chr. ungefähr regierte hier die Dynastie des Datames, die mit Ariarathes IX., dem Sohn des grossen Mithradates, ihr Ende erreichte, worauf eine zweite Dynastie folgte, die mit Archelaos endete, der 17 n. Chr. zu Rom starb. In diesem Jahre wurde Kappadokien von Tiberius als Provinz eingezogen. Die zweite Dynastie ist in unserer Sammlung mit einer Drachme vertreten (No. 1 der Tafel), die Ariarathes X., 42—36 v. Chr. angehört und auf der Hauptseite den Kopf des Königs nach rechts zeigt, auf der Rückseite die stehende Pallas nach links mit Trophae im Feld. Die Umschrift lautet: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΡΙΑΡΑΘΟΥ ΕΥΣΕΒΟΥΣ ΚΑΙ ΦΙΛΑΔΕΛΦΟΥ.

Von den Städten Kappadokiens ist die hervorragendste und eigentliche Hauptstadt Kaisareia, heute Kaisari, eigentlich Mazaka. Seit Ariarathes Eusebes führte sie den Namen Eusebeia, von Archelaos erhielt sie zu Ehren des Kaisers Augustus den Namen Kaisareia. Von den übrigen Städten Kappadokiens hat nur noch Kybistra und Tyana am Fuss des Taurus und Nordeingang zu den Pässen Kilikiens eine geringe Münzprägung.

Die frühesten, gewissermassen autonomen, wenigstens keinen Herrschertitel tragenden Münzen Eusebeias Kaisareias beginnen wahrscheinlich mit der Regierung des letzten Königs Archelaos. Es sind Bronzemünzen mit dem Kopf des Zeus mit Eichenlaub (Rückseite: ein Cultbild mit Kalathos, Schleier, und Taenien von vorn), oder mit dem Kopf der Athene rechtshin (mit dem die Flügel schlagenden, stehenden Adler auf der Rückseite), oder mit dem bärtigen Kopf des Herakles mit Lorbeer (Rückseite: Keule im Lorbeerkranz), oder Gorgoneion auf schuppiger Aigis von vorn (Rückseite: Argaios), oder endlich mit Brustbild der Athene mit Aigis rechtshin (Rückseite Argaios).

Diese Münzen sind in der Regel, wie Imhoof nachweist, Ueberprägungen auf Münzen des phrygischen Apameia. Apameia und Eusebeia waren wohl die Hauptvermittlerinnen zwischen den Seeplätzen und den Gegenden des Euphrat.

Es folgen nun einige Kupfermünzen mit dem Kopf der Tyche mit Turmkrone, mit dem Kopf der geflügelten Nike oder des geflügelten Eros (Rückseite: ein Flügel des Eros oder der Nike), die wahrscheinlich Nachbildungen der Münzen der phrygischen Stadt Fulvia sind, wie Imhoof mit Recht vermutet.

Eine weitere Reihe bilden Kupfermünzen mit Kopf der Tyche mit Turmkrone und Füllhorn auf der Rückseite, oder mit Hermeskopf mit Petasos rechtshin (Rückseite: Heroldstab), oder mit Kopf der Artemis (Rückseite: Köcher).

Es folgen nun die datierten Münzen mit Apollon-, Athene-, Dionysos- oder Heraklestypen, bei denen mehr und mehr der Argaios auf der Rückseite erscheint, der gewaltige, 4000 m hohe Berg, der grösste Kleinasiens, von

dessen Höhe man, wie Strabo meinte, den Golf von Issus und den Euxinus erblickt. Er genoss göttliche Verehrung, wie uns berichtet wird, und darum erscheint er auch häufig auf Münzen auf einen Altar gestellt. Wahrscheinlich ist der Argaios auch symbolisch dargestellt durch jene Pyramide, die auf einer Reihe früher nach Tarsus gelegter Münzen erscheint (cf. Combe, Museum Hunterianum, Taf. 56 No. 24), welche nun von Löbbecke-Imhoof nach unserm Kaisareia gelegt werden. Diese Münzen, von denen ein schönes Exemplar in unserer Sammlung (Oberhummer) sich befindet (Abb. 2), bilden das Kleingeld Kappadokiens unter der Regierung Trajans mit der Angabe der Regierungsjahre 1—16. Unsere Münze zeigt:

Kopf der Tyche (Stadtgöttin) mit Turmkrone nach rechts

Rückseite: Pyramide ЄΤ (ovc) _AI.

Das Jahr AI oder 11 (nicht AK, wie ich in den erwähnten Sitz.-Ber. der Akademie annahm), wäre demnach das 11. Regierungsjahr Trajans.

Nachdem wir mit dieser anscheinend autonomen Münze vorgegriffen, kehren wir wieder zur Regierungszeit des Archelaos zurück. Die sämtlichen vorkaiserlichen Munzen mit Jahresangabe beziehen sich auf die Regierungsjahre des Archelaos, d. h. alle Daten auf Münzen Kaisareias vor der Kaiserzeit geben die Jahre der Aera an, die im Jahre 36 v. Chr. mit dem Regierungsantritt dieses Königs begann und 17 n. Chr. mit der Einverleibung Kappadokiens in das römische Reich endete. Die Liste, die Imhoof (a. a. O. p. 16) giebt, zeigt auch wirklich als letztes Jahr NΓ = 53, d. h. 17 n. Chr. Diese Reihe giebt auch an, wann die Stadt den Namen in Kaisareia änderte. Mit »Eusebeia« kommen noch Münzen im Jahre 25 der Archelaosaera oder 13/12 vor Chr. vor, während die früheste Münze mit »Kaisareia« das Jahr 28 = 10/9 v. Chr. trägt. Zwischen 12 und 9 v. Chr. muss demnach die Stadt auf Anordnung des Archelaos und dem Augustus zu Ehren den Namen Kaisareia angenommen haben. Von den Münzen Kaisareias aus der Kaiserzeit besitzt Herr Löbbecke die beiden frühesten, nämlich eine Bronzemünze des Tiberius mit dem Argaios auf der Rückseite, auf dessen Gipfel der nackte Helios mit Strahlenkrone, Kugel auf der Rechten und Scepter in der Linken steht, ferner eine Bronzemünze des Germanicus. Diese letztere zeigt den Kopf des Germanicus und auf der Rückseite den Kopf der Tyche mit Turmkrone mit der Inschrift EΠI COYPA KAICAPHAC. Sura war vielleicht Legat des Germanicus. Wahrscheinlich von Claudius, nicht Tiberius, ist die Bronzemünze der Sammlung Oberhummer:

...CAP CEBACTOC Kopf des Kaisers nach rechts.

Rückseite: Der Argaios mit der Statue des Helios auf dem Gipfel, im Abschnitt KAICAP ET H. (Abbildung 3).

H ist das 8. Regierungsjahr des Kaisers. Interessant ist die Münze besonders noch durch eine Kontremarke auf der Hauptseite. Dieser

Gegenstempel zeigt wieder den Argaios mit K-Θ (oder KΛΘ). Bemerkenswert ist eine Silbermünze Trajans

....ΚΑΙCΝΕΡΤΡΑΙΑΝΩ ΑΡΙCΤΩCΕ... Kopf des Kaisers nach rechts, Lorbeerkranz auf dem Haupt, Paludamentum.

Rückseite: ΔΗΜΑΡ:.... (ΔΗΜΑΡΧΙΚΗCΕΞΟΥCΙΑCΥΠΑΤΟC) Weibliches Brustbild nach links mit einem Lämpchen in der Linken und Scepter in der Rechten (Abbildung 4).

Die weibliche Büste würde an Hestia erinnern, wenn sie verschleiert wäre. Sollte in ihr eine Personifikation der tribunicia potestas, der ΔΗΜΑΡΧΙΚΗ ΕΞΟΥΣΙΑ, gegeben sein? Beachtenswert ist auch der seltene Dativ der Hauptseite.

Von Trajan macht Imhoof (a. a. O. p. 19) eine Münze bekannt mit dem römischen Magistratsnamen *Ὁμοῦλος*. Dieser Name ist, wie der Name ΒΑCCΟC (auf einer bereits von Mionnet publizierten Münze Kaisareias), auf einen Legaten Trajans zu beziehen.

Noch erwähnenswert ist eine Münze des Hadrian

ΑΥΤΟΚΑΙCΤΡΑΙΑΔΡΙΑΝΟCCΕΒΑC Brustbild des Hadrian mit Lorbeerkranz und Paludamentum nach rechts.

Rückseite: Nike nach rechts, mit Kranz und Palme. ΕΤΕ (?) AR Quinar. (Abbildung 5.)

Imhoof-Blumer hat in seinen Monnaies grecques p. 416 ff. einige interessante, bisher unbekannte Typen von Kaisareia bekannt gegeben, darunter den Argaios mit der Darstellung eines in voller Flucht befindlichen, sich umblickenden vierfüssigen Tieres, das von einem andern Vierfüssler verfolgt wird, also eine Jagdscene, und ıerner die veritable Darstellung einer Bergbesteigung; auf dem Gipfel des Argaios befindet sich eine Gesellschaft von vier Personen, eine ist mit einem Bergstock versehen.

Häufig ist beim Argaios auch der Krater in Form einer Höhle, aus der manchmal Flammen schlagen, dargestellt. Der Berg erscheint auch, wie erwähnt, oft auf einen Altar gestellt, was vielleicht mit der göttlichen Verehrung, die Argaios bei den Kappadokiern[1]) genoss, zusammenhängt. Von diesem letzten Typus sind mehrere schöne Exemplare von Commodus, der Julia Domma, Caracalla, Severus Alexander, Gordianus pius in unserer Kollektion, deren Beschreibung aber überflussig ist (Abbildung 6 und 7.) Bei Commodus ist der Typus mit den vier Aehren über dem Altar mit dem Jahr ΙΑ (11) vorhanden, und zwar in einer Varietät zu den bereits bekannten:

...ΚΟΜΟ ΑΝΤΩΝΙΝΟ· Brustbild. Kopf des Kaisers nach rechts, Lorbeerkranz und Paludamentum.

Rückseite: ΜΗΤΡΟΠΟ ΚΑΙCΑΡΕΙΑC Altar, auf dem vier Aehren stehen (Abbildung 8.)

[1]) Max. Tyr. Diss. VIII.

Auch der Typus mit den drei Aehren findet sich in einigen Exemplaren des Severus Alexander (Abbildung 9.)

Kaisareia führte den Ehrentitel *μητρόπολις*, vielleicht auch, wie aus zwei von Imhoof (a. a. O. p. 22) angeführten Münzen hervorzugehen scheint, den Titel *πρώτη μεγίστη Καππαδόκων Γαλατῶν Πόντου καὶ Ἀρμενίων*, da im zweiten und dritten Jahrhundert Teile dieser Länder zur Provinz Kappadokien gehörten.

Auf mehreren Münzen Gordians findet sich das Wort *ἐντίχιον*; ausgeschrieben auf einem von Imhoof (p. 24) publizierten Stück der Sammlung Löbbecke. Sie stammen alle aus dem vierten Jahre der Regierung Gordians, 241 n. Chr. Zu Strabos Zeit war Kaisareia eine offene Stadt. Prokop erzählt, dass Justinian die alten Mauern durch neue Befestigungen ersetzen liess. 268 verteidigte sich Kaisareia lange gegen Sapor, was auf Befestigungen schliessen lässt. Das seltene Epitheton *ἐντείχιον*, noch dazu auf ein Jahr im Gebrauch auf Münzen beschränkt, hat Imhoof zu der geistreichen Annahme geführt, dass in diesem Jahre die wegen der drohenden Persergefahr gebotenen Befestigungen ausgeführt wurden und deren Vollendung vielleicht durch Spiele und Ausgabe der obigen Münzen gefeiert wurde. Damit wäre ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte Kaisareias durch die Münzen nachgewiesen.

Erwähnenswert ist noch auf Münzen die Erwähnung eines ΚΟΙΝΟϹ ϹΕΟΥΗΡΙΟϹ ΦΙΛΑΔΕΛΦΙΟϹ zu Ehren des Severus, Caracalla und Geta, also eines *ἀγὼν κοινός*, eines Festes für die ganze Provinz.

Von Trebonianus Gallus existieren meines Wissens die letzten Münzen, die Kaisareia als Münzstätte nennen.

In der nun bald folgenden byzantinischen Zeit scheint Kaisareia keine Münzstätte gewesen zu sein. Diese Zeit wird durch einige seltene Silbermünzen benachbarter Münzstätten illustriert. So ist z. B. die Silbermünze des Konstantin X. und Romanus II., 948—959, beschrieben bei Sabatier, Description générale des monn. byzantines No. 16, dann die des Nikephoros II., 963—969 (unsere Tafel No. 24), bei Sabatier No. 4, und endlich die sehr seltene des Romanus IV. Diogenes, 1068—1070, bei Sabatier No. 4 (unsere Tafel No. 25), vorhanden. Interessant ist, dass obiger Nikephoros vor seiner Erhebung zum Kaiser Statthalter in Kappadokien war.

Es folgen einige Seldschukenmünzen, darunter eine Kupfermünze von Kaichosru I. ibn Kilidch Arslân 1192—1210 und eine Silbermünze des Kaichosru ibn Kaikobad 1236—1245 (Abbildung 26 und 27), und zwei Silbermünzen des Königreichs Kypern, und zwar von Pierre I. oder II. von Lusignan (de Saulcy, Numismatique des Croisades p. 107) und Heinrich II (de Saulcy 105) (Abbildung 28 und 29), womit die Periode der Kreuzzüge beleuchtet ist.

Die Kappadokien umgebenden Länder sind mit einigen seltenen und schönen Stücken vertreten. Beginnen wir im Norden mit Pontus. Hier ist von Amaseia die bekannte Bronzemünze des Caracalla mit der Darstellung des Altars des Zeus Stratios, der bei Appian Mithradates erwähnt wird, mit dem Baum zur Linken vorhanden (Abbildung No. 11), und eine Varietät der Bronzemünze desselben Kaisers mit dem stehenden Asklepios, die Imhoof, Griech. Münzen p. 560, No. 6 beschreibt. Statt des Jahres CI hat unsere Münze CH 208 = 206 n. Chr. (Abbildung No. 10.)

Von Amisos ist die Bronzemünze mit dem Perseuskopf auf der Vorder- und dem trinkenden Pegasus auf der Rückseite vorhanden, ferner die Bronzemünze mit der nach rechts schreitenden Nike, die eine Palme mit Tänie über der linken Schulter trägt und dieselbe mit dem zurückgebeugten rechten Arm stützt. Dieses künstlerisch schöne Motiv ist wahrscheinlich auch auf ein statuarisches Vorbild zurückzuführen (Abb. 15). Ferner die kleine Bronzemünze mit dem jugendlichen Perseuskopf mit kleinen Flügeln an den Schläfen auf der Vorder- und dem Füllhorn zwischen den Pilei der Dioskuren auf der Rückseite (Abb. 14) Endlich die schöne grosse Bronzemünze mit dem behelmten Athenekopf und dem stehenden Perseus auf der Rückseite, der in der ausgestreckten Rechten die Harpe, in der Linken das Haupt der Medusa trägt, deren Rumpf zu Boden liegt. (Abb. 12 und 13.) Das schöne Motiv ist in den beiden Exemplaren unserer Kollektion variirt, in der Weise, dass das linke Bein des Perseus etwas nach rückwärts auf den Rumpf der Medusa gestellt ist, wodurch das Motiv bedeutend an Feinheit gewinnt. Es scheint diesen Münzen ebenfalls ein statuarisches Werk als Vorbild gedient zu haben.

Galatien ist nur durch eine Münze vertreten, nämlich durch eine Bronzemünze der bedeutendsten Stadt Ankyra von vorzüglicher Erhaltung. Die Hauptseite zeigt das Brustbild der Julia Domna nach rechts mit der Umschrift ΙΟΥΛΙΑ CΕΒΑCΤΗ. Auf der Rückseite ist die stehende Tyche der Stadt nach links mit Füllhorn und Anker und der Umschrift: ΜΗΤΡΟΠΟΛΕΩC ΑΝΚΥΡΑC (Abb. 16.)

Von phrygischen Münzstätten ist nur Dokimia zu erwähnen, das mit einer Bronzemünze der Julia Domna vertreten ist. Die Hauptseite zeigt das Brustbild der Julia Domna mit ΙΟΥΛΙΑ CΕΒΑCΤΗ; die Rückseite die Tyche mil Füllhorn und Steuer; Umschrift ΔΟΚΙΜΕΩΝ.

Reich ist die Zahl von Münzen Kilikiens. Voran die Stadt Anemurium mit einer Bronzemünze Valerians des Vaters mit der Artemis-Aiphaea auf der Rückseite eingehüllt mit Bändern und mit einem Schleier bedeckt, zu ihren Füssen ein Hund; Umschrift ΕΤΓΑΝΕΜΟΥΡΙΕΩΝ.

Nun folgt eine ausserordentlich interessante Münze von Anazarbus (Abb. 17.), die schon einmal, aber an einem entlegenen Ort besprochen wurde, und zwar von Waddington; es ist eine grosse Bronzemünze des

jugendlichen Elagabal, die auf der Rückseite in einem Kranze die Inschrift trägt: ΔΗΜΙΟΥΡΓΙΑ ΑΝΤΩΝΕΙΝΟΥ ЄΤ · ΜϹ, um den Kranz die Inschrift: ΑΝΑΖ · ЄΝΔΟΞ · ΜΗΤΡΟΠ · ΤΡΟΠ · Α · Μ · Κ · Γ · Β Diese Münze erwähnt Waddington gelegentlich der Erklärung einer Inschrift von Tarsus in Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure par le Bas Explic. des inscriptions III, p. 349. Die Würde eines *δημιουργὸς* wird nur von Dion Chrysostomus (Orationes XXIV an die Einwohner von Tarsos) erwähnt. Eine Inschrift von Athen C. I. G. 318 giebt dem Tiberius oder einem Mitglied der Familie des Augustus den Titel *θεὸς δημιουργός*. Von Elagabal wissen wir, dass er auch als Kaiser die Würde eines Sonnenpriesters in Emisa in Syrien beibehielt, und so hat er wohl Anazarbus dadurch ehren wollen, dass er hier die Würde eines *δημιουργός* annahm. Die Legenden ΔΗΜΙ auf Münzen von Tarsos mit Caracalla und Elagabal, Mionnet, Kilikien n. 481, 493 sind demnach auf *δημιουργία* zu ergänzen. Die Umschrift um den Kranz ist zu lesen *Ἀναζάρβου ἐνδόξου μητροπόλεως, τροπαιοφόρου πρώτης μεγίστης καλλίστης γράμματι βουλῆς*.

Mit der Sammlung Waddington ist dieses schöne, interessante Stück nun in den Besitz des Pariser Münzkabinets übergegangen. Unser Exemplar ist zwar nicht gut erhalten, aber ausser dem Pariser wahrscheinlich das einzig existierende, und ich glaubte, es hier besonders erwähnen zu dürfen.

Von Olba am Fuss des Taurus, wo ein berühmter Zeustempel war, dessen Hohepriester den Titel Toparch von Kennatis und Lalassis führte und um Augustus Zeit eine gewisse Selbständigkeit hatte, ist eine Bronzemünze vorhanden mit dem Kopf des Augustus auf der Vorderseite und der Aufschrift ΑΡΧΙΕΡΕΩΣ ΑΙΑΝΤΟΣ ΤΕΥΚΡΟΥ ΤΟΠΑΡΧΟΥ, mit Blitz auf der Rückseite, wie Mionn. Suppl. VII, 238. Dieser Ajas, Sohn des Teukros, ist nur durch Münzen nachgewiesen; der einzige Autor, der dieses Reich von Olba überhaupt erwähnt, Strabo (672), sagt, dass die meisten Grosspriester sich Teukros oder Ajax nannten. Der homerische Ajax, Sohn des Teukros, soll die Stadt und den Zeustempel gegründet haben. Auf den Zeuskult weist auch der Blitz auf unserer Münze hin. Ueber diese Münzen hat ausser v. Sallet in seinen Beiträgen zur Geschichte und Numismatik des Bosporus Waddington, Sur la chronologie des rois du Pont . . . et des princes d'Olba, Revue numism. 1866 p. 417, ausführlich gehandelt.

Von Seleukia am Kalykadnus in Kilikien ist die Bronzemünze des Septimius Severus und der Julia Domna mit den gegenübergestellten Brustbildern der beiden auf der Vorderseite und dem von zwei Panthern gezogenen Dionysos auf der Rückseite vorhanden. Vor dem Dionysos über den Panthern ein springender Satyr (Mionn. III, p. 601, No. 301) (Abb. 18).

Von Seleukia hat Imhoof in einer Abhandlung, Beiträge zur griechischen Münzkunde, Z. f. Numism. XIII, p. 136, den schönen Typus der zu Fuss auf einen Giganten einstürmenden Athene bekannt gemacht; eine sehr gute Variierung der Komposition liegt uns in einer Bronzemünze unserer Sammlung aus Caracallas Zeit vor (Abb. 19).

Von Tarsus sind mehrere und interessante Typen vorhanden. Von Caracalla die Nummer 476 Mionn. III, p. 634 in einer Variation. Ueber der den Romulus und den Remus säugenden Wölfin im Feld Δ K durch ein unkenntliches Beizeichen getrennt. Der Kopf des Kaisers ist nach links und es steht auch hier im Feld vor dem Kaiserkopf ein unkenntliches Monogramm.

Ferner ist von Tarsus vorhanden eine minder erhaltene Bronzemünze von Gordianos mit der Artemis auf einem von zwei Stieren gezogenen Wagen wie Mionn. III, 552, eine schlecht erhaltene Bronzemünze des Caracalla mit der Nike wie Mionn. Suppl. VII, p. 266, 433, endlich ein schönes Exemplar der bei Mionn. III, 630, No. 453 beschriebenen Bronzemünze der Julia Domna, auch mit dem Stempelfehler ΔOMA mit der auf einem Felsen sitzenden Stadttyche, zu deren Füssen der Kydnos (Abb. 20).

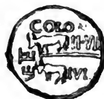
Von der Insel Eläusa ist ein Exemplar der Bronzemünze mit Zeuskopf und schreitender Nike vorhanden. Daran reihen sich mehrere Münzen Syriens und zwar meist von Antiochia, und einige Münzen von Königen Syriens.

Unter den syrischen Münzen befindet sich die merkwürdige Bronzemünze mit dem Kopf des Augustus nach rechts auf der Hauptseite und C · A inmitten eines von Lorbeer und Schiffsschnäbeln gebildeten Kranzes (Abb. 21).

Sehr interessant und im eigentlichsten Sinne die pièce de résistance dieser kleinen Sammlung ist eine Münze, welche ein Unikum bis jetzt ist und nur in einer Münze der Berliner Sammlung ein bereits mehrfach besprochenes Gegenstück hat.

Hauptseite: Bartloser männlicher Kopf nach rechts mit der Umschrift FELIX PRINCEPS

Rückseite: Pallas ohne Waffen, das Haupt wahrscheinlich mit Helm bedeckt, nach links stehend mit einer kranztragenden Nike auf dem rechten Arm. Beigeschrieben VE : PET (ligiert, Monogramme von Eigennamen) COLONIA IVLIA II·VR . (Abb. 22.)



Das Berliner Gegenstück zeigt nach der Beschreibung und Abbildung des Katalogs einen männlichen Kopf nach rechts genau übereinstimmend mit dem der vorigen Münze, mit der Umschrift PRINCIPI FELIX. Die Rückseite zeigt ein Ochsenzweigespann an einer Deichsel und die Inschrift COLON IIVIR IVL. Die Monogramme sind

dieselben wie auf der vorigen Münze (Vedius oder Veturius und Petilius oder Petronius; Imhof, Monnaies grecques pag. 90). Mit freundlicher Genehmigung des k. Münzkabinetts in Berlin bringe ich hier die Abbildung der Rückseite.

Diese Berliner Münze hat J. Friedländer 1870 in Bullettino dell' Inst. archeol. p. 193 besprochen und den Kopf für den des Brutus gehalten. A. von Sallet hat bereits auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die ein Brutuskopf auf einer Münze einer Colonia Julia, also einer Gründung Cäsars, der Interpretation bieten würde, umsomehr, wenn sie mit dem Dativ Principi als Huldigungsmünze aufgefasst werden muss. Ausserdem bleibt noch sehr auffallend die ungewöhnliche Trennung des Adjectivs ‚Felix' auf der Hauptseite von seinem Substantiv Colonia auf der Rückseite.

Imhoof hat (Monnaies grecques p. 89 und Griechische Münzen p. 772) den Kopf wohl richtig für Augustus erklärt.

Auch Fröhner hat sich mit dieser Münze beschäftigt (Analecta critica, Philol. Suppl. V, p. 84) und geistreich die Inschrift als PRINCIPIVM FELIX gelesen, analog dem SPES COLONIAE PELLENSIS bei Pella in Makedonien[1]). Hart und befremdend bleibt immer die Umschrift PRINCIPIVM FELIX beim Kopf des Augustus, während bei der Pellamünze, die ja auch merkwürdig ist, die ganze Inschrift SPES COLONIAE PELLENSIS mit der Darstellung der Spes auf der Rückseite ist und die Vorderseite mit dem Kopf des Octavian eine wenigstens zur Hälfte auf ihn bezügliche Inschrift trägt; die andere nennt einen Duumvir L. Aruntius.

All diese Mühe ist aber umsonst aufgewendet, denn die Vermutung, die ich von Anfang hegte, hat sich bestätigt. Eine genaue Revision des Berliner Exemplars hat ergeben, dass es wie das unsrige die Aufschrift PRINCEPS FELIX trägt. Das Berliner Exemplar ist also übereinstimmend mit dem unsrigen, was die Hauptseite betrifft; aber doch eine Varietät des Stempels insofern die Umschrift PRINCEPS FELIX beim Berliner Exemplar aneinandersteht, während auf dem Exemplar unserer Sammlung die beiden Wörter durch den Kopf getrennt sind.

Imhoof hat in seinen Monnaies grecques p. 89 darauf hingewiesen, dass, wenn die Münze wegen der Analogie mit der Spesmünze (die ja jetzt eigentlich wegfällt) nach Pella gelegt werden soll, dies deswegen nicht angeht, weil die Münzen von Pella nach der Schlacht von Philippi noch griechische Inschrift haben, und die Verlegung nach Dium in Makedonien, wozu Friedländer durch die Darstellung der Rückseite, ein Ochsenzweigespann an einer Deichsel, mit veranlasst wurde, ist nicht zwingend, denn diese Darstellung könnte für jede Kolonialmünze passen. Friedländer, v. Sallet und Imhoof haben diese Münze für makedonisch gehalten,

[1]) Beschreibung der antiken Münzen. Berlin II, p. 112.

wenn sie auch die bestimmte Zuteilung zu einer Stadt vermieden haben. Interessant ist mir eine Mitteilung Gäblers, des Bearbeiters des Bandes Makedonien für das Corpus numorum, der mir schreibt: »Die ganze Fabrik ist entschieden nicht makedonisch und weist viel mehr auf Syrien oder Phönike hin. Wenn dem Spezialisten für Makedonien, dessen kritischer Blick bei der Behandlung vieler Tausende von makedonischen Münzen gewiss geschärft ist, die Fabrik fremd erscheint, so ist das gewiss auffallend«, und diese Ansicht Gäblers scheint eine Unterstützung zu erfahren durch die Provenienz unserer Münze; denn in dieser Kollektion befand sich keine makedonische Münze, wohl aber mehrfach syrische Münzen, und diese kleine Sammlung ist dort in der Nähe erworben worden. Uebrigens muss ich bemerken, dass Imhoof, wie er mir mitteilt, trotz der Provenienz unserer Münze seine Ueberzeugung von dem makedonischen Charakter der Fabrik dieser Münzen nicht aufgeben kann und dieselben daher auch unter den makedonischen des Corpus numorum eingereiht werden.

Wenn also unsere Münze auch die Schwierigkeit nicht zu lösen vermag, so gibt sie vielleicht durch die Darstellung der Rückseite Anhaltspunkte für die Veranlassung der Münze. Die Waffenlosigkeit der Athene, die in der Linken vielleicht sogar einen Granatapfel hält, in Verbindung mit der Nike, macht sie vielleicht zur Athene Nike, der auf der Akropolis in Athen ein Tempel geweiht war, und passt vorzüglich zur Beischrift beim Kopf des Kaisers PRINCEPS FELIX. Der langersehnte Friede, den Augustus schuf, mag der uns bis jetzt noch unbekannten Kolonie zur Ausprägung dieser Münze den Anstoss gegeben haben. Jedenfalls wird die Bekanntgabe dieses Typus die Fachgenossen interessieren.

Hier ist schliesslich noch eine kleine Bronzemünze (oder Marke?) anzureihen (Durchmesser 16 mm), die mir denselben Kopf zu tragen scheint, wie die vorhergehende; die Rückseite zeigt eine Prora. Schrift ist nicht vorhanden und eine Zuteilung vermag ich nicht zu geben (Abb. 23).

Der Rest der Münzen besteht aus spätrömischen Kaisermünzen, unter denen als etwas seltener die Münze der Fausta (Cohen-Feuardent Fausta No. 1) erwähnenswert ist, ferner eine grosse Zahl meist schlecht erhaltener byzantischer Kupfermünzen.

Von Münzstätten des eigentlichen Griechenlands sind nur Histiaea vertreten mit dreien der äusserst zahlreichen Tetrobolen und der achäische Bund mit einer Silbermünze (Br. Mus. Cat. Peloponnes No. 66).

KAPITEL XX.

Petrographische Ergebnisse der Reise

nebst allgemeinen geologischen Bemerkungen

von

Dr. Ludwig von Ammon, königlichem Oberbergamtsassessor.

Herr Roman Oberhummer hat mir das während seiner Reise in Kleinasien von ihm und Herrn Gymnasialprofessor Dr. Zimmerer, meinem lieben Freunde, gesammelte Gesteinsmaterial zur näheren Prüfung und Bestimmung übergeben. Die Untersuchung der Stücke zeigte, dass manche der mitgebrachten Gesteinsproben einer genaueren Beschreibung wert sind und dass überhaupt durch diese neuen Aufsammlungen unsere Kenntnisse der Gesteinsverbreitung in Kleinasien in erfreulicher Weise erweitert worden sind. Ueber die gewonnenen Resultate einige Worte zu sagen, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein; zugleich möchte ich dabei des leichteren Verständnisses für weitere Kreise halber auch ein paar kurze Bemerkungen über die geologische Beschaffenheit der von den Reisenden durchwanderten Gebiete im allgemeinen geben, soweit ich das nach dem vorhandenen und mir zugänglichen Litteraturmaterial zu thun vermag. Weiter erhielt ich von Herrn Professor Dr. Eugen Oberhummer einige Gesteinsproben zur näheren Bestimmung, welche er auf seiner anatolischen Reise im Herbste 1897 eingesammelt hat. Beiden, Herrn Roman Oberhummer jun. und Herrn Professor Eugen Oberhummer, bin ich für die gütige Ueberlassung der Gesteine zur wissenschaftlichen Benutzung zu aufrichtigem Danke verbunden und möchte ich hier zugleich diesem Gefühle den wärmsten Ausdruck verleihen.

Ueber die Geologie Kleinasiens hat, wie bekannt, de Tchihatcheff (Asie mineure, 4. partie, Géologie, 3 vol., Paris 1867/69) ein umfangreiches Werk geschrieben, dem eine geologische Karte im Mafsstabe von 1 : 2000000 — die einzig vorhandene, die auf das ganze Land sich erstreckt — beigegeben ist. Die grossartige Publikation wird stets grund-

legend für weitere Untersuchungen bleiben. Es reichen aber die Aufnahmen von Tchihatcheff ziemlich weit zurück; seine Reisen fallen in den Zeitraum von 1842 bis 1858. Man berücksichtigte damals die geotektonischen Verhältnisse nicht in dem Mafse, als man sie heute für das volle Verständnis einer Gegend oder eines Landes für notwendig erachtet, und so kommt es, dass jedem Reisenden, der jetzt den kleinasiatischen Boden betritt, ein reiches Feld wissenschaftlicher Forschung nach der geologischen Richtung hin noch offen steht.

In letzterer Zeit hat Edmund Naumann sich eingehend mit dem geologischen Bau Kleinasiens beschäftigt und auf Grund der neuen Anschauungen die tektonischen Leitlinien des Landes in einer lehrreichen und überzeugend geschriebenen Abhandlung (Die Grundlinien Anatoliens und Centralasiens, Hettners Geogr. Zeitschrift 1896) klar dargelegt. Ebenso führt er uns in seinem schönen Werke „Vom Goldnen Horn zu den Quellen des Euphrat" (1893) die geographischen Verhältnisse und das Wichtigste der geologischen Gestaltung durch einen kurzen, aber inhaltsvollen Ueberblick vor. Den reichen Schatz seiner Erfahrungen und seiner während eines längeren Aufenthaltes vorgenommenen Untersuchungen gedenkt derselbe Autor noch weiter zu verwerten, indem er zur Zeit eine besondere Veröffentlichung über die wissenschaftlichen Resultate der anatolischen Reise mit einer neuen geologischen Karte vorbereitet. Wollen wir hoffen, dass uns diese Publikation in nicht allzu ferner Zeit fertig vorliegen wird.

Zahlreiche geologische Abhandlungen sind sonst noch, namentlich in den letzten Jahren, über einzelne Partien von Kleinasien erschienen; diese Arbeiten findet man sämtlich mit solchen, die sich auf Bergbau und Mineralstoffe überhaupt beziehen, in dem hübschen Werke von Kannenberg (Kleinasiens Naturschätze, 1897) übersichtlich zusammengestellt, worauf hier der Kürze halber verwiesen sein mag.

Allgemeiner Ueberblick.

Kleinasien ist, sagt mit Recht Edmund Naumann, ein kleines Asien. Das ist im allgemeinen wahr, gilt aber namentlich hinsichtlich der Bodengestaltung. Die hohen Faltengebirge, welche Centralasien umgürten, wiederholen sich im anatolischen Ausläufer des gewaltigen Kontinents. Dem mongolischen Gebirgszug, der Mittelasien nach Norden abschliesst, entspricht in Kleinasien der pontische Bogen, den indochinesischen Gebirgsreihen die taurische Kette. Der pontische Zug, aus einem Doppelbogen mit südlicher Ausbuchtung bestehend, bildet die Gebirgsstreifen im Norden, seine Randzone grenzt an das Schwarze Meer, während die taurische Kette, ebenfalls aus einem Doppelbogen, aber mit gegenseitig

21*

gewendeten Hälften zusammengesetzt, den Süden von Kleinasien beherrscht und hier im kilikischen Taurus, der mit den östlichen Fortsetzungen als die Hauptleitlinie des Landes angesehen werden kann, jäh gegen das Mittelmeer abbricht. Diese beiden Hauptgebirgszüge, der pontische und der taurische, sind sonach vor allem für die Bodengestalt der anatolischen Halbinsel bezeichnend. Zwischen den genannten Hauptzügen breitet sich die Hochfläche der lykaonischen Senke, ein weites abflussloses Gebiet, aus; nach der europäischen Seite hin häufen sich wiederum die Parallelketten mit westöstlicher Streichrichtung, es ist das Gebiet der westanatolischen Scharung, wie es Naumann bezeichnet hat, und nordöstlich der lykaonischen Senke, gegen diese durch einen gewaltigen Bruch abgestossen, dehnt sich, ungefähr von der Rinne des Halysflusses umzogen, das Faltenland des Halys aus. Bis zum Halysbogen und bis zum Antitaurus, der Fortsetzung des kilikischen Taurus, erstreckte sich der europäische Einfluss auf das Land, aber erst weit hinter diesem „anatolischen Querriegel“ darf man die Grenze Kleinasiens, das sich auf das engste mit seinem Mutterlande verwachsen zeigt, durchlegen; sie läuft, was hier nur im allgemeinen angedeutet sein soll, vom Golf von Alexandrette in der Streichrichtung des Antitaurus quer zum anderen Meer nach der Mündung des Tchoruk hinüber.

Alle die erwähnten Gebirgszüge gehören zu den tektonischen Gebirgen, und zwar zu den sogenannten Faltengebirgen. Sie sind entstanden durch den mächtig wirkenden Horizontalschub bei Zusammenziehung der Erdrinde infolge der allmählichen Abkühlung. Die ursprünglich horizontal ausgebreiteten Ablagerungen, von denen in Kleinasien Vertreter nahezu aller geologischen Systeme bis jetzt aufgefunden worden sind, wurden gestaut, in Falten geworfen und zu Bergreihen aufgetürmt, deren weitere Auszackungen dann die Denudation, die Abtragung durch Verwitterung und durch die Thätigkeit des Wassers, übernommen hat. Die Faltenlegung schichtiger Gesteinsmassen bildet das tektonische Hauptmotiv von ganz Kleinasien, indem diejenigen Teile, die eine Tafel darstellen, und solche finden sich wohl auch über grosse Strecken verbreitet, von verhältnismässiger Dünne sich erweisen, und unter diese horizontalen Decken, falls die Räume nicht von Eruptivbildungen ausgefüllt sind, die Falten der älteren Schichtenglieder hinabreichen und darunter sich fortziehen.

Wo neben den aufgerissenen Rindenteilen weite Spalten sich aufthaten, was hauptsächlich am Innenraum der konkaven Faltenzüge geschah, drang aus diesen gewissermassen klaffenden Wunden das heissflüssige Magma als vulkanisches Material aus der Tiefe empor und schüttete sich in Kegelform auf oder ergoss sich sonst in grösseren Massen, dabei überquellend auf die benachbarten Gebietsteile und deren Untergrund verhüllend. Mit den Lavagesteinen sind zumeist noch ausgedehnte Tuff-

bildungen verbunden. Uebrigens kommen auch ältere Eruptivgebilde (sog. Tiefengesteine) in ziemlicher Verbreitung in Kleinasien vor.

Jenen Leitlinien der Bodenkonfiguration, also der Richtung der Gebirge und der Thalfurchen, folgen auch die Flüsse; gerade in Kleinasien laufen vorwiegend die Wasserzüge in Längsthälern, und selbst der Halys ist trotz seiner grossen Kurve, wie Naumann betont, wenigstens zum Teil ein Längsstrom. Eigentümlich für die Flüsse des Landes ist, obwohl sie meist in Längsthälern eingebettet sind, einmal ihr stark gewundener Lauf — hat man doch den Begriff mäandrisch von der antiken Bezeichnung des jetzigen Menderes abgenommen — und zweitens, dem Hochlandscharakter Anatoliens entsprechend, ihre geringe Wasserführung; kein einziger der zahlreichen Flüsse ist schiffbar.

Wir haben sonach in Kleinasien ein Gebirgsland von grosser Ausdehnung vor uns. Einige Zahlen mögen dies weiterhin noch beweisen. Die mittlere Höhe des Landes darf man auf 1200 m veranschlagen, 900 bis 1000 m hoch liegen durchschnittlich die Tafelländer, nur im Westen finden sich Flächen, die unter 900 m herabsinken. Auch im allgemeinen greift eine allmähliche Abnahme der Höhen von Ost nach West Platz. Die mächtige Eruptivmasse des Ararats in Armenien reicht bis zu 5160 m, der von da zur Westküste halbwegs gelegene Vulkankegel des Argäus in Mitte des Landes bis zu 4000 m empor; die Gipfel im Anti- und kilikischen Taurus sind 3000 m, die Berge bei Angora 1800 m hoch. Um sich über die gewaltige Ausdehnung der Gebirgszüge eine Vorstellung zu machen, sei nur erwähnt, dass die Gebirgsreihen im Süden, die taurischen Ketten, eine Länge von 1700 km besitzen (Alpen 1300 km).

Eine besondere geologische Merkwürdigkeit Kleinasiens sind die ewigen Feuer der Chimära des Altertums. Seit 3000 Jahren kennt man die Flammen. Die Stelle, wo sie aus dem Felsgestein hervortreten, befindet sich auf einer Anhöhe (am Janartasch beim Dorfe Tschirali) an der Küste im östlichen Lykien (Golf von Adalia). Nach neueren Untersuchungen, die wir hauptsächlich Tietze verdanken, ist die Erscheinung auf brennende Kohlenwasserstoffe zurückzuführen, welche aus Flyschlagen stammen mögen, wenn auch am Berge selbst hauptsächlich Serpentin sich als anstehendes Gestein erweist.

Der Mineralproduktion Anatoliens hat E. Naumann in seinem Werke ein besonderes Kapitel gewidmet. Ueber die jetzigen Bergbauverhältnisse und über nutzbare Mineralien im allgemeinen findet man darin den besten Aufschluss. Auch Kannenbergs Schrift enthält eine sehr übersichtliche Zusammenstellung. Einen Auszug davon zu geben, wäre hier nicht am Platze, nur soviel sei erwähnt, dass hinsichtlich der ausbeutbaren Stoffe, namentlich was deren Menge betrifft, hauptsächlich eine mineralogische Trias für Kleinasien wichtig und charakteristisch ist, nämlich

der Meerschaum, der Pandermit (ein wasserhaltiges Calciumborat) und das Chromeisen. In den im folgenden kurz zu besprechenden Gebietsteilen treten jedoch diese Mineralvorkommnisse sehr zurück oder fehlen gänzlich.

Basalte aus Syrien.

Die Route Herrn Oberhummers ging, bevor der Boden Kleinasiens betreten wurde, durch Syrien. Dieses Land besitzt im Vergleich zu jenem eine ganz andere Struktur. Anatolien ist ein ausgesprochenes Faltenland; hier in Syrien haben wir ein Tafelland vor uns, das durch Bruchlinien von meist nordsüdlicher Richtung in zahlreiche Schollen zerstückelt ist. Am Aufbau der Tafeln beteiligen sich vorzugsweise Bildungen des Kreidesystems und des Tertiärs, in geringerer Weise auch solche des Jura. Ausserdem kommt auf Längsspalten oder über grosse Räume ausgedehnt viel eruptives Material basaltischer Natur vor, welche vulkanische Ausbrüche, von den weniger verbreiteten kretacischen Basaltiten abgesehen, ein sehr jugendliches Alter besitzen. Von den geologischen Verhältnissen, um deren Erforschung sich hauptsächlich O. Fraas, Noetling, Diener und Blanckenhorn verdient gemacht haben, soll hier nicht gesprochen werden. Nur einige Proben von Basalten mögen Erwähnung finden.

Syrische Basalte waren schon einige Male in der petrographischen Litteratur Gegenstand der Erörterung; vom Rath und Roth haben einschlägige Notizen gegeben, und über die Laven und Tuffe des Haurân und vom Diret et-Tulûl liegt eine grössere eingehende Abhandlung von Doss (Tschermaks Mitteilungen 1875) vor. Zur Ergänzung hierzu will ich bei dieser Gelegenheit von zwei Vorkommnissen Dünnschliffsbilder mit kurzer Beschreibung vorführen.

Die Gesteine sämtlicher bis jetzt in Syrien bekannt gewordenen Basaltregionen und Fundstätten gehören dem Plagioklas-Basalt an und zeigen unter sich eine grosse Einförmigkeit in der Zusammensetzung.

Basalt vom Dschebel el Aswad bei Damaskus. Schwarzes, hartes, dichtes Gestein. Dünnschliffsbild siehe Tafel XIII dieses Werkes, Figur 1. Mikroskopische Zusammensetzung: Basis ganz zurücktretend, viele kleine lichtbraune Augitkörner, dann auch grössere Krystalle davon, manchmal zu sternförmigen Gruppen vereinigt. Viel Plagioklas (Labrador). Zahlreiche eckige Olivineinschlüsse mit breitem rotgelbem Rand. Die Olivinkryställchen sind makroskopisch als gelbbraune Punkte bemerkbar. Die Figur zeigt das Gestein bei 60facher Vergrösserung; deutlich gewahrt man die Plagioklasleisten und die schwarzen kleinen Magneteisenkörner, der Augit tritt im Bilde mehr zurück, in der Mitte grosse Gruppe von Olivin mit gefärbtem Rande, rechts davon kleinere Krystalle, die schon ganz in Eisenoxyd umgewandelt sind. Durch das grell gefärbte Um-

wandlungsprodukt verrät sich der Olivin in winzigen Körnern auch als Bestandteil der Grundmasse.

Schon in einer Entfernung von 12 km beginnt südlich Damaskus das basaltische Terrain. Die erste Schwelle ist der Dschebel el Aswad (Assouad), der schwarze Berg. Dann folgen die Höhen des Dschebel el Mania, in deren Gestein Doss verschiedenartig ausgebildete Olivinzwillinge nachgewiesen hat. Erst weiter südwärts dehnen sich die basaltischen Trachonen und das grosse Vulkangebirge des Haurân aus. Das Haurângebiet umfasst das alte Basan, das Land des Königs Og (Josua XII, 4), woher möglicherweise der Basalt (Basanites) seine Bezeichnung erhalten hat.

Basalt vom Maar Birket er Ram bei Banias (Tafel XIII, Figur 2). Schwärzliches Gestein, schon etwas verwittert. Mikroporphyrisch durch einzelne Olivine und Augitkryställchen. Grundmasse feinkörnig. Feldspatnädelchen (Labrador) dünn, nur einzelne etwas breiter; Augit, von schwach umbra- bis nelkenbrauner Farbe, zahlreich durch die Gesteinsmasse verteilt. In Mitte des Bildes befindet sich beispielsweise ein verhältnismässig grösseres, rautenförmiges Augitkryställchen, es schliesst ein kleines Magneteisenkorn ein. Der grosse Krystall mit sechsseitiger Begrenzung gehört dem Olivin an. Dieses Mineral ist ausser in vereinzelten grossen Einsprenglingen noch in zahlreichen kleinen bis mässig grossen Krystallen, meist schon ganz gelb gefärbt, vorhanden. Magneteisen ziemlich gehäuft.

Der Kratersee Birket er Ram liegt im nördlichsten Ausläufer des Dscholan (Teufelsgebirge), des westlichsten Teiles des grossen Eruptivgebietes im Süden von Damaskus. Auch der Dscholan hat zahlreiche wohl erhaltene Krater mit ähnlicher Anordnung, also ungefähr gleicher Richtung der Eruptionsspalten, nämlich von Süd nach Nord, wie das Haurângebirge. Nach Blanckenhorn (Strukturlinien Syriens und des Roten Meeres, 1893) sind die Ausbrüche dieser Vulkanregionen sehr jungen Datums und im grossen und ganzen erst nach Einbruch des erythräischen Grabens erfolgt.

Das Gesteinstück vom Birket er Ram hat Herr Professor Dr. Eugen Oberhummer gesammelt.

Es möge gestattet sein, den erwähnten beiden Gesteinen noch ein weiteres Basaltvorkommen anzureihen. Das betreffende Stück verdanke ich Herrn Professor Dr. Dingler, welcher es selbst gesammelt hat.

Basalt vom Plateau zwischen Tabor und Tiberias in Galilaea. Das schwärzliche, gleichfalls mit Olivineinsprenglingen durchsetzte Gestein hat ein doleritisches Gepräge. Es enthält ausserdem zahlreiche Poren, die mit zeolithischen Neubildungen ausgekleidet sind. Mikroskopische Zusammensetzung: Intersertalstruktur, viele ziemlich lange (1 mm) Leisten von Plagioklas (Labrador), zahlreiche schwach nelkenbraune Augitkörner in den Zwischenräumen, kleine und grosse Olivinkrystalle, öfters mit gelbem

Rand, eigentliche Basis ganz zurücktretend, Magneteisen ziemlich häufig in nicht gerade kleinen Körnern, ausserdem auch viele nadelförmige Gebilde eines opaken Erzes.

Mons Amanus und kilikischer Taurus.

Die oben stehende Angabe, dass Syrien ein Tafel- und Schollenland sei, gilt nicht mehr für dessen nördlichsten Teil. Hier haben wir in der Richtung von Nordost nach Südwest streichende und quer zur Küste laufende Gebirgszüge, deren Gesteinsbildungen mehr oder weniger deutlich in Falten geworfen sich zeigen und die daher als die letzten südlichen Parallelketten des taurischen Systems aufzufassen sind. Dazu gehört vor allem der Amanus Mons am Golf von Iskenderun (Alexandrette). Schon während der Miocänzeit ragten seine Berge aus der Meeresbedeckung empor, denn allein auf die Seitenteile des Gebirges sind die Bildungen des oberen Tertiärs beschränkt; entlang der ganzen Südregion des westlichen Amanus zieht sich ein Streifen vom Miocän hin. Aus der Gegend von Kürük Khan brachten die Reisenden eine Versteinerung mit, die diesen obermiocänen Schichten entstammt. Es ist ein leider nicht ganz genau der Art nach zu bestimmendes Exemplar eines 6,5 cm grossen Conus, der mit *Conus betulinoides* Lamarck verglichen werden kann, aber durch die ziemlich scharfe Kante an den Umgängen, die deutlichere Rinne auf diesen und die darin befindlichen Längsstreifen von dem Typus dieser weit verbreiteten Species sich unterscheidet; mit dem *Conus antiquus* Brocchi aus dem Miocän von Turin teilt er die starke Zuspitzung nach der Basis, doch ist die italienische Form weit kleiner. Das Exemplar zeigt zugleich deutliche braune Farbenstreifen. — Die Strasse durch den Amanus führt über den verhältnismässig niederen Pass von Beilân. Hier im Innern des Gebirges sind hauptsächlich Grünsteine und Serpentine, die aus Gabbrogesteinen hervorgegangen sein dürften, in Verbindung mit Thonschiefern anstehend. Diese Grünsteine, die sich in Kleinasien an zahlreichen Stellen wiederholen, sind mit ihren Begleitern besonders charakteristisch, da sie den südlichen Gebieten, der syrischen Tafelregion, vollständig fehlen. Im Kern des nach Südwesten fortstreichenden Zuges, im hohen Dschebel Ahmar (Musa), treten krystallinische Schiefer — vielleicht metamorphische Gebilde von jüngeren sedimentären Ablagerungen — auf und im nördlichsten Teil des Amanus, im wildzackigen Giaur Dagh, der schon weit nach Nordosten zu gelegen ist, kommen paläolithische Bildungen, die auf Devon hinweisen, vor.

Der Golf von Alexandrette ist, wie Russegger in seinem Werke Reisen in Europa, Asien und Afrika (I. Bd., S. 1841) schreibt, allerjüngsten Ursprungs und eigentlich eine fortdauernde Bildung. Das Meer wird stetig zurückgedrängt. So befinden sich beispielsweise heute die Reste des alten

Schlosses Gottfrieds von Bouillon an einer Stelle, von der aus man erst in einer halben Stunde an die Küste gelangt, während eine alte italienische Karte die Burg dicht am Meere liegend angiebt. Die Dünen am Ufer erheben sich etwas höher als das daran stossende Land, so haben, wie der genannte Autor vermerkt, Gewässer der dortigen zahlreichen Quellen keinen Abzug, sie häufen sich daher zu ausgedehnten Sümpfen an und bilden jenes infernalische Terrain, welches die Luft von Alexandrette so furchtbar verpestet.

An der syrischen Pforte bei Pajâs und sonst längs der Küste bis zur Ebene von Issus ist marines Quartär in Form von groben Kalksteinkonglomeraten ausgebildet. Weiter landeinwärts von der Nordspitze des Golfes aus, in der Gegend des alten Issos, gewinnen basaltische Massen, wie in Syrien, wieder grössere Verbreitung. Zwischen Kurdkulak und Missis am Djihân ragt ein flacher Gebirgsrücken (Dschebel el Nur) auf, der teils aus grauem Kalk, teils aus Serpentin besteht. Das Gebiet weiter westwärts zum Seihun hin, an welchem Adana liegt, ist meist eben, gegen das Meer zu hebt sich ein Höhenzug des älteren Tertiärs heraus. Die Ebene von Adana selbst hat sich in jüngster Zeit gebildet. Bedeutend sind die Anschwemmungen, welche die Flüsse an der Westseite des Golfes bewirkt haben. Einige Geologen meinen sogar, dass dadurch einst die Bucht von Iskenderun vom übrigen Meere ganz abgeschnitten werden könnte. Ausser dem Djihân (Pyramus), der ein mächtiges Delta besitzt, und dem Seihun (Sarus) wäre noch der Tarsus Tschai, der alte Cydnus, zu nennen, an dem die Stadt Tarsus, die Geburtsstätte des Apostels Paulus, sich befindet. Man weiss, dass Tarsus einst einen Hafen besass.

Ueber die Beschaffenheit des kilikischen Taurus kann hier nicht viel gesagt werden. In dem mächtigen Faltengebirge herrschen komplizierte Verhältnisse. An seinem Aufbau beteiligen sich Ablagerungen verschiedenartiger Formationen. Aeltere Tertiärbildungen scheinen eine grosse Verbreitung zu haben, bei Nemrun oberhalb Tarsus tritt Nummulitenkalk auf. Auch die Grünsteinformation mit Serpentin ist reichlich vertreten, wie namentlich im Ala Dagh, dem nordöstlichen Zug des Gebirges. Der Ala Tépé oder Kizil Tépé, einer der höchsten Erhebungen des Gebirges, in dessen Nähe Gulek liegt, sowie der übrige centrale Teil des nach Südwest streichenden Bulghar Dagh besteht aus Thonschiefer, krystallinischem Kalk und Glimmerschiefer. Man vermutet darin eine paläolithische Gesteinsreihe; die gleichen Bildungen gewinnen weiter im Nordosten eine grössere Ausdehnung; am Innenrande des Antitaurus liess sich Devon mit Sicherheit nachweisen. Nach Kotschy setzt sich der höchste Kamm des Bulghar Dagh aus einem schwärzlichen, weissstreifigen, feinkörnigen Kalkstein zusammen. Der Taurus ist ziemlich erzreich. Am Maden Tepessi (Erzberg), einem Vorsprung des Ala Tépé (Gottesberg), brechen Bleierze, wozu die Schmelzhütten in Gulek sich

befinden. Von grosser Bedeutung sind die Staatsbergwerke auf silberhaltiges Blei im Bulghar Dagh, die schon im Vilayet Konia liegen. Der Bleiglanz tritt in weiten, mit Eisenmineralien ausgefüllten, nesterartigen Räumen des dichten Kalkes neben den Grünsteinen, namentlich auf der Nordseite des Gebirges, auf. Auch reine Eisenerzlager kommen vor, solche sind aus dem Hintergrunde des Thales von Gulek bekannt. Der berühmte Pass der Pylae Ciliciae (966 m) führt durch eine enge Schlucht, in der die Wände stellenweise bis auf 8 m aneinanderrücken, es ist die Enge von Güllek Boghaz. Das hier anstehende Gestein wird von einem bläulichgrauen und weisslichen Kalk gebildet, den Tchihatcheff dem älteren Tertiär einverleibt, jedoch mit der Bemerkung, dass er auch kretacisch sein könnte. Erstere Annahme muss als die richtige gelten, denn in einem mir von der Festung Güllek Boghaz vorliegenden, gelblichen Kalksteinstückchen erkenne ich zahlreiche Foraminiferenreste, darunter auch Alveolinen. Die übrigen von dieser Lokalität stammenden Proben zeigen einen rötlichen und bläulichgrauen dichten Kalk. Dieselbe Formation wiederholt sich in einer zweiten, unterhalb der kilikischen Pforte etwas weiter nach Norden zu gelegenen Klamm. Die Kalklager sind durchweg stark in Falten geworfen; Tchihatcheff giebt ein Profil, wonach ihnen nach aussen horizontale Miocänschichten anliegen. Der Abfall des Taurus nach der nördlich sich ausbreitenden Hochfläche ist ein jäher.

Gesteine von Nigdeh.

Die inneranatolische Hochfläche weist an verschiedenen Stellen weit ausgedehnte Eruptivmassen auf. Diese Produkte vulkanischer Thätigkeit bilden zusammen einen langen breiten Zug, der die Richtung einer grossen Eruptionsspalte bezeichnet. Es gehören hierzu die trachytischen Massen von Afiun-Karahissar; dann folgen, allerdings nach langer Unterbrechung im Terrain, die Ausbrüche bei Konia und am Kara Dagh. Hier biegt der Zug nach Nordosten um und läuft parallel dem Streichen der benachbarten Tauruskette weiter, offenbar that sich auf der Innenseite des Gebirges ein weit klaffender Spalt, dem Aufschüttungsmassen entströmten, auf. Dieser Region fallen die Vulkankegel bei Karabunar, wo alte Kraterformen gerade recht häufig sind, und am Karadja Dagh zu; weiter nordwärts schliesst sich der Hassan Dagh und dann der Argäus an.

An den östlichen Ausläufern des Hassan Dagh liegt, malerisch den Wänden eines Lavastromes angelehnt, die Stadt Nigdeh. Unterhalb der Stadt breiten sich Tuffmassen aus, die nach Südosten zu bald aufhören, um einer granitischen Bildung, wie Tchihatcheff merkwürdiger Weise angiebt, Platz zu machen. Mit diesem Granit von Utschkapu stehen nach dem gleichen Autor krystallinische Kalke in Verbindung. Der von Süden her nach Nigdeh

führende Weg streift bei Kinnarhissar und bei Bor die neogenen Süsswasserbildungen der lykaonischen Senke; als Reste der weit ausgedehnten lakustren Ablagerungen sind einige Seen zurückgeblieben. Auch auf dieser Strecke gelangt man, bevor man die Ebene von Nigdeh erreicht hat, an einem salzigen See vorbei. Der Süsswassermergel von der Oase Kinnarhissar wurde von Ehrenberg auf seine organischen Einschlüsse untersucht, diese bestehen zumeist aus Diatomeen.

Die beiden Hauptgipfel des Hassan Dagh befinden sich an dessen westlicher Seite, bei Akseraï. Der eine oben schief abgestutzte Kegelberg ist durch einen weiten Krater ausgezeichnet, in dem ein zweiter Eruptionskegel sitzt; kleinere Kegel liegen nachbarlich dabei. Das Gestein des Hassan Dagh wird als ein Trachyt bezeichnet; abgesehen davon, dass in dem ausgedehnten Gebiete der Vulkanmasse mehrere Gesteinsarten an verschiedenen Eruptionscentren auftreten können, darf man jene Bezeichnung wohl nur dann gelten lassen, wenn man den Begriff trachytisch für diesen Fall in der Art erweitert, dass auch andesitische Gesteine darunter eingeschlossen sind.

Auf der Reise wurden mehrere Gesteinsproben gesammelt, sie entstammen dem steinigen Terrain zwischen Nigdeh und dem nördlich gelegenen Dorf Hassanköi. Einige Stücke lassen deutlich den Tuffcharakter erkennen, und zwar kommen teils dichte gelbliche, teils graue und aus gröberem Material bestehende Tuffmassen vor. Die übrigen Proben weisen auf Eruptivgesteine selbst hin. Darunter fällt ein schönes ziegelrotes Gestein mit dichter glanzender Grundmasse und porphyrisch eingestreuten kleinen Feldspatkryställchen, wahrscheinlich ein Andesit, und ein rötlichgraues fleckiges Gestein auf; letzteres zeigt zwischen den weisslichen, ziemlich grossen Plagioklasen eine dunkelrote glasige Masse verteilt; zahlreiche Einsprenglinge eines dunklen basischen Minerales deuten gleichfalls auf einen Andesit hin. Näher untersucht wurden die beiden folgenden Gesteine:

Olivinhaltiger Augitandesit von basaltischem Habitus, zwischen Nigdeh und Hassanköi (Tafel XIII, Fig. 3). In einer schwärzlichen, wenig glänzenden Grundmasse liegen weisssliche kleine Plagioklaseinsprenglinge, mit der Lupe sind noch einzelne Augite und ab und zu Olivinkörner zu erkennen. — Struktur hyalopilitisch; in der stellenweise Fluktuationsstruktur zeigenden, mit äusserst zahlreichen, kleinsten Plagioklaskryställchen durchsetzten und reichlich Magneteisen führenden Grundmasse stecken grosse und breite Plagioklaskrystalle, grosse Augite, dann, an Zahl bedeutend zurücktretend, Olivinkrystalle und grössere Magneteisenkörner. Die mittleren und kleinen Feldspateinschlüsse lassen öfters unfertige Enden erkennen, die grösseren Plagioklase zeigen nicht selten glasiges Magma mit zonarer Anordnung eingeschlossen. Die Augite besitzen deutliche Krystallbegrenzung

und sind schwach nelkenbraun gefärbt; der Olivin hat gelbrote Ränder. Am Bilde (60 : 1) sieht man in der Mitte eine Augitgruppe mit schwarzen Magneteisenkörnern daran; einige der hellen Plagioklase zeigen die Glaseinschlüsse.

Grauer Hypersthen-Augitandesit, zwischen Nigdeh und Hassanköi (Tafel XIII, Fig. 4). Hellgraues Gestein, am Bruche ragen aus der glänzenden, glasigen Grundmasse mässig grosse (bis zu 5 mm) Krystallkörner von weisslichem Plagioklas hervor, mit der Lupe gewahrt man noch verhältnismässig grosse (bis zu 3 mm) Kryställchen von grünem Augit. Mikroskopische Struktur typisch andesitisch (hyalopilitisch). In der glasigen hellen Grundmasse zahlreiche krystallinische Elemente, gedrängter Filz von Plagioklasnädelchen. Einsprenglinge: zahlreiche grosse, verschiedenartig geformte Mikrotinkrystalle, einzelne grössere Sanidintafeln, schöne, ziemlich grosse, lichtbräunlichgrüne Augite, einzelne Hypersthene, diese mit merkbarem Pleochroismus. Hornblende und Biotit fehlen dem Gestein. Am Bilde gewahrt man einen grösseren Hypersthenkrystall mit Augitumrandung (deutlicher erst bei gekreuzten Nicols zu erkennen).

Das vulkanische Gebiet des Argäus mit weiterer Umgebung.

Die Eruptivgebilde nördlich von Nigdeh setzen bis zum Halys fort. In dem nordöstlichen Teil des Verbreitungsgebietes erhebt sich bei Kaisarieh, dem alten Caesarea, der gewaltige Kegel des Argäus. Kaum dürften übrigens die Eruptivmassen, die Tuffe mit inbegriffen, ein solches geschlossenes Ganzes von Akserai an bis zum Flusse Zamanti Tchai bilden, wie es Tchihatcheff auf seiner Karte darstellt. Zwischen den Lavabergen und den Strecken von anstehendem Eruptivgestein sind ausgedehnte Tuffabsätze verbreitet, so zum Beispiel, um zunächst noch in der Nähe von Nigdeh zu bleiben, im Gebiete südlich von Misli, in welcher Ebene auch diluviale Ablagerungen auftreten. Eine Strecke weiter nordwärts, bei Melegob und Ortaköi ist dagegen wieder trachytisches Gestein in tiefen Schluchten und hohen Felswänden anstehend. — Der diluviale Boden von Kaisarieh ist stark mit Salpeter durchsetzt, das mineralische Salz wird an mehreren Stellen gegraben. Das Baumaterial für die genannte Stadt liefern die vulkanischen Tuffe, welche durch ihre leichte Bearbeitbarkeit und durch den günstigen Umstand, dass ihre Gesteinsmasse ziemlich regelmässig in Quadern oder Platten bricht, vortreffliche Werksteine abgeben.

Die Gesteine des weiten Eruptivgebietes sind trachytischer Natur, wobei die rhyolithischen und auch andesitischen Felsarten mit inbegriffen sind; nur die Anhöhe von Erkelet nördlich von Kaisarieh besteht, den Angaben zufolge, aus schwarzem Dolerit und in der pittoresken Schlucht von Tatlarin, 20 km westlich von Newscheher, sieht man, dass ein mächtiger Lavastrom eines gleichfalls basaltischen Gesteines die weissen

Tuffschichten überdeckt. 50 m hoch erheben sich in jenem tiefen Einriss, der sich nördlich zum Halys öffnet, die Felswände von Basalt, welcher sich ostwärts eine Strecke gegen Newscheher hin fortsetzt, einen mit wirren Felstrümmern besetzten, steinigen Boden bildend.

Das Massiv des 4000 m hohen Argäus (Erdjias Dagh) ist von zahlreichen Schluchten durchzogen; viele kleine Kegel und Eruptionsgebilde legen sich dem Hauptberg an. Nach Nordosten vorgeschoben ist der gegen 2000 m hohe, dreigipfelige Ali Dagh, an dessen nordwestlichem Fuss die Stadt Talas sich befindet. Tuffbildungen fehlen im Bereiche der Ali-Masse; sein graues oder rötliches, trachytisch aussehendes Gestein führt Oligoklas und spärlich kleine schwarze Hornblendekrystalle, dürfte also andesitisch sein. Der Argäus hat seinen Namen »Weisser Berg« nach dem schneebedeckten Gipfel, er ist, den Ueberlieferungen zufolge, noch in historischer Zeit, wenn auch in schwacher Weise, als Vulkan thätig gewesen. Seit dem Altertum ruht seine Aktivität. Riesige Trümmeranhäufungen bedecken die Abhänge des Massivs. Bei näherer Untersuchung werden sich wohl verschiedene Gesteinsvarietäten nach den einzelnen Ausbrüchen feststellen lassen. Das Gestein, das Tchihatcheff am südlichen Abhang unter dem Schutt auffand, und das nach ihm die vorwaltende Felsart bildet, beschreibt er als einen Trachyt mit weisser oder hellgrauer, beziehungsweise rötlich fleckiger, etwas glänzender Grundmasse, die Oligoklas und zahlreiche Amphibolkrystalle enthält. Demnach wäre ein Andesit anzunehmen. Auf der Südostseite des Gipfels treten wild zerrissene, zackige Felsmassen aus dem Schnee hervor, die nach Hamilton[1]) aus einem dichten trachytischen Gestein mit muscheligem Bruche und vom Habitus eines Grünsteines bestehen, also auch auf Andesit deuten. Am Fuss des Berges, auf der Süd- und Nordseite, haben nach dem gleichen Autor aus Spalten basaltische Ergüsse, die als die jüngsten anzusehen wären, stattgefunden.

Zwischen Kaisarieh und der westlich vom Argäus gelegenen Stadt Indsche Su breitet sich wieder die Tuffformation aus; das Tuffgestein ist ziemlich hart und in Lagen von einigen Centimeter Dicke abgesondert. In einem benachbarten Graben gewahrt man, dass der Tuff von bunten, vorherrschend roten Sandsteinen und Mergeln, die der in Kleinasien so verbreiteten älteren oder mittleren Tertiärformation (vielleicht der miocänen Reihe) angehören, unterlagert wird. An den Kontaktstellen sind die Mergel erhärtet und senkrechte Risse gehen von der Schichtfläche aus bis $^1/_3$ Meter weit in den Boden hinein.

Vulkanischer Tuff von Ürgüb und Umgebung. Die kappadokischen Tuffablagerungen sind nach zweierlei Richtungen hin von

[1]) On the Geology of part of Asia Minor. Transactions of the Geolog. Soc. of London, 2 ser. Vol. V, 1840.

besonderem Interesse: einmal haben sie vermöge ihrer Porosität vielfach Veranlassung zu Höhlenbauten gegeben und zweitens weisen sie auf grosse Strecken hin in ausgeprägtester Art jene eigentümlichen Ausspülungsformen auf, die man als Erdpyramiden bezeichnet.

Die Höhlen finden sich öfters in grösster Zahl nebeneinander vor, so dass manche Felswand bienenwabenartig durchlöchert erscheint; da ihre Entstehung auf künstlichem Wege erfolgt ist, braucht hier nichts weiter darüber gesagt zu werden.

Zunächst möge eine kurze petrographische Charakteristik einiger Tuffproben folgen.

Lockerer, poröser Tuff von Newscheher. Weisslich, mit einem Stich ins Rötlichgraue. In der mit zahlreichen kleinen Poren durchsetzten Masse liegen sehr gehäuft Bimssteinfragmente, ab und zu Bröckchen von dunkleren und hellen Eruptivgesteinen. Die kleineren Körner bestehen hauptsächlich aus glasigen Feldspäten, doch scheint Quarz nicht zu fehlen; seltener stösst man auf Biotitblättchen oder zersetzte Kryställchen eines basischen Minerales. Der Kieselsäuregehalt beträgt 75 %. Die Probe stammt von den Weinbergen südwestlich der Stadt.

Tuff von Göreme westlich von Ürgüb. Gelblichweiss, kompakt, ohne Poren, aber ziemlich weich. Enthält in einer erdigen, thonreichen Grundmasse zahlreiche kleine Quarz- und Feldspatkörner, dann etwas grössere, weisse, seidenglänzende Bimssteinstückchen und vereinzelte Biotitfläserchen. Kieselsäuregehalt 67 %.

Tuff von Ürgüb. Gelblichweiss, mit lockerem Gefüge, aber ohne Poren, feinsandig anzufühlen. Die Gemengteile sind viel feiner als bei den beiden anderen Tuffstücken. Nur hier und da ist für das Auge ein weisses, seidenglänzendes Bimssteinstückchen zu erkennen. Unter dem Mikroskop zeigen sich dagegen im Schlämmprodukt zahlreiche kleine Fragmente von Bimsstein neben vielen Trümmerchen von Quarz und Feldspat, worunter häufig Plagioklas. Die Masse saugt begierig Wasser ein; ein Stückchen ins Wasser geworfen nimmt dieses unter singendem Geräusche auf. Die chemische Untersuchung des Ürgüber Tuffes, welche Herr Adolf Schwager vorzunehmen die Güte hatte, ergab folgendes Resultat:

Kieselsäure ($Si\,O_2$)	70,56
Titansäure ($Ti\,O_2$)	0,28
Thonerde ($Al_2\,O_3$)	12,80
Eisenoxyd ($Fe_2\,O_3$)	1,96
Manganoxydul ($Mn\,O$) . . .	0,06
Kalkerde ($Ca\,O$)	1,70
Magnesia ($Mg\,O$)	0,50
Kali ($K_2\,O$)	4,28
Natron ($Na_2\,O$)	2,18
Wasser ($H_2\,O$)	6,30
	100,62

Aus dem Dargelegten erhellt, dass die Tuffe der angegebenen Lokalitäten wegen der Führung von Bimssteinstückchen, hauptsächlich aber wegen des hohen Kieselsäuregehaltes zu den rhyolithischen (quarztrachytischen) oder Liparit-Tuffen gehören. Dass auch die Gesteine der saueren Reihe selbst, die Liparite, in jenen Gegenden vorhanden sind, beweist das ziemlich ausgedehnte Auftreten von Bimsstein, der in Kleinasien sonst nicht verbreitet ist, bei Newscheher.

Der Tuff von Ürgüb bietet zugleich ein ausgezeichnetes Baumaterial dar. Darüber hat sich kein Geringerer als Moltke geäussert, indem er schreibt, der Stein ist weich wie Kreide, er erhärtet an der Luft. Den fruchtbaren Boden, der reichlich Weingärten trägt, verdankt Ürgüb der günstigen physikalischen Beschaffenheit seines Untergrundes; in der lockeren Masse sind die einzelnen Bestandteile leicht aufschliessbar, zugleich enthält das Gestein genügende Mengen von Kali.

Was die Haupteigentümlichkeit der Tuffe, die Ausbildung zu Erdpyramiden und Erdpfeilern, anbelangt, so will ich mich, da diese Erscheinung auch für das anatolische Gebiet schon öfters besprochen worden ist, möglichst kurz fassen. Man muss sich dabei vor allem vergegenwärtigen, dass die Pfeiler und Kegel reine Erosionsgebilde sind, an deren Zustandekommen hauptsächlich der Regen Schuld getragen hat. Die Kegel erheben sich streckenweise in grösster Anzahl nebeneinander, sie können sich sogar mit ihren breiten Basisflächen berühren; es kommen jedoch auch zahlreiche schlanke Pfeiler, mehr isoliert stehend, vor. Andererseits nehmen die Aufragungen auch breitere Dimensionen an, dehnen sich zu kuppelförmigen, mehrspitzigen Hügeln aus oder schliessen sich zu wallartigen Partien zusammen. Viele der Pyramiden laufen einfach spitz zu und bestehen durchweg aus demselben Material, öfters aber tragen sie an ihrem oberen Ende einen Block von harter Lavamasse. Diese Gesteinstrümmer sind als vulkanische Auswürflinge anzusehen, die vereinzelt in die Tuffablagerung eingebettet wurden und die nun auf die unmittelbar unter ihnen befindlichen Tufflagen als schützende Decke gegen die fortschreitende Erosion einwirkten, wodurch sie hauptsächlich die Ausbildung der schlanken Formen bedingten. Es ist selbstverständlich, dass diese sonderbaren Steingestalten die Phantasie der Beschauer mächtig anregten. Es fordern ja die bizarren Felsformen zu Vergleichungen, namentlich mit der belebten Welt, geradezu heraus. Streckenweise treten Lager oder Decken von schwarzem, rauhem Lavagestein im hellen Tuffe auf, auch ist in der Tuffmasse selbst die Färbung nicht überall die gleiche; diese kann vom reinen Weiss bis in ein ziemlich lebhaftes Gelb übergehen; häufig machen sich rote Töne geltend. Denkt man sich diese, durch grelle Beleuchtung erhöhten Farbenkontraste hinzu, so ist nicht befremdlich,

dass die alten Schriftsteller mit Begeisterung von einem Wunderlande — dem Lande der 20 000 Pyramiden — sprachen.

In beifolgender Figur ist eine Partie aus der Tufflandschaft bei Ürgüb dargestellt. Andere charakteristische, nach Originalphotographien gewonnene Bilder sind im Hauptteil dieses Werkes enthalten und mögen dort, wie auch die ausführliche Beschreibung der einzelnen Lokalitäten, nachgesehen werden. Zwei der beigegebenen Lichtdrucktafeln (Taf. VII u. XI) lassen die Bedeckung der Pfeiler mit Steinklötzen sehr schön erkennen. Den Uebergang einer geschlossenen Tuffwand in einzelne breite Kegel — eine Zeugenbildung im Kleinen — bringen die von Madame Chantre im Tour du monde 1896 (No. 38) gegebenen Bilder gut zur Anschauung. Die Conical hills von Ütschhissar besprach schon Hamilton in seinen



Tuffkegel aus dem Thal von Göreme.

Researches in Asia minor, 1842 (Vol. II). Sie sind nach seiner Zeichnung rein pyramidenförmig, ringsum fast gleichmässig abfallend, und erreichen sogar in einzelnen Exemplaren eine Höhe von 200 engl. Fuss; weit oben an den Pfeilern finden sich noch menschliche Schlupfwinkel vor. Im Thale von Matschan erweisen sich die meisten Pyramiden nach den Messungen von Herrn Roman Oberhummer über 30 Meter hoch, einige zeichnen sich durch besondere Schlankheit aus. Das Hauptverbreitungsgebiet der Erdpyramiden gehört der Gegend östlich und nordöstlich von Newscheher an; in diesem Terrain liegen die benannten Ortschaften. Die anatolischen Erdpfeiler sind übrigens nicht auf Kappadokien allein beschränkt, sie kommen auch in Phrygien, wenngleich nicht in solcher Ausdehnung vor und sind dort beispielsweise aus der Umgebung von Kirkhin bei Seidler, 30 km nordöstlich von Afiun-Karahissar, bekannt.

Umgebung von Newscheher. Die Gegend zwischen Tatlarin und Newscheher ist durch das häufige Auftreten von doleritischem Gestein in Form von Schlackenkegeln und grossen Lavaströmen, selbst mit Ausbildung von Kraterrändern auf den Kegeln, ausgezeichnet. Auch im Thale von Aladschadschar steht Basalt zu Tage an. Auf der Westseite des tiefen Einrisses sieht man ihn den horizontal geschichteten Tuff überlagern; dieser besteht hier vorwaltend aus Bimssteinbröckchen, welchen sich noch Obsidianfragmente beimengen. Von da ab ostwärts herrschen bis zum Argäus wieder die Tuffablagerungen vor. Einige Kilometer östlich von Aladschadschar ragt eine hohe Wand von rotem Trachytgestein aus dem auch hier horizontal gelagerten Tuff hervor. Kurz vor Newscheher hat ein tiefer Einschnitt die Unterlage der bimssteinführenden Tuffe entblösst: es sind wieder die rot und gelb gefärbten gipshaltigen Mergel des tertiären, vielleicht miocänen Systems, ihre Schichten lassen ein deutliches Einfallen nach Südosten erkennen. Die Stadt ruht auf einer mächtigen Tuffablagerung, die als doleritisch bezeichnet wird; der Tuff giebt ein gutes Baumaterial ab. Unterhalb des Schlosses tritt Basalt zu Tage, dasselbe Gestein steht in dem tiefen Graben nördlich der Stadt, hier mit den Tufflagen wechselnd, und im Flussbette, das östlich vorbeizieht, an.

In der näheren und weiteren Umgebung von Newscheher wurde auf der Reise viel gesammelt, welches Gesteinsmaterial in folgenden Zeilen kurz besprochen werden soll. Zu den Sedimenten gehörige Stücke bestehen aus Steinsalz (Fundort: Tuzköi), Gips, sowie roten und grauen Mergeln, die aus der Tertiärformation stammen. Ein grünliches und gelblichweisses, gabbroartiges, übrigens quarzführendes Gestein bietet, weil schon stark zersetzt, kein weiteres Interesse. Dagegen fällt eine granitische Felsart auf. Es ist eine aplitische Varietät. Ob hier eine Apophyse von Granit, durch eine tiefe Wasserrinne angeschnitten, von dem weiter im Westen ausgedehnten Massiv aus herübergreift, oder ob es eine andere Bewandnis mit dem granitischen Material hat, kann zunächst nicht entschieden werden.

Aplit von Newscheher (Tafel XIII, Fig. 5, Dünnschliffsbild bei gekreuzten Nicols). Rötliches, hartes, mittel- bis feinkörniges Gestein. Der Schliff zeigt die Quarzkörner, welche keine typische undulöse Auslöschung besitzen, zu Gruppen aneinander gehäuft; die ziemlich grossen Feldspatindividuen (Orthoklas) haben in ihrer Masse wolkige Partien unregelmässig verteilt, erweisen sich aber doch verhältnismässig frisch. Die mit deutlichen Krystallumrissen versehenen Plagioklase sind weit stärker als der Orthoklas angegriffen und mit kleinsten Interpositionen erfüllt. Glimmer fehlt fast vollständig.

Die Mehrzahl der eingebrachten Stücke gehört vulkanischem Material an. Hervorzuheben sind vor allem zwei Gesteine der trachytisch-andesitischen Reihe.

Heller Hornblendeandesit von Newscheher (Tafel XIV, Fig. 1). Typisch trachytisches Gepräge, Gesteinsmasse rauh und lückig, Poren nicht besonders gross. Farbe hellgrau, etwas ins Gelbliche spielend, mit schwärzlichen punkt- und stabförmigen Einsprengungen. In einer für das Auge körnigen feldspatigen Grundmasse liegen durchschnittlich 2—4 mm grosse Feldspatkörner (Oligoklas), deren Krystallflächen nicht deutlich hervortreten. Die Gesteinsmasse wird nach allen Richtungen von schwärzlichen Säulen, Prismen von Hornblende, durchsetzt, diese werden einige Millimeter lang und sind ca. 1 mm dick. Vereinzelt kommen etwas grössere Amphibolkrystalle vor. Bei gekreuzten Nicols gewahrt man unter dem Mikroskope zwischen verhältnismässig wenig gehäuften Mikrolithen viel dunkles Feld, das sich bei näherer Untersuchung noch aus zahlreichen krystallinischen Elementen zusammengesetzt erweist, so dass eine glasige Masse sehr in den Hintergrund tritt. Plagioklasleistchen und mehr noch kleine gedrungene Feldspatsäulchen, wovon ein Teil dem Sanidin angehört, bilden die Hauptmasse der mikrolithischen Elemente. Von den Plagioklasen, namentlich mittlerer Grösse, weisen viele Exemplare vorspringende Ecken oder Spitzen an den Enden auf. Zahlreich sind die grösseren Feldspateinsprenglinge, sie bestehen öfters aus Zusammenhäufungen von mehreren, meist mit Zwillingslamellen versehenen Individuen. Plagioklas herrscht somit unter diesen Feldspäten vor, doch gehören einige der grösseren Krystalle dem Sanidin an, der auch mit ersterem zusammen gruppiert vorkommt. Die Hauptfarbe der Hornblende ist grün, sie ist stark pleochroitisch, tiefere braune Töne fehlen. Augit, in ganz blassgrünen Kryställchen ausgebildet, tritt sehr zurück; manchmal umrandet der Augit die Hornblende. Magneteisen spärlich. — Am Bilde gehören die dunkleren Einschlüsse, abgesehen von einzelnen Magneteisenkörnern, der Hornblende an.

Augitführender Hornblendeandesit von Newscheher (Taf. XIV, Fig. 2). Makroskopisch typische Porphyrstruktur, in einer licht chokoladebraunen Grundmasse liegen Einsprenglinge von Feldspat, der durch Zersetzungsprodukte gelb gefärbt ist, und grünen basischen Mineralien; ihre Grösse beträgt wenige Millimeter. Die Gesteinsmasse ist dicht, ohne Poren. Die mikroskopische Struktur ist andesitisch. Zahlreiche Plagioklasnädelchen liegen in der glasigen Grundmasse; Fluktuationsstruktur zurücktretend. Grosse Plagioklase (Mikrotin). Grosse Hornblendekrystalle mit opaken Rändern und starkem Pleochroismus (dunkelsattgrün bis weingelb). Hellgrüner Augit; seine Krystalle sind häufig verzwillingt. Sanidin ist vorhanden, doch nicht hervortretend. Magneteisen in vereinzelten grösseren Körnern. Einzelne Biotitblättchen. Am Bild sieht man in der Mitte den Querschnitt eines Hornblendekrystalls, gegen den Rand zu Magneteisen (schwarz), auf der linken Seite ein dunkel gerändertes längeres Biotit-

blättchen. Der weisse Saum umgiebt ein grösseres Plagioklasstück, das bis auf die Mitte ganz mit Interpositionen der Grundmasse erfüllt ist.

Basaltische Gesteine von Newscheher (Tafel XIV, Fig. 3 und 4). Von den Gesteinen mit basaltischem Habitus sind drei Proben untersucht worden. Das Gestein, von dem der in Figur 3 abgebildete Schliff stammt, ist eine tiefschwarze, spröde, im Bruche dichte Lava, die von zahlreichen, ziemlich grossen elliptischen Poren durchzogen wird. Ueber die mikroskopische Struktur giebt das Bild genügenden Aufschluss. Es sind zahlreiche Plagioklasleisten, zum Teil mit unfertigen Enden und im grossen und ganzen ziemlich parallel gestellt, vorhanden. Von basischen Mineralien trifft man zunächst lichtbraune, nicht mit deutlicher Krystallbegrenzung versehene Augite an. Einen etwas grösseren Augitkrystall sieht man im Bilde etwas oberhalb der Mitte. Ausserdem sind viele kleine Augitkörner durch die Masse verteilt. Im Schliff gewahrt man noch helle, gestreifte Säulen eines rhombischen Augitminerales, vermutlich Hypersthen; die Prismen werden öfters seitlich von monokliner Augitsubstanz streifenartig umgeben. Die Grundmasse ist mit Globuliten durchtränkt, die, wo sie stellenweise verstärkt auftreten (so häufig in den Ecken zwischen den Krystallen), jener eine ganz dunkle Färbung verleihen. — Die zwei anderen Stücke gehören offenbar demselben Gesteinstypus an, wenngleich sie von dem erstbesprochenen im Aeusseren etwas abweichen. Ihre Farbe ist heller und das Gestein bricht in Platten, die beim Anschlagen einen hellen Klang von sich geben. Die mikroskopische Struktur und der Plagioklasgehalt stimmt mit der Ausbildung bei der schwarzen Lava überein, aber die Masse enthält mehr Einschlüsse des rhombischen Augitminerales, dessen Prismen häufig mit monoklinem Augit seitlich eingefasst sind. Das eine Gestein besitzt zahlreiche kleine rundliche Poren, die mit Neubildungen ausgekleidet sind, das andere ist fleckig und zeigt am Bruch hellere kreisförmige Partien, die sich auch, wie die Figur 4 beweist, im Schliff deutlich geltend machen; man hat hier offenbar eine Erscheinung der endomorphen Kontaktmetamorphose vor sich. Die magmatische Basis mit den Globuliten tritt in diesen rundlichen Partien ganz zurück. Am Bilde sieht man an dem linken Rande einen langen breiten Hypersthen, von den beiden Säulen in der anderen Hälfte des Schliffs gehört die obere gleichfalls diesem Mineral, die untere einem Plagioklas an.

Die Figur 5 derselben Tafel bringt den Schliff eines braunroten, eisenhaltigen, harten Basaltgesteines zur Anschauung, das am besten als rote Basaltwacke (zersetzter Plagioklasbasalt) bezeichnet werden kann. Solche umgeänderte alte Lavagesteine scheinen im Gebiet südwestlich von Newscheher sehr verbreitet zu sein. Man gewahrt im Bilde deutlich die Plagioklasnädelchen in der aus verschiedenen Zersetzungsprodukten, hauptsächlich Eisenoxyd, bestehenden Grundmasse; von den farbigen Silikaten

kann man bis auf spärliche Reste von Augit nichts mehr erkennen; die hellen breiten Stellen sind Poren.

Bimsstein und Obsidian von Newscheher. Der Bimsstein (Tafel XIV, Figur 6 mit Fluktuationsstruktur) ist weisslichgrau, der Obsidian schwärzlich mit grauen Schlieren. Beide zeigen nichts besonderes. Von den Tuffgesteinen wurde eines oben schon besprochen.

Das Halysland und die lykaonische Senke.

Das Faltenland des Halys erstreckt sich mit seinen von Nordost her streichenden Zügen bis zum grossen Salzsee. Hier hatte einst ein grossartiger Abbruch stattgefunden und die Fortsetzung der Faltenzüge in die Tiefe versenkt.

Die Reiseroute bewegte sich am Halys zwischen Avanos und der Gegend südöstlich von Angora, also entlang der am weitesten nach Westen ausgebogenen Strecke dieses Flusses, und dann im Gebiete südwärts davon. Es kann daher an gegenwärtiger Stelle keine Schilderung vom Innern des vom Halys umflossenen Landes gegeben werden. Die Durchwanderung der Halysgegend bildete einen der erfolgreichsten Abschnitte der Expedition, da dabei eine beträchtlich lange Strecke des Halysstromes, die bis jetzt von keinem europäischen Geographen besucht worden ist, bereist und in ihren Einzelheiten erschlossen wurde. Auch in petrographischer Beziehung sind durch diese Forschungstour erspriessliche Resultate zu verzeichnen: es konnte das bisher als Syenit betrachtete Gestein näher definiert und die Verbreitung einer dioritischen Felsart, deren Vorkommen nur in einem vom Flusse nordöstlich gelegenen Gebietsteile bekannt war, westwärts bis über das Halysdefilé hinaus nachgewiesen werden.

Der Halys schneidet in der Gegend nördlich und nordwestlich von Kaisarieh noch in das vulkanische Gebiet ein. So bilden Tuffe und Lavagestein die steilen Ufer an der Halysbrücke südlich von Ümmed-Dede. Weiter im Westen, von Avanos an, läuft der Strom durch die bunten Schichten des Tertiärs, die bei Tuzköi eine äusserst reichhaltige Steinsalzablagerung bergen. Hat doch der Fluss selbst seinen alten Namen von der Salzführung des von ihm durchschnittenen Landes erhalten. Heute heisst er der rote Strom, der Qyzyl-Yrmak, worin der Grund ebenfalls in der geologischen Beschaffenheit des Terrains zu suchen ist. Die Tertiärschichten sind zumeist aus roten Sandstein- und Mergellagen zusammengesetzt, und verleiht das eisenoxydhaltige thonige Bindemittel des mürben Sandsteines dem Flusse seine schmutzigrote Farbe. Dieser Schichtencomplex besitzt namentlich in Galatien, im Gebiete südöstlich Angora, eine weite Verbreitung; südwärts reicht er am Halys in geschlossener Lagerung

bis Yakshakham, wo das granitische Massiv seine nördliche Grenze erreicht, westwärts des Granites dehnt er sich aber noch weit nach Südwesten, gegen Lykaonien zu, aus. Manche Lagen des roten Sandsteines bekommen eine ziemliche Festigkeit und werden dann als geschätztes Baumaterial verwendet. Die Häuser der am granitischen Denek Dagh (nordöstlich vom alten Halysübergang bei Köprüköi) gelegenen Stadt Denek Maden, in deren Nähe sich alte Blei- und Silbergruben befinden, sind beispielsweise ganz aus dem Sandstein gebaut. Schon von Tuzköi und der Gegend des Sarykaraman Dagh an beginnt, wenn man von Kaisarieh her flussabwärts kommt, das granitische Gestein und scheint von da an nach Westen hin vorherrschend das boden- und gebirgsbildende Material abzugeben. Die Höhen des Kartal Dagh und des Saribulak Dagh im Südwesten des Stromes, welche Gebirgszüge übrigens ein zur Hauptrichtung der Bodenschwellen senkrecht stehendes Streichen besitzen, bestehen beispielsweise aus Granit und verwandten Felsarten. Doch treten in dem vom Halysbogen umflossenen Lande auch glimmerhaltige krystallinische Schichten und Thonschiefer mit Kalken auf, denen man ein paläozoisches Alter zuschreibt. Solche Bildungen finden sich selbst streckenweise am Flusse vor. Bei Kirscheher, einer 20 km landeinwärts vom Halys gelegenen, von der Expedition gleichfalls berührten Stadt, setzen diese Schichten den westöstlich streichenden Kervansarai Dagh zusammen, sie fallen hier steil mit 55° nach Nordnordost ein und werden am Nordrand des Bergzuges von einer Verwerfung jäh abgeschnitten. In unmittelbarer Umgebung der genannten Stadt ist das alte Gestein von pliocänem Süsswasserkalk und von diluvialen Absätzen bedeckt, doch tritt jenes bald wieder zu Tage und in einer Entfernung von einem Kilometer südlich von der Brücke, die bei Kessyk Köprüköi über den Fluss führt, erhebt sich der hornblendeführende Granit zu beträchtlichen Höhen. Hier, bei Kessyk Köprüköi, erreichte die Expedition die bis dahin noch nicht näher bekannte Strecke des Halyslaufes, die sich nun von da bis zur Brücke von Köprüköi südöstlich Angora auf eine Länge von 100 Kilometer fortzieht. Die Umgebung von Köprüköi, einer historisch bekannten Stelle — Krösus hat hier mit seiner Heeresmacht über den Fluss gesetzt — ist ganz granitisch. Allenthalben begegnen gerundete, massige Bergformen dem Blick. Auch die benachbarten Gebirgszüge, der Berek Dagh mit seinen an Vulkane erinnernden Kegelbergen und der südlich davon gelegene Tschelebi Dagh, setzen sich aus dem gleichen Granit zusammen. Als wichtigster Teil der genannten Strecke ist ein Defilé zu bezeichnen, das sich der Fluss in der Gegend östlich vom Pascha Dagh geschaffen hat. Schwarzes Gestein, gefaltete Schiefer, Diorit und Hornblendegranit bilden die Wände der ca. 15 km langen Enge. Ausserdem liegt mir noch ein Stück eines Brauneisensteines daraus vor. Die ausschlaggebenden Gesteine sind der

Diorit und der Granit, welcher der Varietät des Amphibolbiotitgranites oder Amphibolgranitites angehört. Letzterem scheint der Haupttheil der Felsschlucht zuzufallen; es ist zugleich das Gestein, das Tchihatcheff als Syenit aufführte.

Diorit aus der Halysenge. Sehr hartes, feinkörniges, schwärzlichgrünes Gestein, das aus Hornblende und Plagioklas besteht; es enthält ausserdem vereinzelte Quarzkörner und wenig Epidot. Das Auftreten des Diorites in der Schlucht fällt in die westliche Fortsetzung eines Dioritvorkommens, das Tchihatcheff weiter östlich im Lande bei Karakaya erwähnt. Auch die noch weiter im Nordosten gelegenen Dioritpartien bei Yuzgat passen zur gleichen Streichlinie.

Amphibolbiotitgranit aus dem Halysdefilé (Taf. XIII, Fig. 6). Mittel- bis grobkörniges, ziemlich hartes, rötlichgraues Gestein, am Bruche durch die dunklen, mehrere Millimeter grossen Krystalle von Hornblende und die Biotitschuppen schwarzfleckig. Das Gestein ist zusammengesetzt aus Quarz (nicht besonders vorherrschend), Orthoklas mit reichlichem Plagioklas daneben, Hornblende und (mehr zurücktretend) Biotit. Accessorisch enthält es Apatit, Titanit und Kies. Der Quarz ist häufig mit Bläschen und anderen mikrolithischen Einschlüssen durchzogen, der Orthoklas besitzt eine licht rötlichgraue Farbe mit einem Stich ins Blaue, er sieht mit seinen stark glänzenden Spaltflächen ziemlich frisch aus, zeigt sich aber unter dem Mikroskope wolkig getrübt und mit vielen winzigen Zersetzungsprodukten erfüllt. Der Plagioklas ist weit weniger angegriffen. Das Bild (Vergrösserung 85:1) weist in der Mitte einen streifigen Hornblendekrystall auf, von dem links ein Trumm herausgebrochen ist; oben schliesst sich Quarz an, rechts Plagioklas; die licht schattierten Partien auf der linken Seite gehören dem Orthoklas an; ganz am Rande links (in der oberen Bildhälfte) liegt eine wurzelartig in einem Feldspat steckende Titanitgruppe (dunkel).

Bei Köprüköi am Berek Dagh machte die Expedition Kehrt und nun ging die Route südwärts über den Pascha Dagh zum Grossen Salzsee nach Kotschhissar weiter. Die rundlichen Höhen des Pascha Dagh werden von steilgestellten, nach Südost fallenden Schichten eines kieseligen Kalkes gebildet, dem sich braune Sandsteine und graue Mergel beigesellen. Tchihatcheff reiht diese Ablagerungen mit Vorbehalt dem unteren Tertiär ein. Tiefe Thäler durchfurchen das kuppige Terrain; auf ihren Sohlen entsteigt reichlich frisches Quellwasser dem Boden, wodurch das Bergland in vorteilhaftem Gegensatz zu dem anstossenden, weit ausgedehnten Wüstengebiet sich befindet. — Dass das Tertiär in der Form der roten gipsführenden Sandsteine eine grosse Verbreitung an den Flanken der granitischen Halysmasse besitzt, geht aus den gesammelten Proben von Gips (Marienglas) hervor, die von Hadschi Bekir I (südwestlich Köprüköi) und von

Kotschhissar mitgebracht wurden. Diese roten gipsführenden Sandsteine und Konglomerate mit bunten Mergeln, auf welche Schichten hinzuweisen sich schon einigemale Gelegenheit bot, werden von Tchihatcheff dem unteren Tertiär, und zwar der nicht fossilführenden Reihe des ganzen Komplexes einverleibt. Die gleichen Bildungen kommen nach ihm, wenn auch untergeordnet, im Kaukasus vor und liegen dort, wie auch an einigen Plätzen in Anatolien, unter dem typischen Miocän. Das fossilhaltige untere Tertiär von asiatisch-mediterranem Gepräge ist hauptsächlich durch den Reichtum an Nummuliten gekennzeichnet. Die Nummulitenschichten haben eine weite Verbreitung in Kleinasien, aber eine deutliche Ueberlagerung durch die roten Sandsteine konnte noch nicht beobachtet werden. Gleichwohl dürften letztere jünger als die nummulitenführenden Lagen sein. Eine isolierte Partie von Nummulitenkalk findet sich auch, nebenbei bemerkt, bei Kaisarieh vor; sie bildet den sechs Meilen östlich der Hauptstadt gelegenen Merdjimek Dagh (Linsenberg).

Im Nordwesten von Kotschhissar treten in einem ziemlich breiten Streifen steilgestellte braune und rote Sandsteine auf; stellenweise ist darüber horizontal pliocäner Kalk gelagert. Jene Sandsteine finden sich von brauner und gelber Färbung, plattig geschichtet und mit kiesigen Bänken wechselnd auch zunächst östlich des genannten Städtchens vor; sie gehören offenbar dem Komplex der roten tertiären Sandsteine an. Bemerkenswert ist, dass sie an mehreren Stellen von Granit durchsetzt werden, der von laccolithartigen Ausbreitungen aus mit Intrusivgängen in den Sandstein hineindringt; in der Nähe der Gänge ist das sandige Sediment zu einer harten Masse verändert. Hamilton machte zuerst auf diese eigenartigen Verhältnisse aufmerksam, er beobachtete zugleich, dass manche der Konglomeratlagen Fragmente von grauem Granit bergen. Sonach ist sicher ein Teil des Granites älter als der rote Sandstein, aber in der Hauptsache hält Tchihatcheff den Granit im Nordosten des Salzsees auf Grund der erwähnten Aufschlüsse für eine jungeruptive, erst nach Absatz der roten tertiären Sandsteine zum Ausbruch gekommene Bildung. Die Formation des Sandsteines, dem auch Gipseinlagerungen beigemengt sind, zieht sich noch eine beträchtliche Strecke östlich von Kotschhissar fort. An den Gehängen des tiefen Thaleinrisses von Kalé Boghaz haben sich an dem sandigen Material eigentümliche Erosionsformen in Gestalt von Pfeilern und Felsnadeln herausgebildet. Weiter im Osten breitet sich ein granitisches Massiv aus, die nördlichen Ausläufer des Kodscha Dagh.

Was den Salzsee selbst, den Tuz Göl oder Tuz Tchöllü, den alten Tatta, betrifft, so möge auf die ausführliche, ihn betreffende Schilderung in diesem Werk und auf die sonstigen Angaben darüber von Herrn Roman Oberhummer in Petermanns Mitteilungen (1897, Bericht über eine Reise in Syrien und Kleinasien) verwiesen werden. Die Fläche des Sees

übertrifft die des Genfer Sees um das Dreifache, der Salzgehalt beträgt 32%. Die Salzkruste, mit der er strichweise bedeckt ist, erreicht hie und da die Dicke von zwei Meter. Im ganzen Gebiet der lykaonischen Senke ist übrigens der Boden bis auf eine beträchtliche Tiefe mit Salz durchtränkt; die in der Steppe gelegenen Brunnen reichen manchmal 30 Fuss hinab. Die Hochfläche von Lykaonien ist abflusslos und kann geologisch als ein weit ausgedehntes Einbruchsgebiet betrachtet werden; sie stellt eine weite, in der jüngeren Neogenzeit mit Neubildungen bedeckte Lücke zwischen den Regionen der Faltengebirge dar. Der grosse Einbruch hat erst nach der älteren Tertiärperiode, aber noch vor der Pliocänzeit stattgefunden; denn die durch die ganze Senke verbreiteten und auch häufig am Rande derselben vorkommenden jungtertiären (pliocänen) Süsswasserkalke sind horizontal gelagert. Die Binnengewässer müssen im einstigen Abbruchsgebiete am Ausgang der Tertiärzeit eine sehr bedeutende Ausdehnung besessen haben; ihr verhältnismässig kleines Residuum ist eben der heutige Salzsee. Der Boden der langen Strecke, welche die Reiseroute im Süden des Tuz Göl zurücklegte, besteht beispielsweise aus den genannten pliocänen lakustren Kalken, so bei Sultan Khan und Obruk; ihr Gestein besitzt eine weisse Farbe, ist porös und giebt, da es an der Luft erhärtet, ein vorzügliches Baumaterial ab, namentlich kann es auch zu architektonischen Zwecken benutzt werden.

Mit der Durchquerung der lykaonischen Senke zwischen Akserai und Konia erreichte die Reise ihren Abschluss; ich möchte nun noch zum Schlusse, gewissermassen als Anhang, einige kleinasiatische Eruptivgesteine von bemerkenswerten Plätzen kurz besprechen.

Der Trachyt von Afiun Karahissar.

Einen eigenartigen, wunderbar schönen Anblick gewährt die phrygische Stadt Afiun Karahissar. Ein mächtiger, gleichsam, wie sich E. Naumann ausdrückt, aus der Erde hervorgestossener Trachytpfeiler, erhebt sich 200 m hoch von der Bodenfläche; seinem Fusse lehnen sich malerisch die Häuser der Stadt an, oben befindet sich eine alte Burg. Das Gestein, im Bruche verschiedene Abstufungen von grau zeigend, besitzt an den der Verwitterung ausgesetzten, oberflächlichen Teilen eine dunklere, schwärzliche Färbung. Es erklärt sich daraus der Name Schwarzburg (Karahissar), wegen der bedeutenden Produktion von Opium (Afiun) heisst die Stadt Afiun Karahissar. Auf der Karte von Tchihatcheff ist dem Trachyt sowohl südlich von der Stadt, als auch im Gebiete nordöstlich davon ein grosses Feld eingeräumt. Offenbar fallen mehrere Gesteinsausbildungen in diesen trachytischen und andesitischen Bezirk, wie aus einigen Proben hervorgeht, die mein verehrter Freund, Herr Professor Dr. Oberhummer, auf seiner

vorjährigen Reise gesammelt und mir zur Bestimmung übergeben hat. Auch dem Auftreten nach darf man auf mehrere geologische Gesteinskörper schliessen. Das Gestein, das den hohen Burgfelsen bildet, gehört, wie mir Herr Dr. Naumann freundlichst mündlich mitzuteilen die Güte hatte, einem mächtigen, mauerartig aus der angrenzenden miocänen Ebene aufragenden Gange (dyke) an, der sich nächst der Stadt noch durch zwei massige Felskuppen bemerkbar macht. Von diesem Ganggestein ist das Gestein verschieden, das an der Sattelhöhe westlich von Afiun Karahissar, nördlich der Niederlassung Akören, 12 km von der Stadt entfernt, ansteht. Diese Felsart charakterisiert sich folgendermassen.

Augit führender Biotit-Amphibolandesit von der Sattelhöhe westlich Afiun Karahissar (Taf. XV, Fig. 1). Gelblichgraues Gestein von trachytischem Gepräge, rauh und porös, die Lücken mit gelblichen Neubildungen ausgekleidet. In der grauen, körnig aussehenden Grundmasse sind ausser kleinen schwarzen Pünktchen (Magneteisen, Biotit) grössere und kleinere, doch nicht besonders grosse, weisse, glänzende Feldspateinsprenglinge zu sehen, die (wenigstens in dem vorliegenden Stück) sämtlich dem Plagioklas (Mikrotin) angehören. Reichlichst vorhanden ist Biotit, dessen durchschnittlich 2 mm grosse Tafeln sehr häufig sechsseitige Begrenzung zeigen; mehr zurücktretend an Menge sind grössere Krystalle (bis über 5 mm Länge) von schwarzem Amphibol. Unter dem Mikroskop erweist sich die Grundmasse ziemlich glasig, die Struktur ist andesitisch; viele Feldspatmikrolithe, wovon ein Teil dem Sanidin angehört, Leistenform herrscht unter ihnen nicht gerade vor. Von den Einsprenglingen sind grosse Mikrotine und Biotittafeln häufig. Braune Hornblende ist gleichfalls reichlich vertreten, stark pleochroitisch und mit sehr kräftiger Absorption, $\mathfrak{a}$ weingelb, $\mathfrak{c}$ tief dunkelgrünlichgelbbraun. Manchmal zeigen sich Augitkränze an den Hornblendekrystallen. Schöne hellgrüne Augitkrystalle, ziemlich reichlich. Hypersthen in kleineren Krystallen, sehr zurücktretend. Magneteisen in einzelnen relativ grossen Körnern. Am Bilde oben ein längliches Biotitblättchen, rechts davon ein etwas grösserer und ein kleinerer Augitkrystall, letzterer mit einem Magneteisenkorn; in der Mitte ein Hornblendekrystall, daneben rechts ein grösserer Plagioklas (wasserklar), rechts von diesem ein Augitzwilling, über dem Plagioklas ein schmales Biotitblättchen. — Ich lasse nun die Beschreibung des in und nächst der Stadt selbst anstehenden Gesteins folgen.

Trachyt von Afiun Karahissar (Taf. XV, Fig. 2—5). In einer hellgrauen, durch dunkle Mineraleinschlüsse schwarz punktierten, körnig aussehenden Grundmasse stecken reichlich ziemlich grosse (5 mm), weissliche oder farblose Oligoklaskrystalle und einzelne sehr grosse (bis zu 3 cm lange) Sanidine; diese sind klar, glänzend und von frischer Beschaffenheit. Das Gepräge der Felsart ist echt trachytisch, das Gefüge rauh, die Gesteins-

masse ziemlich dicht, Poren klein und nicht gedrängt stehend, zum Teil mit Neubildungen ausgekleidet. Von Einsprenglingen farbiger Mineralien kommt Biotit, manchmal in deutlich sechsseitigen Tafeln, und, öfters in relativ grossen Einschlüssen, Hornblende, deren Krystalle zumeist bis auf den inneren Teil ganz in schwarze Umwandlungsprodukte übergegangen sind, vor. Die Struktur ist typisch trachytisch, man sieht in der Grundmasse unter dem Mikroskop ein Mosaik von kleinen Feldspattäfelchen, wovon weitaus die Mehrzahl dem Sanidin angehört. Das Bild, Taf. XV, Fig. 2, bringt dies zur Anschauung, die Nicols sind gekreuzt, im grossen Plagioklaseinsprengling sieht man die Zwillingslamellen. Von farbigen Mineralien ist ausser Amphibol und Biotit noch Augit (Diopsid) vorhanden, der in hellgrünen, meist gar nicht kleinen Krystallen recht verbreitet im Gestein ist; manchmal ballen sich mehrere Individuen zu einer Gruppe zusammen, an deren Rande eine dichtere Anhäufung von Magneteisen sich befindet. Nicht selten stösst man im Schliff auf ein stark lichtbrechendes, fast farbloses oder licht bräunlichgraues Mineral, das in rautenförmigen oder sechsseitigen Durchschnitten oder in Prismenform auftritt; es ist mit braunen streifigen Einlagerungen, die nach dem Hornblendebruch angeordnet zu sein scheinen, versehen, ausserdem zeigt es feine Längsstreifen parallel den Prismenkanten, in deren Richtung das Mineral auslöscht: man dürfte sonach ein rhombisches Mineral, einen Enstatit oder Hypersthen, vor sich haben; Fig. 3 (Taf. XV) führt dieses Mineral mit den eigentümlichen Streifen vor (nahezu in der Mitte gelegen). Die grossen Hornblende- und Biotiteinschlüsse sind durch magmatische Resorption stark verändert und besitzen daher sehr breite dunkle opacitische Ränder. In Fig. 4 (Taf. XV) liegt in der Mitte des Bildes ein solcher Hornblendekrystall, im Innern hat sich seine braune Masse mit den charakteristischen Spaltrichtungen noch erhalten; im breiten Opacitrande herrscht Magnetit, mit dem Augitsubstanz in kleinsten Krystallkörnern verbunden ist, vor. — Auch Quarz, den ich für sekundär halte, lässt sich in vereinzelten Körnern erkennen; er ist meist von einer körnig aussehenden, bei auffallendem Licht gelbbraun gefärbten, dem Eruptivgestein selbst fremden Masse umgeben; in Fig. 2 sieht man (oben) ein paar Quarzkörner.

Die vorstehende Beschreibung bezieht sich auf das Gestein vom Burgfelsen. Ein zweites Trachytstück liegt mir vom Felshügel am Bahnhof der Stadt vor. Dieses Gestein (Taf. XV, Fig. 5) besitzt im grossen und ganzen die gleichen Eigenschaften. Auch hier sind grosse Sanidinkrystalle der Gesteinsmasse eingebettet, die Farbe ist jedoch ein wenig dunkler, das Gefüge etwas dichter als beim Trachyt der Burg. Mikroskopisch konnte gleichfalls ein hypersthenartiges Mineral nachgewiesen werden, vom Quarz (sekundär oder als späterer Einschluss aufzufassen) finden sich öfters mehrere Körner zu Gruppen vereinigt vor. Am Bilde, Figur 5,

erblickt man in der rechten Hälfte, nahe der Mitte, einen stark durch Resorption veränderten Krystall von Biotit, links einen länglichen Diopsid mit grösserem Magnetitkorn an dem einen Ende, daneben und oben am Rande durchsichtigen Plagioklas. — Nach dem bisher Dargelegten kann man sagen, der Trachyt von Afiun Karahissar ist ein andesitischer Trachyt vom äusseren Gepräge des Drachenfelsgesteines.

Biotit-Hypersthenandesit vom Pagos oberhalb Smyrna (Taf. XV, Fig. 6). Das Gestein ist rötlichgrau, mit kleinen Poren durchsetzt, von porphyrischem Ansehen; als Einsprenglinge sieht man darin frische, nicht besonders grosse, helle Plagioklase, schwärzliche Biotitblättchen sowie vereinzelte Magneteisenkörnchen und dunkellauchgrüne Augitkryställchen. Grundmasse farblos, glasig, mit viel Mikrolithen, stellenweise Fluktuationsstruktur zeigend; unter dem Mikroskope lässt sich noch Hypersthen erkennen. Die Augite sind nicht selten durch magmatische Korrosion zackig ausgerandet. Am Bilde ist das Mineral mit den kräftigen Tönen Biotit, unten ragt ein Augitprisma herein, oben eine Gruppe von Plagioklas. — Das Gesteinstück verdanke ich Herrn Major Max Schlagintweit, welcher es selbst an Ort und Stelle gesammelt und mir gütigst zur näheren Untersuchung überlassen hat. Der Andesit von Pagos ist schon von G. vom Rath kurz besprochen worden (Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preuss. Rheinlande, 1882), neuerdings hat Berwerth in seinen vorzüglichen mikroskopischen Strukturbildern der Massengesteine einen Dünnschliff des Smyrnaer Gesteins vorgeführt, als Fundstelle wird der Karatasch angegeben, worunter das Gehänge der südwestlichen Ausläufer des Pagos zu verstehen ist. Der Pagos selbst erhebt sich als stattlicher Berg am südöstlichen Rande der Stadt. Auf ihm befinden sich die Reste der alten Akropolis; weithin breitet sich von der Höhe eine prächtige Rundschau aus. Noch grossartiger gestaltet sich die Fernsicht auf dem Kamme des nördlich von Smyrna sich hoch erhebenden Sipylosgebirges, dessen westlicher Teil gleichfalls aus Andesit besteht. Von seinem obersten Gipfel aus erreicht sogar der Blick den 18 Meilen nördlich entfernten trojanischen Ida.

Tafel-Erklärung.

Die Tafeln XIII—XV bringen die mikroskopische Beschaffenheit der untersuchten Gesteine zur Anschauung. Die einzelnen Bilder sind nach Originalphotographien der Dünnschliffe hergestellt. Die Vergrösserung ist ausser bei gegenteiliger Angabe eine 60fache.

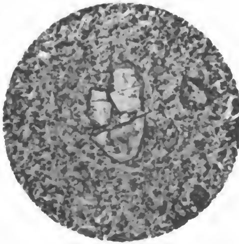
Tafel XIII.

Figur 1. Plagioklasbasalt von Dschebel el-Aswad bei Damaskus. S. 326.
„ 2. Plagioklasbasalt von Birket er-Ram bei Banias. S. 327.

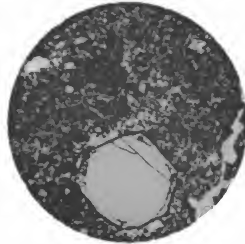
Tafel XIV.

Tafel XV.





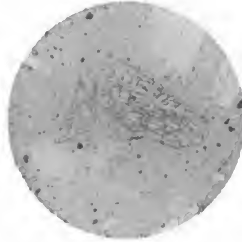
1



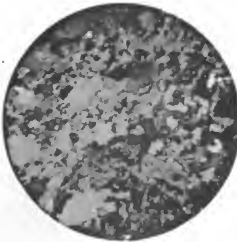
2



3



4



5

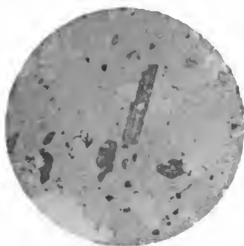


6

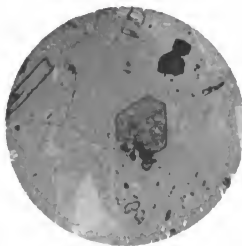
Mikrophotographien von Gesteinen.

(No. 1—5: $\frac{60}{1}$, No. 6: $\frac{85}{1}$.)

1. Plagioklasbasalt von Damaskus.
2. Plagioklasbasalt von Birket er-Ram
3. Olivinhaltiger Augitandesit von Nigdeh.
4. Hypersthen-Augitandesit von Nigdeh.
5. Aplit, Gegend von Newscheher (Nic. +).
6. Amphibolbiotitgranit, Halysenge.



1



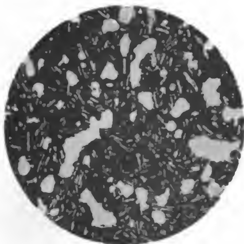
2



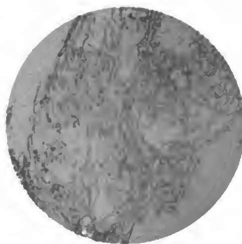
3



4



5

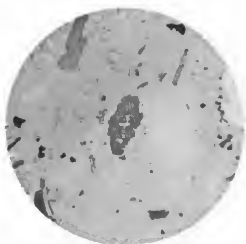


6

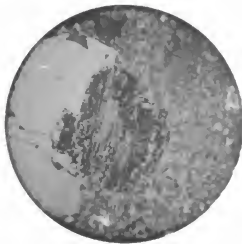
Mikrophotographien von Gesteinen. $\frac{60}{1}$.

1. Hornblendeandesit.
2. Augitführender Hornblendeandesit.
3. Basaltische Gesteine.
4. Basaltische Gesteine.
5. Wacke.
6. Bimsstein.

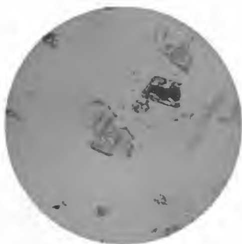
Sämtlich aus der Gegend von Newschehir.



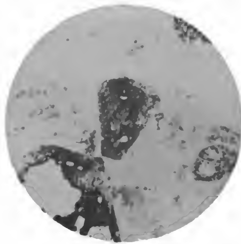
1



2



3



4



5



6

Mikrophotographien von Gesteinen. $\frac{60}{1}$.

1. Augitführender Biotit-Amphibolandesit. 2—5. Trachyt von Afiun Karahissar (No. 2: Nic. [illegible] 6. Biotit-Hypersthenandesit von Smyrna.

KAPITEL XXI.

Beiträge zur Flora des mittleren Halysthales.

Von Professor Dr. **C. O. Harz.**

Die nachfolgend aufgeführten Pflanzen des mittleren Halysthales, bei deren Bestimmung ich mich hauptsächlich an Boissier[1]), unter teilweiser Benutzung des Münchener Staatsherbars[2]), gehalten habe, wurden von den Herren Oberhummer und Zimmerer in einer Meereshöhe von ca. 1000 m in der Nähe von Newscheher im Herbst 1896 und von ihren kleinasiatischen Freunden im Frühjahr 1897 auf kalkarmen Böden gesammelt. Nach Angabe der beiden Herren zeichnet sich diese Gegend Kleinasiens aus durch heisse, trockene Sommer und kalte, schneereiche Winter; und nur da und dort finden an geschützteren Lagen auch gegen Frost empfindlichere Pflanzen, wie z. B. der Oleander, ein mässiges Gedeihen. Die ganze Gegend von Newscheher ist trocken, arm an meteorologischen Niederschlägen. Nur am Rande der Bäche und in Thälern finden sich schmale Wiesen und Weidegründe. Waldungen fehlen hier nahezu gänzlich. Nur vereinzelt findet man niedriges Gesträuch auf und an den sonst kahlen, trockenen Bergen; der Mangel an Holz und sonstigem Brennmaterial ist so gross, dass vielfach nur mit Kamel- und Rindermist geheizt und gekocht wird. Den obigen ungünstigen Verhältnissen ist es auch zuzuschreiben, dass die Zahl der gesammelten Pflanzen eine verhältnismässig geringe ist. Gefässkryptogamen fehlen ganz, von Gymnospermen wurde nur eine Art, Pinus Laricio, gesammelt. Nach dem vorliegenden Material kann man sich im »Mittleren Halysthale« etwa Verhältnisse vorstellen, wie wir sie z. T. in kälteren Lagen Griechenlands, Italiens, wohl auch im südlichen Tirol oder der südlichen Schweiz antreffen mögen. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass die hier aufgeführten Pflanzen nur den wesentlichsten Teil

[1]) Boissier, Flora Orientalis. T. I—VI. 1867—1888.

[2]) Für welche Erlaubnis ich Herrn Professor Dr. Radlkofer und Herrn Custos Dr. Solereder meinen verbindlichsten Dank erstatte.

der um Newscheher vorkommenden häufigeren und auffallendsten Pflanzen darstellen, indem die Erforschung der Flora dieses Gebietes von den beiden Reisenden erst in zweiter oder weiterer Linie angestrebt wurde. Für den Pflanzengeographen ist diese erste »Flora des mittleren Halysthales«, eines von europäischen Forschern zuvor noch nie besuchten Landes, jedenfalls von grossem Interesse, wenn dieselbe auch keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die gesammelten Pflanzen sind folgende:

Phanerogamae.

Angiospermae, Metaspermae.

A. Dicotyledones.

1. Ordnung: Aggregatae.

Familie Valerianaceae Endl.

Valerianella coronata DC. Fl. Fr. IV, p. 241. — Valeriana locusta γ coronata L. — Valeriana coronata Willd.

Bei Panagia-bunaré, am 20.—25. April 1897,

Geogr. Verbr.: Kleinasien, Syrien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Transkaukasien, Griechenland und Gr. Archipel, Nordafrika, Süd- und Mitteleuropa, von Belgien, Mittelfrankreich, Deutschland bis Ungarn, Siebenbürgen, Serbien.

Centranthus Calcitrapa Dufr. — Valeriana Calcitrapa L. — V. Steveni Ledeb.

Bei Panagia-bunaré, am 22.—25. April 1897.

Geogr. Verbr.: Griechenland und Archipel, Kypern, Kreta, südl. Tatarei und Krim, Madeira und die europ. Mittelmeerländer von Südfrankreich bis Dalmatien.

Familie Compositae Vaill. Ledeb. DC.

I. Tubuliflorae.

Tribus 1. Asteroideae Less.

Pulicaria dysenterica Gaertn. — Inula dysenterica L., — I. conyzaea Lmk., — I. pulicaria D. Urv.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Kleinasien, Thrakien, Armenien, Krim, Kaukasus, Transkaukasien, Persien, durch ganz Europa von Grossbritannien bis Russland, sowie in Nordafrika.

Tribus 2. Senecionideae Less.

Subtribus I. Melampodineae DC.

Xanthium strumarium L. β antiquorum. — X. antiquorum Wallr. — X. Anatolicum Boiss. Folia digiti-(tri-)nervia, 3—5 fida, grosse serrata, asperula, basicuneata, non cordata (!), longe petiolata. Rostra fructus divergentia ☉.

10.—15. April 1897 bei Ederek nächst Newscheher.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Pamphylien, Syrien, Egypten. — Die Var. α genuinum durch Griechenland, Thrakien, Taurien, Kaukasus, Persien, Mesopotamien, Egypten, ganz Europa, Sibirien, Indien, Abessinien und Nordafrika.

Subtribus 2. Anthemideae Cass.

Artemisia campestris L. β canescens Boiss. — A. inodora M. B. — A. Marschalliana Spr. — A. commutata Bess.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Durch ganz Europa von Portugal und Spanien, Grossbritannien und Skandinavien bis Russland, Sibirien, Kleinasien, Nord- und Innerafrika. Soll nach Fraas (Flora classica) in Griechenland fehlen.

Tanacetum balsamita L. — Pyrethrum balsamita β tanacetoides Boiss. — Balsamita vulgaris Willd. — Pyrethrum Tanacetum DC.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Persien, Kappadokien, Armenien, Galatien. In Mittel- und Südeuropa nicht selten in Gärten kultiviert.

Achillea Santolina L. — A. Wilhelmsii C. Koch.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Armenien, Persien, Transkaukasien, Palästina, Arabien, Egypten, Mesopotamien, Afghanistan, Beludschistan, Kleinasien, Algier.

Achillea Millefolium L. β lanata Koch, — A. lanata Spr.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Durch ganz Nord- und Mitteleuropa, Sibirien, Himalaya; in Nordamerika eingeschleppt und überall verwildert.

Anthemis tinctoria L.

Bei Arelek, 20.—23. April 1897.

Geogr. Verbr.: Fast ganz Europa und bis ins nördliche Russland, häufig in Griechenland, Makedonien, Thrakien, Lydien, Syrien, Kataonien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Kaukasus.

Anthemis nobilis L.

Bei Arelek, 20.—23. April 1897.

Geogr. Verbr.: West- und Südeuropa; häufig als »Römische Kamille« kultiviert.

Subtribus 3. Senecioneae Cass. DC.

Senecio vernalis Waldst. et Kit. — S. squalidus M. B. non L. — S. crassifolius Boiss. — S. vernus Urv. — S. rapistroides DC. — S. polycephalus Led. — S. Atlanticus Boiss. et Reut. — S. peduncularis Griseb. — Jacobaea squalida C. A. M.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Kleinasien: am Schwarzen Meere, Jonien, Anatolien, Lykien, Pamphylien, Kilikien, von Syrien bis Tripolis, Palästina, Mesopotamien, Kappadokien, Armenien, Taurien, Kaukasus, am Kaspischen Meere, Persien, ganz Griechenland und Archipel, Ungarn, Siebenbürgen, Mittel- und Südrussland, Deutschland und Ostfrankreich.

Subtribus 4. Gnaphalieae Less. DC.

Helichrysum conglobatum Steudel, Boiss., — Gnaphalium Siculun Spreng. — Gn. conglobatum Viv. — G. scandens Sieb.

Bei Newscheher, Herbst 1896 (fruchtreif), und bei Saré-mabrak, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Griechenland und Archipel, Kypern, Kreta, Kleinasien (Lydien, Pamphylien, Kilikien, Syrien), Sicilien und Süditalien.

Tribus 3. Cynareae Less. DC.

Subtribus 1. Xeranthemeae Less. DC.

Xeranthemum squarrosum Boiss. β unicolor Boiss. — X. Annettae Kal.

Im Herbst 1896 bei Newscheher.

Geogr. Verbr.: Karien, Lykien, Pisidien, Lydien, Kilikien, Nordsyrien, Kappadokien, Mesopotamien, Armenien, Transkaukasien, Persien, Kurdistan, am Kaspischen Meere.

Chardinia xeranthemoides Desf. — Xeranthemum annuum var. γ. Linn. — X. Orientale Willd. — (Ch. macrocarpa C. Koch).

Im Herbst 1896 bei Newscheher an trockenen steinigen Geländen.

Geogr. Verbr.: Anatolien, Lykien, Bithynien, Phrygien, Galatien, Kappadokien, Pisidien, Kilikien, Nordsyrien, Libanon, Antilibanon, Damaskus, Armenien, Südrussland, Mesopotamien, Persien, Makedonien.

Subtribus 2. Carduineae DC.

Cirsium Lobelii Ten.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Griechenland (Achaja, Olymp).

Subtribus 3. Centaurieae DC.

Centaurea axillaris Willd. δ, cana Boiss. — C. cana Sm. — C. acmophylla Boiss. — C. Lingulata Lagass. — C. Seusana Vill.

Bei Kessel-tepé, 10.—15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Südöstl. Frankreich, Schweiz, Süddeutschland, Donauländer, Mittel- und Südrussland, Spanien, Italien, Dalmatien, Griechenland, Makedonien, Anatolien, Pisidien, Phrygien, Lykien, Kappadokien, Kataonien, Armenien, Libanon, Antilibanon, Kilikien, Taurus, Persien.

Subtribus 4. Serratuleae Less. DC.

Jurinea inuloides Boiss. et Haussk.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Bisher sonst nur in Persien (mont. Avroman et Schahu Kurdistaniae Persicae 5000—8000') von Haussknecht gefunden.

II. Liguliflorae DC.

Tribus 4. Cichorieae Juss. DC.

Subtribus 1. Scorzonereae Sch. Bip.

Podospermum laciniatum DC., — Scorzonera laciniata L. α genuinum Boiss.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Von Frankreich und Mitteldeutschland durch ganz Südeuropa bis Südrussland, Griechenland, Pamphylien, Pisidien, Kaukasus und Transkaukasus, Westpersien, Beludschistan, Armenien, Nordafrika.

Scorzonera eriophora DC., S. Thirkei Sch. Bip.

Bei Oturum-Kamasé, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Karien, Phrygien, Pisidien, Lykien, Galatien, Kappadokien.

Tragopogon longirostre Bisch., — T. crocifolium Boiss. — T. Coelesyriacum Boiss. β abbreviatum Boiss. — T. Djimilense C. Koch.

Bei Saré-maprak, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Smyrna, Karien, Rhodus, Kypern, Kilikien, Syrien, Mesopotamien, Libanon, Palästina, Arabien, Armenien.

Subtribus 2. Chondrilleae Koch.

Taraxacum officinale Wigg., — T. Dens leonis Desf., — Leontodon Taraxacum L. δ alpinum Koch.

Bei Newschcher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Ganz Europa, Nord- und Mittelasien, Nordamerika, Nordafrika.

Subtribus 3. Crepideae Boiss.

. Crepis tectorum L.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Taurien, Transkaukasien, Mittel- und Nordeuropa, Russland, Sibirien.

Subtribus 4. Rodigieae DC.

Lagoseris Orientalis Boiss.

Bei Oturum-Kamasé, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Mesopotamien, Armenien, Taurien, Kaukasus und Transkaukasus, Persien, Sibirien, westl. Himalaya.

2. Ordnung Campanulatae.

Familie Campanulaceae Juss.

Podanthum asperum Boiss.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Persien, Kurdistan.

3. Ordnung Rubiales.

Familie Rubiaceae Juss.

Galium coronatum Sibth. et Sm. — Valantia humifusa M. Bieb. — V. Taurica Pall. — Galium Tauricum Roem. et Schult.

Bei Ederek, 10.—15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Taurus, Kilikien, Kappadokien, Mesopotamien, Syrien, Armenien, Kaukasus und Transkaukasus, Lykien, Persien.

4. Ordnung Nuculiferae.

Familie Labiatae Juss.

Tribus 1. Satureineae Bth.

Mentha Pulegium L.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Durch ganz Europa, Mittelrussland, Sibirien, Kaukasus, Persien, Syrien, Unteregypten, Abessinien, Nordafrika, Kanarische Inseln, Nord- und Südamerika.

Calamintha graveolens Benth. — Thymus graveolens M. B. — Th. exiguus Sibth. — Acinos erectus Friv.

Bei Oturum-Kamasé.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Kreta, Anatolien, Pisidien, Kilikien, Kappadokien, Kypern, Armenien, Taurus, Transkaukasien, Persien, Mesopotamien, Syrien.

Tribus 2. Monardeae.

Salvia calycina Sibth. et Sm.

Bei Newscheher.

Geogr. Verbr.: Griechenland und Griechische Inseln.

Salvia Aethiopis L. — S. Kochiana Kunze. β leuconeura Boiss. — S. leuconeura Boiss.

Bei Oturum-Kamasé.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Anatolien, Makedonien, Armenien, (β Assyrien), Spanien, Frankreich, Süddeutschland, Mittelitalien, Dalmatien, Donauländer, Südrussland.

Salvia virgata Ait. — S. Garganica Ten. — S. Sibthorpii Boiss. — S. campestris M. B. — S. nudicaulis Koch. — S. oblonga Koch.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Süditalien, Donauländer, Südrussland, Griechenland, Makedonien, Thrakien, Anatolien, Kilikien, Rhodus, Armenien, Syrien, Taurien, Kaukasus und Persien.

Tribus 3. Stachydeae Bth.

Subtribus 1. Scutellarineae Bth.

Scutellaria salviaefolia Bth.

Bei Beglivan, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Pisidien, Galatien, Armenien, Kappadokien, Kataonien, Kilikien.

Subtribus 2. Lamieae Bth.

Stachys annua L. — S. adenocalyx Koch. — S. micrantha Koch.

Bei Newscheher, Herbst 1896 und bei Oturum-Kamasé, 25. bis 30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Mitteleuropa von Grossbritannien und Dänemark bis Mittelrussland, Spanien und Mittelitalien, in den Donauländern, Griechenland, Türkei, Armenien, Taurien, Kaukasus und Transkaukasus, Kilikien, Syrien, Nordafrika bis Tripolis.

Lamium Aleppicum Boiss. et Haussk.

Bei Chomelti, 15.—28. April 1897.

Geogr. Verbr.: Bisher nur in Syrien und Aleppo mit L. amplexicaule gemeinschaftlich gefunden.

23*

Phlomis Armeniaca Willd. — P. lanceolata Boiss. et Hoh.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Lydien, Phrygien, Lykien, Kappadokien, Armenien.

Tribus 4. Ajugoideae Bth.

Ajuga Chia Schreb. — Teucrium Chia Poir. — A. intermedia Boiss. et Orph.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Griechenland und Archipel, Türkei, Bithynien, Anatolien, Kilikien, Kappadokien, Armenien, Taurien, Transkaukasien, Persien, Syrien, Lydien, Palästina.

Ajuga Chamaepitys Schreb. — Teucrium Chamaepitys L.

Bei Oturum-Kamasé, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Von Griechenland und dem Archipel durch ganz Süd- und Mitteleuropa, von Grossbritannien, bis Mittelrussland, Nordafrika, Taurien, Persien, Kaukasus.

Familie Borraginaceae Juss. DC.

Tribus 1. Borrageae DC.

Subtribus 1. Cerintheae DC.

Cerinthe minor L. — C. maculata M. B. — C. auriculata Ten. — C. cleiostoma Boiss. et Spr. — C. macrophylla Boiss. et Heldr. — C. Cilicica Ky.

Bei Saré-mabrak, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Alpen Frankreichs, auf Korsika, in Italien, Dalmatien, Deutschland, Donauländer, Mittel- und Südrussland, Griechenland, Makedonien, Thrakien, Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Lydien, Pamphylien, Lykien, Kilikien (im Taurus bis zu 7500'), Kappadokien, Libanon, Antilibanon, Syrien, Kurdistan, Armenien, Persien, Taurien und Kaukasus.

Subtribus 2. Anchuseae DC.

Anchusa undulata L. — A. nonneoides Fisch. — A. clavata Viv. — Lycopsis elongata Lehm.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Spanien, Portugal, Südfrankreich, Korsika, Sardinien, Süditalien, Griechenland und Archipel, Syrien, Egypten.

Anchusa strigosa Labill. — A. echinata Lam.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Syrien, Palästina, Mesopotamien, Südpersien.

Subtribus 3. Lithospermeae Koch.

Onosma stellulatum W. Kit. δ brevifolium Boiss. — O. brevifolium DC. Mss.

Bei Beglivan, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Süddeutschland, Südschweiz, Savoyen, Italien, Dalmatien, Donauländer, Makedonien, Griechenland und Archipel, Kreta, Bithynien, Lydien, Anatolien, Karien, Kilikien, Armenien, Taurien, Kappadokien, Thrakien, Türkei, Kaukasus, Syrien.

Echium sericeum Vahl. — E. prostratum Del. — E. rubrum Forsk. — E. distachyun Viv.

Bei Kessi-tarlassé, 20.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Süditalien, Nordafrika, Griechenland und gr. Inseln, Türkei, Rhodus, Kypern, Bithynien, Paphlagonien, Pamphylien, Kilikien, Syrien, Palästina.

Lithospermum Sibthorpianum Grisebach. — L. tenuiflorum Boiss., Ledeb., non L.

Bei Arelek, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Bithynien, Kypern, Lykien, Kilikien, Mesopotamien, Kaukasus, Nordpersien.

Moltkia caerulea Lehm. — Onosma caeruleum Willd. — Cynoglossum rugosum Willd. — Lithospermum rugosum DC. — Moltkia punctata Lehm. — M. Anatolica Boiss.

Bei Kessel-tepé; 10—15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Karien, Lykien, Pisidien, Kappadokien, Bithynien, Galazien, am Schwarzen Meere, Armenien, Syrien, Persien.

Alkanna Orientalis Boiss. — Lithospermum Orientale L. — Anchusa Orientalis L. — Camptocarpus Orientalis Koch. — Lithospermum Pythicum Clarke.

Bei Koei-tarehané, 10.—15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Griechenland und Archipel, Karien, Kilikien, Galatien, Paphlagonien, Kappadokien, Syrien, Libanon und Antilibanon, Armenien, Persien.

Alkanna tinctoria L. — A. Matthioli Tausch — Anchusa tinctoria Desf. — Anchusa tuberculata Forsk. — Anchusa rhizochroa Viv. — Buglossum tinctorium Lam. — Lithospermum Lehmanni Tineo.

Bei Kessi-tarlassé, 20.—30. März 1897 und bei Chomesli, 10. bis 15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Spanien, Südfrankreich, Italien, Sicilien, Dalmatien, Ungarn, Nordafrika, Griechenland und Archipel, Makedonien, Bithynien, Lydien, Lykien, Pamphylien, Kilikien, Palästina, Egypten.

Subtribus 4. Cynoglosseae DC.

Echinospermum microcarpum Led. — E. rigidum DC. — E. filiforme Godet.

Bei Newscheher und Beglivan.

Geogr. Verbr.: Songarei, Sibirien (Altai), Persien, Kurdistan, östl. Kaukasus.

Familie Globulariaceae DC.

Globularia trichosantha Fisch. et Mey.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Armenien, Syrien, Kappadokien, Anatolien, Kilikien, Pamphylien, Karien, Bithynien, Türkei.

5. Ordnung Radiiflorae Harz.[1])

Familie Solanaceae Juss.

Hyoscyamus reticulatus L. — H. Camerarii F. et M. — H. pinnatifidus Schlecht. — H. purpureus Griseb.

Bei Newscheher, Herbst 1896 und bei Kurt-Deressi, 15.—20. April 1897.

Geogr. Verbr.: Pysidien, Lykien, Anatolien, Kappadokien, Armenien, Syrien, Mesopotamien, Transkaukasien und Persien.

Familie Convolvolaceae Juss.

Calystegia sepium R. Br. — Convolvulus sepium L.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Ganz Europa, Sibirien, Kleinasien, Kaukasus, am Schwarzen und Kaspischen Meere, Syrien, Nordafrika, Nordamerika und Australien.

Familie Apocynaceae R. Br.

Nerium Oleander L.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Nordafrika, Südeuropa von Portugal, Spanien und Südfrankreich bis Griechenland und Griechische Inseln, Türkei, Makedonien, Kreta, Rhodus, Kypern, Anatolien, Bithynien, Kilikien, Syrien, Palästina, Mesopotamien.

---

[1]) Unter dieser Bezeichnung vereinige ich die anderwärts meist getrennt aufgeführten Contortae und Tubiflorae, welche indessen weder durch die Aestivation, noch durch die Blattstellung oder andere Merkmale sich scharf gegen einander abgrenzen, vielmehr durch mannigfache Uebergänge unter sich verbunden sind.

6. Ordnung Personatae.

Familie Scrophulariaceae Lindl.

Tribus 1. Veroniceae Bth.

Veronica agrestis S. — V. pulchella Bast. et Guss.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Ganz Europa von Norwegen bis zu den Mittelmeerländern, Russland, Sibirien, Songarei, Kaukasus, Bithynien, Anatolien, Taurien, Kreta, Nordafrika; in Nordamerika (eingewandert?).

Veronica hederaefolia L.

Bei Newscheher, Herbst 1896 und bei Oess, 1.—5. April 1897.

Geogr. Verbr.: Fast ganz Europa, Nordafrika, Thrakien, Syrien, Persien; auch in Nordamerika (eingeschleppt?).

Veronica triphyllos L. — V. digitata Lam.

Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Mittel- und Südeuropa, Mittelrussland, Türkei, Griechenland, Nordafrika, Syrien, Thrakien, Lydien, Phrygien, Kappadokien, Mesopotamien, Taurien, Kaukasus und Transkaukasus.

Veronica Austriaca L. — V. multifida Jcq. — V. Jacquini R. et Sch.

Bei Panagia-bunaré, 20.—25. April 1897.

Geogr. Verbr.: Oesterreich und die Donauländer, Mittel- und Südrussland, Makedonien, Thrakien, Kaukasus, Armenien.

Tribus 2. Antirrhineae Chav.

Linaria odora M. B. — L. Laeselii Schweigg. — L. juncea Rchb. — L. venosa Lindl. — L. Altaica Fisch.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Nordöstliches Deutschland, Mittel- und Südrussland, Songarei, Westsibirien, Altai, Türkei, Kaspisches Meer, Taurien, Afghanistan, Nordpersien.

Tribus 3. Cheloneae Bth.

Scrophularia lucida L.

α genuina. — S. glauca Boiss.

Bei Arelek, 25.—30. April 1897.

β filicifolia Boiss.

Bei Saré-mabrak, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Süditalien, Griechenland und Archipel, Rhodus, Kreta, Kleinasien, Pisidien.

Familie Orobanchaceae Lindl.

Phelipaea longiflora C. A. M. — Orobanche longiflora Pers.
Bei Saré-mabrak, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Türkei, am Schwarzen Meere, Armenien, Transkaukasien, Südrussland.

7. Ordnung Primulinae.

Familie Primulaceae Vent.

Androsace maxima L.
Bei Tomuk-Kama, 15.—20. April 1897.

Geogr. Verbr.: Spanien, Frankreich, Belgien, West- und Süddeutschland, Mittelitalien, Donauländer, Mittel- und Südrussland, Songarei, Sibirien, Makedonien, Bithynien, Pisidien, Lykien, Kilikien, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Armenien, Taurien, Kaukasus, Persien, Afghanistan, Nordafrika.

8. Ordnung Discanthae.

Familie Umbelliferae Juss.

Tribus 1. Peucedaneae DC.

Anethum graveolens L.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Südeuropa, von Frankreich bis Südrussland, Egypten, Persien, Kaukasus, Taurien, Türkei.

Pastinaca Armena Fisch. et Mey.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Kaukasus, Daghestan.

Tribus 2. Caucalineae Bth. et Hook.

Daucus Carota L.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Ganz Europa, Sibirien, Nordafrika, Abessinien, Madeira, Canarische Inseln; von Griechenland bis Makedonien und Afghanistan, Kleinasien.

9. Ordnung Leguminosae.

Familie Papilionaceae Endl.

Tribus 1. Trifolieae Bth.

Medicago sativa L.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, Anatolien, Bithynien, Lykien, Kilikien, Persien, Armenien, Kaukasus, Taurien, Afghanistan, Beludschistan.

Trigonella Foenumgraecum L.
Bei Saré-mabrak, 26. April 1896.

Geogr. Verbr.: Mittelmeerländer, Abessinien, Thrakien, Kappadokien, Kilikien, Mesopotamien, Südpersien.

Trigonella subracemosa Boiss.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Kappadokien, Armenien.

Trifolium Anatolicum Boiss.
Bei Oturum-Kamasé, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Anatolien, Bithynien, Kappadokien, Kilikischer Taurus.

Tribus 2. Robinieae[1]) Harz.

Colutea arborescens L.
Bei Newscheher, Herbst 1896 (ein überreifer, blattloser Zweig).

Geogr. Verbr.: Mittel- und Südeuropa von Frankreich und Süddeutschland an, Nordafrika; häufig in Griechenland, Thrakien, Makedonien, Bithynien, Rhodus, Phrygien, Anatolien, Taurien, Transkaukasien, Nordsyrien.

Tribus 3. Hedysareae DC.

Subtribus 1. Euhedysareae DC.

Onobrychis ebenoides Boiss. et Spr. — O. Spruneriana Hampe.
Bei Oturum-Kamasé, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Griechenland (Attika).

Astragalus Kotschyanus Boiss. — A. expansus Boiss.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Antilibanon, Syrien, Mesopotamien, Kurdistan.

Tribus 4. Astragaleae DC.

Astragalus leucocephalus Grah.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Westlicher Himalaya, Afghanistan.

Tribus 5. Vicieae Bronn.

Cicer arietinum L.
Bei Newscheher kultiviert, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: In Südeuropa, Nordafrika, Egypten, Abessinien, Persien, Afghanistan, Kreta; überall kultiviert.

---

[1]) Die bisherige Bezeichnung »Galegeae« dieser Abteilung habe ich in obige umgeändert, da die Gattung Galega wegen ihrer monadelphischen Staubgefässe zu den Genisteen zu stellen, demnach aus diesem Tribus zu streichen ist.

Vicia Faba L.

Bei Newscheher, Herbst 1896, und bei Saré-mabrak 25.—30. April 1897; kultiviert.

10. Ordnung Onagrales.

Familie Lythraceae Juss.

Lythrum Salicaria L. γ tomentosum Boiss. — L. tomentosum Mill. — L. cinereum Gris.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Makedonien, Syrien, Persien, Afghanistan. — Die Normalform in ganz Europa, Sibirien, Nordafrika, Nordamerika und Neuholland.

Familie Onagraceae Juss.

Epilobium spicatum Lam. — E. angustifolium L. ex parte.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Ganz Europa, ganz Sibirien, Nordamerika bis in die arktische Zone. — Anatolien, Bithynien, Paphlagonien, Armenien, Kilikien, Taurien, Cis- und Transkaukasus.

11. Ordnung Rhoeadales.

Familie Papaveraceae DC.

Hypecoum procumbens L. — H. glaucescens Guss. — H. tetragonum Bert. — H. demidiatum Delile.

Bei Kaisarieh nächst Newscheher, bei Panagia punaré, Herbst 1896 und Frühjahr 1897.

Geogr. Verbr.: Südeuropa von Spanien bis Griechenland und Archipel, Kreta, Makedonien, Bithynien, Mesopotamien, Arabien.

Roemeria hybrida DC. — Chelidorium hybridum L. — R. bivalvis DC. — Glaucium Mesopotamicum Spreng.

Bei Beglivan, 25.—30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Südlichstes Europa und Nordafrika, ganz Griechenland, Transkaukasien, Palästina, Südpersien.

Familie Fumariaceae DC.

Fumaria asepala Boiss.

Bei Karse-dag, 10. April 1897.

Geogr. Verbr.: Kappadokien, Kilikien, Armenien, Syrien.

Familie Cruciferae Juss. Endl.

I. Pleurorhizeae DC.

Tribus 1. Alyssineae DC.

Alyssum marginatum Steud.

Kaisarieh, 10. April 1897.

Geogr. Verbr.: Persien, Arabien, Beludschistan, am Berg Sinai, Turkestan.

Erophila verna E. Mey. — Draba verna L. — Erophila vulgaris DC.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Ganz Europa, Thrakien, Bithynien, Kypern, Syrien, Persien, Armenien, Kaukasus, Taurien, Sibirien, Nordafrika.

Tribus 2. Thlaspideae DC.

Thlaspi violascens Schott et Ky.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Kilikien, Syrien.

Bursa pastoris Wigg. — Thlaspi bursapastoris L. — Capsella bursapastoris Moench.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: In den gemässigten und wärmeren Zonen der ganzen Erde.

II. Notorhigeae DC.

Tribus 3. Sisymbrieae DC.

Coringia Orientalis Andrz. — Brassica Orientalis L. — Conr. perfoliata Lmk. — Erysimum perfoliatum Crantz. — E. Orientale R. Br. — Cheiranthus Orientalis Lagasc.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Europa, Thrakien, Anatolien, Phrygien, Karien, Lykien, Syrien, Armenien, Taurien, Kaukasus, Transkaukasien, Persien.

Sisymbrium Sophia L. — S. Persicum Spreng.

Bei Kiatio-deressi, 1.—5. April 1897.

Geogr. Verbr.: Europa, Nordafrika, Sibirien, Himalaya, Thrakien, Syrien, Persien, Afghanistan, Beludschistan, Armenien.

Sisymbrium Columnae Jcq. — Brassica subhastata Willd.

Bei Kurt-deressi, 15.—20. April 1897.

Geogr. Verbr.: Südeuropa, in Griechenland häufig; Kleinasien, Syrien, Taurien, Kaukasus, Afghanistan.

Tribus 4. Camelineae DC.

Camelina grandiflora Boiss.

Bei Kessel-tepé, 11. April 1897 und bei Newscheher, Herbst 1896; beide Exemplare blühend und mit halbreifen Früchten.

Geogr. Verbr.: Karien, Pisidien, Kappadokien.

Tribus 5. Lepidineae DC.

Lepidium Draba L. — Cardaria draba Desv. — Lepidium Chalepense Led.

Bei Newscheher, Herbst 1896 und bei Kurt-deressi, 28. März 1897.

Geogr. Verbr.: Südeuropa, z. T. bis Mitteleuropa; Makedonien, Türkei bis Turkestan, Babylonien, Persien, Afghanistan, Beludschistan.

Lepidium perfoliatum L.

Bei Karse-dag, 5.—10. April 1897.

Geogr. Verbr.: Spanien, Oesterreich und untere Donauländer, Südrussland, Songarei, Thrakien, Chios, ganz Anatolien, Syrien, Armenien, Taurien, Kaukasus, Persien, Turkestan, Afghanistan, Beludschistan.

III. Orthoploceae DC.

Tribus 6. Brassiceae DC.

Sinapis arvensis L. — S. Taurica Fisch. — β Orientalis L. —

Bei Ketsch-tarlassé, 10.—15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Auf Aeckern, in Gärten etc. durch ganz Europa, in Egypten, Mesopotamien, Persien, Afghanistan, Armenien, Bessarabien, Taurien, Kaukasus, Sibirien.

Eruca lativalvis Boiss. — Brassica lativalvis Boiss.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Südpersien bis zum Persischen Meerbusen.

12. Ordnung: Parietales.

Familie Cistaceae Endl.

Helianthemum salicifolium L. — H. denticulatum Thib.

Bei Saré-mabrak, April 1897.

Geogr. Verbr.: Mittel- und Südeuropa, Nord-Afrika, Rumelien, Anatolien, Lykien, Pamphylien, Kappadokien, Rhodus, Kypern, Syrien, Palästina, Taurien, Kakasus, Persien.

Familie Tamariscaceae Desv.

Tamarix tetrandra Pall. — T. Africana Bory et Chaub.

Bei Kaisariéh, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Anatolien, Kilikien, Kypern, Bithynien, Taurien.

Familie Violaceae DC.

Viola ebracteolata Fenzl. — V. modesta var. parviflora Fenzl.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Syrien, Persien.

Viola odorata L.

Kaisariéh nächst Newscheher.

Geogr. Verbr : Ganz Europa, Kanarische Inseln, Nordafrika, Sibirien, Kilikien, Syrien, Taurien, Kaukasus, Persien.

13. Ordnung: Gruinales.

Familie Geraniaceae DC.

Erodium Jacquinianum F. et M. — E. hirtum Jcq. — E. tennisectum Gren. et Gord. — E. staphylinum Bertol.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Mittel- und Südspanien, Korsika, Sardinien, Pamphylien, Persien.

Geranium tuberosum L. γ macrostylum Boiss. — G. macrostylum Boiss.

Bei Kessel-tepé, 15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Mittelmeerländer (Südeuropa und Nordafrika), Griechenland, Anatolien, Lydien, Lykien, Kilikien, Persien.

Geranium rotundifolium L.

Bei Saré-mabrak, 15.—20. April 1897.

Geogr. Verbr.: Europa, Nordafrika, Sibirien, häufig in Griechenland, Makedonien, vom Kaukasus bis Palästina, Persien, Afghanistan, Beludschistan.

Familie Linaceae DC.

Linum hirsutum L.

Bei Arelek, 30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Ostdeutschland, Ungarn, Südrussland, Griechenland, Thrakien, Taurien, Kaukasus, Anatolien, Bythynien, Galatien, Karien, Lydien, Lykaonien, Kataonien, Kappadokien, Pisidien, Phrygien, Kilikien.

14. Ordnung Guttiferae.

Familie Hypericaceae DC.

Hypericum scabrum L. — H. asperum Ledeb. — H. cymosum Hochst. — Drosanthe scabra Spach.

Bei Newscheher.

Geogr. Verbr.: Songarei, Anatolien, Lykien, Lykaonien, Kilikien, Kappadokien, Syrien, Armenien, Transkaukasien, Persien.

Hypericum origanifolium Willd. — H. Armenum saxatile majoranae-folio Tournef. — H. pulverulentum Fenzl.

Bei Newscheher, April 1897.

Geogr. Verbr.: Anatolien, Bithynien, Kappadokien, Armenien Kilikien.

15. Ordnung Tricoccae.

Familie Euphorbiaceae Juss. Endl.

Euphorbia Myrsinites L. E. curtifolia Bor. et Ch. — Tithymalus myrsinites Lmk. — Galarrhoeus myrsinites Haw.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Thrakien, Makedonien, Bithynien, Kypern, Taurien, Phrygien, Armenien, Süditalien, Sicilien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Banat.

Euphorbia biglandulosa Desf. — E. rigida M. B.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Griechenland, Archipel, Sicilien, Anatolien, Kappadokien, Kilikien, Pamphylien, Syrien, Taurien.

Andrachne telephioides L. — A. rotundifolia C. A. Mey.

Bei Beglivan, April 1897.

Geogr. Verbr.: Spanien, Süditalien, Dalmatien, Nordafrika, Capverdische Inseln, Griechenland und Archipel, Thrakien, Taurien, Kaukasus, Persien, Syrien, Palästina, Afghanistan, Beludschistan.

16. Ordnung Polycarpicae.

Familie Ranunculaceae Juss. Endl.

Tribus 1. Anemoneae Jcq.

Adonis flammea Jcq. — A. anomala Wallr. — A. parviflora Fisch.

Bei Kaisarieh nächst Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Mitteleuropa, Griechenland, Serbien, Makedonien, Armenien, Kappadokien, Taurien, Syrien.

Tribus 2. Ranunculeae DC.

Ceratocephalus falcatus Pers. — Ranunculus falcatus L. — C. falcatus, Syriacus, platyceras Stev. γ incurvus Boiss. — C. incurvus Stev.

Bei Chomelti, Februar 1897.

Geogr. Verbr.: Taurien, Armenien, Persien, Südspanien. — Die Stammform in Spanien, Süd- und Mittelfrankreich, Süddeutschland, Italien, Südrussland, Griechenland und Griechische Inseln, Thrakien, Lykien, Syrien, Kaukasus, Persien, Turkestan, Kleinasien.

Ranunculus cuneatus Boiss.

Bei Oturum mapassé, April 1897.

Geogr. Verbr.: Kilikien, Armenien.

Ranunculus arvensis L.

Bei Kurt-deressi, April 1897.

Geogr. Verbr.: Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, von Griechenland bis Beludschistan und Afghanistan.

Tribus 3. Helleboreae DC.

Delphinium halteratum Sibth. et Sm.

Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Süditalien, Griechenland, Thessalien, Thrakien, Makedonien, Bithynien.

17. Ordnung Curvembryae.

Familie Caryophyllaceae Endl.

Tribus 1. Sileneae.

Saponaria ocymoides L.

Bei Kurt-deressi, April 1897.

Geogr. Verbr.: Bisher für den Orient von Boissier nicht aufgeführt.

Silene oreophila Boiss.

Bei Newscheher.

Geogr. Verbr.: Kappadokien.

Silene conica L.

Bei Newscheher.

Geogr. Verbr.: Mittel- und Süd-Europa, Nordafrika, Griechenland und Archipel, Thrakien, Bithynien, Taurien, Transkaukasien.

Silene chloraefolia Sm.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Anatolien, Lydien, Pisidien, Lykaonien, Lykien, Galatien, Kappadokien, Kilikien (Taurus), Armenien, Transkaukasien, Persien.

Tribus 2. Alsineae Griseb.

Holosteum umbellatum L.
Bei Chomelti, März 1897.

Geogr. Verbr.: Europa, Nordafrika, von Griechenland, Makedonien und Kaukasus bis Syrien, Palästina, Persien.

Stellaria media Sm. — Alsine media L.
Bei Newscheher, Herbst 1896, und bei Chomelti, März 1897.

Geogr. Verbr.: Fast überall auf der ganzen Erde verbreitet.

Familie Chenopodiaceae Vent. Salsolaceae Moq.

Chenopodium foetidum Schrad.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Abessinien, Arabien, Kaukasus, tropisches Amerika.

18. Ordnung Polygonales.

Familie Polygonaceae Juss C. F. Meisn.

Polygonum alpestre C. A. Mey.
Bei Beglivan, 30. April 1897.

Geogr. Verbr.: Songarei, Himalaya, Bithynien, Phrygien, Lydien, Lykien, Pisidien, Kilikien (Taurus), Libanon und Antilibanon, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Kaukasus, Armenien, Iberien, Persien.

Rumex acetoselloides Bal.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Süditalien, Griechenland und Griechische Inseln, Makedonien, Thrakien, Türkei, Anatolien, Armenien, Kappadokien, Kataonien, Kaukasus, Transkaukasus, Libanon.

19. Ordnung Amentaceae H. K.

Familie Cupuliferae Rich. Endl.

Quercus Lusitanica Lam. — Q. infectoria Oliv. — Q. corymbifolia Ehrh. — Q. inermis Ehrh. — Q. polycarpos Ky.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Spanien, Portugal, Nordafrika (Oran), Thrakien, Bithynien, Lydien, Armenien, Kilikien, Kypern, Libanon, Kurdistan.

20. Ordnung Urticales.

Familie Platanaceae Lindl.

Platanus Orientalis L.
Bei Köi-Tarlassi, 15. April 1897.

Geogr. Verbr.: Süditalien, Himalaya, Griechenland und Archipel, Makedonien, Thrakien, Bithynien, Anatolien, Libanon, Paphlagonien, Persien.

21. Ordnung Calyciflorae.

Familie Elaeagnaceae Lindl.

Elaeagnus angustifolia L. — E. Orientalis L. — E. hortensis M. B.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Südeuropa, Sibirien (Ural, Altai), China, Griechenland, Makedonien, Thrakien, Kaukasus, Transkaukasus, Persien, Turkestan, Mesopotamien, Syrien, Egypten, Afghanistan, Beludschistan, Turkestan.

B. Monocotyledones.

22. Ordnung Ensatae Endl., H. K.

Familie Iridaceae.

Crocus Tauri G. Maw.
Bei Kaisarieh, nächst Newscheher, März 1897.

23. Ordnung Coronariae Endl., H. K.

Familie Liliaceae DC.

Gogea arvensis Pers.
Bei Kaisarieh, nächst Newscheher, März 1897.

Geogr. Verbr.: Ganz Mittel- und Süd-Europa, von Dänemark und Belgien bis Mittelrussland, Nordafrika, häufig in Griechenland und den Griechischen Inseln, Thrakien, Anatolien, Libanon, Syrien, Taurien, Kaukasus.

Ornithogalum tenuifolium Guss.
Bei Beglivan, 10. März 1897.

Geogr. Verbr.: Südfrankreich, Italien, Griechenland, Thrakien, Bithynien, Lydien, Karien, Kypern, Syrien, Mesopotamien, Kataonien, Armenien, Persien.

II. Gymnospermae Brogn., Archispermae.

24. Ordnung Coniferae.

Familie Abietaceae.

Pinus Laricio Poir., — P. Austriaca Höss. — P. Pallasiana Lamb. — P. Fenzliiky et Antoine. — P. Parolinii Vis.
Bei Newscheher, Herbst 1896.

Geogr. Verbr.: Oestliches Spanien, Südfrankreich, Korsika, Süditalien, Sicilien, Oesterreich, Steiermark, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Donauländer, Griechenland, Makedonien, Taurus, Kilikien, Kataonien, Kypern.



KAPITEL XXII.

Reise in Westkleinasien (1897).

Von

Professor Dr. **Eugen Oberhummer,** München.

Der freundlichen Aufforderung beider mir persönlich nahestehenden Herausgeber dieses Buches, mich an demselben durch einen Beitrag zu beteiligen, komme ich, obwohl z. Z. von anderen Verpflichtungen vielfach in Anspruch genommen, um so lieber nach, als sie mir Gelegenheit bietet, einige Beobachtungen und Ergebnisse meiner im Herbst 1897 nach Konstantinopel und Westkleinasien unternommenen Reise zu veröffentlichen, die sonst vielleicht im Drange anderer Arbeiten im Schreibtische ruhen würden.

Den Mittelpunkt jener Reise bildete Konstantinopel, das ich zwar schon 1887 als Tourist besucht, diesmal aber zum Zwecke besonderer Studien zu einem längeren Aufenthalt gewählt hatte. Von dort aus wollte ich die Gelegenheit benutzen, um einen Streifzug durch das Innere von Kleinasien zu unternehmen, das ich auf meinen früheren Orientreisen nur an der Peripherie kennen gelernt hatte. Da es mir dabei mehr auf Erweiterung meiner geographischen Anschauung und eine vorläufige Orientierung, als auf spezielle Forschungszwecke ankam, für welche auch die Zeit viel zu knapp bemessen gewesen wäre, so wird man in den folgenden Blättern nur solche Beobachtungen finden, die sich auf der Reise meist ungesucht ergaben, vielleicht aber doch manches Brauchbare enthalten.

Zu besonderer Freude gereichte es mir, dass Herr Major Max Schlagintweit sich entschloss, mich auf der Tour durch Kleinasien zu begleiten, wodurch nicht nur die Annehmlichkeit der Reise wesentlich erhöht, sondern auch die wissenschaftlichen Beobachtungen, besonders die Routenaufnahmen, erleichtert wurden. Ich verweise auf die Mitteilungen meines Reisegefährten in diesem Buche, sowie auf seinen an anderer Stelle

veröffentlichten Vortrag[1]), welcher dem Leser als Ergänzung meines Berichtes dienen wolle.

Die Bereisung des Innern von Kleinasien ist jetzt gegen früher ungemein erleichtert durch die anatolische Eisenbahn, welche von Haidar Pascha bei Skutari über Eskischehr einerseits nach Angora, anderseits nach Konia führt und sich im Besitze einer deutschen Gesellschaft befindet. Das Entgegenkommen, welches seitens der Direktion wissenschaftlichen Reisenden gegenüber geübt wird, verdient die höchste Anerkennung und dürfte bei wenigen Bahngesellschaften seinesgleichen finden. Wir hatten vor allem Grund, dem bisherigen Generaldirektor, Herrn O. v. Kühlmann, sowie dem jetzigen Präsidenten, Herrn Dr. K. Zander, für die uns bereitwilligst gewährten Empfehlungen und Vergünstigungen dankbar zu sein, was öffentlich auszusprechen mir hier eine angenehme Pflicht ist.

Ausgerüstet mit wirksamen Empfehlungsschreiben an alle Beamten der Bahn, die an abgelegeneren Stationen meist die einzigen gebildeten Menschen sind, an welche sich der Reisende wenden kann, bestiegen wir am Morgen des 30. September den von Haidar Pascha abgehenden Zug, welcher zunächst an dem reizenden und meist wohl angebauten Gestade des Golfes von Ismid entlang fährt[2]). Noch befinden wir uns hier in dem Bannkreis der Hauptstadt, deren Wirkung als Verkehrscentrum sich in dem gesteigerten Verkehr auf dieser Strecke kund gibt. Hat man Ismid *Nikomedia*[3]), die Residenz der bithynischen Könige und des Kaisers Diokletian, die sich auch jetzt noch als ansehnliche Stadt am Ufergehänge hinaufbaut, hinter sich, so empfindet man, dass man einer Welt mit anderen Lebensbedingungen und Wirtschaftsformen entgegengeht, als sie die Küstenlandschaft mit ihrem alles beherrschenden Hafen- und Schiffsverkehr und ihrem Handel- und Wandel durchdringenden griechischen Volkselement darbietet. Wir stehen an einem der Thore, die von der Küste aus das Innere von Kleinasien erschliessen und deren Zugangsrouten wesentlich durch geographische Verhältnisse bedingt sind[4]). Mag man von Norden oder Süden die Küste der Halbinsel betreten, in beiden

---

[1]) Reise in Kleinasien. München, 1898. 8° 42 S. 2 T. S.-A. a. d. Jahrb. d. milit. Ges. in München 1897/98, S. 53—94. Auch die hier in den Text eingeschobenen Bilder stammen von Aufnahmen meines Reisegefährten.

[2]) Bezüglich der Schilderung dieser schon seit 1874 von der Eisenbahn befahrenen und daher wohlbekannten Strecke verweise ich auf F. Dernburg, Auf deutscher Bahn in Kleinasien (Berlin 1892) S. 15 ff.; E. Naumann, Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat (München 1893) S. 17 ff.; C. Freih. v. d. Goltz, Anatol. Ausflüge (Berlin 1896), S. 70 ff. Meyers Türkei 5. A. (1898) S. 364 ff. Geologische Belehrung über die Strecke bietet F. Toula, Geologenfahrten am Marmarameere (Wien 1896) S. 6 ff.

[3]) Ueber diese Stadt vgl., von der älteren Literatur abgesehen, besonders v. d. Goltz, S. 27 ff.

[4]) Ueber die Bedeutung der Längsmulde des Golfes von Ismid als Zugangsroute vgl. auch Naumann S. 25.

Fällen hat man hohe Gebirgszüge in engen, tief eingeschnittenen Durchbruchsthälern und mühsam zu ersteigende Passhöhen zu überqueren, wogegen von Westen her breite und fruchtbare Thäler einen bequemen Zugang gestatten. Auf dieser leichten Verbindung mit dem Innern bei günstiger Küstenlage beruht die Bedeutung von Smyrna als Hauptstapelplatz des kleinasiatischen Binnenhandels, und in den ausgezeichneten Längsthälern des Hermos, des Kaÿstros und des Mäander führen von dort uralte Hauptverkehrsrouten und seit neuerer Zeit wichtige Bahnlinien landeinwärts.

So ist es auch die Fortsetzung eines in seinem westlichen Teil durch den Golf von Ismid ausgefüllten Längsthales, welche die anatolische Bahn zu ihrem Eintritt in das Land benutzt, und nur wenig über 30 m haben wir anzusteigen, um den Spiegel des Sees von Sabandscha zu erreichen, der ganz ebenso in der Verlängerung des Golfes von Ismid liegt, wie der Isnik Göl in der Furche des Golfes von Gemlik[1]). Es ist deshalb naheliegend, an eine Verbindung des Sees mit dem Meere zu denken, welche in der That wiederholt geplant war. Indessen lässt schon die Beobachtung des Geländes von der Bahn aus eine Bodenanschwellung erkennen, welche die Möglichkeit einer Verbindung, wie sie der Göl Dere (Seebach) ***Askanios*** zwischen dem See von Isnik und dem Golf von Gemlik herstellt, in geschichtlicher Zeit auszuschliessen und einem etwaigen Kanalbau nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu bereiten scheint[2]).

Vom Sabandscha See aus, dessen anmutige hügelige Ufer mich etwas an das Landschaftsbild des Ammersees erinnerten, wendet sich die Bahn in dem üppigen Fruchtlande von Adabazar (37 m) scharf nach Süden, um im Thal des Sakaria ***Sangarios*** den ersten Höhenzug zu durchqueren, der sich nach Westen in der durch v. d. Goltz[3]) überaus anziehend beschriebenen Halbinsel des Arganthonios[4]) fortsetzt und mit dem Boz Burun ***Poseidion*** am Marmarameere endigt, aber seinen weiteren Verlauf noch in den Inseln Kalolimenos und Marmara erkennen lässt. Es ist, nach E. Naumanns übersichtlicher Gliederung des Gebirgsbaues von Kleinasien[5]), die bithynisch-

---

[1]) Türk. Indschir Liman (Feigengolf).

[2]) Vgl. über diese Frage Naumann S. 27 ff., v. d. Goltz S. 102 ff. Schon in der Cote der Station Böjük Derbend (W. des Sees) mit 37,4 m gegen Sabandscha mit 36,0 m drückt sich diese Anschwellung aus.

[3]) A. a. O. S. 20 ff. (mit Karte).

[4]) So, nicht ***Argonthonios***, ist zu schreiben. Die griechischen Schriftsteller nennen den Berg Ἀργανθώνειον ὄρος oder blos Ἀργανθών, s. die Belege in Wissowas Realencykl. d. klass. Altertumswiss. II 686. Von den Römern nennt ihn Prop. I 20, 33 ***Arganthus***; Sil. It. III 396 gebraucht das Adj. ***Arganthoniacus***.

[5]) Die Grundlinien Anatoliens und Centralasiens. Geograph. Zeitschr. II (1896), S. 12. T. I. Vgl. auch »Report of the VI. Intern. Geogr. Congress in London 1895«, S. 661 ff.

paphlagonische Zone des westlichen pontischen Bogens, welche wir hier durchschneiden. Schon dieser erste Engpass von Balaban[1]) mit seinen schroffen Felszinnen und hohen bewaldeten Bergen gewährt ein hoch romantisches Landschaftsbild und gibt besonders auch dem Neuling in diesen Gegenden eine erfreuliche Vorstellung von dem Waldreichtum des nördlichen Kleinasiens. Offener und einförmiger wird die Landschaft von Geve (70 m) ab, denn wir treten hier, in der Verlängerung des Isnik Göl, in eine zweite, dem Golf von Ismid parallele Längsmulde des Faltengebirges von Nordwest-Kleinasien ein, in der sich der Sakaria von Mekedsche bis Geve nach Osten bewegt, aber schon von Mekedsche (85 m) und mehr noch von Lefke (102 m) ab wird die Strecke wieder reicher an Abwechslung, um sich im Thale des Karasu, eines linken Nebenflusses des Sakaria, besonders von Vesir Han (148 m) ab, zu immer steigender Grossartigkeit zu entfalten. Wir passieren einen zweiten Faltenzug, der sich nach Westen in dem Südgehänge des Sees von Isnik fortsetzt und bei Mudania am Golf von Gemlik auszustreichen scheint (entsprechend Naumanns »westpontischer Zwischenzone«). Gewaltige Felswände türmen sich zu beiden Seiten in seltsamen Erosionsformen empor und kaum vermag man vom Zuge aus der Fülle wechselnder Eindrücke zu beiden Seiten zu folgen. Die Strecke gehört jedenfalls in landschaftlicher Beziehung zu den grossartigsten Gebirgsbahnen und ist auch in technischer Hinsicht eine hervorragende Leistung, die wir um so mehr anzuerkennen Anlass haben, als deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Können hier diesen Kulturfortschritt zu Wege gebracht hat. Mit Vergnügen gedenke ich hierbei der Thätigkeit unseres Landsmannes, Herrn k. württ. Baudirektors O. v. Kapp, dessen Name mit den grossen Bahnbauten in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel aufs engste verknüpft und ausserdem allen in Konstantinopel wohnenden Deutschen als Leiter der deutschen Gesellschaft »Teutonia« wohlbekannt ist.

In geologischer Beziehung giebt E. Naumann[2]) über die Bahnstrecke von Balaban bis Vesir Chan folgende Bemerkung, die ich wörtlich anführe, da sie leicht übersehen werden kann und die geologische Karte Tchihatchefs, die einzige, die wir bis heute von Kleinasien besitzen, hier ganz unzureichend ist: »Zwischen Balaban und Geve sah ich wie früher die Faltungen älterer und jüngerer Schichten, im breiten Längsthale bis Mekedsche die den Bruchstücken einer grossen Decke gleichenden Kalkriffe auf den das Thal begleitenden Höhen. In der Schlucht von Mekedsche und Lefke traten vertikale Kalkmassen auf, welche das Liegende der gelegentlich meiner ersten Reise beobachteten dickbankigen und mächtigen, sehr flach ge-

---

[1]) Naumann, Vom Gold. Horn etc. 38; v. d. Goltz 99 ff., 105 ff.

[2]) Grundlinien u. s. w., S. 15.

lagerten Eocänablagerungen bilden. Hinter Lefke erschienen horizontale, flachgeneigte Schichten von Kalk und Mergel, zu Seiten der Sakariaklamm wieder auf dem Kopfe stehende Bänke und vor Vesir Han steil nach Süden einfallende Schichten dunklen Kalkes. Letztere wurden von weissen, flach Süden fallenden Kalken überlagert. Das grossartige Defilé hinter Vesir Han ist ausgezeichnet durch senkrechte Schichtenstellung lichter Kalke, meist von bläulich grauer Farbe.«

Bei Biledschik, das von der Station (295 m) nicht sichtbar ist und westlich auf der Höhe bleibt[1]), erweitert sich das Thal etwas, anscheinend einer Längsfurche entsprechend, die in Fortsetzung des mittleren Sakariathales am Nord-Fuss des Olymp entlang westlich nach Brussa zieht und sonach als drittes Parallelthal zu den Thalzügen von Gemlik-Isnik und Ismid-Sabandscha aufzufassen wäre. Nun beginnt der Anstieg über den letzten Höhenrücken, der uns noch von dem inneren Hochlande scheidet; es ist der Gebirgszug, welcher westlich im Olymp (2500 m) gipfelt, östlich als Boz Dagh und Dschumdikian Dagh das Thal des Sakaria von seinem Nebenflusse Pursak scheidet. Der wesentliche Unterschied für den Bahnbau gegenüber den beiden nördlichen, freilich wohl auch an absoluter Höhe niedrigeren Rücken bestand hier darin, dass jene in dem natürlichen Einschnitt des Sakaria-Karasu-Thales durchquert, nunmehr aber die Höhe selbst erstiegen werden musste. Von Biledschik (232 km von Haidar Pascha ab) bis Eskischeher (317 km) steigt die Bahn von 295 auf 792 m, aber dazwischen liegt Iñ-önü (283 km), die höchste Station, in 836 m, so dass die Steigung von Biledschik bis hierher ca. 10,6 m auf 1 km oder im Durchschnitt 1 : 94 beträgt. Kurz vor der Station Iñ-önü überschreitet die Bahn die Wasserscheide, welche den Zutritt zu dem eigentlichen Hochland Phrygiens bildet und etwa 870 m hoch liegt[2]). Die stärkste Steigung auf dieser Strecke findet sich zwischen Km 144,85 (Biledschik 204,5 m) und Km 162,15 (Karaköi 627,25 m), wo dieselbe 19,25 km oder nahezu 1 : 50 erreicht[3]).

Sehr langsam rollt der aus einer langen Reihe von Güterwagen und nur ganz wenigen Personenwagen bestehende Zug die Höhe hinan, und längst hat sich die Nacht über Berg und Thal gebreitet, ehe die Bahn von dem Rande des Hochlands sich in die Mulde des Sari Su (Gelbwasser) nach Eskischeher hinuntersenkt.

---

[1]) Das grosse Dorf gegenüber dem Bahnhof ist Aschagaköi (Niederdorf), gleich darau folgt das ansehnliche Städtchen Köplü. Ueber Biledschik vgl. Naumann, Vom Gold. Horn S. 54 f., v. d. Goltz 145 f. Letzterer hat 2 km SW. der Stadt die Stelle einer bisher unbekannten antiken Stadt nachgewiesen (S. 151 ff.).

[2]) Naumann 427, giebt die Höhe der Wasserscheide zu 862,91 m, v. d. Goltz, S. 166 f., zu 877,3 m an; der Punkt liegt nach letzterem ca. $1^1/_2$ km W von. der Station Iñ-önü.

[3]) Vgl. die Tabelle bei Naumann a. a. O.

Nichts kann den Wandel, den die Eisenbahn innerhalb weniger Jahre hervorruft, deutlicher zeigen, als die Entwickelung dieser Stadt, welche nach Radet (s. u.) im Jahre 1893 etwa 15 000 Einwohner (Cuinet 19 000), davon fast 13 000 Mohamedaner, zählte. »Wie hat sich diese Stadt innerhalb der drei letzten Jahre belebt und verändert!« schreibt E. Naumann anlässlich seiner zweiten Reise nach Kleinasien[1]). »Auf dem linken Pursakufer ist ein ausgedehntes neues Viertel, meist von Mühadschirs[2]) bewohnt, entstanden, und in der Nähe des etwa 10 Minuten von der Stadt entfernten Bahnhofs ist ein kleines Städtchen emporgewachsen. Gelegentlich meiner ersten Reise erschien mir Eskischeher tot, reiz- und interesselos; jetzt wogte buntes Leben in den Strassen« u. s. w. Aehnlich schildern diese Gegensätze v. d. Goltz[3]) und A. Körte[4]), welcher u. a. schreibt: »Eskischeher, ein alter Knotenpunkt der Karawanenstrassen von Angora-Brussa und Konia-Konstantinopel hat schon in der kurzen Zeit seit Eröffnung der Bahn einen ganz erstaunlichen Aufschwung genommen. Ein ausgedehnter Stadtteil, meist von den niedrigen Lehmhäusern der Tataren gebildet, hat sich auf dem linken Pursakufer erhoben, und eine Reihe neuer griechischer Gasthäuser mit hochtönenden Namen umgiebt den Bahnhof. — Was Eskischeher gegenwärtig einen besonderen Reiz giebt, ist das unvermittelte Aufeinanderprallen des Orientalischen und des Europäischen. Hier ist noch von keinem Aufgehen des Morgenlandes in den abendländischen Kulturformen die Rede, das Bild des Orients ist noch nicht entstellt durch störende europäische Zusätze, wie etwa in Konstantinopel und mehr noch in Smyrna, ganz unvermittelt steht das farbenfreudige orientalische Leben neben der plötzlich hereingeströmten Kulturwelle des Occidents. Die langen Reihen schwerfälliger Büffelkarren[5]), statt der Räder mit runden Holzscheiben und drehbarer Axe ausgerüstet, die sich in langsamstem Schritt knarrend durch die Strassen der Türkenstadt schleppen, scheinen durch einen Zeitraum von Jahrtausenden getrennt von ihrem Ziel — der Eisenbahn, die in halb so viel Stunden die reiche Ernte des Landes dem Bosporus zuführen wird, als jene Gefährte Tage gebrauchen würden.«

---

[1]) Globus Bd. 67, N. 18.

[2]) Mit diesem Namen (eig. »Flüchtling«) bezeichnet man allgemein die mohamedanischen Einwanderer aus vormals unmittelbaren Provinzen der europäischen Türkei, besonders aus Bulgarien und Bosnien. Ihre Dörfer sind durch ihre bessere Bauart und Bedachung von mehr europäischem Typus schon aus der Ferne von den ungleich armseligeren Wohnstätten der Eingeborenen mit ihren erdfarbenen Häusern und flachen Dächern (im wesentlichen derselbe Typus wie in Syrien) zu unterscheiden.

[3]) Anatol. Ausfl. S. 172 ff.

[4]) Anatol. Skizzen S. 3 ff.

[5]) Vgl. Schlagintweit a. a. O. S. 6.

In der That empfindet man, dass hier eine neue Kulturwelt beginnt, die einen ganz anderen Charakter trägt, als die Küstenlandschaft mit ihrem lärmenden Getriebe der Hafenbevölkerung, mit ihrem Gemisch von europäischen und orientalischen Elementen, mit ihrem vorwiegenden Griechentum in Handel und Verkehr, das nun mehr und mehr dem rein türkischen Volkstume Platz macht. Wohl sind auch hier noch die Gasthäuser und was sonst mit dem Fremdenverkehr zusammenhängt, meist in Händen von Griechen, aber in der Bevölkerung der Stadt selbst spielt das griechische Volkselement nur eine untergeordnete Rolle, und je tiefer wir landeinwärts vordringen, desto seltener klingen griechische Laute an unser Ohr. Man fühlt, dass man sich hier auf dem heimischen, asiatischen Boden des türkischen Volkstums befindet, das sich in Europa überall mehr oder weniger als Fremdling darstellt. Man empfindet aber auch den landschaftlichen Eindruck des asiatischen Hochlandes, das uns hier zum ersten Mal in seiner Eigenart entgegentritt, mit seinen unabsehbaren welligen Flächen, die da und dort durch flache, einförmige Höhenzüge begrenzt werden. Wohl fehlt uns hier der bunte koulissenartige Wechsel des Landschsftsbildes, der uns im ganzen Gebiet des ägäischen Meeres vom Bosporus bis nach Kreta und bis hinüber nach Korfu in bezaubernder Mannigfaltigkeit erfreut; wohl fehlt den kahlen Höhenzügen ringsum der Schmuck des Waldes, welcher die pontische Abdachung des kleinasiatischen Hochlandes in so hohem Masse auszeichnet, aber auch die Hochsteppe hat ihre eigene Anziehungskraft, die jeder verstehen wird, der die Poesie der römischen Campagna oder die einsamen Reize deutscher Moore und Haidelandschaft empfinden gelernt hat. Einförmig und ernst, fast melancholisch ist die Stimmung, die über diesen weiten Flächen ruht, und doch wirkt sie befreiend auf das Gemüt, das sich aus dem lärmenden Treiben der Hafenstädte nach einer reineren Atmosphäre sehnt und sich gerne auf diese luftigen Höhen rettet, über denen sich nachts ein sternenklarer Himmel wölbt, wo des morgens ein frischer, scharfer Lufthauch unsere Nerven stählt, während an der Küste um die gleiche Stunde schon erschlaffende Hitze brütet. Niemand, dem seine Zeit es erlaubt, sollte versäumen, von Konstantinopel aus diesen jetzt so leicht auszuführenden Ausflug nach Eskischeher zu unternehmen, wo das treffliche Gasthaus der Frau Tatia ihm eine Unterkunft bietet, wie er sie im Innern der Halbinsel kaum irgendwo findet, und wo schon ein eintägiger Aufenthalt ihm



Abb. 39. Türkisches Holzhaus in Eskischeher.

einen Blick nach einer ganz neuen Seite des türkischen Orients eröffnet. Leider konnten auch wir nur allzu kurze Zeit dem Aufenthalt in diesem Knotenpunkt des anatolischen Bahnnetzes widmen, und so wandten wir uns nach einem Rundgang durch die alte und die neue Stadt, nach einem Besuch der heissen Bäder und eines Meerschaumlagers, wo die Roherzeugnisse der berühmten Meerschaumgruben[1]) feil gehalten werden, nach jener alten Trümmerstätte, die früher, obgleich mit Unrecht, für das alte Dorylaion gehalten worden ist.

Fast 10 km südwestlich von Eskischeher erstreckt sich ein aus vulkanischem Gestein gebildeter Plateauvorsprung bis an die Ufer des Pursak, dessen Spiegel derselbe (nach v. Diest) um 110 m überragt, einen weiten Umblick (besonders über das Pursakthal) gewährend. Der westliche Teil dieses Plateaus, dessen fast horizontale Oberfläche aus schwärzlicher, basaltartiger Lava[2]), als Mandelstein ausgebildet, besteht, ist durch eine Einschnürung bis auf 10 Schritt Breite isoliert und dadurch sehr wohl zu einer Befestigung geeignet, welche anscheinend Seldschuken oder Türken hier errichtet haben. Denn anderen Charakter kann man wohl dem schwarzen Gemäuer aus rundlichen, unregelmässigen, durch Kalkmörtel verbundenen Tuffsteinen nicht zuschreiben, welches das ganze, 340 Schritt lange Plateaustück von der Einschnürung bis zum Flusse umzieht und durchquert und gerade an der erwähnten schmalen Stelle sich noch zu bedeutenderer Höhe erhebt; offenbar befand sich hier am einzigen, nicht durch einen Abfall geschützten Punkt der Mauer der stärker befestigte Eingang. Den Ruinen antiken oder auch nur byzantinischen Ursprung zuzuschreiben, fehlt es an jedem Anzeichen, wenngleich die Vermutung W. v. Diests[3]), das von Osman 1289 eroberte *Melangeia*, nach v. Hammer-Purgstall *Koradscha Hissar*, sei unser Karadscha Scheher, wie es die Türken jetzt nennen (s. u.), auf den ersten Blick besticht. Aber die Namensgleichung ist zum mindesten unsicher, und die Meinung von Ramsay[4]), dass die Stadt, welche Manuel I. Komnenos nach Ja. Kinnamos 295 Bonn. im Jahre 1175 statt des früheren Dorylaion erbaute, hier gelegen habe, scheint mir sowohl durch den Charakter der Ruinen, wie besonders durch die Ausführungen von Th. Preger[5]) hinlänglich widerlegt. Auch A. Körte[6]) erklärte diese Ruinen

[1]) Dieselben haben Naumann S. 123 ff. und Körte, Anat. Skizz., S. 19 ff. ausführlich geschildert. Vgl. auch J. Grunzel, Die wirtschaftl. Verhältnisse Kleinasiens (Wien 1897) S. 34 ff.

[2]) Die genauere Bestimmung der hier und im folgenden beschriebenen Gesteine verdanke ich meinem verehrten Freunde Herrn Oberbergamtsassessor Dr. v. Ammon, welcher dieses Buch um einen wertvollen Beitrag zur Geologie von Kleinasien bereichert hat.

[3]) Von Pergamon über den Dindymos zum Pontus. Gotha 1889, S. 53.

[4]) The Historical Geography of Asia Minor, S. 86, 212f.

[5]) Mitteil. d. archäol. Inst. in Athen, 1894, S. 304 ff. Vgl. Ramsay, ebd. 1895, S. 372.

[6]) Ebd., 1894, S. 13 ff.; Anatol. Skizzen, S. 13 ff. Vgl. auch v. d. Goltz, S. 17 ff.

für türkisch, bezw. seldschukisch, wogegen neuerdings Radet[1]) wieder an eine byzantinische Befestigung glaubt, und zugleich (mit v. Diest, 52) in den östlich der oben erwähnten Einschnürung des Plateaus erhaltenen Spuren angeblich älterer Bauten, die wir leider zu besuchen unterliessen, die älteste Stadtanlage erkennen will. Nach Körte[2]), der das Gebiet von Eskischeher durch wiederholten und längeren Aufenthalt genauer kennen gelernt hat als seine Vorgänger, tragen jene Mauerreste jedoch durchaus kein Kennzeichen älteren Ursprungs und kann an eine frühere als seldschukische oder türkische Besiedelung von Karadscha Scheher nicht gedacht werden, was auch mit unserem Eindruck übereinstimmt[3]).

Beim Abstieg zu dem vom jetzigen Sultan am Fusse der Burghöhe für die Nachkommen Osmans erbauten Dorfe Hamidieh, auch wie die Burg selbst Kara scheher[4]) genannt, untersuchte ich wiederholt das Gestein und fand es überall eruptiv, an einer Stelle eine Art Gabbro, an anderer vulkanischen Tuff in nach Süden unter 20—30° einfallenden Schichten.

Nach Eskischeher zurückgekehrt, wandten wir uns von dort nach dem im Norden der Stadt aus der Ebene am linken Ufer des Pursak sich erhebenden Hügel Schar Öjük[5]), den schon Ramsay[6]) für das römische Dorylaion in Anspruch genommen, Preger aber (a. a. O.) zuerst als die Stelle der antiken Stadt überhaupt erkannt hatte. Dieser Hügel, von welchem Radet auf Taf. IV eine Planskizze entworfen hat, ist seit einer Reihe von Jahren der Fundort zahlreicher Altertümer geworden, welche die Bewohner von Eskischeher, das sich infolge des Eisenbahnbaues rasch vergrösserte, bei dem Suchen nach Bausteinen zu Tage gefördert haben. Preger und Radet haben eine Reihe von Inschriften und anderen antiken Denkmälern von dort veröffentlicht, aber fortwährend werden durch die immer erneuerten Nachgrabungen neue Denkmäler entdeckt und meist

---

[1]) En Phrygie. Nouv. Arch. d. Miss. Scient. VI (1895), wo S. 491—513 der Topographie von Dorylaion und Umgebung eine ausführliche, von Plänen (III/IV) begleitete Erörterung gewidmet ist. Ebd. findet man auf S. 428 ff. auch eine Schilderung des heutigen Eskischeher mit einigen statistischen Daten.

[2]) Vgl. dessen eingehende Kritik von Radets Bericht in Gött. Gel. Anz. 1897, S. 386 ff.

[3]) Vergleiche zu obigem auch Schlagintweit a. a. O. S. 7 f.

[4]) So nannte das Dorf unser dortiger Ortsführer im Gegensatz zu Kara schehir Kalessi, den Ruinen auf der Höhe. Ueber die gleicher Weise gebrauchten Formen *Karascheher*, *Karadscha scheher*, *Karadscha hissar* (Schwarzstadt, schwärzliche Stadt bezw. Burg) vergl. Radet, S. 492, A. 4; Körte, S. 388, A. 1.

[5]) Die jetzt gebräuchliche Benennung Schar Öjük soll aus Schehir Öjük = „Stadthügel" zusammengezogen sein; Radet, a. a. O. S. 492, A. 4. So würde sich also auch in dieser Bezeichnung die volkstümliche Ueberlieferung von der Lage der alten Stadt an dieser Stelle ausdrücken.

[6]) Journ. of Hell. Studies VIII, 503 f., und Hist. Geogr. S. 86 und 212.

dem Verderben preisgegeben. So fanden wir am südöstlichen Fuss des Hügels, wo Radet die Nekropolis ansetzt, eine Anzahl Marmorplatten mit Grabreliefs und Inschriften, welche erst kurz vorher ausgegraben worden sein sollen[1]). Leider war ich, da ich für diese kurze und flüchtige Reise auf epigraphische Ausbeute nicht gerechnet hatte, in keiner Weise auf das Sammeln von Inschriften mit Klatschpapier u. s. w. vorbereitet und musste mich, um bei der Gefahr der Zerstörung, welcher diese Dinge hier zu Lande ausgesetzt sind, wenigstens den Inhalt der Inschriften zu sichern, mit einer bei der gedrängten Zeit notwendiger Weise flüchtigen Abschrift im Notizbuch begnügen. Inzwischen sind die hier mitgeteilten Inschriften von Schar Öjük nach einer Abschrift der Missionare PP. Zacharias und Bertin in Eskischeher von J. Pargoire in der neubegründeten Zeitschrift *Échos d'Orient* I 82—5, veröffentlicht worden, doch hielt ich einen nochmaligen Abdruck mit Rücksicht auf mehrfache Abweichungen in Text und Lesung, sowie auf die z. Z. noch geringe Verbreitung jenes, hauptsächlich kirchlichen Interessen dienenden Organs, für angezeigt.

Bei der Lesung und Ergänzung der hier und im Folgenden angeführten Inschriften hat mich Herr Dr. Theodor Preger in München in entgegenkommendster Weise unterstützt, wofür ich ihm an dieser Stelle gerne meinen besonderen Dank ausspreche.

1. Eskischeher, Altstadt, vor dem Postamt am Boden liegend. Grabstele aus weissem Marmor, ca. 2 m hoch, ½ m breit. Ueber der Inschrift Adler nach links gewendet. Text in Minuskeln veröffentlicht von A. Körte, Gött. Gel. Anz. 1897, S. 415, No. 77, nach einem Abklatsch von Miliopulos.

ЄΥΕΛΠΙϹΤΟϹ	*Εὐέλπιστος*
ΦΗϹΤΟΥΕΑΥΤΟ	*Φήστου ἑαυτῷ*
Ζ[Ω]Ν ΚΑΙ ΦΡΟΝ[Ο]Ν	*ζῶν καὶ φρονῶν*
ΑΝΕϹΤΗϹΕΝ	*ἀνέστησεν*

»Euelpistos, (Sohn) des Phestos, hat sich selbst bei Leben und Vernunft (dieses Denkmal) errichtet«.

2. Schar Öjük, Südseite des Hügels; frische Ausgrabung, Stele aus weissem Marmor. Ueber der Inschrift Medaillon, das Ehepaar in Brustbild darstellend. Oben, rechts und links vollständig, unten abgebrochen. Deutliche Buchstaben mit Apices. Pargoire S. 85.

---

[1]) Die Nachweise der früher veröffentlichten Inschriften von Dorylaion findet man bei Radet S. 555—94, welcher dieselben mit den von ihm selbst gefundenen zu einem kleinen Corpus vereinigt hat. Als Ergänzung treten hinzu die von Körte in Gött. Gel. Anz. 1897, S. 398 ff, sowie die im Folgenden mitgeteilten Inschriften, deren Gesamtzahl sich damit auf 86 erhebt.

ΠΙΣΤΗΦΙΛΑΝΔΡΩ	*Πιστῇ φιλάνδρῳ*
ΤΟΝΔΕΤΥΜΒΟΝ	*τόνδε τύμβον*
ΑΜΜΙΑ ΕΤΕΥ[Ξ]Ε	*Ἀμμίᾳ ἔτευξε,*
ΟΔΕΙΤΑΣΥΝΓΑΜΟΣ	*ὁδεῖτα, σύγγαμος*
ΔΗΜΟΣΘΕΝΗΣΠΑΙ	*Δημοσθένης παῖ-*
ΔΕΣΤΕΜΗΤΡΙΣΩ	*δές τε μητρὶ σώ-*
ΦΡΟΝΙΜΝΗΜΗΣ	*φρονι μνήμης*
ΑΡΙΝΔΗΜΟΣΘΕ	*χ]άριν, Δημοσθέ-*
ΝΗΣΠΡΕΣΒΙΣΤΟΣ	*νης πρέσβιστος,*
ΛΝΔΡΟΜΕΝΗΣΤ<	*Ἀνδρομένης [τε*

»Der treuen, gattenliebenden Ammia hat dieses Grabmal errichtet, o Wanderer, der Gemahl Demosthenes und die Kinder der tugendhaften Mutter zum Andenken, Demosthenes als Aeltester, Andromenes« usw.

Pargoire, welcher darauf hinweist, dass die Inschrift aus jambischen Trimetern besteht, liest *Πρέσβιστος* als Eigenname und hält das Ende für unverstümmelt. Ammia als Frauenname findet sich in Inschriften der Gegend mehrfach, so bei Radet S. 581, A. 36; Körte, S. 414, A. 71, 73, und auch sonst ziemlich häufig, s. Ind. zu CIG usw., auch u. N. 5.

3. Schar Öjük, an derselben Stelle. Hohe Grabstele aus weissem Marmor. Brustbild des Verstorbenen, darüber drei Zeilen, der Rest darunter. Pargoire S. 82f.

ΦΙΛΗΤΟCCYΝΓΑΙΑΝΗ	*Φίλητος σὺν Γαιανῇ*
ΗCYΝΒΙΩΓΑΙΑΝΩΥΙΩ	*τ]ῇ συνβίῳ Γαιανῷ υἱῷ*
ΓΛΥΚΥΤΑΤΩΜΝΗΜΗCΧΑΡΙΝ	*γλυκυτάτῳ μνήμης χάριν*
..ΘΑΔΕΠΑΙCΑΤΑΛΟCΚΕ.	*. Ἐνθάδε παῖς ἀταλὸς κεῖ-*
ΤΑΙΑΝΟCΟΔΕΙΤΑ	*ται] Γαιανὸς, ὁδεῖτα,*
ΥΜΟΡΟCΤΡΙΕΤΗΚΑΙ	*ὠκ]ύμορος τρί' ἔτη καὶ*
ΚΑΜΗΤΕΛΕCΑC	*δέ]κα μὴ τελέσας·*
.ΡΙΝΤΟΥΘΑΝЄЄΙΝ	*ὃς π]ρὶν τοῦ θανέειν*
ΑΤΟΝΜΑΝΤЄΥCΑΤΟΓΡΑΨΑC	*θάν]ατον μαντεύσατο γράψας*
ΟΔΟΧΟΙCΔЄΑΤΟΙC	*θρην]οδόχοις δέλτοις?*
ΤΟΙΑΠΑΤЄΜЄΛЄΟC	*τοῖα παῖς μέλεος.*
ΝΜЄΛΥΠЄΙΚΑΙΘΑ	*ζῆ]ν? με λυπεῖ καὶ θα-*
ΝЄΙΝЄΠЄΡΧЄΤΑΙ	*νεῖν ἐπέρχεται*
\ΜΑΤΗΝΛΥΠΟΥΝ	*ποθεῖν?], μάτην λυποῦν-*
ΤΑΚЄΡΔΑΙΝΩΧΡΟΝΟΝ	*τα κερδαίνω χρόνον*
ΠΑΡΟΔΕΙΤΑ	*χαῖρε?] παροδεῖτα.*

»Philetos mit seiner Gattin Gaiane dem süssesten Sohne Gaianos zum Andenken«. »Hier liegt der unglückliche Knabe Gaianos, o Wanderer, schnellen Geschicks, der dreizehn Jahre nicht vollendet. Er hat, ehe er starb, seinen Tod vorausgesagt und auf klagereichen Tafeln geschrieben solches, das unglückliche Kind. Zu leben betrübt mich und nach dem Tode kommt mich die Sehnsucht an (?), umsonst in Trübsal verstreicht mir die Zeit (?)«.

Abweichungen nach Pargoire: Z. 1: ΑΙ·ΦΙΛ = *Αἴ(λιος) Φίλητος κτλ.* Z. 10: *Κηρ]οδόχοις.* Z. 11: *καί]τοι ἄπαις.* Z. 12: *οὐδ]εν.* Z. 13: *ϱρύ]νειν.* Z. 14: *ὅτα]ν.* Z. 15: *ται ἔνθ]α.* (»Nichts verdriesst mich und selbst zu trösten kommt mir der Sinn, wenn andere sich nichtig betrüben, wo ich meine Zeit zubringe« [?]).

4. Schar Öjük, an derselben Stelle, Grabstelle aus weissem Marmor. Am Fries darüber ein Kranz, zwei Hände umschliessend, und andere Symbole. Unter der Inschrift ein paar Schuhe u. s. w. Photographie. Vollständig. Veröffentlicht von Pargoire a. a. O. S. 83 f.

Α Υ Ρ · Σ Ε Κ Ο Υ Ν Δ Α · Α Υ Ρ Ε	*Αὐρ(ηλία) Σεκούνδα Αὐρ[ηλίῳ*
Ρ Α Κ Λ ᵋ Ι Δ Η Δ Η Μ Η Τ Ρ Ι Ο [Σ]	*Ἡ]ρακλείδῃ Δημητρίου*
Γ Ε Ρ Ο Υ Σ Ι Α Σ [Η] Α Ν Δ Ρ Ι Γ Λ Υ	*γερουσιαστῇ ἀνδρὶ γλυ-*
Κ Υ Τ Α Τ Ω Σ Υ Ν Ζ ΗΣ Α Ν Τ Ι Ε	*κυτάτῳ συνζήσαντι ἔ-*
ΤΗ · Γ · ΜΝΗ ΜΗΣ Χ Α Ρ Ι Ν	*τη γ' μνήμης χάριν.*

»Aurelia Secunda, dem Aurelios Herakleides, (Sohn) des Demetrios, dem Ratsherrn, dem süssesten Manne, der mit ihr drei Jahre gelebt, zum Andenken«.

Ueber den Unterschied von *γερουσιαστής* und *βουλευτής* s. Pargoire a. a. O.

5. Schar Öjük, an derselben Stelle. Grabstele aus weissem Marmor. Ueber der Inschrift Adler auf einer Kugel stehend, nach vorn gewendet, einen Kranz im Schnabel tragend. Rechts anschliessend Marmorplatte, in vier Felder mit verschiedenen Symbolen[1]) geteilt. Vollständige Photographie. Pargoire S. 84 f.

Α Ϲ Κ Λ Α Ϲ Α Ϲ Κ	*Ἀσκλᾶς Ἀσκ-*
Λ Α Κ Α Ι Β Ρ Ο Υ Τ Τ	*λᾶ καὶ Βρουττ-*
Ι Α · Α Μ Ι Α · Ϲ Ε Ν Ε	*ία Ἀμία Σενε*
Κ Α · Τ Ε Κ Ν ω Γ Λ Υ	*κᾷ τέκνῳ γλυ-*
Κ Υ Τ Α Τ ω · Ζ Η Ϲ Α Ν	*κυτάτῳ ζήσαν*
Τ Ι Ε Τ Η Ο Κ Τ ω	*τι ἔτη ὀκτὼ*
Μ Ν Η Μ Η Ϲ Χ Α Ρ Ι Ν	*μνήμης χάριν.*

[1]) Ueber die bildlichen Darstellungen auf Grabreliefs von Dorylaion hat F. Noack in Athen. Mitteil. 1894, S. 315—34 gehandelt.

»Asklas, (Sohn) des Asklas, und Bruttia Amia, dem süssesten Kinde Seneca, das acht Jahre gelebt, zum Andenken«.

Der Name *Ἀσκλᾶς* auf einer anderen Inschrift von Dorylaion bei Radet S. 580 No. 35. Ueber *Ἀμ(μ)ία* s. zu No. 2. Fast gleichlautend mit obiger Inschrift ist folgende, welche Körte, Gött. Gel. Anz. 1897, S. 414, No. 13, ebenfalls aus Eskischeher veröffentlicht hat: *Ἀσκλᾶς Ἀσ|κλᾶ καὶ| Βρουττία Ἀμ|μία Ἀξιοθέᾳ|[θ]υγατρὶ μνή||μης χ]άριν*.

Auf der Oberfläche des höchstens 30 m hohen Hügels, welche von N. nach S. ca. 230, von W. nach O. ca. 120 Schritt misst[1]) und einen guten Ueberblick über die Ebene gewährt, fanden wir keine antiken Baureste mehr, wohl aber die Spuren davon, dass man nach solchen gesucht hatte. Ebenso ist am Fusse des Hügels der Boden, hauptsächlich in der Richtung der alten Mauerzüge[2]), überall nach Quadern durchwühlt. Etwas südlich von dem Hügel war noch ein grösseres Stück Mauerwerk und ein offenbar erst seit kurzer Zeit frei gelegtes Stück eines Quadergewölbes tief im Erdboden zu sehen. Das ist, neben den Inschriften und bildlichen Darstellungen, deren man bei Noack und Radet a. a. O. einige wiedergegeben findet, den Gräbern, Scherben[3]) u. s. w., so ziemlich alles, was von dem alten Dorylaion heute noch übrig ist, aber genug, um zu beweisen, dass die antike (nicht blos römische) Stadt hier und nicht an Stelle des jetzigen Eskischeher, noch auch zu Karadschascheher gelegen hat. Die Annahme Radets, dass der Uebergang von letzterem Ort nach Schar Öjük, wo die von ihm selbst gefundenen Inschriften mit dem Namen des Stadtgründers Dorylaos[4]) für die lokale Tradition zeugen, erst unter Antigonos (nach Ramsay in römischer Zeit) stattgefunden habe, ist weder durch den Fundbestand, noch durch geschichtliche Zeugnisse zu erweisen. Vielmehr spricht alles dafür, dass Dorylaion von alters her an der Stelle von Schar Öjük gelegen hat und die Stadt erst im Mittelalter (s. o. S. 378) verlegt wurde, wogegen Karascheher nur für die türkischen Eroberer eine vorübergehende Bedeutung hatte.

Noch will ich bemerken, ehe wir uns von Eskischeher aus nach Süden wenden, dass nach Mitteilung des Herrn Kulturinspektors Hermann in Ismid zu Alpuköi, der zweiten Station auf der Linie nach Angora, drei kürzlich von den Bauern ausgegrabene Inschriften sich befinden, wovon zwei in einem Friedhof, die dritte (grösste) in einer

[1]) Nach Radet S. 497 und pl. IV wäre der Hügel nur etwa 12 m hoch und von N. nach S. 140 m, von W. nach O. 100 m lang.

[2]) Vgl. darüber die Darlegung von Körte S. 391 f.

[3]) Auf die Bedeutung der Topfscherben für das Alter der Besiedelung von Schar Öjük hat Körte S. 309 f. hingewiesen. Von einem Theater, an der von Radet verzeichneten Stelle (S. 497 und pl. IV), haben wir so wenig wie Körte (S. 391) etwas gesehen.

[4]) Radet S. 507, 559 ff., dazu Körte S. 390, 399 f.

Moschee liegen sollen. Leider war es uns nicht mehr möglich, die Linie nach Angora zu befahren, und habe ich mich auch vergeblich bemüht, von den Inschriften einen Abklatsch zu erhalten, möchte aber nicht unterlassen, künftige Reisende in diesem Gebiet darauf hinzuweisen.

Zu den Unbequemlichkeiten, mit welchen man z. Z. bei Benutzung der anatolischen Bahn noch zu rechnen hat, gehört die ausserordentlich frühzeitige Abfahrt der Züge von den Endstationen, welche teils nötig ist, um die ganze Strecke überhaupt an einem Tage zurückzulegen, wie zwischen Eskischeher und Konia, teils um (bei der Rückfahrt von Eskischeher) noch so zeitig in Haidar Pascha einzutreffen, dass der die Passagiere überführende Dampfer noch vor Sonnenuntergang den Hafen von Konstantinopel erreichen kann, nach welchem Zeitpunkt kein Schiff mehr den Bosporus befahren darf. Da nun überdies für die anatolische Bahn mit Rücksicht auf die einheimische Bevölkerung die türkische Uhrzeit eingeführt ist, welche bekanntlich die Stundenzählung mit Sonnenuntergang beginnt, die Aenderung der Fahrpläne aber, welche durch die Aenderung der Uhrzeit bedingt ist, natürlich nur in grösseren Zwischenräumen stattfinden kann, so ergibt sich aus der Kombination der türkischen Uhrzeit mit dem Fahrplan eine Verschiebung gegenüber der wahren Zeit, welche bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten des Reisenden ins Gewicht fällt[1]). Ob die türkische Uhrzeit als Grundlage des Fahrplanes, womit die anatolische Bahn meines Wissens allein steht, bei Zunahme des Personenverkehrs noch lange beibehalten werden kann, erscheint mir allerdings fraglich; vorläufig ist es jedenfalls begreiflich, wenn die Bahnverwaltung auf die grosse Mehrheit der Landesbevölkerung mehr Rücksicht nimmt, als auf die paar Europäer, welche sich jährlich in das Innere von Kleinasien verirren. Ein Vergleich mit der nach Konstantinopel führenden Orientbahn zeigt uns auch hier den grossen Unterschied zwischen der europäischen und der asiatischen Seite des Bosporus.

Wie sehr übrigens gerade die anatolische Bahn zur Erschliessung und wirtschaftlichen Hebung des Landes beiträgt, zeigt sowohl der Augen-

[1]) Folgendes Beispiel mag das Gesagte verständlicher machen. Nach dem vom 15. September 1897 ab giltigen Fahrplan erfolgte die Abfahrt von Eskischeher nach Haidar Pascha um 10 Uhr 40 Min. V. türk. Die Sonne geht an diesem Tage in Konstantinopel um 6 Uhr 17 Min. N. fränk. unter; 10 Uhr 40 Min. V. türk. ist also an diesem Tage (bezw. am 16. Sept.) gleich 4 Uhr 57 Min. V. fränk. Am 15. Oktober, wo der Fahrplan noch in Kraft ist, fällt der Sonnenuntergang in Konstantinopel auf 5 Uhr 28 Min. N. fränk., 10 Uhr 40 Min. V. türk. ist sonach am 16. Okt. gleich 4 Uhr 8 Min. V. fränk., der Zug fährt also am 16. Okt. bei unverändertem Fahrplan thatsächlich um 49 Min. (= Differenz der Sonnenuntergänge) früher ab als am 16. Sept., und der Reisende muss um mindestens $^3/_4$ Stunden früher aufstehen, als wenn er die Reise einen Monat vorher gemacht hätte. In der ersten Jahreshälfte ist es natürlich umgekehrt, da dann die Abfahrtszeit, so lange derselbe Fahrplan in Kraft besteht, gegenüber der wahren Tageszeit täglich weiter hinausgerückt wird.

schein bei Städten, die wie Eskischeher, Angora u. s. w. seit Eröffnung der Bahn zu ganz neuem Leben erwacht sind, der bedeutende Frachtverkehr und die Massen von Getreide, welche man auch an kleineren Stationen aufgestapelt findet, wie auch statistische Erhebungen, welche schon in wenigen Jahren einen auffallenden Umschwung in den von der Bahn durchzogenen Bezirken erkennen lassen. So hat nach einer Veröffentlichung des jetzigen Präsidenten Herrn Dr. Zander[1]) im Sandschak Angora, wo die Bahn 1892 dem Betrieb übergeben wurde, das Zehenterträgnis gegen das Jahr 1305 H. (1889/90) im Jahre 1306 (1890/91) noch ein Minus von 33,03%, in den folgenden Jahren von 1307 bis 1309 (1891/92 bis 1893/94) aber ein Plus von 13,77, 54,83, 72,25% ergeben, und in den Sandschaks von Kirscheher, Jozgad und Kaisarieh, dem Hinterlande von Angora, stieg das Erträgnis in den genannten Jahren gegen 1306 H. um 38,0, 54,49, 87,62%, wogegen in den Sandschaks, die nicht im Gebiet der Bahn liegen, ein Stillstand, ja sogar ein Rückschritt in den Zehentbeträgen festgestellt wurde.

In klarer, kühler Sternennacht, gefolgt von einem herrlichen frischen Morgen, legten wir am 2. Oktober früh (Abfahrt 4¼ Uhr fränkisch) die nur 67 km lange Strecke von Eskischeher nach Alajund zurück, einer kleinen Station, wo die kurze Seitenbahn nach Kiutahia abzweigt[2]). Es ist echte Hochplateaulandschaft, die wir durchfahren, auf lange Strecken ohne Spur von Ansiedlungen und menschlicher Kultur, doch nicht des grossartigen Zuges entbehrend, der dem asiatischen Kontinente eigen ist. Bald führt die Bahn durch weite Grasflächen, dann wieder durch ein Gewirre sonderbar gestalteter Felsen und Zacken hindurch, anscheinend aus jüngeren Sedimenten gebildet, in welche das Wasser und die Verwitterung so merkwürdige Formen gefressen haben. Etwas fruchtbarer wird die Gegend bei Alajund, einem kleinen türkischen Dorfe mit ziemlich reichem Viehstand, das durch die erwähnte, 10 km lange Zweigbahn nach Kiutahia eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Die hohe Lage (Station 934,42 m) machte sich in der kühlen Morgentemperatur (7^{h} 8,5° C.) schon recht fühlbar.

In Kiutahia (Station 933 m), dessen Lage von älteren und neueren Reisenden oft geschildert worden ist[3]), galt unser erster Besuch der teils aus byzantinischer, teils aus seldschukischer Zeit stammenden, ausgedehnten Citadelle, welche von Westen her die Stadt überragt und weithin die

[1]) Archiv für Eisenbahnwesen 1894 S. 942 ff. Vgl. über die anatolischen Bahnen auch ebenda 1891 S. 140 ff. und die o. S. 378 A. 1 angeführte Schrift von J. Grunzel.

[2]) Beste Karte dieser Strecke jetzt bei W. von Diest, Von Tilsit nach Angora (Peterm. Mitteil., E.-H. 125) T. II.

[3]) Man vergleiche u. a. Ritters Erdkunde XVIII 612 ff.; von Diest, Von Pergamon über den Dindymos zum Pontus (Peterm. Mitteil., E.-H. 94) S. 49 f.; Naumann S. 93 ff.,

Thallandschaft des Pursak beherrscht. Aus byzantinischer Zeit scheinen die zahlreichen halbrunden Ecktürme und Mauerstrecken mit Zwischenlagen von Backsteinen zu stammen, auch mehrere eckige Türme und ein Bogen im Innern, aus jener der Seldschuken hauptsächlich die Verstärkungen und Unterbauten der äusseren Mauer[1]). Antike Säulentrümmer und Werkstücke sind schon von den Byzantinern vielfach in die Burgmauer verbaut worden.

Schon beim Anstieg zeigte sich, dass die Darstellung Tchihatchefs, wonach die Umgebung der Stadt ganz dem unteren Tertiär angehören müsste, hier nicht zutreffend war. In halber Höhe, wo eine Quelle am Wege zu Tage tritt, erwies sich das Gestein als phyllitischer Schiefer und am Gipfel als grobflasriger Gneiss (Granatgneiss). Es scheint sich hier um dasselbe Vorkommen altkrystallinischer Gesteine zu handeln, welches Tchihatchef weiter westlich zwischen hier und Boghadytsch verzeichnet. Dagegen sieht man der Burg gegenüber auf dem rechten Thalgehänge des von Süden her mündenden Ören dere (Kiepert) weisses Gestein in mächtigen Schichten anstehen; wir konnten die Stelle leider nicht mehr besuchen, doch soll dasselbe ein sandiger Thon sein, welcher zu den bekannten Töpferarbeiten der Stadt das Material liefert.

In der Stadt selbst besuchten wir neben verschiedenen gewerblichen Anstalten, unter denen die Teppichweberei und die Töpferei in erster Linie stehen, u. a. die armenische Kirche, deren Vorhof zum Teil mit griechischen Inschriftsteinen gepflastert ist. In der Vermutung, dass alle längst abgeschrieben seien und sich schon bei Lebas finden würden, notierte ich Vergleichs halber die folgende:

Αὐρ. Ἰουνιανὸς Ζωτικοῦ χαλκεὺς ζῶν τῇ συνβίῳ Αὐρ. Διογενείᾳ Διόγε'[νου]ς χω . . .

»Aurelius Iunianus, (Sohn des) Zotikos, der Schmied, hat als Ueberlebender der Gattin Aurelia Diogenecia (Tochter des) Diogenes (das Grabmal gesetzt).«

Die Erwartung, der Inschrift bei Lebas zu begegnen, erwies sich jedoch als unrichtig, obwohl mehrere der hier genannten Namen sich ebenda III, 795 wieder finden, wo es sich offenbar um dieselbe Familie

---

Körte S. 16 ff., Radet S. 489 f., Schlagintweit S. 9 f.; Ramsay, Asia Minor 94, 144 u. ö. Eine Planskizze von K. findet sich im »Planatlas von Kleinasien« (in 1 : 25000, von Fischer 1838). Man beachte, dass das Nivellement der Bahn für mehrere Hauptpunkte von Westkleinasien erheblich geringere Höhen ergeben hat, als bisher auf unseren Karten angenommen wurden. So ist Kiutahia, dessen Station nach den mir durch die Direktion der anatolischen Bahn mitgeteilten Ziffern 933,34 m hoch liegt, in Stielers Handatlas mit 1019 m bezeichnet. Die Höhenangaben auf Kieperts grosser Karte Bl. VI schwanken zwischen 920 und 1080 m. Tchihatchef kam hier mit 930 m der Wahrheit am nächsten. Für Afiun Karahissar beträgt die amtliche Ziffer 1006,42 m (Stieler 1100), für Konia 1026,92 m (Stieler 1150 m). Vgl. u. S. 409 A. 2.

[1]) Vgl. von Diest a. a. O. S. 50.

handelt. Ueberhaupt kennt Lebas nur Inschriften auf dem armenischen Friedhof, aber nicht von der armenischen Kirche. Gleichwohl nehme ich an, dass die Inschriften der letzteren Stelle anderweitig (von Ramsay?) bekannt gemacht worden sind, möchte aber nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Zwei andere versteckte Inschriften wies mir der uns begleitende armenische Junge in armenischen Privathäusern nach. Die eine derselben im Hause des Hadschi Agob Oglu Sirabiun, auf einem ca. 1 m hohen Marmorcippus, ist schon vor längerer Zeit von Ramsay und Sterrett abgeschrieben und von ersterem im Journ. Hell. Stud. V (1884) 259 f. veröffentlicht worden. Ich gebe daher nur den Text hier wieder:

Διὶ Βεννίῳ | Διογένης ὑπὲρ | Διογένους πάππου καὶ Κλ. Χρυσίου | μάμμης καὶ τῶν | κατοικούντων | ἐν Ἰσκόμῃ καθιέρω|σεν. An der Basis: *Ἀπολλώνιος Ἰσγερεανὸς ἐποίει.*

»Dem Zeus Bennios[1]). Diogenes hat für den Grossvater Diogenes und die Grossmutter Claudia Chrysion und die Einwohner von Iskome (diesen Altar) geweiht. Apollonios von Isgerea hat (ihn) gemacht.«

Die zweite Inschrift im Hause des Armeniers Joannis, Schwiegersohn des Vorigen, scheint unveröffentlicht zu sein. Es ist ein am Boden liegender Grabstein aus Marmor mit Medaillon (oben) und Figur (unten) und metrischer Grabschrift, welche die beiden Reliefdarstellungen umkränzt. Eine von meinem Gefährten aufgenommene Photographie misslang leider wegen der ungünstigen Beleuchtung. (Siehe die Inschrift auf nächster Seite.)

Schriftcharakter (C Є Ω, Apices) und Orthographie weisen auf die spätere Kaiserzeit, frühestens das 2. Jahrhundert n. Chr. Besonders die Fluchformel am Ende ist wegen der Schreibung von *ι* für *ει* und *η*, *ν* für *γ* und des seltenen Wortes *ἀναγχιστευτός* (von *ἀγχιστεύω* verwandt sein, s. Stephanus, Thesaur. I 544, Paris) bemerkenswert.

Von den Inschriften wurden wir noch in das Haus eines wohlhabenden Armeniers, des Teppichfabrikanten Bagtscheoglu Agopian, geführt, wo man uns verschiedene Altertümer zeigte, neben Münzen u. dergl. von geringem Wert auch ein paar merkwürdige Reliefplatten aus Marmor mit anscheinend gnostischen Symbolen und unverständlicher Aufschrift in griechischen Buchstaben; Sammler mögen bei einem Besuch von Kiutahia dort vielleicht noch Brauchbares finden.

Ehe wir Kiutahia verlassen, gebe ich noch die Beobachtung des Höhenunterschiedes zwischen Station und Citadelle (höchster Punkt):

Citadelle 10^h b 673·5 t 14·5
Station 12^h b 685·5 t 23·5

Die Differenz beträgt sonach etwa 152 m, die Höhe der Citadelle 1085 m.

[1]) Zu den Namen dieser Inschrift vgl. auch Ramsay, Asia Minor 144 f. und Cumont in Pauly-Wissowas Realencykl. III 276 f.

ΤΟΝΠΑϹΗϹΑ ◡–◡◡–◡◡–
ΟϹЄΧΟΝΤΑ ∘ ΜΟΝΤΑΝ ⁝ ΚΑΘΟΡΑϹΚΑΤ
. ΧΙΞЄΝЄΟΥΤΟϹΟΤΥΝΒΟϹ
ΤΟΝΠΑ
ΤΡΙΔΟϹ
ΠΡΟΝΟ
ΟΥΝΤΑ *Medaillon*
ΠΑϹΙΝ
. ЄΦΙΛΗ
ΜЄΝΟΝ
ΑΝΔΡΑ
ΜΟΝΤΑΝΟΝϹΤЄΦΑΝΟΝΠΑΤΡΙΔΟϹΒ..ΥΛЄ ◡◡–◡
ЄΝΔΟΞΩΝΓΟΝЄΑΝΚΥΡΙΛΛΟΥΤЄΠΑΤΡΟϹ
ΠΡΟΚΛΗϹ ЄΙΤΙϹΤΗ
ΤЄΤЄΚΟΥ ϹΔЄΓΛΥ
ϹΗϹ ΦΗϹΔΟΛ
ΤΟΝΚΑΙΠ ΙΑϹΧΙΡΑ
ΑϹΑΠΑΤ ϹΠΡΟϹЄΝ
ΡΙϹΠΟΘ ЄΝΚΙΑ
ЄΙΑΜΜΙ ΤЄΚΝΟ
ΑΤЄϹΥ ϹΑΤΥ
ΝЄΥΝ *Figur* ΜΒΟϹ
ΟϹΟΝ ΑΝΑΝ
ΠΡΟЄΠЄ ΧΙϹΤЄ
ΝΨЄΠΑ ΥΤΟϹ
ΤΡΙϹΙΔ ΟΛΙ
ΑΔΗΜ ΤΑΙ
ΟΙΤЄΤ
ΟϹΟΥΤ
ΟΙΚΛΑΙ
ΟΝΤΑ
ΚЄΓΑΙ
ΑΝΔΡΑ
ЄΙϹΑΙΔΑΟΠ
ЄΡΩΝΤΑ
ΩΝΚ·ΤЄΚΝΑΠ ΟΘΗΤΑΤΙΜ
ΗϹΜЄΓΑΛΗϹΠΡΟЄΠЄΝΨΑΝΑΥΡ·ΜЄϹϹ·
ΛΙΝΟϹΚ·ΜΟΝΤΑΝΟϹΚ·ΖΩΤΙΚΟϹΚ·ΑΝΤЄ.
ΩϹΚ·ΠΡΟΚΛ..ΓΟΝЄΥϹΙΝΜΝ..ΗϹΧ.ЄϹ
ΙΝΙΔ Ν.ΘΑ

Umschrift:

Τὸν πάσης ἀ[ρετῆς ∪∪ – ∪∪ κῦδ] | ος ἔχοντα
Μοντανὸν καθορᾷς · κατ|έχ(ε)ι, ξένε, οὗτος ὁ τύνβος, |
τὸν πατρίδος | προνο|οῦντα | πᾶσιν | [π]εφιλη||μένον | ἄνδρα, |
Μοντανὸν, στέφανον πατρίδος βουλ[ῆς τε φέριστον ?] ,|
ἐνδόξων γονέων Κυρίλλου τε πατρὸς | Προκλῆς|| τε τεκού|σης.|
τὸν καὶ π|ᾶσα πατ|ρὶς ποθ[ε]εῖ Ἀμμί|α τε σύ|νευν|ος,
ὃν | προεπέ||νψε πα τρὶς Ι Δ|Α δῆμ|οί τε τ|οσοῦτ|οι
κλαί|οντ[ες ? | ∪∪] | ἄνδρα | εἰς Ἄιδαο π|ερῶντα,
[ὃ]ν κ(αὶ) τέκνα ποθητὰ τιμ|ῆς μεγάλης προέπενψαν.
Αὐρ. Μεσσ[α]λῖνος κ(αὶ) Μοντανὸς κ(αὶ) Ζωτικὸς κ(αὶ)
Ἀντέρ | ως κ(αὶ) Πρόκλ[ος] γονεῦσιν μν[ήμ]ης χάριν . . . . .

Εἴ τις τῇ||σδε γλυ|φῆς δολ|ίας χῖρα|ς προσεν|ένκι,
ἄ||τεκνο|ς ἄτυ|μβος | ἀναν|χιστε|υτὸς | ὄλῖ|ται.

Uebersetzung:

»Den in jeglicher Tugend ausgezeichneten Montanos siehst du hier; es umschliesst ihn, o Fremdling, dieses Grab, den für die Vaterstadt sorgenden, von allen geliebten Mann, den Montanos, die Krone der Vaterstadt und Zierde des Rates. Von ruhmreichen Eltern stammte er, von Kyrillos dem Vater und Prokle der Mutter. Ihn vermisst die ganze Vaterstadt und seine Gattin Ammia, ihn haben die Vaterstadt und viele andere Gemeinden klagend geleitet, da er zum Hades hinabging, ihn haben auch die geliebten Kinder mit grossen Ehren bestattet, Aurelios Messalinos, Montanos, Zotikos, Anteros und Proklos den Eltern zum Andenken.« — »Wenn jemand dieses Bildnis mit frevelnden Händen berührt, so möge er ohne Kinder, ohne Bestattung und ohne Verwandte zu Grunde gehen.«

Die Fahrt von Alajund nach Afiun Karahissar führt wieder durch teilweise angebautes, grösserenteiles aber nur als Weide dienendes oder auch ganz unfruchtbares Land[1]). Doch sieht man an den Stationen meist grosse Mengen von Getreide aufgehäuft, daneben europäische Maschinen u. s. w., welche von dem wirtschaftlichen Nutzen der Bahn Zeugnis geben. Mehrere Muhadschirdörfer, durch ihre strohgedeckten Giebeldächer von weitem kenntlich (s. o. S. 376 A. 2), bezeugen, dass für fleissige Einwanderer hier genug fruchtbares Gelände zu finden ist.

Vor der Station Tschekürler (87 km von Eskischehr, 1025 m) durchfährt man eine felsige, mit Nadelholz spärlich bestandene Gegend;

[1]) Man vgl. auch hier wieder die kürzlich erschienene Karte von Diest (o. S. 385.)

bald darauf, zwischen hier und Düwer (112 km) beginnen sich wieder ältere Schiefer zu zeigen. Düwer[1]) selbst, mit stattlicher Moschee und altem Seldschukenbau, ist mit 1125 m die höchste Station der Bahnlinie; wenig südlich davon liegt die Wasserscheide zwischen dem Pursak bezw. Sakaria und den zum abflusslosen Gebiet der lykaonischen Steppe entwässerten Gebiet von Afiun Karahissar, etwa 1140 m hoch. In der Nähe finden sich mehrere der berühmten phrygischen Königsgräber, von welchen uns Fr. v. Reber kürzlich eine schöne und wertvolle Beschreibung geliefert hat[2]). Nach Station Isanieh (127 km, Höhe 1095 m) folgt wieder eine Strecke mit bizarren Felsbildungen, in denen Zacken, Klötze, zerfressene Plattenränder abwechseln, dann nähern wir uns jenseits der nach einer warmen, heilkräftigen Quelle benannten Station Hammam (Bad) in der weiten Thalebene des Dolai Tschai, den kühnen Trachytklippen von



Abb. 40. Burg und Markt von Afiun Karahissar.



Abb. 41. Trachytklippen bei Afiun Karahissar.

Afiun Karahissar, welche schon aus weiter Entfernung eine der originellsten Ortslagen ankündigen, welche wir im türkischen Orient finden können.

Ich habe mich über diese merkwürdige Stadt bereits an anderer Stelle geäussert[3]) und hier nur wenig hinzuzufügen. Was zunächst den Charakter des Gesteins betrifft, welches die so überaus schroffen und auffallenden Klippen in und bei der Stadt bildet, deren höchste die seldschukische Burg trägt, so ergiebt sich es doch nach genauer Untersuchung der von mir mitgebrachten Proben, dass die Bezeichnung als Trachyt festgehalten werden muss, wenngleich der Uebergang in Andesit in nächster

[1]) Amtlich Deuyer geschrieben. Die Namen der Stationen werden der Bahnverwaltung in amtlicher (französischer) Schreibung durch die Regierung mitgeteilt.

[2]) Abhandl. der k. bay. Ak. d. Wiss., Hist. Kl. Bd. XXI, Abt. III (1897).

[3]) Petermanns Mitteil. Erg.-H. No. 125, S. 98. Der dort genannten, sehr dürftigen Litteratur über A.-K. wären noch anzufügen E. Reclus Géogr. IX 572 (hauptsächlich nach Hamilton) und besonders V. Cuinet, La Turquie d'Asie IV (1895) S. 238 ff., sowie Radet a. a. O. S. 464 ff. Ueber die Höhenlage vgl. auch o. S. 386 A.

Nähe der Stadt mehrfach vorhanden zu sein scheint; so erwies sich das Gestein von der letzten Sattelhöhe am Wege von Sandykly nach A.-K. unzweifelhaft als Augit-Amphibol-Andesit[1]). Die Höhe des Burgfelsens, welche a. a. O. mit 1220 m beziffert wurde, gibt Radet S. 465 mit 1213 m, die relative Erhebung über der Stadt bezw. dem Bahnkörper zu 191 m an, was zu obiger Ziffer vortrefflich stimmt[2]). Dass die Befestigung der Burg seldschukischen Ursprungs ist, war längst bekannt und wird durch eine Inschrift über dem Eingang bezeugt. Gleichwohl scheint mir der Gedanke nicht abzuweisen, dass mehrere der in den Burgfelsen gearbeiteten Cisternen, Treppen u. s. w. schon antiken Ursprungs sein können. Eine bedeutende Rolle hat der Platz im Altertum allerdings wohl nie gespielt. Dass wirklich das Leontokephalos des Plut. Them. 30 und App. Mithr. 19 hier zu suchen sei, wie nach dem Vorgange von G. Hirschfeld[3]) auch Radet S. 465 als sicher annimmt, erscheint keineswegs ganz gewiss[4]), besser begründet ist jedenfalls die Gleichstellung mit dem byzantischen Akroënos[5]). Dass in neuerer Zeit die Stadt, welche ihren türkischen Namen dem schwärzlichen Burgfelsen und ihrem Opiumhandel verdankt, als eine Hochburg unverfälschten Türkentums galt, unbeschadet einer starken armenischen Kolonie[6]), wurde bereits a. a. O. hervorgehoben, ebenso, dass diese muselmanische Abgeschiedenheit durch den Eisenbahnanschluss einen bedeutenden Stoss erlitten hat. In der That ist Afiun Karahissar bestimmt, ein Verkehrsmittelpunkt ersten Ranges für das westliche Kleinasien zu werden, nachdem nicht nur die anatolische Bahn über diese Stadt bis Konia fortgeführt, sondern auch die wichtige Smyrna-Kassaba-Linie hier angeschlossen worden ist und die Verbindung mit der noch wichtigeren Linie des Mäanderthales wohl nur eine Frage der Zeit ist. Freilich ist auch der erstere Anschluss z. Z. nur ein unvollkommener, da begreifliche Rücksichten der Konkurrenz eine unmittelbare Verbindung der Geleise der anatolischen und der Smyrna-Kassaba-Linie

---

[1]) Vgl. dazu meine Bemerkungen a. a. O. S. 97 f. und die Beschreibung des Dünnschliffes durch v. Ammon, o. S. 345.

[2]) Nach der o. S. 386 A. angeführten Cote für den Bahnhof würde die relative Erhebung 213 m betragen, während dieselbe von Körte S. 84 auf 170 m, in Meyers Türkei 5 S. 377 gar nur auf 120 m beziffert wird.

[3]) Berl. Philol. Wochenschr. 1891 Sp. 1336 f.

[4]) Vgl. Körte in Gött. Gel. Anz. 1897 S. 395, A. 1.

[5]) Ramsay, Asia Minor S. 139, 411 u. ö.

[6]) Nach V. Cuinet, La Turquie d'Asie IV 239, dessen Ziffern sich auch Radet S. 466 aneignet, wäre von 17 400 Einwohnern der Stadt 12 600 Mohammedaner, 4 600 Armenier und nur wenig über 200 Griechen. Andere Schätzungen geben der Stadt 25 000 Einwohner, doch mag das Verhältnis der Konfessionen der Aufstellung von Cuinet entsprechen, dessen Mitteilungen über diese Stadt auch sonst beachtenswert und in Ergänzung der von mir a. a. O. genannten Litteratur hier hervorzuheben sind.

nicht gestatteten und auch der Bahnhof der letzteren ziemlich weit entfernt von der nach Osten gelegenen anatolischen Station im Norden der Stadt angelegt werden musste.

Zur Zeit unserer Anwesenheit war die von Afiun Karahissar nach Westen führende Linie, welche Anfang 1898 dem Betriebe übergeben worden sein soll, noch im Bau und die Geleise erst bis Oturak gelegt. Durch die freundliche Empfehlung des Bauleiters, Herrn Baudirektors v. Kapp, war es uns möglich, die dazwischen liegende Strecke, auf welcher die Arbeiten im vollen Gange waren, in Begleitung des Oberingenieurs Herrn Wronecki im Wagen zu befahren, wodurch die Reise ebenso sehr erleichtert, als um wertvolle Mitteilungen bereichert wurde[1]). Andererseits konnten wir unseren eigenen Beobachtungen nicht so viel Zeit widmen, als im Interesse einer genauen Aufzeichnung der Route wünschenswert gewesen wäre. Schien uns eine solche angesichts des Bahnbaues auch minder notwendig, so haben die Schwierigkeiten, mit denen Herr Major v. Diest bei Herstellung seiner neuen Karte von Nordwest-Kleinasien[2]) gerade auf dieser Strecke zu kämpfen hatte (private Mitteilung), doch gezeigt, dass man in einem Lande wie Kleinasien auch längs der Eisenbahn den Stift nie aus der Hand legen soll. Ueber die Route selbst, welche man jetzt auf v. Diests Karte am besten dargestellt findet, wo auch unsere Beobachtungen mit verwertet sind, sei hier folgendes bemerkt.

Die Strasse führt von Afiun Karahissar im Thale des Dolai tschai nach Nordwesten mit einer Ausbiegung gegen das Gebirge nach Westen hin, wo die neue Strasse von Sandykly her (s. u.) einmündet. Etwa bei Tschortscha, das rechts liegen bleibt, enden in den westlich das Thal begrenzenden Höhenzügen die schroffen Formen des vulkanischen Gesteins und beginnen jüngere, helle Sedimente von weichen Umrissen. Nach 1½ Stunden Fahrt (Trab) Gedschek Hammam, mit warmen Quellen und besuchtem Bad; Gestein weisser Kalk, vielleicht mit dem unten beschriebenen identisch. Der Ort ist zur Station bestimmt und liegt 1040 m hoch. ¼ Stunde weiter rötlicher quarzreicher Glimmerschiefer, nach Westen einfallend. Das Gelände besteht aus einförmigen Kuppen, die durch Erosion ausgewaschen sind, mit spärlichem Graswuchs. Arably Tschiftlik, schattiger Platz unter Weidenbäumen am Dolai tschai, mit einem Café; Gestein weisser Kalk (kretazisch?). Balmahmud[3]), Station der Eisenbahn, 1053 m, in

---

[1]) Man vgl. als Ergänzung zu obigem die Schilderung unseres Aufenthaltes in Afiun Karahissar und der Abreise bei Schlagintweit a. a. O. S. 10 ff.

[2]) Petermanns Mitteil. Erg.-H. No. 125, T. II.

[3]) v. Diest schreibt auf seiner Karte daneben Palamut, welche Form sich als Ortsname auch sonst findet und von dem Vorkommen der Knoppereiche herzuleiten ist (*palamut* = Eichel); s. v. Diest, Von Pergamon u. s. w. S. 30. Doch lässt die Baumlosigkeit der Gegend hier diese Deutung wenig wahrscheinlich erscheinen.

öder, sonniger Gegend. Weiterhin einförmiges Hochland mit welligen Kuppen, aus denen ab und zu Klippen mergeligen Gesteins emporragen. Nach 1¼ Stunden Fahrt von Balmahmud eine künstlich gefasste, reichlich sprudelnde Doppelquelle, Tschifte Tschesme, südlich hart an der Bahn, die hier durch einen Einschnitt fährt; Gestein ein weisser, schön geschichteter, mergeliger Kalk mit Versteinerungen (Kreide oder Tertiär), fällt unter einem Winkel von 10° in N. 30° W. (magn.) ein. 1¼ Stunde später Baschkimse, amtlich Baschkilisse genannt, unser erstes Nachtquartier; ein elendes Dorf, angeblich 1130 m, wahrscheinlich über 1200 m gelegen[1]), von Türken und Kyzyl-Basch bewohnt, die sich jedoch in ihrem Aeusseren von ersteren kaum unterscheiden.

Diesem merkwürdigen Volkselement der Kyzyl-Basch sollten wir noch mehrfach begegnen, und ich möchte deshalb, da es nicht leicht ist, aus den gewöhnlichen Hilfsmitteln sich über Verbreitung und Charakter derselben Klarheit zu verschaffen, hier zusammenstellen, was ich darüber aus den nächstliegenden Quellen ermitteln konnte. Man findet nämlich den Namen, welcher »Rotköpfe« bedeutet, vom westlichen Kleinasien bis nach Centralasien hinein vielfach gebraucht, ohne dass jedoch dabei an einen einheitlichen Begriff, etwa ein bestimmtes Volk, zu denken wäre. So haftet der Name mindestens seit dem 13. Jahrhundert an einem See der Dsungarei, in 47° n. B. 87° ö. L. Gr. am Ostende des Tarbagatai-Gebirges 470 m hoch gelegen, der auf neueren Karten meist Ulungur genannt wird und von Osten her den gleichnamigen Fluss (auch Urungu geschrieben) aufnimmt[2]). In wie weit die Benennung in diesem Falle ethnographische Bedeutung hat, ist mir nicht bekannt. Geschichtlich tritt dieselbe zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Persien auf, wo man wilde, kriegerische Scharen türkischer Abstammung und schiitischen Glaubens, die dem Sefiden Ismail zur Begründung des neupersischen Reiches verhalfen und ihm blind ergeben waren, nach ihrer Kopfbedeckung (weisser Turban mit roter Kappe) so benannte[3]). Ihre Abstammung wird auf gefangene Türken zurückgeführt, welche Timur um 1400 n. Chr. auf Bitten des Scheichs Sadr ed-din, eines Sohnes Sefis und Vorfahren des Ismail, in der Gegend von Ardebil (im östlichen Azerbeidschan) angesiedelt hatte; sie zerfielen in sieben Stämme, zu denen auch jener der Kadscharen gehörte, aus dem bekanntlich das jetzige persische Herrscherhaus hervorgegangen ist[4]). Seit jener Zeit der Wiedererhebung Persiens, welche dieses Land wiederholt in Krieg mit dem damals auf der

---

[1]) v. Diest giebt auf seiner neuen Karte der Bahnlinie bei Baschkimse 1153 m; der Ort liegt aber beträchtlich höher als die Bahn.

[2]) Vgl. Ritters Erdkunde II, 383, 428, 489; v. Richthofen, China I, 37, 144.

[3]) A. Müller, Der Islam II, 349 ff., 352, 354, 359.

[4]) Ebenda 347 ff., 360 ff., 364 ff.

Höhe seiner Macht stehenden osmanischen Reiche verwickelte, scheint bei den Türken der Name Kyzyl Basch für die als Ketzer betrachteten Schiiten Persiens, als deren Symbol eben die roten Mützen galten, gebräuchlich geworden zu sein [1]).

Eine grosse zeitliche und räumliche Lücke, deren etwa fehlende Zwischenglieder mir nicht bekannt sind, trennt diese älteren Kyzyl-Basch Persiens von der gleichnamigen Bevölkerungsschicht in Afghanistan, wo Schah Nadir, der Eroberer dieses Landes, um 1738 n. Chr. etwa 10000 bis 12000 Soldaten turkmenischer Abstammung in Kabul und, wie es scheint, auch in der Gegend von Herat ansiedelte, wo sie sich noch jetzt sowohl von den Afghanen, wie von den Tadschiks und den türkischen Nomaden unterscheiden. Sie sollen einen jüngeren persischen Dialekt als die Tadschiks, unter sich jedoch auch türkisch sprechen, in Kabul vorzugsweise in den höheren Verwaltungsstellen verwendet, in der Gegend von Herat mehr dem Handel und der Industrie ergeben sein. Auch im englisch-indischen Dienst finden sich diese afghanischen Kyzyl-Basch [2]).

Völlig unaufgeklärt scheint mir nun der Zusammenhang der persisch-afghanischen Kyzyl-Basch mit der gleichnamigen religiösen Sekte, welche in der asiatischen Türkei weit verbreitet ist und ihren Hauptsitz im Sandschak Dersim des Vilayets Mamüret-ül-Aziz zwischen den beiden Quellflüssen des Euphrat hat, wo auch ihr religiöses Oberhaupt wohnen soll. Ethnographisph scheinen sie dort meist dem kurdischen Stamme anzugehören [3]) und wird ihre Zahl auf 400000 geschätzt, worunter sich jedoch zwei bis drei arabische Stämme und etwa 15000 Turkmenen befinden sollen [4]). Ob unter letzteren die schiitischen Türken zu verstehen sind, welche nach anderen Angaben [5]) unter Selim I. und Suleiman I. (16. Jahrh.) aus Persien (besonders Azerbeidschan) nach Kurdistan verpflanzt worden sein sollen, ist mir nicht sicher bekannt; jedenfalls ist der Zusammenhang mit jenen Gegenden, aus welchen die Kyzyl-Basch Ismail Sufis (s. o.) hervorgegangen sind, beachtenswert. In religiöser Beziehung nehmen diese Kyzyl-Basch eine ähnliche Sonderstellung ein, wie die Jeziden (sog. Teufelsanbeter) des Nordens Mesopotamiens, die Nosairier Nordsyriens u. a. Ihre Religion gilt als eine Mischung heidnischer, christlicher, manichäischer, mohammedanischer Elemente, hinter denen man insbesondere auch, wie bei den Jeziden, die in Kurdistan mit den Kyzyl-Basch zusammenzufliessen

[1]) Vgl. J. v. Hammer, Gesch. d. osman. Reiches, I², 668; Ritters Erdkunde XI 41.

[2]) Ueber die ostiranischen Kyzyl-Basch vgl. man Ritters Erdkunde VIII, 188; Ratzel, Völkerkunde ²II, 603; Sievers, Asien 369; Reclus, Géographie IX, 71, 350.

[3]) Bei Ritter, Erdkunde X, 694, nach einem dortigen Gebirge als Dujik-Kurden bezeichnet.

[4]) Reclus IX, 350.

[5]) Ch. Wilson, Handbook for Asia Minor, S. 66; H. Vambéry, Das Türkenvolk, S. 607.

scheinen, Reste des Mazdaeismus, d. h. der Religion des Awesta[1]), vermutet. In letzterer Hinsicht scheinen mir besonders auch die Darlegungen beachtenswert, welche F. Cumont auf dem Pariser Orientalistenkongress (1897) über den Mazdaeismus in Kleinasien gegeben hat[2]). Bei den Mohammedanern, denen sie sich äusserlich zurechnen, gelten sie als arge Ketzer und werden besonders nächtlicher Orgien angeklagt, weshalb sie auch *terah sonderan* (Lichtauslöscher, von türk. *söndürmek* ,auslöschen') genannt werden[3]); teilweise sollen dieselben auch wieder den christlichen Sekten zugezählt werden, da sie ihre Frauen (ausser in Gegenwart eines Sunni) nicht verschleiern, Wein trinken und Ceremonien, ähnlich der Taufe und dem Abendmahl, feiern[4]).

Die Sekte der Kyzyl-Basch ist nun auch in Kleinasien weit verbreitet, wo ihre Anhänger besonders in manchen Distrikten der Vilayete Angora und Siwas, ähnlich wie im Sandschak Dersim, eine dichte Bevölkerung bilden[5]). Naumann[6]) berichtet darüber (nach Tsakyroglu und Taylor): »Die Kyzylbasch, die ,Rotköpfe', sind unter den Mohammedanern verachtet wie Parias. Sie trinken Wein, essen Schweinefleisch, lassen ihre Frauen unverschleiert gehen, stehen den Christen näher als den Mohammedanern, den Arianern näher als den Katholiken, den Schi'iten näher als den Sunniten; sie glauben an die Seelenwanderung, verehren Bäume, Felsen und Steine. Die sämtlichen Kyzylbasch[7]), sagt Taylor, der über die Sektierer des Drusendistrikts (s. o.) interessante Notizen liefert, sind nach ihren Glaubenslehren eng verwandt mit den Nosairiern, Drusen und Ismailiden. All diese Stämme beten die aufgehende und sinkende Sonne an, sie verehren das Feuer und beten und opfern an den Quellen der Flüsse. Ihre interessantesten Bräuche sind aber die christlichen Riten der Taufe und des Abendmahls.« Dass sie auch im westlichen Kleinasien nicht selten sind, geht sowohl aus unsern Beobachtungen, wie aus denen anderer

[1]) Mazdajasna, die Anhänger (Ahura-) Mazdas, s. z. B. E. Meyer, Gesch. d. Altert. I, 503 ff.; F. Justi, Gesch. d. alt. Persiens, 85 ff.

[2]) Nach Byzant. Zeitschr. VII, 257.

[3]) Ueber diese Bezeichnung (für Jeziden und A., sowie eine schiitische Sekte in Ostiran) s. auch Ritters Erdkunde VII 263, IX 545, 753, X 694.

[4]) Vgl. Reclus IX, 350. Zur Ergänzung dieser Auffassung der Kyzyl-Basch als halbchristlicher Sekte muss ich bemerken, dass in Cypern nördlich von Nikosia ein Dorf griechisch Trachona, türkisch aber Kizilbasch heisst, dessen Bewohner jedoch nach der amtlichen Statistik als Christen angeführt werden. Sonst ist mir von Kyzylbasch auf Cypern nichts bekannt.

[5]) Wilson a. a. O.

[6]) Vom Goldnen Horn u. s. w., S. 403 f.

[7]) Der von Naumann 492 unvollständig citierte Bericht von J. G. Taylor (1866, nicht 1806) steht im Journal R. Geog. Soc. 1868, S. 281—361. Auch bei Anführung der Schrift von Tsakyroglu aus »Ausland 1819« liegt offenbar ein Druckfehler vor, da diese Zeitschrift erst seit 1828 erschien.

Reisender hervor. So erwähnt sie v. Diest[1]) bei Tschetmilik, einem kleinen Orte des elaitischen Golfes (G. v. Tschandarlyk), und erklärt denselben als Ort der Tschetmi. »Dies ist der Name einer besonderen, in dieser Gegend nicht seltenen Bevölkerungsklasse, welche von den Türken mit dem Schimpfnamen Kisilbasch (Rotköpfe) belegt, teils verachtet, teils gefürchtet, jedenfalls wie die Pest gemieden wird. Man redet ihnen Stehlen, Rauben, Saufen und andere Laster nach; sie sollen an gewissen Tagen wüste Orgien bei verschlossenen Thüren abhalten. Im Thale des Kara dere, nahe Kinek, befindet sich eine grössere Ansiedlung, von Tschetmi; kaum mit der grössten Mühe konnte ich meinen Führer bewegen, dass er mich auch nur in der Nähe ihrer zerstreut liegenden Hütten vorbeiführte. Während derselbe entsetzt eilig vorausritt, sprach ich einige dieser verrufenen Menschen an und fand hier, wie auch sonst, in ihnen harmlose, gefällige, ortskundige Hirten. Ein langjähriger Kenner des Orients will in den Kyzyl-Basch Reste einer kleinasiatischen Urbevölkerung, ein anderer wiederum in ihren geheimen Orgien Erinnerungen an altchristliche Ceremonien erkennen, bei denen der Abendmahlswein noch eine Rolle spiele. Jedenfalls ist ihre Beurteilung bei den Türken auf Verläumdung und religiösen Fanatismus gegründet.« Unter dem Namen Tschepni beschreibt die eigentümliche Sekte auch Humann[2]), der in ihren Gebräuchen ebenfalls christliche Erinnerungen erkennt. Nach H. Kiepert[3]) soll das (türk.) Wort tschebni (τζεπνίδες) speziell die aus Holz gebauten, turmartigen Häuser im pontischen Küstengebirge bezeichnen, dem Bewohner sich durch ihre äussere Erscheinung und durch ihre religiösen Gebräuche von Griechen, Türken und Armeniern unterscheiden. Kiepert vermutet darin Reste eines ureinheimischen altheidnischen Kultus und weist darauf hin, dass sich im Gefolge der Sitte auch Spuren vorgriechischer Sprache erhalten haben könnten. Die Tradition einer Einwanderung aus Persien und eines Zusammenhanges mit den dortigen Kyzylbasch glaubt Kiepert ablehnen zu müssen, ebenso Kannenberg[4]), der auch die Bezeichnung Alewi anführt, mit der sich die Kyzylbasch selbst benennen; doch scheint mir nach dem o. S. 394f Gesagten der Zusammenhang zwischen den Kyzylbasch in Kurdistan und Persien doch nicht ausgeschlossen. v. Luschan, dem wir so wertvolle Untersuchungen über die Bevölkerung Kleinasiens verdanken, erwähnt dieselben nur gelegentlich in seiner bekannten Abhandlung über die lykischen Tachtadschy[5]) mit den Worten: »Vergleicht man nun aber das wenige,

---

[1]) Von Pergamon u. s. w., S. 27 A. I.

[2]) Verhandl. d. Ges. f. Erdk. 1880, S. 248; vgl. auch dessen »Reisen in Kleinasien«, S. 83 f. und 159.

[3]) Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1890, S. 322.

[4]) Globus 1895, Bd. 68, S. 62.

[5]) Reisen im südwestlichen Kleinasien II, Kap. XIII; Archiv f. Anthrop. XIX, 35.

was über die Sitten und die religiösen Anschauungen der Tachtadschy als feststehend mitgeteilt werden konnte, mit den Nachrichten, die wir über die verschiedenen schiitischen Völker besitzen, ferner aber mit unseren gleichfalls nicht übermässig reichen Kenntnissen von den Fellach oder Ansarieh in Nordsyrien, den kurdisch redenden Kyzylbasch in Westkurdistan und den Jezyden im mittleren und oberen Mesopotamien, so ergibt sich eine so grosse Summe von ähnlichen oder übereinstimmenden Details, dass man die Frage aufwerfen muss, ob dieser offenbar und zweifellos vorhandene Zusammenhang ein alter ist oder nicht, ob er der vor- oder nachmohammedanischen Zeit angehört, mit anderen Worten, ob wir bei diesen verschiedenen Sekten die zerstreuten Reste einer gemeinsamen, uralt heidnischen Kultur zu erkennen haben, oder nur allerhand in wüsten Bergländern und armseligen Landschaften allmählich und nach verschiedenen Richtungen hin degenerierte Ausläufer des schiitischen Islam.«
Diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, dass es sich bei den Kyzyl-Basch Kleinasiens um ein sehr merkwürdiges, aber noch so gut wie garnicht erforschtes Element der Bevölkerung handelt, dessen Wesen nachzugehen Sache von Reisenden wäre, die über die nötigen Sprachkenntnisse und die Zeit verfügen, das Vertrauen einzelner Vertreter dieser Bevölkerungsklasse zu gewinnen. Der Schwerpunkt scheint mir zunächst in der Frage zu liegen, ob es sich in Kleinasien wirklich noch um Ausläufer des Schiismus oder um Ueberlieferung vorislamitischer Religionsübung oder auch um eine Mischung beider Elemente handelt, die im Westen mehr an das Christentum anklingt, im Osten in den reinen Schiismus übergeht; freilich scheinen auch bei letzterem vorislamische Anschauungen, insbesondere der Mazdaeismus (s. o.), ebenso hineinzuspielen, wie bei den genannten Sekten von Türkisch-Asien.

Zu unserer Reiseroute zurückkehrend, bemerke ich, dass sich auf der Kuppe des das Dorf Baschkimse überragenden Hügels ein ca. 5 m langes Heiligengrab mit Mauereinfassung (14:11 Schritt) befindet; das Grab scheint ursprünglich ein christliches gewesen zu sein, wonach vielleicht das Dorf benannt ist (*kilisse* = Kirche, *basch* = Haupt, weil auf dem Hügel gelegen).

5. Oktober. Fahrt von Baschkimse wieder über einförmige, wellige Hochebene. Bei Eydsche (Akdsche) erreichen wir das Thal des oberen Pursak, hier ein träger, in den lehmigen Boden eingeschnittener Wasserlauf. Kütschük köi (»kleines Dorf«, auch Kütschükler genannt), ca. 1 km links, Station. Selki Seráï (auch Melki Seráï geschrieben), grosses Dorf, von Kyzyl-Basch bewohnt; westlich davon mächtige Bänke aus dichtem weissen Kalkstein, nach NO. einfallend. Ca. 3/4 Stunde später bemerkte ich vom Wagen aus rechts von der Strasse eine nagelfluhartige Bildung, über Lehm gelagert; leider unterliess ich die genauere Untersuchung, in der Hoffnung, die Bildung noch weiterhin anzutreffen, was aber nicht der Fall war.

Eine Stunde Fahrt von Selki Seräï das grosse Dorf Kyzyldschaköi, ebenfalls von Kyzyl Basch bewohnt. Gleich darauf wieder weisse, mergelige Kalkbänke, nach SW. einfallend. O. vom Dorf Nadelwald, ebenso N. und NW. von Tunlubunar[1]), Station 1216 m; das gleichnamige Dorf ca. 1/4 Stunde weiter NW. Von hier aus erreichen wir in 1/2 Stunde einen von einem Heiligengrab gekrönten Hügel, auf Kieperts Karte, Bl. IX, mit Tekke bezeichnet, ca. 1260 m, der höchste Punkt[2]) längs der Bahnstrecke und Wasserscheide zwischen den Flussgebieten des Sakaria (zum Schwarzen Meer) und des Mäander (zum Aegäischen Meer). Das Heiligengrab liegt in einer von Norden nach Osten gerichteten Mauereinfassung von 15 Schritt Länge und 8 Schritt Breite, welche durch eine Quermauer in einen Vorhof (5 Schritt tief) und einen Hauptraum gegliedert ist; letzterer umschliesst das ca. 5 m lange Grab, das ebenso wie die Umfassung zum Teil aus antiken Werkstücken hergestellt ist. Dieselben scheinen von einer bisher unbekannten Ruinenstätte zu stammen, welche nach Angabe des uns begleitenden Ingenieurs ca. 4 km N 55 W (magn.) von diesem Punkt in einem vom Murad Dagh her sich öffnenden, von Nadelwald beschatteten Thale gelegen sein soll und von welcher in jüngster Zeit Inschriften und andere Denkmäler nach Oturak gelangten (s. u.). Leider fehlte uns die Zeit, dieselbe aufzusuchen, um so mehr möchte ich jedoch künftige Forscher, welche jene Gegend besuchen, darauf hinweisen. Unter anderm bemerkten wir im Vorraum des Grabes eine antike Stele am Boden, mit der Rückseite nach oben, welche auf ihrer Vorderseite wahrscheinlich eine Inschrift trägt. Wir konnten dieselbe leider nicht umwenden und unsere mohammedanischen Begleiter weigerten sich entschieden, uns dabei zu helfen, da der Ort im Geruche grosser Heiligkeit steht und es als Frevel gilt, dort irgend etwas wegzunehmen oder zu verändern. Dieses Tabu, wenn ein solcher Vergleich mit oceanischen Anschauungen hier gestattet ist, erstreckt sich auch auf den lichten Hain von Föhren, Juniperus und Thuja, der sich südlich und südöstlich vom Tekke den Berghang hinunterzieht; in demselben darf kein Zweig gebrochen, geschweige ein Baum gefällt werden, eine Anschauung,



Abb. 42.
Dorfgasthaus in Selki Seräi.

[1]) v. Diest schreibt auf seiner neuen Karte Tolum bunar, ähnlich H. Kiepert auf der Karte zu K. Buresch, Lydien (s. u.).

[2]) Visuren: Tunlubunar (Dorf) N 55 O magn. 2—2 1/2 km, Oturak S 67 W magn. ca. 3 1/2 km.

die auch bei anderen heiligen Hainen wiederkehrt und wohl meist auf antike Ueberlieferung zurückgeführt werden darf. So haftet dieselbe ganz ähnlich an dem Hügel Kara Divlit bei Sandal, 9 km WNW. von der Stadt Kula, in der benachbarten lydischen Landschaft Maeonien, wo bei den dortigen Türken der Glaube herrscht, dass dem, der dort Holz fällt, irgend ein körperliches Uebel zustosse. Das Alter dieser Heilighaltung des Ortes, welche die christliche und die mohammedanische Periode überdauert hat, bezeugt eine merkwürdige, von dem Arzt M. Tsakyroglu in Kula mitgeteilte Inschrift aus römischer Zeit[1]), welche einen Mann zwischen Bäumen darstellt und besagt, das derselbe aus Unkenntnis Bäume aus dem heiligen Haine des Zeus Sabazios und der Artemis Anaitis gefällt habe und, dafür von Strafe betroffen, dieses Weihegeschenk geopfert habe *(ἐπειδὴ κατὰ ἄγνοιαν ἐκ τοῦ ἄλσους ἔκοψα δένδρα θεῶν Διὸς Σαβαζίου καὶ Ἀρτέμιδος Ἀνεῖτις κολασθεὶς ἐνξάμενος εὐχαριστήριον ἀνέστησα).* Ganz ähnlich verhält es sich mit dem aus einigen hundert alten Stämmchen von Zizyphus Spina Christi *Willd.* bestehenden Hain neben dem sogenannten Gefängnis der heiligen Katharina bei Salamis auf Cypern, deren Heilighaltung meines Wissens zuerst G. d'Orcet in einem sonst von Ungereimtheiten strotzenden Aufsatz erwähnt[2]); nach M. Ohnefalsch-Richter[3]), in dessen Begleitung ich den Hain 1887 (wiederholt allein 1891) besuchte, wird derselbe von Griechen wie von Türken in gleicher Weise heilig gehalten, und wer immer nur einen Zweig zu brechen wagt, verfällt dem Zorn der heiligen Katharina!

In Otturak, einem 1100 m hoch, in einer Thalsenkung, die bereits dem Mäandergebiet angehört, gelegenen Dorf, war der dermalige Endpunkt des Bahngeleises erreicht. Gleich im Hause des uns begleitenden Oberingenieurs, wo wir für den Rest des Tages gastliche Aufnahme fanden, trafen wir auf mehrere antike Denkmäler, welche von der oben bezeichneten Ruinenstätte stammten und erst vor kurzem hierher gelangt waren, so ein ionisches Kapitäl und ein Relief, einen geflügelten Genius darstellend, sowie eine Grabstele aus weissem Marmor, 55 cm hoch, 36 cm breit, mit verschiedenen symbolischen und dekorativen Darstellungen und folgender Inschrift:

ΑϹΚΛΗΠΙΑΔΗϹ ЄϹΠЄΡΙΔΙ	*Ἀσκληπιάδης Ἑσπερίδι*
ΓΥΝΑΙΚΙΚ.ΘΗϹЄΥϹ Κ ΒΑΧΧΥ	*γυναικὶ κ(αὶ) Θησεὺς κ(αὶ) Βάκχυ-*
ΛΟϹ ΜΗΤΡΩΝЄϹ	*λος μήτρωνες*
ΜΝΗΜΗ ΧΑΡΙΝ	*μνήμης χάριν.*

---

[1]) Μουσεῖον καὶ Βιβλιοθήκη τῆς εὐαγγελικῆς Σχολῆς. Περ. γ' (Smyrna 1880) S. 164. Vgl. dazu S. Reinach, Rev. arch. III S. VI (1885), S. 107 ff. und K. Buresch, Aus Lydien, S. 67.

[2]) Paphos, ses monastères et la fête de Vénus. Rev. britann., 1874, V, S. 15 (belg. Ausg.); vgl. dazu meine Bemerkungen im Jahresbericht üb. d. Fortsch. d. klass. Altertumswissenschaft, Bd. 77, (1893) S. 35.

[3]) Journ. Hell. Studies, 1883, S. 115. Kypros, die Bibel und Homer, S. 219 ff. A. Vgl. auch S. Reinach a. a. O.

»Asklepiades seiner Gattin Hesperis und die Oheime Theseus und Bakchylos zum Andenken.«

Die Namen Asklepiades und Hesperis auch in einer Inschrift von Kula bei Buresch, »Aus Lydien«, S. 86, N. 44. Ueber den Gebrauch von *μήτρων* vgl. ebd., S. 45 und C. I. G. 3440.

Weit mehr als diese kurze, jedoch eben erst zum Vorschein gekommene und inzwischen vielleicht schon wieder verloren gegangene Inschrift schien eine andere zu versprechen, welche mir am Eingang zum Kolluk (Polizeiwache) gezeigt wurde. Es war eine vierseitige, altarartige Stele, 83 cm hoch, unten 37, oben 30 cm im Geviert haltend, mit einer anscheinend frühchristlichen, nicht leicht verständlichen Inschrift. Ohne Mittel für einen Abklatsch, versuchte ich eine Abschrift, welche jedoch bei der Eile, mit der sie genommen werden musste, und der bereits vorgerückten Tagesstunde nur ungenügend ausfallen konnte; da der versprochene Abklatsch, zu dem ich nachträglich, wie in mehreren anderen Fällen, das Papier geliefert hatte, nicht eintraf, wäre die Wiederherstellung bei dem schwierigen Zusammenhang des Textes in der That hoffnungslos gewesen; indessen ergab sich, dass die Inschrift bereits von Ramsay im Journ. Hell. Stud. IV 419 ff. publiziert war, wo man den umfänglichen und in sprachlicher wie sachlicher Beziehung merkwürdigen Text, der vom Jahre 314 n. Chr. datiert ist, einsehen mag.

Von Otturak fuhren wir spät abends mit einem sogenannten Materialzug über Banaz-Islamköi, wo auf der Station ein lebhaftes internationales Getriebe von Bahnarbeitern herrschte, nach Uschak, dem damaligen Endpunkte des Bahnbetriebes. Bis vor kurzem war die von einer englischen, später französischen Gesellschaft betriebene Bahnlinie, welche das fruchtbare Thal des Gediz (Hermos), das Kornland des alten Lydien, erschliesst, nur bis Alascheher[1]), 169 km von Smyrna, ausgeführt; seit 10. September 1897 war die neue, von Herrn v. Kapp gebaute Linie, welche die Verbindung mit Afiun Karahissar herstellen sollte, bis Uschak, 288 km von Smyrna, in Betrieb. Die 135 km lange Strecke von hier bis Afiun Karahissar sollte bis Ende des Jahres fertig gestellt werden[2]).

Leider war es uns nicht möglich, uns in Uschak, einem der Haupt-

---

[1]) Ursprünglich (seit 1866) nur bis Kassaba (s. u.), dann (1874) bis Alascheher, daher die amtliche Bezeichnung der Linie als »Smyrne-Cassaba et prolongement«.

[2]) Ueber die wirtschaftliche Bedeutung und die Baugeschichte dieser Linie vgl. man Archiv für Eisenbahnwesen, 1882, S. 298 ff. und 1897 S. 1212 f. Eine kartographische Darstellung der neuen Linie findet man für die Strecke von Otturak östlich bei von Diest, Von Tilsit nach Angora T. II, westlich davon in der von H. Kiepert entworfenen Karte (1 : 500 000), welche dem nachgelassenen Werke des leider so früh verstorbenen K. Buresch, Aus Lydien (Leipzig 1898), beigegeben ist; vgl. über dieses Buch die Anzeige von H. Zimmerer in der Beil. z. Allg. Zeit., 1898 No. 184.

centren der kleinasiatischen Teppichfabrikation[1]), länger aufzuhalten, als die kurze Nachtruhe erforderte; wir mussten mit dem ersten Zuge morgens abreisen, um an dem malerisch am Abhange des Gebirges hingelagerten Alascheher mit seinen grünen Minarets, an dem stolzen Burghügel von Sardes und den lydischen Königsgräbern, dem flach gelegenen, doch ziemlich ansehnlichen Kassaba vorüber die grosse Stadt Manissa (Magnesia am Sipylos) zu erreichen, wo der erste Halt gemacht wurde. Das prächtige Landschaftsbild dieser echt orientalischen Stadt, überragt von dem mächtigen Rücken des Sipylos, die uralten Denkmäler ihrer Umgebung, wie das Felsbild, welches fälschlich für die Niobe des Pausanias gehalten wurde, die von Humann entdeckte Königsburg Tantalis, altlydische Felsgräber, deren eines in körnigen Kalk gehauen, von den Lokalführern als »Grab des Tantalos« bezeichnet wird, würden auch einen längeren Aufenthalt in dieser Stadt verlohnen, als er uns vergönnt war. Denn schon der nächste Tag brachte uns nach Smyrna, das, uns beiden durch frühere Besuche wohl vertraut, nur als kurze Rast- und Zwischenstation dienen sollte, um auf anderem Wege wieder dem Innern Kleinasiens zuzustreben. Der Unterschied zwischen dem echt asiatischen Hochland, wo man sich zugleich auf unverfälscht türkischem Boden fühlt, und den vom Griechentum und den internationalen Einflüssen des Seeverkehrs durchdrungenen Küstenstädten, wie er bereits hervorgehoben wurde, macht sich auch hier in schärfster Weise fühlbar, freilich nicht mit einem Schlage. Denn wo einmal die Bahn hinführt, da wandert, von dem internationalen Personal der Beamten und Arbeiter abgesehen, auch das Griechentum landeinwärts, und jede Bahnstrecke, besonders vom ägäischen Meere her, wird zu einer Vorstosslinie nicht blos für die abendländische Kultur, sondern auch für die griechische Nationalität, die im westlichen Kleinasien sichtlich an Terrain gewinnt.



Abb. 43.
Am Hafendamm von Smyrna.

[1]) Es mag hier bemerkt werden, dass die sogenannten Smyrnateppiche, soweit es sich dabei nicht etwa um imitiertes Fabrikat handelt, das jetzt im Orient auch schon Eingang findet, sämtlich nicht in Smyrna, sondern an verschiedenen Plätzen des inneren Kleinasien gefertigt werden und nur von Smyrna aus in den Handel kommen, wo stets kolossale Vorräte aufgestapelt sind. Zu den Hauptplätzen der Teppichfabrikation, deren jeder durch einen besonderen Typus des Fabrikates ausgezeichnet ist, gehören Kiutahia, Uschak, Kula, Gördiz, Karaman u. a. Vgl. in diesem Werke die eingehende Darlegung über orientalische Teppiche von C. Hopf (Kap. XXVII).

Dass Smyrna von Haus aus stets eine vorwiegend griechische Stadt war, ist bekannt, und auch das fränkische Element ist dort so stark vertreten, dass Smyrna noch weit weniger als Konstantinopel für eine echt orientalische Stadt gilt. Aber abgesehen von den orientalischen Zügen, welche das dortige Griechen- und Frankentum, nicht immer zu seinem Vorteil auszeichnet, und abgesehen von dem immerhin sehr beträchtlichen Prozentsatz türkischer Bevölkerung (nach v. Scherzer fast $^1/_3$) lässt uns das Strassenbild von Smyrna doch erkennen, dass wir hier mit dem Weltteile Asien weit enger verbunden sind, als in Konstantinopel. Es sind die zahlreichen Züge von Kamelen, denen man von früh bis spät abends begegnet und die uns daran erinnern, dass wir uns in dem Gebiete befinden, wo dieses unschätzbare Lasttier noch immer, auch neben der Eisenbahn, das wichtigste Transportmittel bildet. Mit der Grenze des asiatischen Festlandes endigt diese Bedeutung des Kameles, das auf den Inseln nur in Cypern ausgedehntere Verwendung gefunden hat und wegen des länderscheidenden Bosporus in Konstantinopel, dessen Hafen den Kamelkarawanen nicht unmittelbar erreichbar war, nie die Rolle spielte wie in Smyrna, dem von der Natur vorgezeichneten Ausfuhrplatze des kleinasiatischen Handels.

Nur flüchtig berühre ich hier noch den weiteren Verlauf unserer Reise, welche uns zunächst in hübscher Eisenbahnfahrt nach Ephesos führte, dessen anmutiges Landschaftsbild uns ebenso anziehend schien wie die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen.

Unser erster Besuch, nachdem wir uns in dem kleinen und sauberen (aber nicht billigen) Gasthause des Griechen Karpuza wohnlich eingerichtet hatten, galt natürlich dem frei und hoch gelegenen Hause der österreichischen archäologischen Mission, wo wir ausser dem Leiter, Herrn Hofrat Dr. O. v. Benndorf, die Herren Dr. R. Heberdey, Architekt Dr. Niemann und Hauptmann A. Schindler trafen und auf das liebenswürdigste empfangen wurden. Von den sehr sehenswerten Ausgrabungen, welche eben in vollem Gange waren und von uns unter sachkundigster Führung besucht wurden, kann ich leider hier nicht näher berichten und verweise deshalb auf die von massgebender Seite bisher veröffentlichten Mitteilungen[1]).

Sehr gerne hätten wir auch die von deutschen Archäologen geleiteten Ausgrabungen in dem benachbarten Priene besucht, welche unser leider

---

[1]) Vorläufige Berichte von O. Benndorf im Anzeiger d. k. k. Ak. d. Wiss. 1897, No. 5/6, u. R. Heberdey ebd. 1898 No. 8. Soeben erschien in der Kiepert-Festschrift (Verlag dieses Werkes), S. 241—57 ein Aufsatz von Benndorf u. d. T. »Topographische Urkunde aus Ephesos«, wo man u. a. auch schon den von Hauptmann Schindler aufgenommenen neuen Plan und mehrere Ansichten findet. Ueber die älteren Arbeiten (Wood, E. Curtius u. s. w.) orientiert jetzt am besten G. Weber, Guide du voyageur à Éphèse. Smyrne 1891 (mit Karten und Plänen).

zu früh verstorbener C. Humann noch 1895 begonnen und seitdem im Auftrage der k. Museen zu Berlin Th. Wiegand fortgeführt hat; haben uns dieselben doch nach den bisher vorliegenden Berichten[1]) einen so vollständigen Einblick in eine antike Stadtanlage gewährt, wie wir ihn von keiner griechischen und, von Pompeji abgesehen, wohl von keiner anderen antiken Stadt besitzen!

Leider fehlte hierzu, wie zu so vielem anderen, die Zeit, und wir mussten ebenso an den Ruinen von Magnesia am Mäander, sowie an der volkreichen, echt türkischen und malerisch gelegenen Stadt Aïdin, welche von dem Plateau des alten Tralles überragt wird, vorüber eilen, um das nächste Ziel, die Stadtruinen im Thale des Lykos, zu erreichen, welches den obersten Teil jener orographischen Längsmulde bezeichnet, die der Mäander in seinem mittleren und unteren Laufe durchzieht.



Abb. 44.
Jurükenhütte bei Ephesos.



Abb. 45.
Gruppe von Türken bei Gondscheli.

Es ist dies jedenfalls eines der fruchtbarsten Thäler Kleinasiens und die Ausfuhr von Getreide, Früchten (besonders Feigen) u. s. w. sehr bedeutend, so dass die schon 1857 bis Aïdin eröffnete, einer englischen Gesellschaft gehörige Mäanderthalbahn (»Ottoman Smyrna and Aïdin Railway«) zu den wertvollsten Strecken des türkischen Reiches zählen dürfte[2]).

Mit grosser Geschwindigkeit und unter heftigem Stossen, das eine Benutzung von Buch oder Karte fast unmöglich machte, führte uns der nur dreimal wöchentlich verkehrende, I. und III. Klasse führende direkte Zug in fünf Stunden von Ephesos nach Gondscheli, wo eine kurze Zweigbahn nach der nur 7 km südlich davon gelegenen ansehnlichen Stadt Deñizlü führt. Dies und die Nähe der drei Ruinenstädte hat dem kleinen Orte eine gewisse Bedeutung verliehen, welche sich vor allem in dem Vorhandensein eines kleinen, sauberen und teuren Gasthauses (s. Ephesos)

---

[1]) S. Archäol. Anzeiger 1897, S. 68—71, 178—87 (mit Plan).

[2]) Vgl. darüber Archiv f. Eisenbahnwesen 1882 S. 303 ff., 1887 S. 594, 1896 S. 978.

26*

kundgibt. Leider war dasselbe von einer Gesellschaft junger Engländer und deren Damen aus Smyrna, welche schon während der Fahrt durch ihre laute und sich nicht immer geschmackvoll äussernde Lustbarkeit berechtigtes Aufsehen erregt hatten, bereits vor unserer Ankunft mit Beschlag belegt worden, so dass wir uns ein notdürftiges Nachtlager im Stationsgebäude einrichten mussten. Empfindlicher als diese kleine Unbequemlichkeit war die Störung, die das schlechte Wetter schon seit unserer Ankunft in Smyrna in unsern Reiseplan brachte und gerade den Besuch der merkwürdigsten Stelle im Lykosthale, nämlich des alten Hierapolis, in erheblicher Weise beeinträchtigte. Den 10 km langen Weg dorthin legt man am besten mit Pferden zurück, welche der Wirt von Gondscheli (nach Vorausbestellung!) um teures Geld von Deñizlü kommen lässt. So ritten auch wir auf schlechten Sätteln, aber guten und ausdauernden Pferden, einen Strick als Zaum in der Hand, von Gondscheli erst längs und teilweise zwischen den Schienen der Bahn nach Norden, dann auf einer hölzernen Brücke von sehr bedenklicher Tragfähigkeit über den hier 4—5 m breiten Lykos, dessen Bett etwa 3 m tief in die Alluvialebene eingeschnitten ist, und weiter durch die sumpfige, schilfreiche Ebene, sanft ansteigend bis an den nördlichen Thalrand, welcher hier eine etwa 100 m hohe Stufe bildet. Schon von weitem leuchtet uns die Stelle entgegen, wo das mit kohlensaurem Kalk geschwängerte Wasser einer am Bergabhang entspringenden Therme die Thalstufe mit mächtigen Sinterablagerungen überkleidet hat. Dieselben brechen teils in steilen Wänden ab, teils bilden sie stufenförmige, gerundete Absätze, deren rauhe Oberfläche dem Fusse leichten Halt gewährt. Wo die letztere seit längerer Zeit trocken gelegen hat, nimmt sie eine graue Färbung an, sonst ist der Sinter blendend weiss, nach seinen Schichtungen schön gebändert, wo das Wasser herabläuft auch intensiv gelb und grün gefärbt, so dass im hellen Sonnenschein, der uns leider versagt blieb, die Farben sehr wirksam sein müssen. Am meisten belebt wird das Bild jedoch durch die in die Sinterterrassen eingebetteten runden Becken, welche mit bläulichem, klarem Wasser gefüllt sind und mich unwillkürlich an die Schilderungen erinnerten, welche uns F. v. Hochstetter vom Tetaratasprudel am Rotomahanasee in Neuseeland entworfen hat. Auf der Höhe der fast horizontalen Terrasse (348 m über dem Meere, 160 m über dem Spiegel des Lykos) trifft man inmitten des alten Stadtgebietes, auf das Sammelbecken

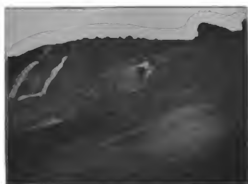


Abb. 46.
Sinterterrassen von Hierapolis.

der warmen Quellen, mit klarem Wasser gefüllt, dessen Temperatur wir zu 33° fanden.

Die Ruinen der römischen Stadt selbst, vor allem das vortrefflich erhaltene Theater, das Gymnasium mit Bad, die Nekropolis u. s. w., gehören zu den dankbarsten Schaustücken aus dem alten Kleinasien und lohnen einen Ausflug von Smyrna hierher ebenso sehr, wie die Eigenart der geographischen Lage, welche allerdings eine volle Würdigung in der Litteratur bisher noch kaum gefunden hat. Dagegen besitzen wir für die Kenntnis der Topographie, der Geschichte und der Denkmäler der Stadt[1]) jetzt vorzügliche Hilfsmittel, so vor allem die leider erst nach unserem Besuche erschienene, noch von K. Humann veranlasste schöne Publikation des k. deutschen Archäologischen Institutes[2]), welche einen von Humann im Jahre 1887 aufgenommenen Plan[3]) und eine topographische Skizze aus dem Nachlasse des Verstorbenen, sodann die Bearbeitung der Geschichte und Altertümer durch C. Cichorius, der Skulpturen durch F. Winter und der Inschriften durch W. Judeich enthält. Als abschliessend kann das Werk, welches auf einem nur zweiwöchigen Aufenthalte an Ort und Stelle im Jahre 1887 beruht, gleichwohl nicht gelten. Ergänzend tritt hinzu die noch vorher erschienene Bearbeitung der Geschichte und Altertümer der Stadt durch W. M. Ramsay[4]), sowie die von guten Abbildungen der Sinterablagerungen und der Thermen begleitete Schilderung von F. Sarre[5]). Kürzlich erschien noch eine touristische Beschreibung mit Abbildungen von P. Joanne[6]).

Nicht so grossartig, aber immerhin anziehend, ist das Bild, welches uns die Ruinen von Laodikeia unmittelbar südlich von der Station Gondscheli gewähren. Diese Stadt, eine Gründung des syrischen Königs Antiochos II. Theos (261—46 v. Chr.), der sie zu Ehren seiner Gemahlin Laodike benannte, hiess zum Unterschiede von anderen Städten gleichen Namens, unter denen die bekannte syrische Küstenstadt (j. Latakieh) an

---

[1]) Von älteren Beschreibungen nenne ich hier z. B. Texier, Asie mineure I, S. 137—53, T. 53 f.

[2]) Altertümer von Hierapolis. Berlin 1898. 4. XII 202 S. 1, T. (Jahrb. d. arch. Inst. Ergänz.-H. IV).

[3]) Derselbe ist anscheinend nach der Handzeichnung Humanns unmittelbar photographisch verkleinert, und zwar mehr als im Interesse der Klarheit wünschenswert ist. Der kaum leserliche Massstab ergiebt ein Verhältnis von etwa 1 : 15 385.

[4]) The Cities and Bishoprics of Phrygia. Vol. I. The Lycos Valley and South-Western Phrygia. Oxford 1895. Ch. III Hierapolis; the Holy City (S. 84—121).

[5]) Reise in Kleinasien (Berlin 1896, Verlag dieses Werkes), S. 9 f., T. III—VI. Abbildungen der Sinterterrassen auch bei Humann u. s. w., S. 2 f.

[6]) Une excursion en Asie mineure. Hiérapolis et sa cascade pétrifiée. Annuaire du Club Alpin français. XXII (1897), 320—38.

erster Stelle zu nennen ist, Laodikeia am Lykos[1]). Sie ist aus dem Neuen Testament als Sitz einer der ersten Christengemeinden, einer der sieben, an welche Johannes seine Offenbarung richtete, bekannt[2]), welchem Umstande sie eine besondere Aufmerksamkeit seitens englischer Reisender verdankt. Ihre Ruinen sind über eine Fläche von 1—1½ qkm ausgedehnt und zeigen u. a. in ziemlich guter Erhaltung zwei Theater, ein Stadion und eine technisch merkwürdige Wasserleitung, welche über ein südlich anstossendes Thal durch hydrostatischen Druck das Wasser in Thonröhren zur Stadt leitete. Einen Plan der Ruinen verdanken wir jetzt G. Weber, welcher denselben für die eingehende Behandlung der Geschichte und Altertümer von Laodikeia durch W. M. Ramsay[3]) zur Verfügung gestellt hat[4]).

Geringer scheint die archäologische Ausbeute bei Kolossai zu sein, der dritten unter den aus frühchristlicher Zeit bekannten Städten des Lykosthales, welche etwa 16 km von Gondscheli aufwärts und etwas abseits der Bahn gelegen ist, die hier auf eine kurze Strecke das Flussthal verlässt[5]). Das sich unheimlich steigernde Unwetter, welches schon während unseres Rittes nach Hierapolis drohend von Osten her aufgestiegen war, hatte ohnehin jede Lust zu weiteren Ausflügen benommen und mussten wir froh sein, in dem (nur 3. Klasse führenden!) Lokalzug vor den Unbilden der Witterung geschützt zu sein. Während der ganzen sechsstündigen Fahrt von Gondscheli bis Diner dauerten die heftigsten elektrischen Entladungen bei strömendem Regen fort, so dass von der Gegend kaum etwas zu sehen war; doch konnten wir bemerken, dass der Adschy tuz göllü (Bittersalzsee, Anaua der Alten), an dessen Nordufer die Bahn vorüber führt, einen breiten Salzstrand hinterlassen hatte, also während des Sommers stark zurück gegangen war; dass es sich dabei um immer wiederkehrende Schwankungen handelt, zeigt Herod. VII 30, der von dem Zuge des Xerxes sagt, dass er *Ἄναυα δὲ καλεομένην Φρυγῶν πόλιν παραμειβόμενος καὶ λίμνην, ἐκ τῆς ἅλες γίγνονται, ἀπίκετο ἐς Κολοσσάς.*

Bei Dunkelheit und fortwährendem Gewitterregen langten wir abends am Endpunkte der Bahn, der Stadt Diner, an, wo uns das von einer

---

[1]) J. G. Droysen, Gesch. d. Hellenismus ²III 2, S. 269 f.; G. Hertzberg in der Allgem. Encyklop. II 42, S. 82 f.

[2]) Kol. 2, 1; 4, 13; 15 f.; Offenb. 1, 11; 3, 14 ff. Vgl. hierzu auch den Art. von Neher im Freiburger Kirchenlex. ²VII 1422 f.

[3]) A. a. O. Ch. II Laodiceia: The Graeco-Roman City (S. 32—83).

[4]) Ebd. S. 35. Der angefügte Massstab ergiebt ein Verhältnis von etwa 1 : 23 200.

[5]) Auch die Lage und Geschichte von Kolossai ist von Ramsay a. a. O. Ch. VI, Colossai and the Roads to the East (S. 208—234) eingehend behandelt worden, wozu man noch die Artikel von P. W. Schmiedel in der Allgem. Encykl. II,38 S. 138 ff. (zugleich über den Brief des Apostel Paulus an die Kolosser), von Holzammer im Freiburg. Kirchenlex. ²III 671 ff. u. s. w. vergleichen mag.

griechischen Wirtin gehaltene saubere Gasthaus unweit der Station behagliche Unterkunft und Verpflegung bot. Ueberhaupt eignet sich Diner sowohl durch seine archäologisch merkwürdige Umgebung als Nachfolgerin der alten Städte Kelainai und Apameia Kibotos, wie besonders als Ausgangspunkt für Routen in Südphrygien und Pisidien vortrefflich zu einem längeren Aufenthalt; uns war freilich auch hier nur ein Rasttag vergönnt, den wir zur Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung verwendeten. Ein paar Regenstunden benutzte ich, um die jetzt im Hof des Gasthauses seit mehreren Jahren als Brunnenöffnung dienende lange Doppelinschrift abzuschreiben, von deren Wiedergabe ich jedoch hier absehe, da sie schon wiederholt veröffentlicht ist[1]); die Marmortafel, auf welcher die beiden Texte in deutlichen Buchstaben eingegraben sind, ist 0,78 m hoch und 1,40 m lang. Im übrigen war meine Aufmerksamkeit in Diner hauptsächlich den geologischen Verhältnissen der Umgebung zugewendet, bezüglich deren (Nummulitenkalk an der Mäanderquelle u. s. w.) ich auf meinen an anderer Stelle gegebenen Bericht verweise[2]). Eben dort findet man die Beschreibung der Route von Diner über Sandykly nach Afiun Karahissar, nebst der von Major M. Schlagintweit auf Grund unserer gemeinsamen Beobachtungen entworfenen Routenkarte, welche mit gütiger Erlaubnis des Verlegers und der Redaktion von P. M. in diesem Werke wiederholt ist[3]). Der dort angeführten Litteratur ist noch der wertvolle Bericht von G. Radet anzufügen, auf den schon bei der Erörterung der Topographie von Dorylaion mehrfach Bezug genommen wurde (s. S. 379). Radets Route (1893) fällt von Diner ab, über welche Stadt derselbe (S. 478 ff.) ebenfalls einige Mitteilungen giebt, bis Sandykly (S. 481 ff.) im wesentlichen mit der unsrigen zusammen; die beigegebene Routenkarte[4]) ist freilich sehr summarisch gehalten, die Höhe von Sandykly berechnet Radet zu 1075 m, was sich von unserer Ziffer (1043 m) nur wenig entfernt[5]). Sandykly ist der Hauptort eines zum Sandschak von Afiun

---

[1]) Zuerst von Kontoleon in Νέα Σμύρνη 1891, dann von G. Weber in seiner dankenswerten Lokalbeschreibung von „Dinair, Célénes, Apamée Cibotos (Besançon 1892) S. 45 VI, von Mommsen in Ephem. epigr. VII 437, endlich von V. Bérard in Bull. corr. hell. 1893 S. 309 ff., wo man die Nachweise aller Inschriften von Diner vereinigt findet (S. 301—321), und von W. M. Ramsay im 2. Teile seiner „Cities and Bishoprics of Phrygia" (Vol. I Part II West and West-Central Phrygia, Oxford 1897) S. 461 ff., an welcher Stelle R. eine sehr umfassende Darstellung von Apameia und seiner Geschichte gegeben hat.

[2]) Bemerkungen zur Route Diner—Afiun-Karahissar, als II. Anhang zu W. v. Diest, Von Tilsit nach Angora (Petermanns Mitteil. Erg.-H. 125) S. 91—98.

[3]) Man vgl. dazu ausser den hier eingefügten Bemerkungen von Herrn Major Schlagintweit auch dessen Reisebericht S. 19 ff.

[4]) T. II in 1 : 250 000 und T. III (SW-Phrygien) in 1 : 375 000, letztere hauptsächlich für die antike Topographie.

[5]) Vgl. die anderen, z. T. sehr abweichenden Ziffern auf Kieperts Karte und in meinen oben angeführten Bemerkungen S. 95.

Karahissar gehörigen Kaza (Kreises) und als solcher Sitz eines Kaimakams, zu dessen Bereich auch die Nahieh (Distrikt) von Diner (unter einem Mudir) gehört. Die Bevölkerung von Sandykly beziffert V. Cuinet[1]) auf 6515 Seelen, mit Ausnahme von 170 Armeniern lauter Mohammedaner; was wir über Sprache und Nationalität der Bewohner beobachten konnten, stimmt damit gut überein[2]).

Von Sandykly ab konnten wir die neue, erst seit kurzem fertig gestellte Kunststrasse benutzen, welche etwas abweichend von der früheren Route nach Afiun-Karahissar führt und von uns zum ersten mal kartographisch festgelegt wurde; näheres darüber, sowie über das Vorkommen krystalliner und eruptiver Gesteine auf dieser Strecke, s. in meinen »Bemerkungen« (a. a. O. S. 96 f.).

Von Afiun-Karahissar (o. S. 390f.) nach Konia, dem Mittelpunkt seldschukischer Baukunst und Geschichte in Kleinasien, gelangt man jetzt bequem mit der seit 1896 eröffneten anatolischen Bahn, welche mit dieser 271 km langen Strecke wieder ein grosses und wertvolles Stück von Kleinasien erschlossen hat. Ist der Personenverkehr hier auch noch gering, so zeigen doch die bedeutenden Getreidetransporte und die offenbar erst zum kleineren Teil ausgenutzte Kulturfähigkeit des Bodens, welche Rolle die Bahn hier für die wirtschaftliche Hebung des Landes zu spielen berufen ist. In landschaftlicher Beziehung ist diese Strecke der Bahn ziemlich einförmig, da sie am Rande der grossen inneren Hochebene hinführt, die nach Osten in die grosse, sich zum Salzsee (Tuz Göl) senkende Salzsteppe übergeht. Nur der Emir Dagh bildet nach der Abfahrt von Karahissar zur Linken noch eine ansehnliche Erhebung, welche Diest auf seiner neuen Karte zu 1700 m schätzt[3]). Weit bedeutender ist der von Tschai (1020 m) ab, wo man das Schlachtfeld von Ipsos (ganz eben) sucht, ansteigende Sultan Dagh, dessen höchster, in schroffen Formen aus der sonst einförmigen Kammlinie emporsteigende Teil von frisch gefallenem Schnee[4]) bedeckt war. Ich habe bisher nirgends eine auch nur annähernde Schätzung der Höhe dieses Gebirges gefunden, die jedenfalls 2000 m erheblich übersteigt; nur für den Pass im südlichen Teile des Gebirges, den Sarre W. von Doghanhissar überschritt, giebt derselbe die Höhe von 1 740 m (S. 117). Orographisch ist das geradlinig NW.—SO. gerichtete Streichen

---

[1]) La Turquie d'Asie IV (1895) 244 ff.

[2]) »Bemerkungen« S. 94 f.

[3]) Dieselbe giebt jetzt in erheblicher Vervollkommnung von Kiepert Bl. IX die beste Darstellung der Strecke von Karahissar bis Isakly. Für den weiteren Verlauf der Bahn bis Konia ist die von R. Kiepert gezeichnete Karte zu F. Sarres Reise in 1 : 300 000 derzeit die beste und ausführlichste.

[4]) Am 15. Oktober, wo das Thermometer in Karahissar 8 Uhr morgens 13° zeigte. Sarre (S. 17) fand ihn am 18. Juni noch schneebedeckt.

bemerkenswert, welches den Sultan Dagh dem westtaurischen Bogen Naumanns zuweist[1]).

Am Eber Göl (968 m)[2]), einer halb see-, halb sumpfartigen Erweiterung des Akkar tschai, den wir in seinem Oberlauf als Dolai tschai kennen gelernt haben, vorüber gelangen wir nach Isakly (972 m), einem kleinen Orte mit mehreren beachtenswerten seldschukischen Denkmälern[3]), wo die Bewaldung des Gebirges reichlicher zu werden beginnt. Bei Jassian, wo die Bahn hart an den Fuss des Gebirges herantritt, ist auch die Ebene baumbestanden. Die bedeutendste Station zwischen Afiun Karahissar und Konia ist Akscheher (»Weissstadt«), ein stattlicher Ort von etwa 20000 (nach Sarre blos 6—8000) Einwohnern und Sitz eines Mutessarifs, mit bemerkenswerten Denkmälern aus seldschukischer und türkischer Zeit[4]). Sie liegt abseits der Bahn am Ausgang einer Thalschlucht des Sultan Dagh, dessen Umrisse hier wieder niedriger und ausdrucksloser werden. Allerdings entfernt sich die Bahn hier immer mehr vom Gebirge und wendet sich südlich am Akscheher Göl, welcher den Akkar tschai (s. o.) aufnimmt, vorüber nach Osten zu dem gleichfalls abflusslosen See von Ilgün, einem ansehnlichen Städtchen mit reichem, dunkelgrünen Baumschmuck und grossem Karawanserai[5]). Endlich, spät abends, gelangen wir nach Konia, dem äussersten Ziel unserer kurzen Reise. Diese Stadt, welche mit ihren prächtigen Denkmälern seldschukischer Architektur wie ein Zauberbild aus der einförmigen Hochebene emporsteigt, ist in neuester Zeit durch Naumann[6]), Sarre[7]), Huart[8]) u. a. sowie auch in diesem Werke (S. 258 ff.) so eingehend geschildert worden, dass ich ihren Darlegungen kaum etwas hinzuzufügen hätte. Unter den wenigen selbständigen Beobachtungen, die ich während unseres kurzen Aufenthaltes in Konia zu machen Gelegenheit hatte, scheint mir das häufige Vorkommen des mongoloiden Typus (nach meiner Schätzung mindestens $^1/_3$ der Volkstypen) bei der dortigen Bevölkerung bemerkenswert, worauf ich jedoch ebenfalls schon in meinem früheren Berichte hingewiesen habe[9]). Ueber unseren

---

[1]) Geogr. Zeitschr. II 16, T. I.

[2]) Nach v. Diest's Karte, welche zum erstenmal das neue Nivellement der anatolischen Bahn zu Grunde legt; die älteren Ziffern sind hier, wie überall, beträchtlich höher (s. o. S. 386 A.); so hat noch R. Kieperts Karte für Tschai 1170 m, für den Eber Göl 1142 m.

[3]) Sarre S. 19 ff., T. VIII f.

[4]) Sarre S. 21 f., T. XI ff.

[5]) Sarre S. 23 f., T. XIV.

[6]) Globus Bd. 67, N. 19, und besonders dessen schöne Abhandlung über »Seldschukische Baudenkmale« in der ‚Süddeutschen Bauzeitung' 1896 (18 S. mit 6 Tafeln).

[7]) Reise in Kleinasien (Berlin 1896), Kap. III—V und Tafel XVI—XXX.

[8]) Konia. La ville des derviches tourneurs. Paris 1897. Dem Verfasser, einem ausgezeichneten Orientalisten, verdanken wir auch die Mitteilung einer grossen Zahl arabischer Bauinschriften aus seldschukischer Zeit in Rev. sémit. 1894/95.

[9]) A. a. O. S. 95 f. — Vgl. auch das Typenbild o. auf S. 403.

Besuch im Derwischkloster, die Audienz beim Pascha, einem typischen Alttürken, der auch die beiden Herausgeber dieses Werkes empfangen hatte, den Ausflug nach dem gartenreichen Meram, der ‚Sommerstadt' von Konia u. s. w., verweise ich auf den Bericht meines Reisegefährten[1]. Als eine ethnographische und sprachliche Merkwürdigkeit möchte ich künftigen Besuchern von Konia auch das Dorf Sille, eine Stunde NW. von der Stadt, empfehlen, dessen Bevölkerung einen sehr eigenartigen und altertümlichen, jedoch stark mit türkischen Elementen gemischten griechischen Dialekt spricht. Leider sind die Unterkunftsverhältnisse in Konia noch sehr missliche und erscheint die Errichtung eines einfachen, aber anständigen Gasthauses daselbst um so mehr ein Bedürfnis, als durch die anatolische Bahn jetzt der Besuch dieser Perle unter den Städten des inneren Kleinasien so sehr erleichtert ist.

Die Rückkehr von Konia nach Konstantinopel erfolgte ohne Unterbrechung und gibt mir, da sie uns nur Bekanntes wieder vor Augen führte, zu keinen weiteren Bemerkungen Anlass, als zum wiederholten Ausdruck des Dankes für das Entgegenkommen, das uns seitens der Verwaltung der anatolischen Bahn in jeder Hinsicht bewiesen wurde.

[1]) Schlagintweit a. a. O. S. 26 ff.

Berichtigung zu S. 381:

Bei Inschr. 3 lies in Z. 12 τὸ ζῆ]ν, was das Metrum fordert. ἀταλός (Z. 4) heisst nicht »unglücklich«, sondern »jugendlich«. Z. 11 τοῖα »folgendes«. Der Sinn von Z. 14 f. ist wohl »die Zeit (des Todes?), die mich vergeblich (= keineswegs) betrübt, wird mir zum Gewinn«.



Abb. 47.
Das »schlanke Minaret« in Konia.

KAPITEL XXIII.

Militärische und topographische Mitteilungen aus Konstantinopel und Kleinasien.

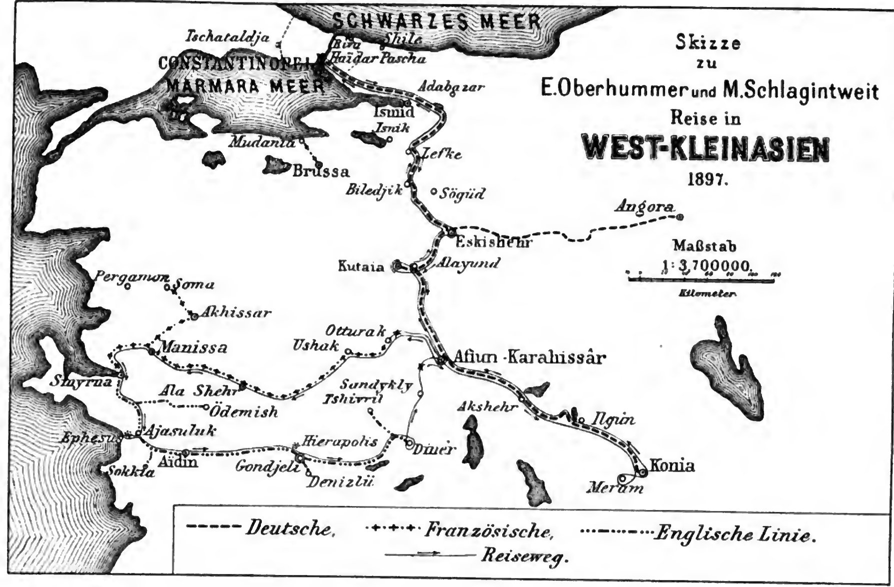
Von Major **Max Schlagintweit.**

Die nachfolgenden Aufzeichnungen gründen sich auf eine Reise, welche ich im September bis Oktober 1897 gemeinsam mit Herrn Professor Dr. E. Oberhummer nach Kleinasien ausgeführt habe und geben in Kürze die von mir in militärischer wie in topographischer Beziehung gemachten Beobachtungen und Erfahrungen.

Der Verlauf der ganzen Reise ist aus der vorausgegangenen Abhandlung meines Reisegefährten ersichtlich. (Siehe auch nebenstehende Skizze).

Militärische Reiseerinnerungen spielen bei der Menge grossartiger Eindrücke und interessanter Erlebnisse, welche eine Reise in den Orient dem Abendländer immer bietet, nur eine bescheidene Rolle. Es herrscht in den türkischen Garnisonen eben durchaus nicht das militärische Leben, wie wir es bei uns gewohnt sind. Die Ausbildung des türkischen Soldaten aller Waffen beschränkt sich im wesentlichen auf den Raum in der Kaserne und dem dabei gelegenen Exerzierplatze. Periodisch wiederkehrende Manöver in unserm Sinne, Paraden u. s. w. werden überhaupt nicht abgehalten, und nur ausnahmsweise finden in dem Bereiche einzelner Korps (Ordu) grössere Uebungen im Gelände mit gemischten Waffen statt. Dafür haben aber die türkischen Truppen eine vorzügliche Schule in dem strengen Grenzdienst, in den fortwährenden Kämpfen mit den unbotmässigen Völkerstämmen im eigenen Reiche, zu deren Bewältigung oft Teilmobilisierungen durchgeführt werden müssen.

Konstantinopel ist die einzige türkische Stadt, in der sich einigermassen militärisches Leben regt; hier hat der Fremde sogar Gelegenheit, wöchentlich einmal einer Ausrückung des grössten Teils der Garnison


Skizze
zu
E. Oberhummer und M. Schlagintweit
Reise in
WEST-KLEINASIEN
1897.
Maßstab
1:3,700000.
Kilometer
SCHWARZES MEER
MARMARA MEER
CONSTANTINOPEL
Tschataldja
Shile
Haidar Pascha
Adabazar
Ismid
Isnik
Mudania
Brussa
Lefke
Biledjik
Sögüd
Angora
Eskishehr
Kutaia
Alayund
Pergamon
Soma
Akhissar
Manissa
Smyrna
Ala Shehr
Ödemish
Ushak
Otturak
Afium-Karahissâr
Sandykly
Tshivril
Aksheher
Ilgin
Konia
Meram
Dinêr
Hierapolis
Gondjeli
Denizlii
Ajasuluk
Ephesus
Aidin
Sokkia
Deutsche,
Französische,
Englische Linie.
Reiseweg.

anwohnen zu können. Wenn nämlich Se. Majestät der Sultan am Freitag zur Gebetsverrichtung in die nächst dem kaiserlichen Palais gelegene prächtige Moschee Hamidije fährt, so marschieren die Truppen aller Waffengattungen nach Jyldyz-Kiöschk (Sternen-Kiosk), der hochgelegenen Residenz des regierenden Sultans Abd-ul Hamid II., um bei der Ausfahrt des kaiserlichen Hofes Spalier zu bilden und den Platz um die Moschee gegen das andrängende Volk abzusperren. Gegen 11 Uhr beginnt der Aufmarsch der Truppen des Garde-Ordu. Die Stärke der ausrückenden Truppen ist sehr verschieden, je nachdem der Sultan nach dem Gebete einen Vorbeimarsch abnimmt oder nicht; im ersteren Falle rücken aus 16—18 Bataillone Infanterie, zwei Regimenter Kavallerie, zwei Regimenter Feld-Artillerie, ein Bataillon Fuss-Artillerie; im letzteren Falle etwa nur die Hälfte. Die Abteilungen, die man hier zu sehen bekommt, machen, was Haltung und Adjusticrung anlangt, einen durchaus vortrefflichen Eindruck. Als hervorragend schöne Leute mit koketter Haltung fallen besonders die grünen Turban-Zuaven auf mit ihren kurzen blauen Jacken, weiten roten Hosen und weissen Gamaschen, kräftige elastische Gestalten mit braun-gelben knochigen Gesichtern; es sind die dunklen Söhne des Iràk-Arabî, deren Wiege an den Wassern des Euphrat und Tigris steht. Von der Kavallerie fesselt unsere Aufmerksamkeit besonders das Leib-Garde-Regiment »Ertogrul«, in dunkelgrünem Waffenrock mit schwarzen Pelz-Fez, die Lanze mit blutrotem Fähnlein führend, darinnen das Wappen des Grossherrn: weisser Halbmond mit weissem Stern. Das Regiment ist durchaus auf Schimmeln beritten und ergänzt sich nur aus der Bevölkerung von Sögüd, der Begräbnisstätte Ertogruls, des Vaters des Gründers der Osmanischen Dynastie, Sultan Osman. Die Feld-Artillerie steht ohne Geschütz im Spalier. Es ist ein herrlicher ergreifender Moment, wenn — Punkt 1 Uhr mittags — der kaiserliche Wagen, umgeben von berittenen Adjutanten und reich gekleidetem Personal des Marstalls und des Harems, langsamen Schritts die Pforten des Palastes verlässt, die Musikbanden die Nationalhymne spielen, die Kommandos zum »Präsentieren« ertönen und von den Truppen wie aus einem Munde der Kaisergruss durch die Lüfte braust: »Padischahismis tschok jascha!« (Langes Leben dem Padischah!) In dem offenen Wagen sitzt dem Sultan gegenüber Muschir Osman Pascha, der greise Held von Plewna. Bei besonderen Gelegenheiten, wie Anwesenheit eines fremden Fürsten, nimmt der Sultan nach der Gebetsverrichtung einen Vorbeimarsch der Truppen ab. Diese ganze Ceremonie des Selamlik bildet immer für jedermann ein sehr sehenswertes militärisches Schauspiel von orientalischer Pracht und Eigenart.

Von grossem militärischen Interesse sind auch die verschiedenen Militärschulen in Konstantinopel, von denen ich in Begleitung des Majors Essad Béï vom türkischen Generalstabe die grosse Kriegsschule

(Mekteb Harbié) und die Generalstabsschule (Erkjan i harb mektebi), beide in Pankaldi, eingehend zu besichtigen die Gelegenheit hatte, und worüber ich in der »Militärischen Gesellschaft München« (Jahrbuch der Gesellschaft pro 1897/98) Bericht erstattet habe. Hier möchte ich nur die vorzügliche Ausstattung dieser beiden Schulen an Unterrichtsmitteln hervorheben; so besitzen dieselben unter anderem ein musterhaft eingerichtetes physikalisches Kabinett, ein chemisches Laboratorium, ein Photographie- und Maler-Atelier und eine eigene grosse Druckerei. Die beiden genannten Schulen befinden sich in Verbindung mit einer Tierarzneischule in einem mächtigen Gebäude, das schon durch seine Höhe und Frontausdehnung einen imponierenden Eindruck macht. Zur Zeit meines Besuches — derselbe fiel auf meinen erstmaligen Aufenthalt in Konstantinopel im Juni 1895 — war die Generalstabsschule in 3 Kursen von 41 Offizieren, die Kriegsschule, welche etwa den zwei letzten Klassen unseres Kadettenkorps und unserer Kriegsschule entspricht, gleichfalls in 3 Kursen von 1611 Zöglingen, die Tierarzneischule in 5 Klassen von 110 Schülern frequentiert.

Der Eindruck, den ich von dem Besuche der Militärschulen in Pankaldi mitgenommen habe, ist ein vorzüglicher; es herrscht unverkennbar ein grosser Ernst im Betriebe aller Studien, und man wird wohl nirgends junge Leute finden, die mehr guten Willen, Eifer und Fleiss an den Tag legen, als die Zöglinge der türkischen Militärschulen. Die Grossartigkeit und Vollkommenheit aller Einrichtungen ist wirklich überraschend und beweist nur, wie sehr auch die türkische Armee-Leitung von der hohen Bedeutung der wissenschaftlichen Ausbildung des Offizierkorps durchdrungen ist. Die Zahl der Offiziere, welche aus den Militärschulen hervorgegangen sind, beträgt in der gesamten Armee ca. 3000, von 30 000 Offizieren im ganzen; in der türkischen Rangliste (Selname) sind sie dadurch gekennzeichnet, dass neben dem Namen eines jeden die Bezeichnung mektebli (Schüler) steht, während den Namen der anderen Offiziere die Bezeichnung alajili (troupier) beigedruckt ist.

In Hassköi am Goldenen Horn befindet sich die Artillerie- und Ingenieurschule, auf der Insel Chalki, der zweitgrössten der reizenden Prinzeninseln im Marmarameer, die Marineschule; in Skutari ist eine Kadettenschule und ausserdem befinden sich noch acht niedere Militärschulen (Ruschdiés) in Konstantinopel[1]).

[1]) Die Kadettenschulen (Mekteb Idadié), welche etwa den drei oberen Klassen unserer Realschulen entsprechen, bilden die Vorschule zur Mekteb Harbié, ausser in Skutari bestehen noch sechs solcher Kadettenschulen, nämlich je eine in Brussa, Adrianopel, Monastir, Erzerum, Damaskus und Bagdad.

Die unterste Stufe der Militärschulen bilden die Ruschdiés, deren es auch bürgerliche giebt; sie entsprechen in vier Klassen etwa den drei unteren Klassen einer Realschule; im ganzen Reiche sind etwa 30 Militär-Ruschdiés.

Bekanntlich besitzt die Türkei im Goldenen Horn einen vortrefflichen, einzig günstig gelegenen Kriegshafen von solcher Ausdehnung, dass in demselben die Kriegsflotte des Zweibundes und Dreibundes mit der Englands, das sind 1160 Kriegsschiffe (ohne Torpedoboote u. s. w.), Anker werfen könnten. Die Bucht, welche sich in nordwestlicher Richtung in das Land erstreckt, ist 7,5 km lang, 950 m breit, bei einer geringsten Tiefe von 20 m, so dass sich also die grössten modernen Panzer überall hin frei bewegen können. Auffallenderweise liegen in dem türkischen Kriegshafen nur immer sehr wenige Kriegsschiffe und diese in steter Regungslosigkeit vor Anker.

Dass sich die Regierung der grossen strategischen Wichtigkeit Konstantinopels wohl bewusst ist, das beweisen die zahlreichen und stark armierten Befestigungsanlagen und Batterien, mit welchen der nördliche Teil des Bosporus, von der Mündung des Schwarzen Meeres bis zur Bucht von Büjükdere, auf beiden Ufern gespickt ist. Es wäre für die Sicherheit Konstantinopels nur zu wünschen, dass die Stadt gegen einen Angriff zu Lande von der asiatischen Seite her — etwa durch Befestigung der Riva-Deré-Linie — ebenso geschützt wäre, wie auf der europäischen Seite durch die Czataldscha-Linie. »Das Netz des Riva-Deré,« sagt von der Goltz-Pascha (»Anatolische Ausflüge«, Berlin 1896), »umspannt das ganze Gebiet vom Marmarameer bis zum Schwarzen Meer hin. Die Längenentwicklung ist nicht über 60 km, und dennoch kann das Flüsschen eines Tages berufen sein, eine grosse geschichtliche Rolle zu spielen. Sein Thal schützt im Osten die Hauptstadt des Osmanischen Reiches, wie die berühmten Linien von Czataldscha, welche Feldmarschall Moltke so eingehend schildert, im Westen.« Die Buchten von Riva und Shilé (letztere an der Mündung des Artanes) sind die besten Landungsstellen an der asiatischen Küste; der von hier aus vorgehende Gegner muss aber immer das Thal des Riva-Deré überschreiten und es dürfte daher dieses bei einem zukünftigen Kriege eine grosse Rolle zu spielen berufen sein. Merkwürdigerweise ist die Riva-Deré-Linie fortifikatorisch nicht gesichert; nur nördlich Riva liegt auf dem steilen Vorsprung der Küste Elmas Tabia, ein Fort, das mit seinem freistehenden Mauerwerk in kürzester Zeit in Bresche gelegt werden kann.

Für die Mobilmachung des türkischen Heeres sind die Bahnen in Kleinasien von der grössten strategischen Wichtigkeit; es mögen daher noch einige militär-geographische Bemerkungen über die von uns befahrenen Bahnlinien folgen.

Wie aus der anliegenden Reiseskizze ersichtlich, wird die Anatolische Halbinsel gegenwärtig von drei grossen Bahnlinien durchzogen [1].

---

[1]) Die kurzen Bahnstrecken: Mudania—Brussa an der Nordküste und Mersina—Adana an der Südküste haben militärisch keine Bedeutung.

Die Deutsche Linie, welche in Verbindung der beiden Endpunkte Haidar-Pascha — Konia die Hauptrichtung N.-S. hat mit Abzweigung der Angoralinie nach O., mit einer Gesamtbetriebslänge von über 1000 km.

Die Französische Linie, von Smyrna aus erst gegen N. in das Thal des Hermos gehend, dann im allgemeinen in der O.-Richtung ziehend, über Manissa, Alascheher, Uschak, Otturak bis Afiun Karahissar mit Abzweigung von Manissa nach Soma, mit einer Gesamtbetriebslänge von ca. 440 km (480 km einschliesslich der unter französischer Verwaltung stehenden Linie Mudania — Brussa).

Die Englische Linie, ebenfalls von Smyrna ausgehend, aber erst nach S. gerichtet, um über den Giök Gedik das Thal des Mäander zu erreichen, dann in diesem gleichfalls mit der Richtung O. in das Innere der Halbinsel vorstossend bis Diner, mit Abzweigungen nach Tschivril, Sokkia, Ödemisch, Budscha und Burnabad, mit einer Gesamtbetriebslänge von 500 km.

Von diesen drei Linien ist die militärisch wichtigste unstreitig die Konialinie mit ihrer Abzweigung nach Angora, und jedenfalls waren es auch in erster Linie militärische, nicht wirtschaftliche Erwägungen, welche die türkische Regierung veranlassten, zum Bau dieser Bahn zu schreiten, deren rasche Vollendung innerhalb 8 Jahren ein Werk deutschen Fleisses und deutscher Tüchtigkeit ist. Anatolien liefert die Hauptmasse der Redif (Reserve-) Truppen, welche den Kern des türkischen Feldheeres bilden, während der Nisám (das stehende Heer) im Mobilmachungsfalle zum grössten Teil zur Sicherung im Innern, zum Grenzschutz in seinen Friedensbezirken verbleibt. Es ist daher von grösster Wichtigkeit, die Reserve-Mannschaften aus den asiatischen Ländern möglichst rasch nach dem europäischen Kriegsschauplatz heranziehen zu können, und das kann nur durch eine Bahnlinie geschehen, welche, aus dem Innern Kleinasiens kommend, einen gesicherten Endpunkt an der Küste hat und einen möglichst unmittelbaren Anschluss an die europäischen Verkehrslinien findet. Diesen Bedingungen entspricht aber nur die anatolische Bahn und wird ihnen noch mehr entsprechen, wenn einmal das ganze Bahnnetz nach dem ursprünglichen Projekt ausgebaut ist. So soll die Angoralinie einerseits nach Osten über Sivas bis Erzerum, andererseits nach Südosten über Kaisarieh, Diarbekir, Mosul, Bagdad bis Basra am Persischen Golf weitergeführt werden. Die Ausführung der letztbezeichneten grossen Ueberlandbahn, welche ganz Kleinasien längs seiner Rückgratlinie durchziehen würde, ist ja eine Lieblingsidee des jetzt regierenden Sultans Abd-ul Hamid II. Mit dieser Linie würde Kleinasien wieder die alte persische Königsstrasse in modernem Gewande erhalten! (Entfernung Haidar Pascha — Basra etwa gleich Königsberg — Ural, ca. 2600 km.)

Die beiden andern, an der Westküste bei Smyrna mündenden Eisenbahnlinien können nur als Zufuhrstrassen zur Konialinie in Betracht kommen,

da ja ein Auslaufen türkischer Truppentransportschiffe aus der Bucht von Smyrna durch eine feindliche Flotte unmöglich gemacht wird. Die Konia-linie ist also zunächst als die Haupttransportstrasse zu betrachten; die militärische Leistungsfähigkeit derselben wird nur durch die bedeutenden Steigungsverhältnisse zwischen den Stationen Biledjik und Inönü, da, wo die Bahn auf kurzer horizontaler Entfernung die Anatolische Hochebene erklimmen muss, sowie durch die grossen Stationsentfernungen, welche bis zu 27 km gehen, bedeutend herabgedrückt; mehr als 10 Züge zu höchstens 50 Achsen (25 Wagen) können auf der eingeleisigen Linie in einer Richtung täglich nicht verkehren — vorausgesetzt, dass das nötige rollende Material für eine solche Leistung überhaupt vorhanden ist. —

Es ist ganz erstaunlich, wie wenig die Anatolische Halbinsel — ein vor den Thoren Europas gelegenes Ländergebiet — noch bekannt ist. Man braucht nur die vielen weissen Stellen in der Kiepertschen Spezialkarte vom Westlichen Kleinasien zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, welch' grosse Lücken noch unsere geographische Kenntnis von diesem Länderbezirk aufweist. Ja, wie viel ist in Konstantinopel selbst noch in topographischer, geologischer und archäologischer Richtung zu erforschen!

Nur kurze Strecken, die wir uns in Kleinasien von den Bahnlinien entfernen, führen uns oft schon in ganz unbekannte Gebiete, in Gebiete, die noch nie eines Europäers Fuss betreten hat. Aber auch das, was als »Aufgenommen« in der Karte enthalten ist, ist vielfach sehr verbesserungsbedürftig, wie wir uns auf der Reise des öfteren überzeugen konnten.

Diesen Verhältnissen soll jeder, der eine Reise nach Anatolien, sei es zu wissenschaftlichen, sei es zu kommerziellen Zwecken oder auch nur zum Vergnügen unternimmt, Rechnung tragen und wenn irgend möglich durch neue Routenaufnahmen, Ortsskizzen, Zeichnung von Panoramen, Höhenmessungen u. s. w. einen Beitrag zur topographischen Landeskenntnis des in Rede stehenden Gebietes liefern.

Unsere Aufnahme umfasste die Strecke von Diner nördlich nach Sandykly und von hier über das Gebirge in die Dolai-Tschaï-Ebene, eine Route, die in ihrem südlichen Teile nur unvollkommen, in ihrem nördlichen aber bisher noch gar nicht aufgenommen war. Wie erstaunt waren wir, als wir von Sandykly weg auf eine ganz neue, 4 m breite Kunststrasse kamen, während unser Marsch ab Diner auf einem primitiven, ausgefahrenen Geleiseweg führte, der sich nicht an eine bestimmte Trace hält, sondern dessen Lage sich nach den jeweiligen Bodenverhältnissen ändert; so bemerkten wir oft in einer grossen Breite eine Reihe von Wegstreifen nebeneinander, von denen wir eben den gerade besten benutzten.

Der Verlauf der ganzen Route ist in dem Kärtchen auf Seite 421 niedergelegt[1]). Die neue, vorerwähnte Kunststrasse fällt von Sandykly bis Bashagatsch mit dem alten Wege zusammen; während aber dieser von hier aus einerseits rein nördlich über den Hassan-Beli, andererseits in nordöstlicher Richtung über den Kiredji-Beli direkt nach Afiun-Karahissar weiterführte, geht die neue Strasse über den zwischen den beiden genannten Pässen gelegenen Pass Damnar-Beli, dessen Höhe wir mit 1283 m bestimmten.

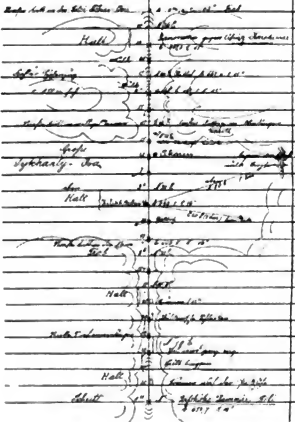
Bezüglich der Durchführung der Routenaufnahme dürfte das anliegende Beispiel, das ein kleines Stück unseres Itinerars vom 14. Oktober darstellt, orientieren. Da die ganze Arbeit im Sattel gemacht wird — das Reiten bildet ja in Anatolien das sicherste und bequemste Beförderungsmittel — so können zur Aufnahme nur die einfachsten Hilfsmittel verwendet werden, das sind: Uhr und Orientierungskompass. Hat man dann noch eine Schmalkalder Handbussole, ein Aneroid (beide zum Umhängen), einen Bergkompas und ein Thermometer (in C. mit Schleudervorrichtung) bei sich, so ist man mit Instrumenten für alle Bedürfnisse des itinerarischen Aufnehmens vollkommen ausgerüstet. Höchstens wäre allenfalls noch eine Diopterlineal mit kleiner Messtischplatte für Aufnahme trigonometrischer Rundsichten, Detailaufnahmen von Oertlichkeiten (Ruinen, Ortschaften etc.) mitzunehmen. Für die Aufzeichnungen während des Marsches bedient man sich eines Routenheftes, das der Grösse der Kartentasche entspricht, eventuell auch eines Krokierbrettchens.

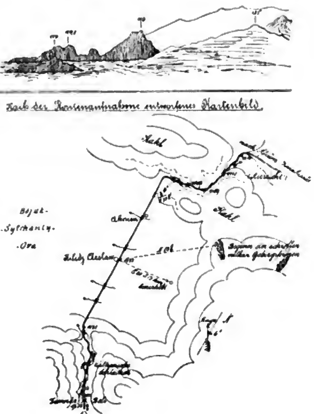
Skizze I des »Beispiels« stellt die einfachste Art des Aufnehmens längs einer geraden Linie, des Mittelstriches des Zeichnungsblattes, dar. Die Zahlen unmittelbar links des Striches bedeuten von Strecke zu Strecke die Uhrzeiten, rechts die zugehörigen Kompassrichtungen; der Eintrag erfolgt nur dann, wenn eine dauernde Aenderung der Wegrichtung eintritt. Auf dem freien Raum zu beiden Seiten des Striches sind — thunlichst gesondert — Bemerkungen über Marschgeschwindigkeit, Bodenbedeckung, Ablesungen des Aneroids und Thermometers etc. notiert. So sind unter b die Barometerstände, unter t die Temperaturen, gemessen mit dem Schleuderthermometer, eingetragen; die Signatur nördlich von Akören bedeutet eine Ablesung mit dem Bergkompass, mittels welchem bei Aufschlüssen das Streichen und Fallen der Gesteinsschichten bestimmt wird, Messungen, welche bei keiner Gelegenheit versäumt werden dürfen, da sie zur Erklärung der Geotektonik einer Landschaft von grösster Wichtigkeit sind. Natürlich muss bei solchen Messungen abgesessen werden, ebenso, wenn es sich darum handelt, mit der Schmalkalder Bussole ganz genaue Peilungen, wie bei Zeichnung eines Panoramas, vorzunehmen, wie dies auf Skizze III, obere Hälfte, gezeigt ist.

---

[1]) Ausgeführt in Justus Perthes' Geographischer Anstalt, mit gefälliger Erlaubnis der Anstalt hier wiedergegeben.

Beispiel einer Routenaufnahme.





Skizze II zeigt die Aufnahme der Route auf einer gebrochenen Linie, die »ungefähr« der Marschrichtung entspricht. Diese Art der Aufnahme hat den Vorteil, dass man das Gelände schon besser in seiner wirklichen Lage darstellen kann.

Skizze III, untere Hälfte, giebt das nach der Routenaufnahme gezeichnete Kartenbild, noch orientiert nach dem magnetischen Nord. Die Wegrichtungen sind mittels des Transporteurs aufzutragen, die Weglängen entsprechend dem Bedarf an Zeit und der eingehaltenen Marschgeschwindigkeit zu berechnen. Bei dem kleinen türkischen Pferdeschlag darf man hierbei als Reittempo für 1 km zu Grunde legen: im Schritt 10 Mt., halb Schritt, halb Trab 7 Mt., im Trab 5 Mt., im Galopp 3 Mt. Bei unebenem Gelände muss natürlich eine entsprechende Reduktion der Weglängen vorgenommen werden; die Bodenerhebungen deutet man am besten durch Niveaulinien an, die im ungefähren Abstand von 100 m übereinander zu legen sind. Die Ablesungen der Aneroids sind in Meter umgerechnet in der Kartenskizze einzutragen; als Massstab für diese empfiehlt sich ein solcher von 1 : 100 000. — Wenn irgend möglich soll die Skizze noch am Abend des Marschtages entworfen werden; jedenfalls aber ist der Verlauf des zurückgelegten Weges topographisch festzulegen.

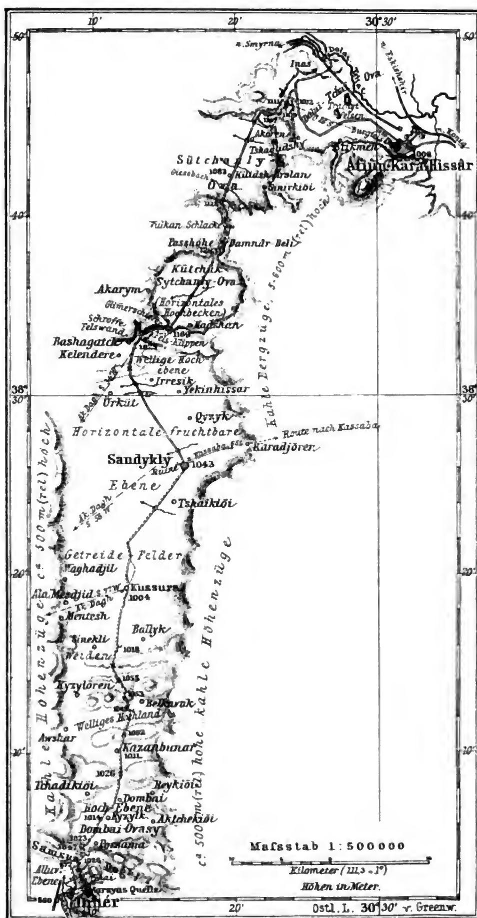
Bei einigermassen erlangter Uebung, und wenn man ein ruhiges Pferd reitet, macht es keine Schwierigkeit, die Aufnahme so auszuführen, dass man gleich im Sattel auf dem Krokierbrettchen mittels Transporteurs und Massstabs ein richtiges Kartenbild zu Papier bringt. Diese Art des Aufnehmens hat den grossen Vorteil, dass man nicht mehr im Quartier, im ermüdeten Zustand und beim Schein eines Kienspans, ohne Tisch und Stuhl die Arbeit des Zeichnens vorzunehmen, sondern die Skizze nur mehr etwas besser auszuführen braucht, sowie dass die ganze Aufnahme noch mehr den Charakter der Unmittelbarkeit an sich trägt, somit unstreitig die besten Resultate liefert.

Ungenügende Resultate erhält man, wenn man sich darauf beschränkt, während des Marsches das Gesehene mit Worten zu beschreiben, eine Anzahl Kompassablesungen zu notieren und nun danach »zu Hause« eine Karte entwerfen will.

So einfach auch, wie ich im Vorstehenden gezeigt zu haben glaube, diese Routen- oder Wegeaufnahmen hergestellt werden, so liefern sie doch, exakt ausgeführt, ein sehr wertvolles Material zur Konstruktion der Karte einer Gegend. Sind doch die weissen Flächen auf den Atlanten des schwarzen Erdteils fast nur auf Grund solcher Itinerare verschwunden!

Möge die geographische Erschliessung der Anatolischen Halbinsel rüstig vorwärts schreiten durch recht zahlreiche Aufnahmen

neuer Routen in Kleinasien!



Routen-Uebersichtskarte.

KAPITEL XXIV.

Die ältesten Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens.

Von Prof. Dr. **Fritz Hommel.**

Schon ein Blick auf die Karte zeigt, eine wie merkwürdige Stellung die grosse Halbinsel, die wir Kleinasien nennen, in geographischer Hinsicht einnimmt. Im Süden grüsst sie übers Mittelmeer hinüber nach Afrika, im Norden übers Schwarze Meer nach Südrussland, während sie im Osten direkt mit dem grossen asiatischen Festland zusammenhängt; sie vermittelt also, zumal wenn man die Meere nicht als trennendes, sondern im Gegenteil als verbindendes Element ansieht, gewissermafsen zwischen drei Weltteilen. Für uns Europäer ist Kleinasien eine riesige Nase oder Zunge, die Vorderasien, die alte Heimat unserer eigenen Kultur, zu uns herüber streckt, und dies nicht blos geographisch, sondern im bildlichen Sinn auch ethnologisch. Denn die ältesten Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens sind ein immer noch nicht gelöstes Rätsel, das Asien uns Forschern aufgiebt und mit dem es uns bisher fortwährend eine Nase zu drehen oder, uns foppend, die Zunge zu weisen schien.

HEINRICH ZIMMERER hat in einem Vortrage in der anthropologischen Gesellschaft übersichtlich all die Versuche Revue passieren lassen, mit denen man diesem ebenso interessanten, als schwierigen Problem schon zu Leibe gerückt ist. Nachdem man endlich die Semiten als nur ganz vorübergehende Eindringlinge eliminiert hatte und ebenso auch die Indogermanen bis auf die von Thrakien herübergekommenen Phryger glücklich weggebracht zu haben glaubte, wurde die Aussicht immer grösser, dass man es bis zum 7. vorchristlichen Jahrhundert, nämlich bis zu den bekannten Kimmeriereinfällen, wesentlich mit einer mehr oder weniger einheitlichen kleinasiatischen Urbevölkerung zu thun habe. Das war um so wahrscheinlicher, als den linguistischen Gründen Kieperts, Paulis, meiner Wenigkeit und zuletzt Paul Kretschmers, die rein anthropologischen Felix von Luschans in unerwarteter Weise zur Bestätigung zu kommen schienen.

Die wichtigsten Spuren dieser Urbevölkerung waren die von H. KIEPERT beobachteten Ortsnamen auf *-inda* (oder *-anda)* und *-assos*, *-issos*, die er vom Osten Kleinasiens bis nach Griechenland, also nach Europa herüber, verfolgte und deren nichtgriechischen Ursprung er mit Recht betonte. CARL PAULI führte den mehr hingeworfenen genialen Gedanken Kieperts weiter aus in seiner anregenden Schrift: »Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos« (Leipzig 1886), indem er vor allem auch (und wie ich unten zeigen werde, mit vollstem Recht) die Etrusker herbeizog und als Reste der kleinasiatischen Urbevölkerung reklamierte. Ich selbst schloss mich dem an in meiner Besprechung von Paulis Buch und dem Reisewerk F. von Luschans im Archiv für Anthropologie, 1890, S. 251 ff., indem ich die gleichen charakteristischen Ortsnamen noch nach Armenien hinein aus keilschriftlichen Quellen aufwies und den von mir seiner Zeit entdeckten sprachlichen Zusammenhang zwischen dem georgischen und elamitischen mit verwertete, so dass also die Spuren einer einheitlichen kleinasiatischen Urbevölkerung von Griechenland im Westen, ja von Norditalien (Etrurien) an bis nach Medien und Elam im Osten, und hinein in den Kaukasus im Nordosten, zu verfolgen wären[1]).

Endlich hat PAUL KRETSCHMER in seinem gründlichen und gelehrten Buche »Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache« (Göttingen, 1896) die ganze Frage, soweit sie sich speziell auf Kleinasien und Griechenland bezog, einer genauen kritischen Nachprüfung unterzogen, wobei er besonders auch die vielen in griechischen Inschriften überlieferten kleinasiatischen Personennamen mit in Untersuchung zog; er kam dabei zu dem Resultat (vgl. sein eigenes Resumé, S. 292 seines Buches), dass die genannten neuesten Lösungsversuche, eine so bedeutende Rolle auch die Phantasie in ihnen spiele, jedoch in einem Ergebnis auf dem rechten Weg zu sein scheinen, zu dem er selbst unabhängig und gleichzeitig gelangt sei, nämlich dass wir es in Kleinasien, von den Phrygern abgesehen, weder mit indogermanischen, noch mit semitischen Stämmen zu thun haben, sondern mit einem Volkstum sui generis; dass andererseits alle kleinasiatischen Stämme (ausser den eingewanderten indogermanischen Stämmen) unter einander verwandt sind, sei der zweite Satz, für den er im folgenden (S. 292—400) den Nachweis zu erbringen hoffe, da er bisher wohl aufgestellt, aber noch niemals streng und überzeugend bewiesen worden sei. Soweit Kretschmers eigene (nur hier in indirekter Rede angeführten) Worte, an denen nur die neuerdings in Mode kommende geringschätzige Behandlung der Leistungen seiner Vorgänger missfällt. Mit der »Phantasie« meint er, wie S. 408 f. lehrt, Paulis Hereinziehung des etruskischen

[1]) Dem stimmte PAULI zu im zweiten, 1894 erschienenen Teile seines oben erwähnten Buches, den man fortan am einfachsten als Pauli, Lemnos II. wird citieren dürfen; er erschien auch mit dem Nebentitel: Altitalische Forschungen, Band II, Abt. 2.

und wohl auch (vgl. S. 400) die meinige des alarodischen im engern Sinn, das ist der Sprache der vorindogermanischen Armenier (Inschriften von Van); das »eine Ergebnis« aber (s. oben den betr. Passus) ist gerade das Hauptpostulat sowohl von Pauli als von mir und schliesslich auch das Hauptergebnis Kretschmers selbst.

Da aber der ganze Weg bereits klar und deutlich von HEINRICH KIEPERT vorgezeichnet war, so verlohnt es sich wohl, an diesem Ort die ganze wichtige Stelle (Lehrbuch der alten Geographie, Berlin 1878, S. 73 und Anm.), die für immer den Ausgangspunkt der vorgriechisch-kleinasiatischen Ethnologie bilden wird, ihrem Wortlaut nach mitzuteilen:

»Im Altertum gehört diesem Ländergebiet (nämlich dem nordwestlichen Vorderasien: Armenien, Kaukasusländer und Kleinasien) gemeinsam an eine fast nur auf das Binnenland beschränkte Gruppe arischer Völkerschaften: Armenier, Kappadokier, Phryger (während arische Einflüsse in den kaukasischen Ländern sich nur vereinzelt geltend machen); daneben und offenbar älter als die arische Einwanderung[1]) eine in den peripherischen Hochgebirgsländern Kleinasiens und Armeniens ansässige nichtarische, aber auch nicht zu den eingedrängten Semiten gehörige Bevölkerung, welche möglicherweise mit den kaukasischen und subkaukasischen Stämmen zu einer Gruppe zusammengehört;« und dazu folgende Anmerkung, die eigentlich erst die Hauptsache enthält:

»Auf eine den arischen und semitischen Einwanderungen vorangegangene Bevölkerungsschicht weist die ganz Kleinasien umfassende (teilweise sogar bis in die südöstliche europäische Halbinsel hinüberreichende) Verbreitung zahlreicher Namen mit Endungen, welche keiner der bezeichneten Sprachen anzugehören scheinen, namentlich die mit den auf alle Vokale folgenden konsonantischen Affixen *-nd* und *-ss* gebildeten (*-ανδα, -ενδα, -ηνδα, -ινδα, -υνδα, -ονδα, -ωνδα,* resp. *-δος* und *-ασσα, -ησσα, -ισσα, -υσσα, -ωσσα,* resp. *-σσος*). Die erstgenannte Endung kommt auch in Armenien und in Namen, welche der Gegenwart angehören, im pontischen Gebirge häufig vor; aus dem Kaukasus ist die Anzahl der altüberlieferten Namen zu gering, um als philologisches Material zu dienen.«

So einfach und glatt, wie es nach dem angeführten schien, liegt nun aber in Wirklichkeit die Sache doch nicht. Es zeigt sich nämlich, wenn wir die vielen nichtsemitischen kleinasiatischen und syrischen Personennamen, die uns seit ca. 1600 vor Chr. die Keilinschriften kennen gelehrt haben, genauer betrachten, dass darunter, ausser sog. alarodischen[2]), sich, und zwar von der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends an, auch

[1]) von mir hervorgehoben.

[2]) Unter diesem Namen fasse ich, der Bequemlichkeit halber, alle diejenigen hier in Betracht kommenden Namenselemente zusammen, welche nicht blos nichtsemitisch, sondern auch sicher nichtindogermanisch sind.

unzweifelhaft iranische Elemente befinden. Diese Erkenntnis verdanken wir in erster Linie einem englischen Forscher, dem Revd. C. J. BALL, welcher schon vor zehn Jahren in seinem Aufsatz »Iranian Names among the Hetta« auf diese merkwürdige Erscheinung die Aufmerksamkeit lenkte[1]); doch haben bei dem mehr skizzenhaften Charakter seiner Ausführungen dieselben damals keine weitere Beachtung gefunden. Nachdem nun im vorigen Jahre PAUL ROST für einige in dem berühmten Tell-el-Armana-Briefwechsel begegnende syrische und palästinensische Personennamen ebenfalls iranischen Ursprung behauptet hatte[2]), so dass kein Zweifel darüber gelassen sei, »dass um die Wende des 15. vorchristlichen Jahrhunderts zur Zeit der Cheta-Vorherrschaft einige »arische« Vorläufer dorthin (d. h. bis nach Südpalästina!) gekommen sein müssen«, habe ich wegen der Wichtigkeit der Sache und ihrer grossen Tragweite für die Ethnologie des Altertums die sämtlichen Materialien daraufhin neu untersucht und kam in meiner kürzlich in den Sitzungsberichten der Kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften erschienenen Abhandlung »Hethiter und Skythen und das erste Auftreten der Iranier in der Geschichte« zu folgenden, zunächst mich selbst am meisten verblüffenden Resultaten:

a) Um das Jahr 1400 v. Chr. treffen wir in Palästina bis zum Süden des Landes herunter vereinzelt unzweifelhaft iranische Personennamen, wie z. B. *Arta-manja*, *Rus-manja*, *Zirdamjasda*, *Biria-maza*, *Namia-waza*. Damit steht gewiss in Zusammenhang, dass die ägyptischen Abbildungen des sogenannten neuen Reiches die Amoriter hellfarben und blauäugig darstellen, im Unterschied zum eigentlichen hethitischen Typus, in welch letzteren wir wohl die Eigenart der alarodischen Urbevölkerung Ostkleinasiens erkennen dürfen.

b) Um die gleiche Zeit herrscht am mittleren Euphrat, zwischen Euphrat und Belich, im Lande Mitanni, eine Dynastie iranischer Abstammung, wie das deutlich die Namen *Arta-tama*, *Artassumara*, *Sutarna*, *Dusratta*, *Mazipalali* und andere, wie auch die Frauennamen *Gilu-chipa* und *Tadu-chipa* beweisen. An letzteres Element erinnert ferner der Name des gleichzeitigen Königs von Jerusalem, *Ardu-chiba* (für *Arta-chiba*?), sowie, was besonders wichtig, der Name einer hethitisch-kappadokischen Prinzessin *Pu-chipa* der Zeit Ramses II.

c) Die von ca. 1700 v. Chr. in Babylonien zur Herrschaft gelangten sogenannten Kassitenkönige zeigen wenigstens teilweise iranische Elemente in ihren Namen, wie z. B. *Kadisman*-Turgu, *Kasakti*-

[1]) Proceedings of the Biblical Archaeological Society, vol. X (1887—1888), S. 424—436.
[2]) Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte, Berlin 1897, S. 112 Anm.

ianzi, *Sagarakti*-surias, während andere wieder deutlich an das nichtindogermanische Elamitisch und an die Kaukasussprachen anklingen, z. B, *Meli*-Sipak, *Sindi*-Sugab, *Ulam*-Chala. Auch die in diesen Namen enthaltenen Gottesbezeichnungen (Turgu, Sugab, Chala und andere) haben keine Anknüpfung im Iranischen, sondern gehen höchstwahrscheinlich auf die Urbevölkerung der babylonisch-elamitischen Grenzgebirge, die zum mindesten von Elam an bis zum Kaukasus zu verfolgen ist, zurück. Aehnlich scheint es sich

d) mit den hethitischen Personennamen der Zeit Ramses II. in Cherpa-sir, Maura-sir, Cheta-sir und anderen zu verhalten, wo das zweite Element -sir auch in iranischen Namen wiederkehrt (vgl. Arta-syras, Parthama-siris und andere), während Cherpa (in assyrischer Wiedergabe Achlib), Maura und Cheta kleinasatische Gottesnamen sind, von welchen der letztere von Nordsyrien bis an die Westküste nachzuweisen ist, da er mit dem Attys der Klassiker (z. B. in den lydischen Königsnamen Aly-Attes, Sady-attes, My-attes) und mit 'Ati der semitischen Inschriften sich deckt[1]).

Wenn wir uns vom zweiten vorchristlichen Jahrtausend zur ersten Hälfte des ersten Jahrtausends wenden, so begegnet uns endlich

e) in den Königen von Urartu oder Armenien, welche uns Keilinschriften in nichtsemitischer Sprache, die sogenannten Van-Inschriften, hinterlassen haben, eine zweifellos iranische Dynastie. Namen wie Sardaurri (aus Sandadvarri), Minuas, Argistis, Ispuinis und In-uspuas, Erimenas, Rusas oder Ursas und andere beweisen hinlänglich die iranische Nationalität ihrer Träger. Die Sprache der Van-Inschriften ist jedoch ebenso sicher nichtiranisch, überhaupt nicht indogermanisch, steht vielmehr in einem gewisssen Verwandtschaftsverhältnis zu der Sprache des Landes Mitanni, in der uns noch ein längerer keilinschriftlicher Brief erhalten ist.

Wir haben also in beiden Fällen, (vgl. oben lit. b) ganz das gleiche Verhältnis: eine weder semitische noch auch arische Sprache sowohl in Mitanni (Nordwestmesopotamien, ca. 1400 v. Chr.), als auch in Armenien (9. bis 6. Jahrhundert), aber sowohl in Mitanni als auch später in Armenien eine iranische Dynastie. Und ähnlich scheint es sich mit den kassitischen Königen Babyloniens und wohl auch mit den hethitischen Gegnern der Pharaonen verhalten zu haben; die uns noch überlieferten Ueberreste der kassitischen Sprache weisen entschieden auf alarodische Zugehörigkeit, und ganz ebenso die Götternamen der Hethiter; die Bildung der kassitischen und hethitischen Königsnamen zeigt aber ebenso deutliche Spuren iranischer

[1]) Auch die hethitischen Namen *Tirgati-thasa* und *Thaua-thasai* sind wohl eher iranisch als urkleinasiatisch. Für die Nachweise im einzelnen (zu lit. a bis e) siehe meine oben citierte Abhandlung.

Beimischung. Wie wir uns bei den (was die Mehrheit des Volkes anlangt, doch gewiss nicht iranischen) Hethitern die Sache zu denken haben, darauf wirft ein Licht die Erwähnung »der Götter von Kida-vaden« und »des Siegels der Pu-chipa, der Fürstin des Cheta-Landes, der Tochter des Landes Kidavaden« im Friedensvertrag zwischen Cheta-sir und Ramses II. Der Frauenname Pu-chipa erinnert sofort an die mitannischen Frauennamen Gilu-chipa und Tadu-chipa, deren Trägerinnen einer iranischen Dynastie angehören; Kida-vaden aber ist Kappadokien, Kad-patuk der Achaemeniden-Inschriften, *Καππαδοκια* (aus *Καδπαδοκια*) Herodots, wo das alte n-Suffix nur mit dem jüngeren iranischen k-Suffix, welches ebenfalls zur Ableitung verwendet wird, vertauscht ist[1]).

Durch diese Nachweise ist nun klar, dass iranische Indogermanen in Kappadokien, Nordsyrien, Armenien und Medien nicht erst, wie man bisher glaubte, im Gefolge der Kimmerier-Einfälle im 7. Jahrhundert, oder in Medien etwa von Salmanassar II. an (9. Jahrhundert) in unsern Gesichtskreis treten, sondern dass ihr erstes Auftreten gerade ein Jahrtausend früher erfolgt ist. Es ist nun die Frage, woher diese Iranier kamen, und ob etwa gar, entgegen dem, was bis vor kurzem als sicher erreicht angenommen werden durfte, ein grösserer oder kleinerer Teil Kleinasiens als ihre damaligen Wohnsitze in Anspruch genommen werden darf; in letzterem Fall müssten wir uns schon für damals Kleinasien zwischen Alarodiern, der offenbar ältesten Bevölkerung dieser ganzen Gegend, und Iraniern (ja vielleicht auch noch europäischen Indogermanen, nämlich in Phrygien) geteilt vorstellen. Auf verschiedene Weise kann man nun diesem schwierigen Probleme auf den Leib rücken.

Relativ wenig lehrt uns die heutige Sprachkarte Kleinasiens und der nach Osten angrenzenden Gebiete (Kaukasus, Armenien, Nordsyrien, Mesopotamien und Medien); denn die Türken und Kurden sind ja nachweislich erst viel, viel später in ihre jetzigen Sitze von Centralasien und Medien aus eingerückt. Aber instruktiv ist vielleicht eine Betrachtung der ethnologischen Lagerungsverhältnisse im Kaukasus; denn gleichwie in der Geologie, kann man auch hier oft noch auf die ursprüngliche Verteilung der Schichten Schlüsse ziehen. Da ist nun von vornherein schon interessant, dass das von mir seiner Zeit nachgewiesene Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem südkaukasischen Sprachstamm[2]) und dem Elami-

---

[1]) Gehört etwa auch der Fackelträger im Mithrakult, Kauto-pates, hierher? Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, dass, offenbar schon durch die Skythenzüge des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, der iranische Gott Mithra als Milta zu den Thrakiern gewandert ist; man vgl. Milto-skythes mit Dio-skuthes, ferner Miltiades (ebenfalls thrakischen Ursprungs).

[2]) Der nordkaukasische Sprachstamm (Tscherkessisch-Abchasisch im Nordwesten, Tschetschenisch im Nordosten, Lesghisch im Osten des Kaukasusgebietes) steht nur in loserem Zusammenhang sowohl unter sich, als auch mit dem südkaukasischen (Georgisch, Mingrelisch etc.);

tischen auf eine einst ziemlich kompakte nichtindogermanische Bevölkerungsschicht der armenisch-medisch-elamitischen Bergzüge vom Kaukasus an bis nach Elam bezw. dem Persischen Meerbusen hin schliessen lässt. Dazu stimmt, dass die Sprache der Van-Inschriften und die von Mitanni (s. oben) unzweifelhafte Berührungspunkte mit dem Georgischen, dem Hauptgliede der südkaukasischen Sprachfamilie, aufweist; auch die alarodischen Bestandteile der kassitischen (teilweise schon iranisierten) Eigennamen zeigen deutliche Anklänge an kaukasische Idiome[1]. Andererseits schiebt sich im Norden des Kaukasus mitten in die kaukasischen Sprachen das (iranische) Ossetische wie ein grosser Keil herein; das Ossetische ist der Rest des alten Alanisch, die Alanen aber waren ein Teil der iranischen Skythen, welche seit sehr alter, schon vorchristlicher Zeit im heutigen Südrussland und dann nördlich vom Kaukasus bis zum Kaspischen Meere hin wohnten. Danach scheint es, als ob in ältester Zeit iranische Indogermanen in kompakten Massen nur in Südrussland und etwa noch im östlichen Medien, am West- und Südrande des Kaspischen Meeres, gesessen hätten. Wann in Kleinasien von Thrakien her europäische Indogermanen nach Phrygien und Bithynien eingedrungen sind, lässt sich schwer bestimmen. Kretschmer (a. a. O., S. 177 ff.) glaubt aus der Gleichheit der thrakischen und phrygischen Grabhügel und Keramik diese Einwanderung schon vor 2000 v. Chr. ansetzen zu dürfen; auf sicherem Boden stehen wir aber erst durch Herodots Mitteilungen (VII 73). Zu ihnen, den europäischen Indogermanen, gehören auch die *Ἀρμένιοι* genannten indogermanischen Armenier (im Gegensatz zu den alarodischen Armeniern von Urartu oder Van, von denen nur die zur Assyrerzeit herrschende Dynastie, also der höchste Adel, entweder von Südrussland oder von Medien her eingedrungene Iranier waren), welche am wahrscheinlichsten erst infolge der Kimmerierstürme (7. Jahrhundert v. Chr.) Westarmenien besetzt hatten und dann allmählich sich ganz Armeniens bemächtigten. Auf keinen Fall sind diese von

vgl. Erckert, Die Sprachen des kauk. Stammes, Wien 1895. Bemerkenswert ist übrigens, dass sich in Kappadokien noch heute in den Zahlwörtern der dortigen Griechen, nämlich *lingir* (aus *ligir*) »sechs«, *tutli* »sieben«, *matli* »acht« und *zangar*, *danjar* »neun«, deutliche Anklänge an die nordkaukasischen Sprachen, die doch längst von Kappadokien durch das Georgische getrennt sind, finden; vgl. (nach Erckerts Listen) *rekal* »sechs«, *othl-gu* »sieben«, *mithl-gu* »acht« und endlich (nur hier hat das Georgische entsprechendere Formen, nämlich *zchrai*, *tschchoro*) *hotscho-gu* »neun«. Auffallend ist, dass im Galla und Saho (die vielleicht vom Elamitischen her beeinflusst sind), »neun« *zagal*, *sagal* heisst, während die Nubasprachen *eskodi*, *oskoda* (aus *skori*, *skora*) dafür aufweisen.

[1]) Interessant ist die Notiz bei Erckert, a. a. O., S. 287: »Nach Chroniken und Ueberlieferungen soll die Khartvel-Sprache (d. i. das Georgische oder Grusinische) in Kleinasien in der oberen Hälfte bis zum Kaspischen Meere und Derbent verbreitet gewesen sein.« Die Bewohner von Armenien nannten sich nach den Van-Inschriften das Chaldi-Volk (nach ihrem Hauptgott Chaldi); dieser Ausdruck und Khartvel sind vielleicht ursprünglich identisch.

Thrakien stammenden Armenier die Verfasser der erst teilweise entzifferten hethitischen Inschriften, wie das JENSEN, der uns in der Analyse dieser Inschriften allerdings um ein gutes Stück weitergebracht hat, annimmt; Jensens linguistische und enthnologische Folgerungen scheinen mir bis jetzt in keiner Weise geeignet, die Basis für weitere Schlüsse in diesen Fragen abzugeben.

Etwas weiter in dem schwierigen Problem, inwieweit schon im 2. vorchristlichen Jahrtausend die Iranier sich in Kleinasien, Nordsyrien und Armenien festgesetzt hatten, von woher diese offenbar mehr vorübergehenden Einbrüche stattfanden und wie weit sich ihre Wirkungen erstreckten, bringen uns verschiedene Nachrichten der klassischen Schriftsteller, die ich in meiner oben erwähnten Abhandlung übersichtlich zusammengestellt habe. Nach diesen Nachrichten[1]), die erst jetzt durch den wirklichen Nachweis iranischer Eigennamen bei den Mitanniern, Hethitern, Kassiten und Urartiern (Herodots Alarodiern), in neue Beleuchtung treten, ergiebt sich in kurzem folgendes:

a) Unter den hethitischen Gegnern Ramses II. (ca. 1300 vor Chr.) befanden sich auch iranische Skythen; denn nur so lässt sich die übereinstimmende Tradition der Alten, dass die Hauptgegner des Sesostris Skythen, die ihr Gebiet bis nach Syrien ausdehnten, gewesen wären, erklären.
b) Die ursprünglichen Sitze dieser Skythen seien am Fluss Araxes (d. i. demnach am unteren Kur, unweit vom Kaspischen Meere, also zwischen Kaukasus und Medien) gelegen gewesen (Diodor 2, 43, und vergl. Herod. 4, 11), und erst von da aus hätten sie Südrussland besetzt, ja sogar weitere Züge einerseits bis nach Thrakien, andererseits bis nach Syrien unternommen.
c) Zu ihrem natürlich nur lose und vorübergehend gewonnenen Reiche hätte aber auch ein grosser Teil Asiens (d. i. nach antikem Sprachgebrauche Kleinasiens, vgl. das vor allem dabei genannte Lydien, Pamphylien und Kappadokien), ferner Armenien und Medien[2]), gehört.

Deutlicher kann diese iranische Ueberflutung Vorderasiens, die jedenfalls in engstem Zusammenhang mit den wohl teilweise durch sie verursachten Einbrüchen ägäisch-kleinasiatischer Seeräuber nach Palästina und Egypten steht, nicht skizziert sein, als es durch den eben mitgeteilten Kern der verschiedenen, in den Hauptpunkten sich zu einem anschaulichen

[1]) Herodot, Diodor, Justin, Solinus, Strabo, Arrian — für die Nachweise im einzelnen verweise ich auf meine Abhandlung »Hethiter und Skythen«.

[2]) Wohl auch schon Parthien und Chovaresmien; denn auf die erstmalige Kolonisierung des letzteren wird mit Justi die Aera von Chwarism 1290 v. Chr. (980 J. vor Alex.) zu beziehen sein — etwa gerade die Zeit Ramses des Grossen!

Gesamtbild ergänzenden Notizen der Klassiker thatsächlich geschieht. Gewiss sind die gleichen iranischen Skythen gemeint, welche im Verlauf dieser Völkerwanderung Südrussland dauernd besetzten, aber ihr Ausgangspunkt scheint damals noch nicht Südrussland, sondern wohl eher der Pontus, Kappadokien (Kadvaden bei Ramses II.) und einige Teile Nordsyriens und Armeniens gewesen zu sein. Noch unter Tiglatpileser I. (ca. 1000 v. Chr.) treffen wir ja in Kommagene, an der Grenze Kleinasiens und Syriens, so gute iranische Namen wie Kundaspi und Kustaspi, und wenige Jahrhunderte darauf sehen wir Urartu eine geraume Zeit lang im Besitze einer iranischen Dynastie, wenngleich die Landessprache, in der die Inschriften von Van abgefasst sind, das alte, nichtindogermanische, alarodische Idiom geblieben ist. Und dass ihre eigentliche Heimat die Uferländer des Kaspischen Meeres waren, wird nicht nur durch die angeführte Notiz Diodors vom Araxes, sondern auch dadurch nahegelegt, dass von den südlichen und östlichen Geländen des gleichen Meeres, (dem eigentlichen) Medien und Parthien, ein anderer Zweig dieser »arischen« Indogermanen sich wohl nicht zu lange vorher nach Osten vorgeschoben hatte, um zu den indischen Ariern, den Verfassern der Rigvedahymnen, sich zu differenzieren.

Es ist nun fast selbstverständlich, dass diese ursprünglich dicht hinter den (wohl mehr sesshaften) Alarodiern sitzenden iranischen Nomaden gelegentlich auch schon vor dieser eben geschilderten Völkerwanderung von Zeit zu Zeit Einbrüche in die semitischen Länder und nach Kleinasien machten. Und auch die besprochene Völkerwanderung selbst, welche von den klassischen Schriftstellern in engeren Zusammenhang mit dem Hethiterkriege des Ramses-Sesostris gebracht wird, wird sich auf eine längere Zeitperiode, möglicherweise auf ein bis zwei Jahrhunderte, verteilt haben. Mit ihr vollzog sich — so scheint wenigstens die Auffassung der Alten gewesen zu sein — zugleich die Entstehung der Skythen, deren ersten König Herodot Targitaus nennt und den er, und zwar nach der eigenen Tradition der Skythen, 1000 Jahre vor Darius, das wäre also ca. 1500 v. Chr., ansetzt.

Es spricht sehr vieles dafür, dass den Semiten das Pferd, für welches sämtliche Indogermanen einen gemeinsamen Ausdruck besitzen (Sanskrit *açva*, iranisch *aspa* aus *asva*, griech. *hippo-s*, lat. *ekvo-s*, irisch *ech*, althochdeutsch *ehu*, litauisch *aszva*), von den iranischen Nomaden zugekommen ist. Denn in babylonisch *sisû* (aus *sisvu*), aram. *susjâ* und hebr. *sûs* liegt eine Reihe alter Lehnwörter vor, wie man das längst vermutet hat; die alten Sumerier kannten das Pferd ursprünglich nicht, und als sie es endlich kennen lernten, da hiessen sie es mit einem neugebildeten Worte *ansukurra*, d. i. »Esel des Ostens« bezw. »des (östlich von Babylonien gelegenen) Berglandes«. Die ersten Spuren dieses Namens und zugleich des semi-

tischen Namens *sisû* finden wir in babylonischen Texten um 1700 v. Chr. Einen anderen chronologischen Anhaltspunkt bietet für die gleiche Zeit der Umstand, dass bei den alten Aegyptern das Pferd unmittelbar nach der Hyksosperiode unter dem Namen *sesem*, *semsem* auftritt[1]), so dass es also den Anschein hat, als hätten die Aegypter das ihnen noch während der 12. Dynastie durchaus unbekannte Tier direkt durch die Vermittlung der Hyksos bekommen. Dass *sisû* (aus *sisvu*) und *sûs* (aus *susvu*) irgendwie mit dem indogermanischen *akva* zusammenhänge, ist seit Jahren die Ansicht meines Freundes A. Ludwig, des gelehrten Vedaforschers, in Prag; und gerade die iranische Form *aspa* (urspr. *asva*, Nominativ *asva-s*) steht jenen ins semitische eingedrungenen Lehnwörtern *sisû*, *sûs* am nächsten.

Ebenso muss den Griechen das schon bei Homer gang und gäbe Wort *Fρόδον* »Rose« von den Iraniern zugekommen sein (altiranisch *ward*), und zwar, wie die Verwendung des Wortes in einer Reihe von homerischen Epitheta zeigt, auch schon in sehr früher Zeit.

Auch scheint hierher das Eisen zu gehören, litauisch *gelso*, slavisch *železo* (aus *gelezo*), lat. *ferrum* (aus *ferso-m*), welches uns durch die altbabylonischen Inschriften des Priesterkönigs Gudea (ca. 2500 v. Chr.) für Nordwestarabien (also wahrscheinlich die Sinai-Halbinsel) mit seinem der Endung nach arabischen Namen *girzanum* oder *gilzanum* bezeugt ist. Die späteren arabischen Inschriften haben dafür *farzanum*; dass aber dies *girzan*, *farzan* (vgl. oben indog. *gelso*, *ferso*) das Prototyp des hebräischen *barzel* und des assyrischen *parzillu* ist, liagt auf der Hand.

Endlich waren gewiss die Iranier diejenigen, welche den Semiten sowohl, wie auch den europäischen Indogermanen das Keltern des Weines lehrten. Die alten Aegypter kannten zwar bereits den Wein (*irp* oder *jerp*), aber die Westsemiten haben ihr Wort für Wein (hebr. *jain*, arabisch und äth. *wain*) durch fremde Vermittlung vom Kaukasus, wo die Namen dafür *gvino*, *gwini*, *gini*, *wenahi*, *girni* sind, ebenso auch das in Palästina schon bald nach der Hyksoszeit im Ortsnamen Gath (Keilinschr. *Gintu*) nachweisbare Wort *gimt* oder *gint* (hebr. *gat* aus *gant*) für Kelter, worin wiederum nichts anderes als jenes kaukasische *gini* steckt. Ebenso stammt auch das griechische Wort *Fοῖνος* (lat. vinum) aus der gleichen Quelle, und wahrscheinlich auch das babylonische *karânu* (vgl. oben *girni* neben *gvini*, und siehe meine »Aufsätze und Abhandlungen«, S. 102 f.). Auch das westsemitische Wort für Oelbaum (bezw. Olivenöl), *zait*, scheint eine uralte Entlehnung aus Kleinasien, wie auch das Wort für Pech (ursp. das Harz der kilikischen Strandkiefer, zum Resinieren des Weines?), hebr.

---

[1]) Dieser Name geht offenbar auf einen kanaanäischen Plural *süsim* zurück, also müssen die Kanaanäer das Wort schon während der Hyksoszeit recipiert haben. Dann muss aber schon damals (vor ca. 1700 v. Chr.) Kanaan mit Iraniern (wahrscheinlich den Amoritern) in Beziehung gestanden haben.

zephet, arab. *zift* (schon altägypt. *sefth* in den Pyramidentexten, z. B. Pepi II, Z. 310, aber deutlich Lehnwort), wie das P. de LAGARDE aus den Lautverhältnissen der armenischen Aequivalente scharfsinnig erschlossen hat. Auch *παλλακίς* »Kebsweib« (schon Homer), kanaanitisch *pilegesh*, armenisch *hartsh* (aus *partsh*) wird aus Kleinasien stammen, aber wohl erst durch die Seeräuber, vielleicht die Philister, nach Kanaan gedrungen sein.

So gehen also die ältesten Berührungen der Indogermanen, speziell der Iranier, mit den Semiten in uralte Zeit zurück, und es ist gewiss kein Zufall, wenn der gleiche König Gudea in seinen Inschriften in Nordsyrien ein Gebirge *Menua* und eine Stadt *Ursu* erwähnt, und wenn unter den iranischen Namen der Könige von Van fast 2000 Jahre später ein *Menua-s* und ein *Ursa-s* erscheint.

Es erhebt sich für uns jetzt nur noch die Frage, ob die oben skizzierte Ueberflutung Nordsyriens und Kleinasiens (ca. 1500—1300 n. Chr.), die ja gewiss nicht vermocht hat, die älteste vorindogermanische Bevölkerung dieser Gegenden aufzusaugen oder zu verdrängen, nicht doch wenigstens Spuren hinterlassen hat. Wenn man bedenkt, dass z. B. die bekannten kleinasiatischen Namen auf *-amo* ein gerade im Iranischen sehr beliebtes Weiterbildungs-Suffix enthalten (vgl. Zantuma; Dakjuma; Tugdammi, Sohn des Sanda-kshatra; Arsames und Artamas etc.), so wirft das ein neues Licht auf die von Kretschmer S. 322 ff. zusammengestellten kleinasiatischen Personennamen auf *-amo*, zu denen auch der kilikische Flussname Pyramus, der O.-N. Pergamos (vgl. den P.-N. Pigramus?) und, vor allem wichtig, der schon seinem Wurzelbestandteil nach so ganz iranisch klingende Personenname Priamos gehört. Der Bergname *Parnassos* (aus Parnans und der griechischen Nominativendung) in Kappadokien (und dann auch in Griechenland lokalisiert) enthält das in iranischen Namen so häufig begegnende Element *parna*, *pharna*; hier wäre also ein iranisches Wort mit dem charakteristischen griechisch-kleinasiatischen Suffix *-ασσο*, welches ich als aus *-ansa* entstanden betrachten möchte[1]), weitergebildet. Derartige Spuren liessen sich gewiss noch weiter verfolgen, wenngleich hier die äusserste Vorsicht geboten ist[2]). Trotzdem würde es mich nicht überraschen, wenn sich eines Tages herausstellen würde, dass jene beiden berühmt gewordenen Suffixe *-ass* (auch *-ans*) und *-anda*, *-indu* (griechisch *-inth*) ebenfalls iranischen Ursprungs wären (etwa ursprünglich *-vant* und *-vanda*), allerdings im Munde einer nichtindogermanischen Bevölkerung

---

[1]) Vgl. darüber meine Abhandlung »Hethiter und Skythen«, S. 28, Anm. 35.

[2]) So ist der Name der Stadt Sardes (ursprünglich, wie jetzt keilinschriftlich nachgewiesen ist, Sapardu) identisch nicht blos mit dem biblischen Sepharad in Medien (bei Sargon Shaparda), sondern auch mit dem lakedämonischen Sparta — und vielleicht mit dem von P. de Lagarde zu Sepharad verglichenen iranischen Bergnamen Sepurd (später Sepuh) bei Erzerum. Vgl. auch thrak. Sparadokos (Spartacus) und karisch Sparendigos (Parandigos)!

leicht umgemodelt; findet sich doch *-anda* nicht blos im Stadtnamen Marand (Ptolemäus: Morunda), nordöstlich vom Urmiasee [1]) — das könnte ja alarodisch sein —, sondern auch in Chowaresmien im bekannten Ortsnamen Samarkand (Marakanda aus Smarak-anda, vergl. skyth. Osmarakos, und mitannisch Artassumara). Auch dann würde das Resultat nicht umgestossen, dass die Iranier in Kleinasien nur vorübergehende Eindringlinge gewesen sind, die nirgends kleinasiatische Völker wirklich indogermanisierten, sondern die umgekehrt in der Urbevölkerung aufgingen und deren Sprache annahmen. Nur die europäischen Thraker hatten im Lauf der Zeit hierin mehr Glück, indem sie den Phrygern und endlich auch den Armeniern ihr Idiom aufdrängten; während die Iranier in der armenischen Litteratur- und Kirchensprache nur zahlreiche Lehnwörter hinterliessen, so trägt doch der Grundstock dieser Sprache, wie das Hübschmann nachgewiesen hat, durchaus europäischen Charakter.

Endlich möchte ich noch auf einige interessante lateinische Personen- bezw. Geschlechtsnamen hinweisen, welche, wie fast alle lateinischen Eigennamen, etruskischen Ursprungs, noch deutlich die frühere kleinasiatische Heimat der Etrusker verraten. Da ist vor allem der Name Manlius, der ebenso auf die schon den Egyptern bekannte kilikische Stadt Manlus, Malnus, Mallus zurückgeht, wie die uralte Pinaria gens auf den kilikischen Flussnamen Pinaros und die lykische und kilikische Stadt Pinara; der Name Metellus ist identisch mit dem hethitischen Eigennamen Mutanlu, der in der assimilierten Form Mutallu in Gurgum und Kommagene und als Motala, Motlis, *Μότυλος, Μοτάλης* bei den Lykiern, Kariern und Kilikiern wiederkehrt. Dadurch tritt natürlich der längst bemerkte Zusammenklang von Tarquinius mit den Tarku-haltigen kleinasiatischen Eigennamen aus dem Zufall heraus und schliesst sich samt dem Gottesnamen Mavort-, Mars (kilikisch Morrheus, hethitisch Maura- im E.-N. Maura-sir) den vorher genannten kleinasiatisch-etruskischen Coincidenzen als weiteres mächtiges Beweisstück an. Auch der etruskische Frauenname Tanaquil wird mit dem kilikischen Gaunamen Tanakun in Beziehung stehen, wie die Namen Tiberis, Tiberius, Tibullus (aus Tiburlus) mit *Τούβερις* (Kretschmer S. 328), Tibarari (Volk in Kilikien), *Τοβόρορος* (kar. P.-N.) und Tibarēni (Tabal, Tubal, vgl. den O. N. *Τάβαλα*, nach Kretschmer S. 387, A. 1, von karisch *taba*, Felsen). Sonst vergleiche man noch Mamilius mit pisidisch Mamalos, Papius und Papirius mit *Παπίας, Πάπυλος* (Kretschmer 345), Tatius mit *Τάτις, Τάτης* u. s. w., endlich Lucius und Luceres mit Luk (Lykien, cf. auch venetisch Ferva-locus und lykisch *Παρπο-λιυγις*?) und Lyka-onien. Anklänge ans Iranische zeigen sich hier

[1]) Vgl. auch den O.-N. Kerend am Zagros, avestisch Kvirinta? Morunda erinnert an lyd. Mormonda.

nirgends[1]); um so mehr weisen alle diese ursprünglich etruskischen Namen auf den Süden und Südosten Kleinasiens, noch bevor dort iranische Einflüsse sich geltend machten. Durch nichts wird der kleinasiatische und zugleich nichtindogermanische Ursprung der Etrusker, welchen trotz PAULIs Forschungen noch immer manche bezweifeln, so sichergestellt, als durch obige Namen.

Vielleicht darf ich nach dem Vorausgehenden es wagen, zum Schluss noch ein Bild zu entwerfen, wie wir uns die Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens und der angrenzenden Gebiete in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends etwa zu denken haben. In Kleinasien selbst noch die alarodische Urbevölkerung, ebenso im Kaukasus, in Armenien, Nordsyrien und dem Zagrosgebirge bis Elam; dieselbe war aber wohl schon in grössere, sprachlich nur lose zusammenhängende Gruppen gespalten, ähnlich wohl, wie wir das heut bei den Resten derselben im Kaukasus beobachten. Hinter den alarodischen Bergvölkern, an den Uferländern des Kaspischen Meeres, schwärmten aber schon damals iranische Nomaden, ja sie hatten gelegentlich ihre Streifzüge bereits nach dem Nordosten Kleinasiens und nach Syrien ausgestreckt. In Südrussland sassen vor dem Einbruch der Skythen höchst wahrscheinlich die noch vereinigten Slavo-Litauo-Germanen, in Thrakien die Thraker, in Thessalien die Griechen, hinter den Thrakern die Illyrer, Kelten und Latiner. Im eigentlichen Griechenland sass vielleicht noch eine kleinasiatische Bevölkerung (wenn auch die griechische Einwanderung schon in der sogenannten mykenischen Epoche wird begonnen haben), ebenso in Italien (nämlich die Etrusker) und in Gallien und Spanien die Iberen (letzter Rest die Basken). Durch den Vorstoss der Skythen nach Südrussland, Kleinasien und bis hin nach Thrakien, um und nach 1500 v. Chr., kam nun in all diese Gebiete eine wellenförmige Bewegung; mannigfache Aenderungen, Weiterschiebungen und Mischungen, von denen wir oft nur noch leise Spuren auffinden können, waren in ihrem Gefolge, so vor allem auch die geschichtlich beglaubigten Einfälle der sogenannten Seevölker nach der palästinensischen Küste und nach Egypten.

Schon unter Thutmes III. (ca. 1500 ff. v. Chr.) erschienen als Abgesandte eines fernen Küstenlandes und als Vertreter einer eigenartigen, der mykenischen wie der hethitischen nahe verwandten Kultur die Keftiu — wie W. Max Müller wahrscheinlich gemacht hat, die Bewohner des ostkilikischen Küstenlandes (Kui der Keilinschriften). Bereits damals wird zu ihrem Gebiete die Insel Kreta (Kaphtor des alten Testamentes, von wo

[1]) Man müsste denn die Ramnes mit iranischem -rhamnes in Aria-rhamnes vergleichen wollen; aber gerade die Ramnes sind, den tuskischen Luceres und den sabinischen Tities gegenüber, die latinischen (also wohl indogermanischen und demnach nicht etruskischen) Urbürger Roms.

später die Philister herkamen) gehört haben; die kilikische Stadt Manlus (Mallus) weist die gleiche Tracht auf wie die von Keftiu und wird auch von den Egyptern immer unmittelbar nach Keftiu aufgeführt. Die griechische Tradition hat die Erinnerung an sie in den Kephenern und deren Heros eponymos Kepheus aufbewahrt. Unter Amenophis III. (ca. 1400) begegnen uns sodann zum ersten Male die Sirdan (Sardinier) als Söldner in Palästina (Tell-el-Amarna-Briefe) und die kleinasiatischen Luku (Lykier) als Seeräuber, über deren Einfälle sich der König von Alasia (Kypern) bei seinem Freunde, dem Pharao, beklagt. Dann treten um 1300 unter Ramses II. die Sirdan als ägyptische Söldner, und die Luku, Darden (Dardaner, also Troer), Mosu (Mysier), Javen (Jonier), Pidas (Pedasus?) und Karkas (etwa *Κιλικησσος*, und vgl. Ilias 6, 397, wonach die *Κίλικες* noch in Grossphrygien sitzen) als Hilfsvölker der Hethiter. Unter des Ramses Sohne Merenptah treffen wir die Sirdan und Luku nebst neuen Stämmen, nämlich den Akaivas (Achäern), Turs (Tyrsenern) und Shakrus (Siciliern?), als Bundesgenossen der Libyer gegen Egypten, wobei die Hethiter die Getreidelieferanten dieser Westvölker gewesen sind; und endlich unter Ramses III. (ca. 1250) wird von einem ganzen Völkereinbruch, von denen ein Teil in Karawanen auf Ochsenkarren, ein anderer zu Schiff kam, gegen Palästina und Egypten berichtet: wiederum, wie schon unter Merenptah, die Turs (Tyrrhener) und Shakrus (Sicilier?), dann aber weiter die Pulsat (Philister), Zakkal (urspr. Zavkal und dann Teukrer?), Danan oder Dano (Danaer von Argos?) und Washash (*Ἀσσησός* im Gebiet von Milet?).

Man sieht also deutlich, wie es vor allem Europäer und Westkleinasiaten waren, die der Vorstoss der Skythen aus ihrer Ruhe aufgestört hatte. Und es bleibt für immer bedeutsam, dass die klassische Ueberlieferung gerade den Hethiterkrieg Ramses' II. mit dem Vordringen der Skythen nach Thrakien und Westkleinasien in engen Zusammenhang setzt.



28*

Syrisch-chinesische Beziehungen im Anfang unserer Zeitrechnung.

Von Prof. Dr. **Friedrich Hirth.**

Die nachfolgenden, mit Kommentar versehenen Uebersetzungen aus dem chinesischen Geschichtswerke Hóu-han-schu, d. i. Geschichte der späteren Han-Dynastie (25—221 nach Chr.), stellen einen Theil der Texte dar, die der Verfasser vor dreizehn Jahren unter dem Titel China and the Roman Orient (Leipzig, 1885) gesammelt, übersetzt und erklärt in englischer Sprache herausgegeben hat. Diese Texte enthalten das Material zu dem, was die Chinesen im Alterthum und Mittelalter über den äussersten Westen Asiens gewusst haben. Der Werth dieser chinesischen Texte hängt für uns lediglich von dem Grade ab, in dem es uns gelingt, das nur auf den ersten Blick scheinbar unbrauchbare Material in eine neue Quelle unserer Kenntniss der darin geschilderten Gebiete zu verwandeln. Es kommt dabei in erster Linie darauf an, zunächst eine zuverlässige Uebersetzung zu schaffen, dann aber auch vor allen Dingen die mitgetheilten Thatsachen so zu interpretiren, dass an der Identität der Grundzüge mit der zu Grunde liegenden Wirklichkeit möglichst wenig Zweifel übrig bleibt.

Das in diesen Texten geschilderte Land Ta-ts'in wurde früher mit dem gesammten römischen Reich mit Rom als Hauptstadt identificirt; so von Deguignes, Visdelou und anderen Gelehrten. Erst Pauthier hatte in seiner Untersuchung über die nestorianische Inschrift von Si-ngan-fu[1]) den Muth, den Namen An-tu, der in einem der chinesischen Texte der Hauptstadt von Ta-ts'in beigelegt wird, als eine Verstümmelung für Antiochia zu erklären; aber Pauthier's Interpretationen waren nicht geeignet, die Gelehrten Europas zu überzeugen. Man blieb dabei, dass Ta-ts'in das römische Reich, und dass Fu-lin, womit die Chinesen dasselbe Reich im Mittelalter bezeichnen, die Fortsetzung der alten Herrlichkeit in Byzanz

[1]) De l'authenticité de l'inscription Nestorienne de Si-ngan-fou. Paris, 1857.

bedeute, welche Ansicht durch Pauthier und nach ihm noch durch Bretschneider und von Richthofen vertreten wurde.

Die Versuche, die der Verfasser in dem genannten Werke zur Befestigung der Identität sowohl von Ta-ts'in wie auch Fu-lin mit den Ostprovinzen des römischen Reiches gemacht hat, durften sich ihrer Zeit der Anerkennung fast sämmtlicher an diesem Forschungszweige betheiligten Fachleute erfreuen. Es sind auch in den zahlreichen Besprechungen, die der Arbeit in den ersten Jahren nach ihrem Erscheinen gewidmet wurden, keinerlei Gründe geltend gemacht worden, die den Verfasser zu einer wesentlich verschiedenen Auffassung bestimmen konnten; aber es haben sich doch im Einzelnen Gelegenheiten zu Verbesserungen sowohl in der Uebersetzung wie in der Interpretation herausgestellt. Insofern diese sich auf die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beziehen, sind diese der hier mitgetheilten Uebersetzung des chinesischen Hauptberichtes einverleibt worden. Der chinesische Text findet sich auf Seite 98—101 der englischen Bearbeitung abgedruckt, auf die auch wegen ausführlicher Behandlung dieses, sowie der übrigen chinesischen Römertexte zu verweisen ist. Die Bezeichnung der Textabschnitte und Paragraphen ist derselben Veröffentlichung entlehnt.

D[1]).

(Hóu-han-schu, Kap. 88; vgl. Neumann, Asiat. Studien, pag. 157, und Rémusat, »Sur quelques peuples du Tibet et de la Boukharie« in Nouv. Mél. Asiatiques, Bd. I. pag. 215, wo ein ähnlicher Text nach Ma Tuan-lin übersetzt wird.)

[1] Die Stadt des Landes T'iau-tschï (Chaldäa) ist auf einem Berge (Insel oder Halbinsel, schan) gelegen[2]). [2] Ihr Umfang beträgt über 40 Li [3] und sie grenzt an das westliche Meer[3]). [4] Das Wasser des Meeres umgiebt die Stadt in Krümmungen. [5] Im Süden und bis nach

---

[1]) Vgl. China and the Roman Orient pag. 37.

[2]) schan, »Berg«, »Berge«, »Gebirge«, ist auch der stehende Ausdruck für »Insel« und »Halbinsel«, insofern diese aus festem Gestein bestehen; eine aus alluvialen Gebilden entstandene Landzunge oder Halbinsel wird meist als weï, lit. »Schwanz«, bezeichnet. Dass hier der Ausdruck schan im Sinne von »Halbinsel« zu verstehen ist, geht aus den folgenden Paragraphen 4 und 5 hervor. Beispiele für die Bezeichnung von Inseln und Halbinseln durch schan, auch wenn sie sich durchaus nicht durch besondere Höhe auszeichnen, sind auf den Karten der chinesischen Küste massenhaft anzutreffen. Mit der hier beschriebenen »Stadt (nicht Hauptstadt) von T'iau-tschï« dürfte Hira oder eine vor Hira dort blühende Stadt auf der Halbinsel im chaldäischen Meere gemeint sein, vielleicht das von Vologases I dort angelegte Vologesocerta (Plin. VI, 122).

[3]) Si-hai. Das »westliche Meer« fängt nach der Auffassung der Reisenden, deren Mittheilungen die vorliegenden Aufzeichnungen ihre Entstehung verdanken, mit dem Bahr-Nedjef an. Von hier an wird der ganze Unterlauf des Euphrat bis zu seiner Mündung in den Sinus Persicus als Meer angesehen, eine Auffassung, die sich mit den Anschauungen des Alterthums deckt. Mas'ûdi (ed. Sprenger, Bd. I. pag. 246) berichtet, dass das alte Flussbett des

Nordosten wird von drei Seiten der Weg abgeschnitten, nur in der Richtung nach Nordwesten führt ein Landweg hinaus. [6] Das Klima ist heiss und feucht. [7] Es kommen von dort her Löwen, Nashörner, Höckerochsen, Pfauen und grosse Vögel mit urnenartigen Eiern. [8] Wendet man sich nach Norden und reist dann wieder nach Osten zu Pferde reichlich 60 Tage, so kommt man nach An-si (Parthien, hier Hekatompylos). [9] Später (den Parthern) unterthan geworden, wurde T'iau-tschï unter einen Militär-Statthalter gestellt, der die Regierungsgewalt über die verschiedenen kleinen Städte ausübte[1]).

[10] Die Residenz des Landes An-si[2]) befindet sich in der Stadt Ho-tu[3]). [11] Von Lo-yang ist dieselbe 25000 Li entfernt. [12] Das Land grenzt im Norden an K'ang-kü (Sogdiana, Maracanda) und im Süden an Wu-i-schan-li. [13] Das Land hält mehrere Tausend Li im Geviert [14] und es gehören dazu mehrere Hundert kleinerer Städte mit grossen Mengen von Bewohnern und Soldaten. [15] An seiner Ostgrenze liegt die Stadt Mu-lu, die Klein-An-si genannt wird (Mûru, Antiochia Margiana). [16] Sie ist 20000 Li von Lo-yang entfernt[4]). [17] Im ersten Jahre der

---

Euphrat durch Hira führte und dass die Schlacht von Kadesia (636 n. Chr.) an seinen Ufern geschlagen wurde. »Der Euphrat«, fährt Mas' ûdi fort, »ergoss sich damals in das »abyssinische Meer« an einer Stelle, die jetzt en-Najaf genannt wird; denn das Meer kam bis zu dieser Stelle herauf, und dahin kamen auch die Schiffe von China und Indien, die für die Könige von Hira bestimmt waren«. Mas' ûdi theilt eine nach der Kapitulation von Hira zwischen dem arabischen Feldherrn Khalad und einem 350 Jahre alten Eingeborenen gepflogene Unterhaltung mit, worin der Alte unter Anderem auf die Frage nach seinen früheren Erinnerungen sagt: »Ich habe die Schiffe des Meeres herauf zu diesem tiefen (?) Lande kommen sehen mit den Waaren von China und Indien; der Boden, auf dem du stehst, war damals von den Wogen des Meeres bedeckt. Siehe, wie weit wir jetzt von der Küste entfernt sind«. Wir werden später sehen, dass durch diese Auffassung von der Bedeutung des Ausdrucks si-hai manche Schwierigkeiten in den chinesischen Aufzeichnungen gehoben werden.

[1]) Neumann's Uebersetzung, »das Land hat einen Umfang von ungefähr 60 Tagreisen zu Pferde und ward später von den Asi oder Assyriern abhängig«, entspricht dem Sinne des chinesischen Textes keineswegs.

[2]) Alter Laut An-sak, welchen Namen wir, da finales *r* (auch *l*) in chinesischen Transscriptionen des Alterthums durch alt-chinesisches finales *n*, *t* oder *k* wiedergegeben werden kann, als Transscription von Arsak betrachten dürfen, was schon vor mir Kingsmill (»Intercourse of China with Eastern Turkestan« im Journ. of the R. Asiat. Soc., Vol. XIV (1882) pag. 81, Anm. 1) vermuthet hat, dessen Verlegung von T'iau-tschï nach Sarangia jedoch der chinesischen Schilderung durchaus nicht entspricht. Der Name Arsak sowohl, wie die Schilderung des Landes, vor allen Dingen die in Stadien berechneten, der Wirklichkeit entsprechenden Distanzen gewisser Itinerarien, lassen kaum einen Zweifel über die Identität von An-si mit Parthien übrig.

[3]) Dies dürfte in der Zeit, auf die sich der Bericht bezieht, ein lokaler Name von Hekatompylos gewesen sein. Der alte Laut Wo-duk lässt die Möglichkeit eines Namens wie Volog (Vologesia) zu.

[4]) Die Differenz dieser gegen die in Paragraph 11 enthaltene Entfernung ergiebt als Länge der Reiseroute zwischen Ho-tu (Hekatompylos) und Mu-lu (Mûru, Antiochia Margiana)

Periode Tschang-ho des Kaisers Tschang-ti (87 n. Chr.) schickte das Land eine Gesandtschaft mit Löwen und Fu-pa[1]) als Tribut. [18] Das »Fu-pa« hat die Gestalt eines Lin (des Kirin oder mythischen Einhorns der Chinesen), doch fehlt das Horn. [19] Im neunten Jahre der Periode Yung-yüan des Kaisers Ho-ti (97 n. Chr.) schickte der Tu-hu (General-Gouverneur eines Kolonialgebietes) Pan Tsch'au als Gesandten Kan Ying nach Ta-ts'in. Derselbe kam nach T'iau-tschï, das hart am grossen Meere lag. [20] Da er hinüber fahren wollte, sagten die Schiffsleute an der Westgrenze von An-si (Parthien) zu Kan Ying: »Das Meereswasser ist breit und gross. Die darauf einherfahren, können bei günstigem Winde in drei Monaten hinüberkommen; wenn jedoch langsame Winde eintreten, so können sie auch zwei Jahre zur Ueberfahrt brauchen; deshalb versehen sich die Seefahrer mit Proviant für drei Jahre. Die Seefahrt ist geeignet, den Menschen mit Sehnsucht an seine Heimath denken zu lassen und Mancher ist dabei umgekommen.« Als Kan Ying dieses vernahm, hielt er inne[2]).

5000 Li. Aus der Stelle E 38, wonach 30 Li (kleinstes Wegmaass) = 3 t'ing (mittleres Wegmaass) oder 1 tschï (grösstes Wegmaass) das in Ta-ts'in (Syrien) übliche System (1 Parasange = 3 arabische Meilen = 30 Stadien) darstellen, dürfen wir schliessen, dass mit dem »Li« hier nicht das chinesische Wegmaass, sondern die Stadie gemeint ist. 5000 Stadien aber entsprechen, so genau wie wir es in einem antiken Itinerar erwarten können, der Entfernung zwischen Hekatompylos und Antiochia Margiana. Von Gutschmid, dessen posthume Geschichte Irans 1888 von Nöldeke herausgegeben wurde, hatte wohl das Manuscript zu dieser ursprünglich in der Encyclopædia Britannica schon früher auszugsweise in englischem Gewande erschienenen Arbeit längst fertig liegen, als meine Herausgabe dieser Texte stattfand (1885); die letztere ist daher, da der Herausgeber sich der Nachträge enthielt, darin nicht mehr berücksichtigt worden. Auch von Gutschmid identificirt Mu-lu mit Mûru. Im Uebrigen wird der Leser beim Vergleich der beiderseitigen Auffassungen recht oft ein Abweichen in den Ergebnissen bemerken.

[1]) Alter Laut fu-pat, was für fupal stehen kann, weshalb von Gutschmid (Gesch. Irans, pag. 140) mit der Gazelle βούβαλος wohl die richtige Erklärung gegeben hat. Nur befremdet dabei die im Texte folgende Erklärung, wonach beim Fu-pa das Horn fehlt.

[2]) Ich ziehe aus dieser wichtigen Stelle die folgenden Schlussfolgerungen. Weder das kaspische Meer, wohin viele der früheren Interpreten (vgl. v. Richthofen, China, Bd. I pag. 470, Anm. 2) das Land T'iau-tschï verlegen, noch das Mittelmeer, wo es Bretschneider (On the knowledge possessed by the Ancient Chinese of the Arabs, etc., London, Trübner & Co., 1871, pag. 4) früher suchte, kann im Jahre 97 n. Chr. mit dem Meere gemeint sein, das Kan Ying durchkreuzen wollte, um nach Ta-ts'in zu gelangen. Auf dem Kaspischen Meere wäre eine Fahrt von »drei Monaten bei günstigem Winde« undenkbar und am Mittelmeer waren damals keine parthischen Schiffsleute zu finden. Dagegen berührte die Westgrenze des parthischen Reiches den chaldäischen See mit seiner weite Strecken überschwemmenden Wasserverbindung mit dem Sinus Persicus. Wenn die Fahrt, die nur in der Umschiffung der arabischen Halbinsel bestehen konnte und die wegen der für die syrischen Manufakturstädte bestimmten Seidenfrachten ihren Endpunkt vermuthlich im Busen von Aelana hatte, bis zu zwei oder drei Monaten in Anspruch nehmen konnte, so ist dabei wohl sicher der durch das Anlaufen zahlreicher Zwischen-Stationen verursachte Aufenthalt mit einbegriffen. Wie aus der Stelle E 32 hervorgeht, hatten die Parther den Seidenhandel zwischen China

[21] Im 13. Jahre (derselben Periode, d. i. 101 n. Chr.) brachte der König von An-si (Parthien), Namens Man-k'ü[1]), abermals Löwen und grosse Vögel aus T'iau-tschï dar, die damals An-si-tsio (parthische Vögel) genannt wurden[2]). [22] Geht man von An-si (Parthien, hier Hekatompylos) 3400 Li nach Westen, so kommt man nach dem Lande A-man (Akbatana); geht man von A-man 3600 Li nach Westen, so kommt man nach dem Lande Ssï-pin (Ktesiphon); von Ssï-pin südlich gehend überschreitet man einen Fluss (den Tigris) und wiederum nach Südwesten geht man nach dem Lande Yü-lo (Hira) 960 Li, der äussersten Westgrenze von An-si (Parthien)[3]). Von hier reist man südlich zur See nach Ta-ts'in. [23] In diesem Lande finden sich in grosser Zahl die Pretiosen und Kostbarkeiten von Hai-si, die sehr merkwürdige Dinge sind[4]).

---

und dem römischen Markte in Ta-ts'in in ihren Händen; es lag daher im Interesse der Schiffsleute an der parthischen Westgrenze, einen chinesischen Abgesandten, der die Syrer über den Ursprung und den ursprünglichen Preis der bei den Römern mit Gold aufgewogenen Waare aufklären konnte, von einer Reise dahin abzuhalten. Von Gutschmid (l. c.) lässt Kan Ying durch die Erzählungen der am Mittelmeer wohnenden westlichen Nachbarn der An-si von der Seereise abschrecken; doch ist der Text so klar, dass von »Nachbarn« der parthischen Grenze, die an der Küste Syriens wohnten, unmöglich die Rede sein kann.

[1]) Alter Laut: Man-k'ut, im Dialect von Amoy Bwan-k'ut, was, da finales *t* für *r* stehen kann, als Transscription für Pakur, d. i. Pacorus II., damals König von Parthien, angesehen werden darf. Ueber das zuerst von mir nachgewiesene, später von T. de Lacouperie erweiterte Transscriptionsgesetz s. Hirth, »Chinesische Equivalents of the Letter 'R' in Foreign Names«, im Journal of the China-Branch of the R. Asiat. Soc., New Series, Bd. XXI (1886), p. 214 ff., und T. de Lacouperie, »The Djurtchen of Mandshuria« im Journ. of the R. Asiat. Soc., London, Vol. XXI, April 1889, p. 442 ff. Viele früher nur aus sachlichen Gründen und nach äusserer Klangähnlichkeit vorgenommene Identificationen, wie z. B. Kai-sa (alter Laut: Kai-sat) = Καῖσαρ (China and the Rom. Or. p. 300), erhalten durch die Anwendung dieses Gesetzes eine weitere Bestätigung. So auch die Identification des Namens Man-k'ut mit Pakur, die vielleicht schon von Gutschmid (op. cit., p. 140) vorgenommen haben würde, wenn ihm das Gesetz bekannt gewesen wäre. Justi war meines Wissens der erste, der aus historischen Gründen (in der Berliner Philolog. Wochenschrift 1889, p. 1025, Anm.) den Namen Man-k'ü auf Pakur bezogen hat.

[2]) Damit, wie mit dem in Paragr. 7 erwähnten Vogel ist zweifellos der Strauss gemeint, der ja in dem benachbarten Arabien leicht zu haben war. Bei den Löwen dürfte es sich um den mesopotamischen Löwen handeln, dessen Zähmung bei jung eingefangenen Thieren keine Schwierigkeiten bereiten soll (Rawlinson, The Five Great Monarchies, Vol. I, p. 39).

[3]) Es scheint mir, dass dieses Itinerar bei klassischen Autoren kaum getreuer wiedergegeben werden könnte, wenn wir das chinesische »Li« durch »Stadien« übersetzen.

[4]) Hai-si, lit. »Westen des Meeres«; wenn wir unter dem Meere die meerartige Erweiterung des Euphrats von Hira bis zum Sinus Persicus verstehen, das Land im Westen des Euphrat, etwa Syrien mit Aegypten. Im Gegensatz dazu findet sich im Weï-lio (P 44 u. 69) der Ausdruck Hai-tung, lit. »Osten des Meeres«, womit die östlich vom Euphrat gelegenen babylonischen Länder gemeint sind. Hai-peï, lit. »Norden des Meeres« (E 40, P 13 u. 50), würde danach die nördlich vom erweiterten Sinus Persicus gelegenen Gebiete bezeichnen. Ich habe früher die Ausdrücke Hai-si und Hai-tung auf das Rothe und das

E.[1])

Hóu-han-schu, Kap. 88. Hauptbericht über Ta-ts'in. Frühere Uebersetzungen von Visdelou in d'Herbelot's Bibl. Orient., IV p. 390 ff.; Deguigne, Hist. des Huns, etc., Vol. II, p. LXVIII ff., deutsch von Dähnert, Gesch. der Hunnen und Türken, etc. Bd. I p. 85.

[1] Das Land Ta-ts'in, sonst Li-kién[2]), und weil es im Westen des Meeres gelegen war, auch »das Land Hai-si« genannt. [2] Sein Gebiet hält mehrere tausend Li im Geviert; [3] es enthält reichlich vierhundert Städte, [4] und kleinerer Länder sind ihm einige Dutzend unterthan. [5] Die Stadtmauern sind aus Stein gebaut. [6] Poststationen und Meilensteine sind mit Stuckarbeit verziert. [7] Es giebt dort Fichten, Cypressen und Bäume und Pflanzen aller Art. [8] Die Bevölkerung ist dem Ackerbau ergeben und pflanzt viele Maulbeerbäume[3]). [9] Die Bewohner schneiden ihr Haupthaar ab [10] und kleiden sich in gemusterte und gestickte Stoffe. [11] Sie fahren in kleinen, mit weissen Baldachinen geschützten

---

Persische Meer als westliche und östliche Ausläufer des Indischen Oceans bezogen, kann jedoch den zu Gunsten der obigen Anschauung vorgebrachten Gründen Playfair's (»The Mystery of Ta-ts'in« im Journ. of the China Branch of the R. Asiat. Soc., Vol. XX, p. 73 ff.) meine Anerkennung nicht versagen.

[1]) Vgl. China and the Roman Orient p. 40.

[2]) Alter Laut Li-ken, was ich trotz des finalen *n* für eine Transscription des Namens Rekem halte. Der Name Li-ken wurde in verschiedener Schreibweise den Chinesen zuerst durch den Bericht des Generals Tschang K'ién (126 v. Chr.; vgl. meine Abhandlung Ueber fremde Einflüsse in der chines. Kunst, Anhang p. 67) bekannt. Ich nehme an, dass Rekem oder Petra das erste grosse Handelsdépot war, wo die über Hekatompylos, Ekbatana, Ktesiphon und Hira beförderte, dann mit Umschiffung der arabischen Halbinsel im Busen von Aelana gelandete chinesische Seide ihren ersten Bestimmungsort fand und von wo sie in die syrischen Manufakturstädte Tyrus, Sidon, Berytos u. s. w. zum Zweck weiterer Zubereitung für den römischen (alexandrinischen) Markt durch Purpurfärberei, Stickerei und Verweben mit anderen Stoffen gelangte. Wurden die parthischen Händler von den Chinesen gefragt: wohin verschifft Ihr unsere Seide? so konnten sie recht gut antworten: nach Rekem. Und so mag der älteste in China bekannt gewordene Name für das Land ihrer besten Seidenkunden entstanden sein. Der Name Li-kién kommt zuerst am Ende des 2. Jahrhunderts vor Chr. in den Berichten über die Reisen des Generals Tschang K'ién vor und wird öfter mit T'iau-tschï zusammen genannt. In dieser Zusammensetzung dürfen Li-kién (Rekem) und T'iau-tschï (Chaldäa) als Repräsentanten der westlichen und östlichen Hälfte des Seleucidenreiches betrachtet werden, deren eigentliche Hauptstädte seit Seleucus Nikator im syrischen Antiochia und in Seleucia zu suchen waren.

[3]) to tschung-schu ts'an-sang, was ich ursprünglich durch »the planting of trees and the rearing of Silk-Worms« übersetzt hatte; Seidenzucht braucht jedoch im Sinne dieser Stelle nicht nothwendig einbegriffen zu sein, es wird vielmehr lediglich das Vorhandensein der Pflanzengattung Morus konstatirt. Dagegen wird im Wei-lio [P 20] die Seidenraupe unter den Hausthieren von Ta-ts'in angeführt und [P 44] ein aus Schafwolle, Bast und wilder Seide gewobener Stoff einheimischen Ursprungs erwähnt. Es könnte daher doch eine Anspielung auf die schon von Aristoteles zuerst erwähnte wilde Seidenzucht der Insel Kos zu Grunde liegen (vgl. Pardessus, »Mémoire sur le commerce de la soie chez les anciens«, Mémoires de l'Académie des Inscr. etc., Bd. XV, 1842, p. 8).

Wagen. [12] Bei Aufzügen werden Trommeln geschlagen und Flaggen und Wimpel aufgestellt. [13] Das Weichbild der Stadt, in der sie wohnen, hält reichlich hundert Li (Stadien?) im Umfang. [14] Darinnen befinden sich fünf Paläste, je 10 Li (Stadien?) von einander entfernt [1]).

[15] In den Palastgebäuden verwendet man Bergkrystall (zum Ausschmuck) der Säulen [2]); Tischgefässe sind aus demselben Material. [16] Der König besucht täglich einen Palast, um Recht zu sprechen, und hat am Ende von fünf Tagen seine Runde beendigt. [17] Nach Landesbrauch folgt des Königs Wagen ein Mann, den Bittschriftensack in der Hand; wer dem Könige einen Fall vorzutragen hat, wirft einen geschriebenen Bericht in den Sack; nach Ankunft im Palaste untersucht der König den Fall und entscheidet über Recht und Unrecht. [18] Man hat Beamte und Archive, und 36 Generäle sind eingesetzt, um über die Staatsangelegenheiten zu verhandeln. [19] Als König haben sie keine feststehende Persönlichkeit, sie wählen einen Mann von Verdienst zur Regentschaft. [20] Derselbe wird abgesetzt und durch eine Neuwahl ersetzt, sobald das Land von auffallendem Unglück oder schwerem Unwetter heimgesucht wird; der Entlassene trägt die Erniedrigung ohne Murren. [21] Die Bewohner des Landes sind gross und aufrichtig von der Art der Chinesen, weshalb sie Ta-ts'in (Gross-Ts'in) genannt werden [3]). [22] In diesem Lande finden sich

---

[1]) Es handelt sich vermuthlich schon hier um die im Weï-schu [I 9—11] ausführlicher geschilderte Königsstadt, die aus fünf Theilen bestand, in deren mittlerem der König wohnte und worin ich die Tetrapolis von Antiochien mit dem Βασίλειον als fünftem Stadttheil wiederzuerkennen glaube.

[2]) I schui-tsing weï tschu, eigentlich: »aus Bergkrystall macht man Säulen.« Möglicherweise bezieht sich diese Stelle auf die Herstellung grosser Säulen aus Glasmasse, die den Phöniciern zugeschrieben wird. Marquardt, Das Privatleben der Römer, II. Aufl., Bd. II., p. 747. Viel leichter ist es, Krystallgeschirre nachzuweisen.

[3]) Dies ist eine der zahlreichen Stellen, aus denen hervorgeht, dass die Chinesen sich selbst noch in späteren Jahrhunderten nach der Dynastie des Litteratur-Zerstörers Schï-huang-ti gern den Namen „Ts'in" beilegten, womit von Richthofen's Einwand gegen die Herleitung des Namens (S. China, Bd. I, p. 470, Anm. 1, „Wohl haben sie sich nach den Dynastien genannt, auf die sie stolz sind; vor der der Tsin haben sie stets nur Abscheu gehabt") „China" von dem der Dynastie Ts'in hinfällig wird. Nach dem Weï-schu (I 16) werden sie aus dem angeführten Grunde »von den Ausländern« (wai-yü) Ta-ts'in genannt, woraus vielleicht zu schliessen ist, dass der Name Ts'in nur wegen der Aehnlichkeit des Lautes von den Chinesen auf das heimathliche Ts'in bezogen wurde. Merkwürdiger Weise hat čin in den türkischen Sprachen die Bedeutung »aufrichtig«, »wahr« (vgl. Vambéry, Die primitive Kultur des turko-tatar. Volkes, p. 264, u. Uigurische Sprachmonumente, p. 251). Sollte die etwas erkünstelt klingende chinesische Erklärung des Namens Ta-ts'in durch »gross und aufrichtig« auf einer türkischen Volksetymologie beruhen? Sehen wir von Ta (»gross«) ab, das ja möglicher Weise nur als Epitheton wie im Namen Ta-yüé-tschï zu betrachten ist, so scheint mir ein von Paravey (Dissertation abrégée sur le nom antique et hiéroglyphique de la Judée, ou traditions conservées en Chine sur l'ancien pays de Tsin, Paris 1836, p. 10) zwischen einer Fülle gänzlich unhaltbarer Behauptungen ausge-

viel Gold, Silber und seltene Kostbarkeiten; man hat das Yé-kuang-pi[1]),

sprochener Gedanke der Beachtung werth, wonach der chinesische Name Ts'in der hebräischen Form Tsur oder Sur für Tyros entspricht. Dies war vermuthlich die Stadt, die nach allem, was wir aus alten chinesischen Texten über das Land Ta-ts'in erfahren, in der Periode, die der Eröffnung der Handelswege Zentralasiens am Ende des 2. Jahrhunderts vor Chr. folgte, die intimsten Beziehungen zur chinesischen Kultur unterhielt. Tyros dürfte mit seinen Webereien und Purpurfärbereien der vornehmste Bestimmungsort der von den Parthern zunächst nach Rekem oder Petra verschifften Seidenladungen gewesen sein; Tyros war andererseits der Brennpunkt aller der ihrer Zeit den Weltmarkt beherrschenden syrischen Industrien, deren wichtige Stellung im chinesischen Fremdenhandel sich in den Produktenlisten des Landes Ta-ts'in wiederspiegelt. Es wäre daher nicht gerade unwahrscheinlich, dass das am Ende des zweiten Jahrhunderts wegen des ersten Bestimmungsortes der Seide Li-kién (Rekem) genannte Land nach weiterer Bekanntschaft mit dessen Verhältnissen nach dem Sitze der den Seidenhandel des römischen Marktes beherrschenden Handelshäuser, Tyros (Tsur oder Sur), seinen Namen erhielt. Als Transscription für Tsur oder Sur wäre ein chinesisches Ts'in auch durchaus nichts Ungewöhnliches. Selbstverständlich darf nun Ts'in nach Paravey, der sich als Anhänger der Etymologie des Namens Syria aus Tsur oder Sur (Tyros) gegenüber der assyrischen Theorie bekennt, auch als Aequivalent für Syrien gelten. Die weiteren Schlussfolgerungen des bis zur Maasslosigkeit geistreichen Gelehrten scheinen mir sehr gewagt. Danach wären die Serer dem Namen nach eigentlich nur die Syrer des Ostens, so dass Ser dem Ts'in der Chinesen als Name für China, Syr dem Ta-ts'in unseres Textes entspräche. Dem widerspricht die einzige Anschauung, die wir von dem der Identität von Ts'in mit Syr oder Ser zu Grunde liegenden Transscriptionsgesetze gewinnen können. Die Chinesen, deren Sprach-und Gehörsorganen das finale *r* unbekannt war, ersetzten es durch *n* (s.o. Anm. zu D 10 u. 21). Der Name Ts'in war aber in China längst bekannt, als die Chinesen zum ersten Male in die Verlegenheit kamen, westasiatische Laute zu transscribiren, was nicht vor der Rückkehr des Generals Tschang K'ién von seiner ersten Gesandtschaftsreise im Jahre 128 vor Chr. der Fall sein konnte. Für diejenigen, die zuerst den Namen Serer gebrauchten, mögen es nun Zentralasiaten, Syrer oder Römer gewesen sein, lag keine Veranlassung vor, Ts'in in Ser zu verwandeln. Ich gebe daher zwar die Möglichkeit zu, dass das chinesische ts'in als Umschreibung für ein westliches tsir, sir, tsur u. s. w. stehen kann, aber nicht das Umgekehrte. Zu demselben Resultat wie Paravey, kommt, wie ich annehme, ohne Kenntniss von dessen Untersuchung, Kingsmill (»The Sêrica of Ptolemy and its Inhabitants« im Journ. of the China B. of the R. A. S., Vol. XIX, 1884, p. 43 ff.), der damit sicher kein bewusstes Plagiat begeht, da die ganze Idee seiner innersten Art entspricht, die, wie bei Paravey, als Ausfluss einer lebhaften, übersprudelnden linguistischen Phantasie neben vielen Missgriffen oft auch das Richtige trifft.

[1]) Lit. das bei Nacht glänzende oder scheinende pi. Unter pi versteht man ein meist aus Nephrit, Porzellan oder Metall gefertigtes, von einer Oeffnung durchbrochenes Amulet von ovaler Gestalt. Es handelt sich vermuthlich um den Gegenstand einer der durchaus nicht vereinzelt dastehenden Edelstein-Legenden, die in der römischen Levante von jeher eine grosse Rolle gespielt haben, vielleicht eine Art Pyrosmaragd. Doch scheint der Name und mit ihm der Begriff des Yé-kuang-pi, sowie der zugleich genannten »Mondschein-Perle« (ming-yüé-tschu) schon lange vor der Entstehung des vorliegenden Textes in der chinesischen Litteratur bekannt gewesen zu sein, da beide Bezeichnungen sich bereits im Schï-ki des Ssï-ma Ts'ién (Kap. 83, p. 13) als alt-chinesisch erwähnt finden. Wir dürfen daher annehmen, dass der älteste chinesische Berichterstatter sinnverwandte Begriffe des heimischen Wunderglaubens auf die ebenfalls zu den Phantasiegebilden des Volkes gehörenden syrischen Gesteine dieser Art übertrug.

die Mondschein-Perle (ming-yüé-tschu), das Hié-ki-si[1]), Korallen, Bernstein[2]), Glas[3]), Lang-kan[4]), Zinnober, Ts'ing-pi[5]), mit Gold gestickte Decken und dünne Seidenzeuge von verschiedenen Farben. [23] Man verfertigt dort vergoldete Zeuge und Asbest. [24] Ferner hat man den Stoff Si-pu[6]), von dem Einige behaupten, er werde aus dem Flaum des Wasserschafes und den Cocons der wilden Seidenraupe verfertigt[7]).

---

[1]) Lit. „das Hühnerschreckende Rhinoceros". Es ist schwer zu sagen, welche der Gemmen oder sonstigen Pretiosen des römischen Marktes damit gemeint ist. Auf die chinesischen Erklärungen des Namens ist nicht allzuviel Gewicht zu legen. Denn, wenn auch der Ausdruck si (Rhinoceros) im Sinne von „Rhinoceroshorn" in ähnlichen Kombinationen vorkommt, so scheint doch die Verarbeitung dieser im fernen Osten von jeher hochgeschätzten Hornart auf dem römischen Markte keine Rolle gespielt zu haben (vgl. Marquardt, op. cit., p. 741 ff., wo von Elfenbein-, Knochen- und Hornschnitzereien die Rede ist, ohne dass des Rhinoceroshornes gedacht wird). Es ist daher für die Erklärung von geringem Werth, wenn der Philosoph Ko Hung (4. Jahrh. nach Chr.) im Pau-p'o-tzï (P'eï-wön-yün-fu, Kap. 8, p. 87) das Hié-ki-si als ein Rhinoceroshorn bezeichnet, das die davor erschreckenden Hühner abhält, von dem Reis zu naschen, auf den das Horn gelegt wird. Vielleicht liegt ein durch Volksetymologie entstellter westlicher Ausdruck vor.

[2]) Chin. hu-po, in Foochow hu-p'ök, was wohl zweifellos mit dem uigurischen chubich (Klaproth, „Sprache u. Schrift der Uiguren, im Anhang zu Verzeichniss etc., p. 22) zusammenhängt. Da der chinesische Name sich in der dem Kaiser Wu-ti vorausgehenden Zeit nicht nachweisen lässt und die Chinesen den durch den syrischen Einfuhrhandel erhaltenen Bernstein früher gekannt haben dürften als die birmanischen Arten aus Yün-nan, so wäre westasiatischer Ursprung beider Wörter (hu'p'ök und chubich) nicht ausgeschlossen. Nach Plinius (XXXVII 2, 37) wurde ein aus Bernstein gefertigter Wertel (verticillus) in Syrien harpax genannt, »quia folia paleasque et vestium fimbrias rapiat.« Das griechische Wort könnte durch Baktrier griechischer Abkunft zugleich mit der Waare zunächst dem uigurischen Sprachgebiet zugeführt worden und von da nach China gelangt sein.

[3]) Bis zum 5. Jahrhundert war die Kunst des Glasschmelzens in China unbekannt; aus Glas gefertigte Gegenstände wurden daher weit über ihren wirklichen Werth geschätzt. S. den Artikel »Zur Gesch. des Glases in China« in meinen Chines. Studien Bd. I, p. 62 ff.

[4]) Eine Korallenart, vielleicht die nach Plinius (XXXII, 2, 21) im Rothen und Persischen Meer vorkommende Koralle »Lace« (lake?); doch muss bemerkt werden, dass ein Lang-kan genannter Edelstein bereits im Schu-king (Legge I, p. 127, vgl. Anm.) vorkommt und dass ein »Lang-kan-Baum« im Schan-hai-king erwähnt wird, was gegen die Erklärung des Ausdruckes als westasiatisches Lehnwort sprechen würde, wenn wir nicht den Stein des Schu-king und den »auf dem K'un-lun-Gebirge wachsenden Lang-kan-Baum« des Schan-hai-king als ein von der Koralle Lang-kan verschiedenes Produkt ausser Betracht ziehen wollen.

[5]) Ein grüner oder blauer Edelstein, der sich nach den wenigen Stellen, in denen der Ausdruck sich findet (P'eï-wön-yün-fu, Kap. 100, p. 183), nicht bestimmen lässt.

[6]) Lit. »Feines Tuch.«

[7]) Ueber das „Wasserschaf", chin. schui-yang, finden sich in der chinesischen Litteratur noch mancherlei erklärende Mittheilungen, die, von Schlegel in seiner scharfsinnigen Untersuchung The Shui-yang and the Agnus Scythicus (in den Verhandlungen des 8. internat. Orientalisten-Kongresses in Stockholm und Christiania, — Sonderabdruck, Leiden, 1890) zusammengestellt, zu der sehr plausiblen Erklärung des Ausdruckes »Flaum des Wasser-

[25] Man vereinigt verschiedene Arten Räucherwerk zu einem Decoct, Namens Su-ho[1]). [26] Alle Pretiosen und Seltenheiten des Auslandes kommen von dort her. [27] Die Bewohner prägen goldene und silberne Münzen. Zehn Silbermünzen sind (an Werth) gleich einer goldenen. [28] Der Handel, den sie mit An-si (Parthien) und T'ién-tschu (Indien)

---

schafes« durch »Kamelwolle« geführt haben. Im Weï-lio, einem leider nur in Bruchstücken vorhandenen Werke des 4. oder 5. Jahrhunderts, dessen Aufzeichnungen sich etwa auf die Mitte des 3. Jahrhunderts beziehen, findet sich folgende Stelle: „Sie haben Webereien, wo das Si-pu (»das feine Tuch«) verfertigt wird; man sagt, sie gebrauchen dazu den Flaum des Wasserschafes und nennen es Hai-si-pu (d. h. Tuch vom Westen des Meeres, d. i. Ta-ts'in oder Syrien, also etwa: syrisches Tuch). In diesem Lande werden (auf diese Weise?) die Hausthiere zur See ausgeführt. Einige behaupten, es sei nicht allein die Wolle des Schafes, sondern sie gebrauchen dazu auch Baumfaser oder die Seide der wilden Seidenraupe; die Stoffe K'ü-schu, T'a-töng und Ki-tschang, die sie weben, sind sämmtlich gut; ihre Farben sind frischer als die der Stoffe aus den Ländern im Osten des Meeres,« d. i. aus Babylonien, als dem im Osten des als Meer gedachten Euphrat gelegenen Lande; vgl. oben, Anm. zu *D.* Paragraph 23. Man kannte auf dem chinesischen Markte, wie wir aus dieser Stelle schliessen dürfen, den Unterschied zwischen syrischen und babylonischen Geweben. K'ü-schu wird in den Encyklopädien (z. B. T'u-schu-tsi-tsch'öng 27, Kap. 319 u. Yüan-kién-leï-han, Kap. 277, p. 36) als »wollene Decke« (Bettdecke, Fussdecke) erklärt; der Ausdruck ist wohl sicher nicht ursprünglich chinesisch und scheint durch zentralasiatische Zwischenhändler mit der Waare nach China gebracht worden zu sein. Im Tschagataïischen ist kiče »ein Teppich«, = uigur. köček, so im Kudatku bilik (Vambéry, p. 219, vgl. Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes, p. 82). Aehnlich scheint es mit t'a-töng zu stehen, dessen alter Laut taptang gewesen sein dürfte, obgleich es hierfür, wie für so manches ähnliche Fremdwort, nicht an Erklärungen durch Volksetymologie fehlt, z. B. die, wonach t'a-töng ein Fussteppich ist, den man vor die Vorstufe (t'a) legt, mit Hilfe deren man das Bett besteigt (töng). T'a-töng war nämlich wie k'ü-schu ein Teppich, jedoch von feinerem Gewebe (Yüan-kién-leï-han, l. c.). K'i-tschang ist ein Doppelwort, dessen erster Theil ‚k'i, in dem aus dem Jahre 100 nach Chr. stammenden Wörterbuch Schuo-wön als »ein wollenes Tuch bei den Tartarenvölkern des Westens (si-hu)« bezeichnet wird und daher vielleicht, wie so mancher andere Gewebename, türkischen Ursprungs (vgl. tschagataïisch khil, Haar) ist. Tschang ist »ein Vorhang«. Mit dem Doppelausdruck dürften daher die »wollenen Vorhänge« (vela) gemeint sein, die im häuslichen Leben des römischen Alterthums eine so grosse Rolle spielten. Was die »Cocons der wilden Seidenraupe« betrifft, die einen Bestandtheil der im Weï-lio Si-pu (»feines Tuch«) genannten Mischgewebes bildeten, so ist ja das Vorhandensein einer Art Seidenkultur schon lange vor der Eröffnung der chinesischen Beziehungen der Mittelmeerländer bekannt gewesen (s. oben Anm. zu *E* 8); doch wären wohl sicher nicht die notorisch enormen Preise für chinesische Fabrikate bezahlt worden, wenn die einheimische wilde Seidenzucht konkurrenzfähige Artikel geliefert hätte.

[1]) Storaxbalsam, Unguentum Styracis. In einer eingehenden pharmakologischen Untersuchung kommt D. Hanbury (Science Papers, pp. 131 u. 145) zu dem Ergebniss, dass der trockene Storax der klassischen Autoren dem Styrax officinale, Linn., entstammt; dass er in späteren Zeiten vom Markte verschwand und dass er im Alterthum an gewissen Plätzen Syriens, im Südosten Kleinasiens, auf Cypern und Creta gewonnen wurde, und dass »flüssiger Storax« heutzutage im Südwesten Kleinasiens erzeugt wird (vgl. Flückiger, Pharmakognosie des Pflanzenreiches, 3. Aufl., p. 132 ff.)

inmitten der See[1]) betreiben, bringt zehnfachen Gewinn ein[2]). [29] Sie sind ehrlicher Art und handeln nur zu festen Preisen[3]). [30] Die Kornfrüchte sind von stetiger Billigkeit und für Staatsausgaben sind reichliche Mittel vorhanden. [31] Wenn die Gesandten benachbarter Länder an der Grenze ankommen, werden sie zunächst mit der Post bis zur Hauptstadt befördert, wo sie nach erfolgter Ankunft mit goldenen Münzen beschenkt werden. [32] Ihre Könige wollten beständig Gesandtschaften nach China schicken; da jedoch An-si (Parthien) in chinesischen Seidenzeugen mit ihnen Handel treiben wollte, wurde ihnen der Weg versperrt, so dass sie nicht selbst kommen konnten. [33] Dies dauerte bis zum Jahre 166, als unter der Regierung des Kaisers Huan-ti der König von Ta-ts'in, An-tun, Gesandte schickte, die von ausserhalb der Grenze von Jï-nan (Tungking) Elephantenzähne, Rhinoceroshörner und Schildpatt als Tribut darbrachten, womit zuerst ein einmaliger Verkehr mit China stattfand[4]). Das Ver-

---

[1]) hai-tschung, womit vielleicht eine bestimmte Lokalität, etwa Ceylon, gemeint ist, das ja nach Cosmas im 6. Jahrhundert der Sammelplatz des indischen, persischen, aethiopischen und chinesischen Handels war, ein Verhältniss, das den Chinesen sicher schon seit der sogenannten Gesandtschaft vom Jahre 166 n. Chr. bekannt gewesen ist (vgl. Tennent, Ceylon, 3. Aufl., Bd. I p. 569; Yule, Cathay, CLXXVI ff.).

[2]) Im Tsin-schu findet sich eine ähnliche Stelle (F 16), wonach der Gewinn ein »hundertfacher« genannt wird. Zehn und hundert sind als runde Summen natürlich nur im Sinne eines hohen Procentsatzes zu verstehen; aber es ist doch zu bemerken, dass auch Plinius (VI 23, 101) Indien (hier wohl Ceylon mit seinem persischen und chinesischen Zwischenhandel) den römischen Markt mit Waaren versorgen lässt, »quae apud nos centiplicato veneant.« Was die syrischen Händler mit ihren Glasfabrikaten und unechten Edelsteinen am chinesischen Handel verdienten, lässt sich hier zwischen den Zeilen lesen trotz des im folgenden Paragraphen ihrer Ehrlichkeit ausgestellten guten Zeugnisses.

[3]) wu ïr-kia, lit. »keine zwei Preise«, womit noch heute in chinesischen Ladengeschäften das Publikum darauf aufmerksam gemacht wird, dass man nichts abzuhandeln braucht.

[4]) Nach dem chronologischen Theil des Hóu-han-schu (Kap. 7, p. 4) kam die erwähnte Gesandtschaft im 9. Monat, d. i. im Oktober 166, an. Jï-nan, das etwa dem heutigen Tungking entsprach, bildete damals die südlichste Provinz (kün) des chinesischen Reiches. Von den fünf Städten, die zu diesem Gebiete gehörten, hiess die äusserste Peï-king (Hóu-han-schu, Kap. 33, p. 16 f.) Ihre Lage wird mit der Nordgrenze des späteren Tschantsch'öng (Cochinchina) identificirt; dort also muss sich die Grenze von Jï-nan befunden haben, wo von den Local-Mandarinen der Tribut fremder Völker in Empfang genommen wurde. Die Geschichte der Tributmissionen, die sich in der grossen Encyclopädie T'u-schu-tsi-tsch'öng (Abth. 27, Kap. 183—198) in Gestalt von Text-Auszügen aus den Historikern und collateralen Quellen zusammengestellt findet, weist schon frühzeitig auf diese Gegend als einen Sammelplatz der dem Sohne des Himmels vorzulegenden Erzeugnisse benachbarter sowie ferner Länder. Schon im Jahre 1097 v. Chr. kam am Hofe der Tschóu eine Tributgesandtschaft vom Lande Yüé-schang an, deren Rückkehr in die Heimath angeblich durch einen mit Compass versehenen Wagen, ein Geschenk des Kaisers, erleichtert wurde. Es ist zwar fraglich, ob der Bericht über diese Gesandtschaft überhaupt historisch ist (s. Legge's Bemerkungen zu Schu-king, XXI, in seinen Chinese Classics, Bd. III p. 535—37), während historisch wohl beglaubigte Gesandtschaften aus demselben Lande allerdings im späteren Alterthum, z. B. in

zeichniss der von der Gesandtschaft dargebrachen Tributgegenstände enthält keinerlei Pretiosen, weshalb der Verdacht besteht, dass die Botschafter einen Fehler begangen haben. [34] Es wird von Einigen behauptet, im Westen dieses Landes befinden sich das Jo-schui (»das schwache Wasser«) und das Liu-scha (»der fliessende Sand«, »die Sandsteppe«) nahe der Stelle, wo die Si-wang-mu (»Mutter des westlichen Königs«, »Königin des Westens«) wohne, fast da, wo die Sonne untergehe[1]). [35] Wenn im Han-schu

den Jahren 1 und 2 n. Chr. im Ts'ién-han-schu, verzeichnet sind. Es muss jedoch auffallen, dass die Lage dieses Landes Yüé-schang mit der südlichen Grenze China's, wo in der Folge noch so manche andere Gesandtschaft ihren Tribut ablieferte, zusammenfällt. Da sich unter diesen Gesandtschaften auch solche von Indien (T'ién-tschu) befanden, z. B. in den Jahren 159 und 161 n. Chr., also nur wenige Jahre vor der syrischen Expedition vom Jahre 166, so liegt die Vermuthung nahe, dass der Ort, wo Inder sowohl wie Syrer ihren Tribut für den chinesischen Hof ablieferten, zugleich als Terminus der von Ceylon aus nach den chinesischen Gewässern führenden Schifffahrt zu betrachten ist. Da nun mancherlei Gründe dafür sprechen, dass im Sinne der klassischen Litteratur die Stadt Kattigara der äusserste Punkt im Osten war, der von Reisenden der Mittelmeerländer zur See erreicht wurde, so dürfen wir darin vielleicht einen Fingerzeig für die Lage dieser immer noch ein Problem der historischen Geographie des Alterthums bildenden Stadt erblicken. Ich habe an anderer Stelle eine Reihe von Argumenten zu Gunsten dieser Ansicht angeführt (vgl. Chinesische Studien, Bd. I p. 19 ff.), nachdem schon der Freiherr von Richthofen (China, Bd. I p. 509 f. und Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1876, p. 86 ff.) Kattigara in die Nähe der chinesischen Grenze in Annam verlegt hatte. Herr von Richthofen dachte dabei an die Mündung des Songkai in Tungking. Dieselbe ist jedoch ausgeschlossen, wenn wir den in so vielen Gesandtschaftsberichten wiederkehrenden Ausdruck Jï-nan-au-wai (»ausserhalb der Grenze von Jï-nan«) in Betracht ziehen, da die Grenze des alten Jï-nan viel weiter südlich, etwa zwischen dem 17. und 18. Breitengrade, zu suchen ist. Ich nehme an, dass die sogenannten Gesandten thatsächlich Kaufleute waren, die von Ceylon aus die Reise nach dem fernen Osten mitmachten, um den durch den parthischen Krieg unter Avidius Cassius und die grosse Pest unterbrochenen centralasiatischen Seidenhandel auf dem direkten Seeweg wieder anzuknüpfen.

[1]) »Das schwache Wasser«, »die Sandsteppe« und »die Königin des Westens« sind Begriffe, die bereits im grauen Alterthum in der Phantasie des chinesischen Volkes spukten. Sie mögen einen thatsächlichen Hintergrund gehabt haben, wonach etwa der Tarim-Fluss vage Berichte über ein »schwaches, d. h. sich im Sande verlaufendes Wasser« veranlasste, die »Sandsteppe« dem fliegenden Sande des Tarimbeckens entsprach und die »Si-wang-mu«, wie von alten chinesischen Kritikern angenommen wurde, durch Volksetymologie aus dem gleichlautenden Namen eines Volksstammes nahe der Westgrenze Chinas entstanden ist. Da die Legendenbildung diese Begriffe schon frühzeitig mit phantastischen Zuthaten ausgestattet hatte, so ist es nicht zu verwundern, dass sie schon in der uralten fabelhaften Weltbeschreibung Schan-hai-king eine Rolle spielen. Im frühesten Alterthum bezeichneten diese drei Begriffe den Chinesen nach Westen zu das Ende der Welt. Als jedoch nach den Kriegszügen des Kaisers Wu-ti die Welt sich auszudehnen begann, waren die Fabelerfinder genöthigt, sie mit der immer weiter nach Westen vorgeschobenen Stelle des scheinbaren Sonnenuntergangs in weitere Entfernungen zu verlegen. Eine solche Uebertragung mythologischer Begriffe lag in der Natur der Sache. Mir ist daher die Logik Terrien de Lacouperie's unverständlich, der in einer Reihe von Schriften das Vorkommen dieser auf das alte Schan-hai-king zurückgehenden Stelle dazu benutzt hat, die historische Zuverlässigkeit der chinesischen Römer-

gesagt wird, dass man 200 Tagereisen westlich von T'iau-tschï (Chaldaea) der Stelle nahe sei, wo die Sonne untergeht, so stimmt dies nicht mit dem gegenwärtigen Berichte. [36] Die Gesandten der Han der früheren Dynastie kehrten sämmtlich von Wu-i[1]) zurück. [37] Es wird ferner gesagt, dass man vom Landwege von An-si (Parthien) kommend, eine krumme Fahrt zur See mache und nach Norden gehend im Westen des Meeres herauskomme und nach Ta-ts'in gelange[2]). [38] Das Land ist dicht bevölkert; je zehn Li bilden ein T'ing (lit. »Pavillon«), dreissig Li ein Tschï (nach K'ang-hi = i, »Poststation«, »Haltestelle«). [39] Man wird in keiner Weise durch Diebe und Räuber in Schrecken gesetzt, aber auf den Wegen sind wilde Tiger und Löwen nicht selten, die den Wanderer angreifen; reist man daher nicht in Karawanen von reichlich hundert Mann und wohl bewaffnet, so wird man von diesen Bestien aufgefressen. [40] Nach einigen Berichten ist dort eine mehrere hundert Li lange fliegende Brücke, auf

---

texte zu verdächtigen, wie überhaupt dieser geistreiche, sehr gelehrte, aber vielen Irrthümern unterworfene Forscher anfangs meiner Interpretation der chinesischen Berichte über das Land Ta-ts'in unermüdliche, wenn auch in der Form wohlwollende Gegnerschaft entgegengesetzt hat (s. u. A. das höchst gelehrte, aber mit grosser Vorsicht zu benutzende Werk Western Origin of the Early Chinese Civilisation, London 1894, p. 58 et passim). Mit um so grösserer Befriedigung darf man das kurz vor dem verfrühten Tode des fleissigen Gelehrten mit seltenem Freimuth ausgesprochene offene Bekenntniss seiner Bekehrung lesen, worin er meinen Schlussfolgerungen mit folgenden Worten beistimmt: »and the same scholar, upon close examination of the successive descriptions in the Chinese Records and of the surrounding circumstances of the case, has come to the conclusion that Ta-ts'in was no other than the lower part of Syria and the northern part of Egypt, near the head gulfs of the Red Sea. I am glad to say upon a fresh consideration of the whole case I can now agree with him on that important identification as well as on several others« (Oriental and Babylonian Record, Vol. VIII, No. 4, p. 83).

[1]) Wu-i-schan-li (alter Laut: A-ik-schan-li), vermuthlich eine Transscription für »Alexandria« (A. Arachoton; vgl. von Gutschmid, p. 112 f: U-ghe-schan-li). Es wird im Ts'ién-han-schu als ein Reich geschildert, das im Osten an Ki-pin (Kabul), im Norden an Pu-tau (Baktra), im Westen an Li-kién und T'iau-tschï (Rekem-Chaldaea, d. i. das Doppelreich der Seleuciden) grenzte. Die Reise nach T'iau-tschï (Chaldaea) nahm 100 Tage in Anspruch.

[2]) Die Stelle, wonach hinter dem Landwege von Parthien her eine »krumme Fahrt zur See« gemacht wird (chines. jau-hai, d. i. jau, »to wind round« und »to surround«, Giles, und hai, »Meer«) hat nach dem ersten Erscheinen meiner Uebersetzung Veranlassung zu einer Contraverse gegeben, indem einige Interpreten den Ausdruck durch »das Meer umkreisen« übersetzten, um damit eine ihren Theorien entsprechende Umgehung des caspischen Meeres zu rechtfertigen. Ich bin jedoch in der Lage auf eine Parallelstelle zu verweisen, die jeden Zweifel über diesen Punkt ausschliessen dürfte. Im T'ung-tién von Tu Yu (8. Jahrhundert) hat dieselbe folgenden Wortlaut: tsung T'iau-tschï si tu hai-k'ü wan li, d. h. »von T'iau-tschï in westlicher Richtung (si) fährt man über (tu) Meeres-Krümmungen (hai-k'ü) 10 000 Li.« Die Stelle ist von Ma Tuan-lin (vgl. China and the R. Or., Q. 5, pp. 78 und 114) copirt worden. Die Worte tu hai-k'ü sind hier zweifellos eine Paraphrase für das jau-hai des Hóu-han-schu.

der man zu den Ländern im Norden des Meeres übersetzen kann[1]). [41] Die in diesem Lande erzeugten wunderbaren Edelsteingebilde sind auf Täuschung berechnete Kunstprodukte und meist nicht echt, weshalb sie (hier) nicht erwähnt werden.

---

[1]) Nach der oben (Anm. zu D, Paragr. 2 und 23) ausgesprochenen Anschauung sind unter dem Ausdruck »Länder im Norden des Meeres« (hai-peï tschu kuo) die Länder im Norden des als Meer gedachten Euphrat zu verstehen, etwa Mesopotamien, Armenien u. s. w. Ueber die Lage der genannten Brücke erfahren wir Näheres im Weï-lio, wo unter den zu Ta-ts'in gehörigen kleineren Ländern auch ein Gebiet Lü-fön erwähnt wird. Es heisst an dieser Stelle (P 62—64): »Der König von Lü-fön gehört zu Ta-ts'in. Seine Residenz liegt 2000 Li von der Hauptstadt von Ta-ts'in (Antiochia) entfernt. Von der Stadt Lü-fön, westlich nach Ta-ts'in gehend, ist eine fliegende Brücke, auf der man das Meer (hier: den Fluss) überschreitet, 230 Li (vielleicht Schritte oder ein dem ähnliches Maass) lang.« Der dieser Stelle folgende Passus ist zwar, wie der ganze Bericht über das, was ich für die kleineren, den Römern tributpflichtigen Euphratländer halte, nicht ganz klar; dass jedoch im Radius von 2000 Li (hier »Stadien«) von der Hauptstadt, d. i. Antiochia, aus gerechnet, eine fliegende Brücke zu einem Schutzgebiet von Ta-ts'in führte, kann, wie mir scheint, nur auf die berühmte Euphrat-Brücke von Zeugma bezogen werden, deren Entfernung vom Busen von Issus nach Strabo (XVI, p. 749) 1400 Stadien betrug.



KAPITEL XXVI.

Die amerikanischen Missionen in der asiatischen Türkei.

Von **Henry O. Dwight,** Konstantinopel.

Der Missionär Tracy macht in seinem Buche „Talks on the veranda in a faraway Land“, Boston & Chicago 1893, den Forschungsreisenden in Anatolien den Vorwurf, dass sie für alles andere eher Zeit und Herz hätten, als für die erhabenen Aufgaben der Missionen im Orient. Er schreibt pag. 7:

„If our Christian travelers generally knew what heavenly work they might do by visiting and reviving missionaries in interior stations, they would not so all but universally leave us and our work out of the account. They spend their time seeing sights and clinging about old ruins. Why is there more interest in mummies than in living people? Travelers go ardently from land to land to see and talk about just what everybody else sees and talks about. Little do they care for such work as ours. Little do they care for missionaries, except when it is necessary to have them as guides, when they are suddenly very appreciative. Worst of all, they go home and report that the missionary work amounts to nothing, that little is done and the money spent is wasted. Plenty of people — some even in the churches — believe them, because „they have been on the ground and seen for themselves.“

Um dieser gewiss beherzigenswerten Forderung zu genügen, anderseits um gerade derjenigen Mission, deren Gastfreundschaft wir genossen haben, den schwachen Zoll unserer Dankbarkeit darzubringen, liessen wir uns es angelegen sein, einem der berufensten Vertreter dieser Kongregation das Wort in unserem Buche zu erteilen. Wir übergeben es dem gütigen Leser mit der Bitte den ganzen Reiz des englischen Originals auf sich wirken zu lassen. Jede Uebersetzung hätte den Eindruck nur abschwächen müssen.

* * *

American Missionary operations in Asiatic Turkey were commenced in the year 1820, by the Society known as the American Board of Commissioners for Foreign Missions, established in Boston, in the State of Massachusetts, U. S. A.

The first of its Missionaries to enter Turkey, two in number, were sent to Syria, with intention to begin a Mission at Jerusalem. The island of Malta was selected as a convenient base of operations, and in 1822 a printing establishment was set up in that island, which was furnished with Arabic, Greek and Armenian type, for the purpose of publishing the Holy Scriptures, elementary school books, and religious books and tracts for use by the Missionaries in the Levant. It may be noted in passing, that this printing press did important work in furnishing the primary schools of Greece with their first series of reading books after the independence of that country gave a new impetus to the desire for popular education.

The period of twenty years between 1820 and 1840 was one of political upheaval and disorder throughout the Levant. This was due to the Greek revolution, which broke out in 1821, followed by the revolt of the Janissaries and their destruction, (in 1826) and by the Russian war of 1827—1829, the seizure of Algiers by France, and the invasion of Syria by Mehemed Ali Pasha of Egypt. The Turkish Empire was shaken to its foundations, and throughout Syria and Asiatic Turkey social conditions prevailed which bordered on anarchy. These disturbances hampered the Missionaries in their early work of exploration and choice of localities for their enterprise. But undoubtedly they also had the effect of turning the attention of the Turkish authorities from the Missionaries when interested parties would fain have induced the Sultan to exclude them from the country at the outset of their endeavour to establish their institutions upon Turkish soil. A marked instance of this result of the disturbed state of Turkey during this period was seen in 1824, when an Imperial decree prohibited the circulation of the Bible in Turkey and directed the burning of all copies in existence, upon the ground that this book was inimical to the Latin church. Excepting the arrest of two missionaries in Syria and the temporary seizure of their books, this Imperial decree was not heeded by any provincial Governor, and the distribution of the Bible went on as before.

The preliminary explorations of the Missionaries were of an extended character. In 1823, the missionaries Fisk and King made a tour for some distance up the Nile in Egypt, and then from Cairo overland to Jerusalem, and thence through Syria to Damascus and Aleppo. In 1826, the missionary Gridley visited western Asia Minor as far as Cesarea. There he died in consequence of the fatigues of an ascent of Mt. Argeas, to which he

29*

was led by his scientific interest in that remarkable mountain. In 1830 the missionaries Smith and Dwight, landing at Smyrna went overland to Constantinople and thence rode on horseback through the length o. Asiatic Turkey by Tokat and Erzroum to Tiflis in the Caucasus, and Tebriz in Persia, returning from this journey of a year's duration by way of Erzroum and Trebizond. In 1839 the missionary Grant visited Van and the mountainous regions toward the Persian frontier to the South-east of that city, passing on to Mosul and Mardin. It should be noted as showing the better qualities of the various populations of the Empire quite as much as the prudence of the Missionaries, that all of these explorations were carried out in times of unusual disturbance without serious mishap and without the experience of ill-treatment from the many wild tribes, whose guests the travellers became at various stages of their journeys.

As a result of these various explorations, permanent Missionary Stations were established by the American Board of Missions at Beyrout in Syria in 1825; at Constantinople in 1831; at Smyrna and at Urmieh in Persia (among the Nestorians) in 1833, and at Brousa and Trebizond in 1834. In 1833, the Mission press from Malta was removed to Smyrna, so far as the publications in Turkish, Armenian, and Greek were concerned. Somewhat later the press for the printing of works in Arabic was removed to Beyrout, where it remains to this day, now under the care of another American Society: the Presbyterian Board of Missions. The publication work from Smyrna was removed to Constantinople about twenty years later, and is also still in active operation. From both of these centres of printing, influences of incalculable importance for the instruction and elevation of the peoples of the Turkish Empire have quietly gone forth.

The aim of the American Board of Missions in undertaking the Missionary enterprise in Turkey was not to propagate a sect. It was not to invite members of one Christian church to leave it and join themselves to another. It had no motive of hostility to the venerable Oriental churches. If the fact is borne in mind that the moral and intellectual darkness of the middle ages had not begun to be lifted from the churches of the Turkish Empire; that education was unknown, save as a means of training a few of the people for ecclesiastical employment; that literature had been dead for centuries; if we remember also that the priests in general were entirely ignorant of the meaning of the words of their liturgies and their Scriptures, while the higher clergy, though learned in their own ancient church Fathers, rarely possessed the simplest education outside of these narrow limits, it will be seen that a sympathetic desire to call the attention of these Christian peoples to the possibilities of spiritual and

mental development of which they were unaware, was natural and Christian. The American Board felt this kindly sympathy, and hoped to induce the clergy of the oriental churches to approve of their effort to popularize education and knowledge of that Bible, which all alike professed to follow. The Armenian Patriarch of Constantinople received kindly the overtures of the Missionaries, and for nearly fifteen years every encouragement to this effort was offered by members of the higher clergy of the Armenian church as well as by its influential laymen. This fact led to the main attention of the Missionaries being directed from the very first to the Armenians in all the regions which are inhabited by that people.

The advent to the Patriarchal chair of a less liberal ecclesiastic, who saw danger to the Armenian church in the circulation of the Sciptures and in the instruction of youth by foreign emissaries, changed the aspect of affairs. An edict from the patriarch forbade Armenians to visit the Missionaries or to read their Bibles and other books. This edict was enforced by a bitter persecution during 1845—47 of all members of the Armenian church who persisted in reading the Bible. They were imprisoned, they were banished, they were cut off from social and business relations with their own people, until finally the misery caused by these measures of repression led to the intervention of the British and American and Prussian Legations at Constantinople in behalf of religious liberty. In 1843 the execution of a man in the streets of Constantinople for abjuring the Mohammedan religion, had led the European Powers to demand and obtain from the Sultan a written declaration, that henceforth no man should be persecuted in Turkey on account of his religious belief. This Imperial declaration was appealed to by the Ambassadors in the present instance, and finally the Sublime Porte directed that protestants should not be molested by the clergy of other churches on account of their religious belief. When an Armenian appealed to the Turkish authorities for protection against such persecutions, he was asked to what community he belonged. He would naturally answer: "I am an Armenian", for there had been no question of any man's changing his church connection on adopting evangelical views. The Turkish official would then reply: "If you are an Armenian, I cannot protect you against your own clergy. I have orders relative to protecting Protestants." The result would commonly be the registration of the man's name as a Protestant on the rolls of the Turkish police. This was the beginning of the Protestant Community in Turkey; an unlooked for and almost accidental result of the persecution of those who had been excommunicated by the Armenian Church for claiming the right to study the Bible. In 1846 a number of the men thus deprived of their church priveleges drew up a

statement of their case, and petitioned the Missionaries in Constantinople for the organization of a Protestant church. After consultation of the American Missionaries with the Scotch Missionaries residing in that city, a council was formed in regular ecclesiastical order, composed of the American and Scotch Congregational and Presbyterian clergymen; and the first Evangelical Armenian church in Turkey was organized. Later the same mixed body proceeded to the ordination of a fully qualified Armenian, as pastor of the new church.

The operations of the American Missionaries in Turkey are conducted along three main lines of work. I. Educational work II. Publication work and III. Evangelistik work, including regular preaching, and less formal Bible Class work. For convenience of administration the operations of the American Board in Asiatic Turkey are carried on by three Missions, each independent of the others and reporting directly to the Society in Boston. These Missions are A) The Western Turkey Mission, occupying the whole of Asia Minor as far as to the Taurus Mountains on the South and including the provinces of Sivas and Trebizond on the East together with the city of Constantinople and the province of Adrianople in European Turkey; B) The Eastern Turkey Mission occupying the Eastern Highlands of the plateau of Asiatic Turkey, including the Provinces of Erzroum, Bitlis, Van, Mamouret ul Aziz (Harpout) and Diarbekr in northern Mesopotamia; C) The Central Turkey Mission, occupying the Provinces of Aleppo and Adana in Cilicia. The languages of the Missionaries are Turkish and Armenian. There are some Greek speaking Missionaries in the Western Mission. The American Missionaries reside at sixteen Stations or centres, and number 139 (38 ordained ministers, 2 medical men not ordained, 1 business Agent and Treasurer, 37 wives of missionaries, and 61 unmarried missionary women). Of these missionaries ten are British subjects (from Canada), three are German subjects (resident in America when appointed) and the remainder-American subjects. Two of the ordained Missionaries, and one of the unmarried women are also physicians of ability[1]).

Each Missionary Station is a centre, where the Missionaries live, and where the higher schools for both sexes are etablished. Dependent upon them and under the superintendence of the Missionaries are a

[1]) It should be remarked since Syria is outside of the scope of this article that the Syrian Mission etablished by the American Board in 1822, was transferred to the care of the American Presbyterian Board of Foreign Missions, (etablished at New-York) in the year 1867. The Syrian Mission has several highly successful Stations along the Syrian coast and in the Lebanon, with flourishing schools, a very influential Publication house at Beirut, an a very fine College and Medical School in the same city. An additional work of the American Board in Turkey, which also falls outside of the scope of this chapter is the Bulgarian Mission, which includes 25 Missionaries, men and women, residing in five Stations in western Bulgaria and in Macedonia assisted by a corps of 80 trained Bulgarian assistants.

number of Out-stations, wehre Ottoman subjects educated as teachers and preachers conduct primary schools and minister to the spiritual needs of the people.

The effort of the Mission is to lead the people to support their own chapels and schools. Hence the money given for these institutions by the Missions where Protestant churches exist is given as aid to an enterprise of the people. There are 122 organized Evangelical churches in the territory occupied by these Missions. There are seventy eight ordained pastors and one hundred and fourteen licensed preachers in the various stations and out-stations. The number of preaching places in the three Missions is Two hundred and eighty three. Both pastors and preachers, are chiefly Armenian in race, but there are a certain number of Greeks and some Syrians also engaged in this work, where the congregation is in whole or in chief part of the Greek race.

The Missionaries of the American Board are never Pastors of the Evangelical churches nor do they meddle with the ecclesiastical affairs of the people. The Evangelical churches are organized into four Associations or synods, which manage the general ecclesiastical affairs of the Protestant Community. At the meetings of these bodies Missionaries are commonly present as guests and are asked to take part in the discussions; but they have no vote, and deem it the wisest policy to avoid taking from the pastors responsibility which belongs to them, and which the pastors will have to exercise alone whenever the Missionaries withdraw from Turkey.

It may be found of interest to take a summary view of the various stations of these Missions in connection with some details of the Educational system which they have organized.

The Western Turkey Mission.

Constantinopla Station: carries on its operations in the city of Constantinople, in the province of Adrianople as far as to the Dardanelles, and in the district of Nicomedia on the Asiatic shores of the Sea of Marmara. It has six out-stations. A College for young women, with 130 students is doing good work in educating women of all nationalities at Scutari on the Asiatic shore of the Bosphorus. A high school for boys, with 115 students, all Armenians, is directed by a resident Missionary at Baghchejik, on the hills opposite to the city of Nicomedia and overlooking the picturesque gulf of that name. A High school for girls, with 62 pupils situated at Adabazar on the Anatolian Railway about thirty kilometers from Nicomedia, has been taken over entirely by the Evangelical church and Community in that place, the American Board furnishing three Missionary ladies to direct the instruction, and paying no part of

the expense of the school beyond the salary of these ladies. Nine primary schools and two Kindergartens are also supervised and partly supported by the Mission in the territory of this field. The Publication work of the three Missions is conducted at Constantinople and will be separately mentioned below.

Brousa Station carries on operations in the province of Houdavendigiar (Brousa). It has 11 out-stations, four of which are without preachers, the services being conducted by laymen, and visited occasionally by Missionaries. A High school for girls in the city of Brousa, at the foot of Mt. Olympus, has fifty seven pupils. There are twelve primary schools under supervision of this station, mainly supported, by the people among whom they have been etablished.

Cesarea Station in the province of Angora, near the foot of Mt. Argeas, was established in the year 1854. It has 18 out-stations in the provinces of Angora and Conieh. A Boarding school for girls at Talas, about five kilometers from the city of Cesarea, has 61 students. There is a High school for boys in the city of Cesarea, with fifty students, and another one at Yozgat with thirty students. 29 primary schools in different parts of this field have been established by the Mission and now contain 1508 pupils. Of these a considerable proportion are Greeks, the majority being Armenians. Since booth Greeks and Armenians speak the Turkish language only, in this region, knowing the alphabet only of their own language, the congregations at the chapels are mixed in nationality, the preaching being entirely in the Turkish language. A medical missionary is attached to this station.

Smyrna Station was first occupied in 1820. It has five out-stations, and both Greeks and Armenians form its congregations and attend its schools. A large Boarding school for girls with 140 pupils, and a High school for boys with 165 pupils in the city of Smyrna, are prosperous and nearly self-supporting. There is also a class for training Kindergarten teachers, and a flourishing kindergarten, besides eight primary schools with 267 pupils.

Trebizond Station established in the year 1834, is on the shore of the Black Sea. Is has lost very heavily on account of the emigration of large numbers of people since the massacre in 1895. It has four out-stations and three primary schools. A self-supporting and energetic community of Greek Protestants at Ordou is one of the interesting features of the field of this station. By »self-supporting« is meant the maintenance of the Pastor and the two schools by the people themselves, without aid from Mission funds.

Marsovan Station established in 1852, is situated in the Western part of the province of Sivas, and includes in its field the Sanjak of

Amasia, and that of Janik upon the coast of the Black Sea. It has twenty out-stations, with Greeks as well as Armenians forming the members of its congregations and its schools. Anatolia College in the city of Marsovan has 212 students, of whom 40 are Greeks. As illustrating the work of this College it may be remarked that 74 young men have graduated from the institution since it was reorganized with the higher course of study as a College. Of these 12 studied theology, and ten of them are preachers in different towns in Turkey; 26 of these graduates are teachers, while six have studied medicine, and are practising as physicians. There is also a Boarding school for young women in the city of Marsovan with 143 pupils, of whom 66 are from places outside of Marsovan, and thirty are Greeks. At this Station also is the Theological Seminary of the Western Mission, with seven students. The church at Marsovan pays the expenses of its Pastor and of its primary schools. Sunday Schools for Bible study bring together 1400 children in the city of Marsovan, and there are 18 primary schools in the field. Massacres occurred at six places in this station field in 1895/96, and the Evangelical community has been much impoverished in consequence.

Sivas Station was established in 1855. It has eight out-stations all in the province of Sivas, and among Armenians. A Boarding School for girls and a High school for boys are maintained in the city of Sivas, and there are four primary schools now in operation in the field. The conditions of work were greatly changed by the Massacres of 1895. The Pastor of the Protestant church in Sivas was killed, after three solemn offers of his life on condition of his abjuring Christianity. A parsonage, two chapels and four school buildings were burned which had been constructed by the people with the aid of mission funds, and in two of the outstations the Protestant communities were almost swept from existence. Laymen now conduct services in several places which are without preachers. A Sunday School of 500 or 600 persons is maintainted at the Mission House in Sivas.

The Eastern Turkey Mission.

Erzroum Station was established in 1840. A Girls' High school is maintained in the city of Erzroum. Nine out-stations are connected with the station and six primary schools and one Kindergarten are in fairly prosperous condition. On account of the massacre and pillage of 1895, a serious problem with the people has been the provision of food. Nevertheless, the members of both Protestant and Gregorian communities often show faith and courage under burdens which tend to drive them to great depression.

Van Station was established in 1871. Since the Armenian clergy have not repeated here the intolerance shown in some other places, there

has not been any organization of the Evangelical Armenians into a separate Protestante Community in this field. The disturbed state of the country has made travelling impossible in the outlying districts of this field since 1895, and the fine Boarding school for girls maintained by the mission in the city of Van has been closed for two years. Two primary schools have been kept up and about 600 persons attend the Evangelical preaching services at the mission.

Bitlis Station was established in 1858. It is situated in the heart of Kourdistan, and is filled with and surrounded by Kurds. The disturbed condition of the country has swept out of existence the small Evangelical communities of Armenians in the outlying districts, and has caused the closure during two years of the large Mission Boarding school for girls and High school for boys which have long existed in the city of Bitlis. The state of the country and the distance of these regions from any possible source of help, led to the removal of all the Missionary ladies from the three stations of Erzroum, Bitlis and Van in the early Part of 1896, and they returned to their posts only within a few months of the close of 1897. The Missionaries (men), who remained at their posts have been nearly crushed by the burdens laid upon them by the needs and the sufferings of the people about them, but they have endured well. About 300 children are being taught in the primary school mantained in the Mission house in Bitlis.

Harpoot Station was opened in 1855. Its field is the province of Harpood and a portion of that of Diarbekir; the field lying on both sides of the Euphrates. It has been until recently a very Eden in fertility. Until 1895, 52 out-stations were connected with Harpoot, 16 of these have been blotted out almost entirely, hardly a house remaining. 13 chapels, 6 parsonages, and 22 school buildings of the mission were burned. Nine Protestant pastors and preachers were killed, most if not all of them having been offered life if they would abjure Christianity. Eight of the buildings on the Mission premises (out of twelve) in the city of Harpoot were burned. Euphrates College in the city of Harpoot has been carried on notwithstanding all these difficulties. With only two of its buildings left standing, it hired houses, and now has 900 students in its different Departments (Preparatory, Normal for the instruction of teachers, and Collegiate Departments, for both sexes separately). There are 1490 boys and 881 girls in the primary schools in the city. The pupils in all of these mission schools in the Harpoot region are Armenians. The places of warship throughout the field have been overwhelmed by the crowds who have attended the services. Never in the History of the station has there been such a turning to God and such a call for spiritual teachers as since the terrible events of two years ago. An extraordinary circumstance of the recent experience of

this station is that notwithstanding the impoverished condition of the people, they still manage to pay at least half of the salaries of pastors and teachers, themselves.

Mardin Station was permanently occupied as a Mission centre in 1861. It is in the Western part of the province of Diarbekir, in north Mesopotamia. The language of the people of this region is Arabic, and the people attending the Mission, are Armenians and Syrians. The Mission has a High school for boys in the city of Mardin, and primary schools in nine out-stations. The statistics of these schools have been received in detail. A medical Missionary at this station has a wide influence through the whole region, and does much to alleviate the sufferings of the poor, besides carrying on a small hospital at Mardin.

The Central Turkey Mission.

Aintab Station was established in 1847. There are now three Protestant churches in Aintab with 1295 adult members. The city is in the province of Aleppo, and when we compare the state of things on the arrival of the first Missionaries there, there being not a single woman or girl among the Armenians of the city who could read, with that at present, with thousands of woman and girls able to read and to appreciate serious discussions, the beneficent tendencies of the Mission enterprise is strikingly apparent. For two years past the Gregorian Armenians have insisted on having the Protestant pastors preach in their churches, and consequently the Protestants and Gregorians meet together both in the city and in several of the ten out-stations. In several of the out-stations, the Gregorians and Protestants have united their schools and carry them on for the benefit of the whole body. At Ourfa, where this is done, the schools contain 1800 pupils. The Mission maintained at Aintab the Central Turkey College, with 140 students, and a Boarding school for girls with 85 students. There is also a hospital connected with the station, with three American physicians, two of them being women. The clinic patients during the year have been 3854, one third of them being Mohammedans.

Marash Station, was established in 1855 it is situaded in the province of Aleppo, and has three Protestant churches, a Girls College with 45 students, and a High school for boys with 60 students. The Theological Seminary of the Mission is also at Marash, with six students. Five out-stations are connected with this station but in all of them the communities have been disorganized by massacre and pillage, and in some by forced conversion to Mohammedanism under threat of death,

Adana Station, the capital of the province of Adana, under the shadow of the great peaks of the Taurus, is a branch of Marash Station.

The Mission carries on there a High school for girls which has 131 pupils, among whom are a few Greeks, the majority being Armenians. Here, as in Aintab and Marash, the Protestant community is strong and has taken over the expense and the management of the primary schools and Kindergarten. Six out-stations are connected with Adana, in each of which is a primary school.

Hajin Station is also a branch of Marash Station. Three American Missionary ladies have resided alone in this wild region in the heart of the Taurus, during the past fifteen years. The have been reinforced by a Missionary family within the last three years. The Mission maintains here a Boarding school for girls, with 157 pupils and a high school for boys with 88 pupils.

The message of all these Stations and the Evangelical Communities which have grown up around them, to their friends in Europe and America is: »The churches of Asia, and their servants your brethren salute you.«

The following table gives a summary statistical view of the three Missions here described. It should be noted however that full statistics have been impossible to obtain from some parts of the country; for travelling is still attended with some difficulty. Hence in the Eastern and Central Missions the tables given in 1895 are used to supplement those of 1897.

Summary of Establishments of American Board in Asiatic Turkey.

Number of Stations, 16.
Number of out-stations 267.
Total of Missionaries, men and women 139.
Total of Pastors, preachers, teachers etc., Ottoman subjects, 806.
Aggregate No. of workers in the Mission field, 945.
No. of preaching places 283.
Average attendance on Sunday, 23 405.
Average attendance at Sunday school (Bible Lessons) 25 835.
No. of organized churches 122.
Total membership of churches (i. e. persons admitted on pledge to lead consistent Christian lives) 11 640.
Total registered Protestants (estimated) 60 000.
No. of higher grade schools 50.
No. of students of both sexes in the Higher schools 2 541.
No. of Primary schools 362.
No. of pupils in primary schools 17 825.
No. of persons taught to read in their homes 1069.
Aggregate of all under school instruction 22 017.

Amount paid during the year by the native communities for the support of preaching and schools, 228,000 marks[1]).

The Publication Departement of the Missions had for its earliest workt he issue of primers, (in order to increase the number of readers among the people) and the various races inhabiting the Turkish Empire. The Bible was translated into Turkish for those Armenians who know the Turkish language only by the Missionary Goodell, into Turkish as written with the Arabic letters by the Missionary Schauffler, who also translated the Bible into the Hebrew-Spanish dialect used by Jewson in the Turkish Empire. It was translated into the Arabic vernacular by the Missionaries Eli Smith and Van Dyck, and into Modern Armenian and Bulgarian by the Missionary Elias Riggs. All these various versions were published by the British and American Bible Societies, which also caused a revised and unified version of the Scriptures in Turkish more suited to the modern development of that language to be prepared in 1864, to take the place of the earlier versions printed in the Armenian letters and in the Arabic letters. This revision was made by the American Missionaries Pratt, Riggs, and Herrick, with the English Missionary Weakley, working together as a Committee with the assistance of competent native scholars. These various translations are the ones now in use trought out Turkey by the Christian Churches of Evangelical creed, and they have been the comfort and the guide of many thousands of simple and humble believers, into whose hands they have come during the last seventy years.

While the printing of the Bible belongs to the Bible Societies, the printing of other Christian literature is the work of the Mission press. The Mission publication Department at Constantinople issues a weekly newspaper, in Armenian, in Turkish printed with Armenian letters, and in Turkish printed with Greek letters. It also publishes an illustrated monthly paper for children in Armenian and in Turkish. The lack of proper reading books, grammars, arithmetics, Geographies etc., for the

---

[1]) The average Salary of a pastor in the interior of Turkey, is about 90 marks a month, and that of a village primary school teacher is from 35 to 40 marks a month. On the sea-coast in large cities, the average salary is about twice the above.

[2]) Since the object of the Mission is to lead Christians to copy the life of the Lord Jesus Christ, and to cultivate their mental and moral faculties, rather than to swell the ranks of the Protestant Community, it should be borne in mind that such figures as have been given above do not express the work accomplished by the blessing of God through the instrumentality of these institutions. Every school and every chapel, every home, and every issue of the press, is simply a point of vantage from which elevating influences constantly go out in every direction, demonstrating more clearly year by year the beneficent power of this enterprise. In the single point of education, the effect of the Mission schools in stirring other nationalities to increase and improve their schools, and to extend the advantages of education to women, has been of very great importance.

use of the more elementary schools, leads the Mission to publish an extensive line of school books which are used in all parts of Turkey. It also publishes Commentaries on the Holy Scriptures, and other helps to the study of the Bible, besides books of religious devotion and of didactic and homiletical character. It has not deemed it wise to issue controversial literature, since the presentation of truth is a more powerful means of influence than the combatting of error, and accomplishes the same result. Of small tracts inculcating spiritual and moral truth and illustrating the practice of religion, it prepares a considerable number each year, receiving for this purpose a regular annual subsidy from Tract Societies in England and America. The works issued each year from the Mission press at Constantinople in the various departments named above (not including any of the Holy Scriptures) commonly amount to about 5000 pages, and of these about 150000 copies are printed (making an aggregate annual out-put of the press of beetween seven and eight million pages of printed matter). The language of these works is Turkish Armenian and modern Greek.

The distribution of this mass of literature is accomplished by making every Mission Station in the country as well as the most of the out-ctations, an agency for the sale of the books published by the Mission. Tracts, of from ten to twenty five pages are given freely to any who apply for them. But no books are given away, being far more highly prized where they have cost some self denial. The price is fixed at a low rate, merely covering the actual cost of paper, printing and binding with a percentage added to cover the cost of distribution, but without any profit or any provision for the support of the men engaged in the work of preparing the books. The sum received from the sale of the books and newspapers is not far from 234000 marks annually. This is on the whole satisfactory, since the importance of the purchase of a book by the working-class among the Armenian peasantry is to be measured by the fact that the average daily wages amount to less rather than more than a mark.

An incidental work which it has several times been the painful privelege of American Missionaries to engage in during the last fifty years, is that of helping to care for the sick in times of epidemic, and that of serving as almoners for the charity of Christendom in times of public calamity. Very many mohammedans as well as Christians in Asiatic Turkey today owe life to such work. A recent instance of this, is the relief work of distressed Armenians, which have drawn heavily upon every mental and physical resource of the Missionaries during the years 1896—97. To relieve the sufferings of the multitudes left without homes and without property after the massacres, the benevolent in Germany,

Switzerland, Great Britain, the United States of America and many other countries, even to the antipodes contributed nobly. During these two years a sum of more than 4500000 marks has been distributed to the destitue through the agency of the American Missionaries. That this relief money has been the means of saving probably 100000 lives is almost the least that it has accomplished; for kindly sympathy, and encouragement to begin working again for a livelihood, when offered to a people sunk in despair through owerwhelming disaster, may well be of more importance than the savings of life itself. A most beneficent branch of this relief work is the care of Armenian children left as orphans by the catastrophe of 1895—96. In nearly every station of the three missions, and in a number of the out-stations, homes for these orphans have been established, where about 3000 of the most destitute orphan-children have been gathered, and are being taught with the object of fitting them to earn their own living as they advance in years. The support of these orphanages is a special branch of the relief fund, in providing which Christian people in Germany and Switzerland have taken a leading part. It is hoped that such contributions will be continued for a period of five years, by wich time the most of these waifs will have reached an age when they can hopefully be put to work for themselves.

This survey of the Missions of the American Board in Asiatic Turkey would not be complete without making some mention of the Protestant Community which has grown up in Turkey during the last lifty years. All Ottoman subjects who are Protestants, of whatever denomination, are registered under the Ottoman laws as members of the Protestant Community. This Community was organized by Imperial Charter in the year 1853 under the direction of a "Vekil" or Civil chief residing at Constantinople, who is the official channel of communication between the Ottoman Government and the various Protestant groups in the various provinces of the Empire. The total number of registered Protestants in the Empire is about 100 000. As a whole the Protestants of Turkey are well behaved, and intelligent people. Illiteracy is almost unknown among them. In moral principle the Protestants rank high. It has been of the personal knowledge of the writer that in a court in Constantinople a year or two ago a Protestant was charged with a criminal offence (which the court found that he had not committed, after a searching inquiry). The trial was not completed when the time arrived for the adjournment of the court. The judge ordered the constable to take bail, if the prisoner could find it, otherwise to lock him up until the next day. The Constable said: "But the man is a Protestant, and if he says that he will come back he will do so". "Oh", said the judge, "he is a Protestant, is he? Very good; have him promise to be on hand at the opening of

the court, and let him go!" Numerous instances from different parts of the country of a similar instinctive homage to the truthfulness of Protestants might be cited. It surely is not a small thing in favor of this Community that every one has such an impression of the principles held by its members, as to expect to find a higher standard of morality and probity in the man who declares himself to be a Protestant. The Protestant Community in Turkey is small, and neglected because it is small. Its Vekil or civil head, has not the opportunity to secure a hearing in the higher places of the Government, on matters which vitally concern his people. While other Christian communities are numerously represented in the Government councils at Constantinople, the Protestant Community has not one such representative, and matters affecting the Community are sometimes discussed, and settled in a way to harm its interests, without the opportunity being sought to learn the effect of the measure opon theme. In such matters as the obtaining of permits for building churches or establishing schools, where recourse has to be had, under the present system, to the Sovereign himself in each case, this absence of representation often leads to the refusal of the request of the Protestants, when religious prejudice on the part of other communities happens to lead to secret opposition to the establishment of such schools or the building of such churches. The Roman Catholics of Turkey, have the powerful support of France, the Greeks have that of Russia, but the Protestants really stand on their own weak foundation, and therefore deserve the sympathy of all Protestants of the Western lands.

Such are some of the salient points which strike the eye in any survey of this enterprise of the American Board, and its surroundings. Perhaps it is proper to expect that to the humanitarian it will commend itself by its solid influence in favor of education of a wide and generous character. At the same time, to the churchman it may be expected to offer tokens that this enterprise, carried on by the American churches with patience for nearly three quarters of a century, has been blessed of God, and that it will be blessed of God until there is no longer need of outside impulses toward growth among these Christian churches.



KAPITEL XXVII.

Die Teppiche des Orients.

Von **C. Hopf,** Stuttgart.

Die aus dem Orient stammenden Teppiche waren schon vor Jahrhunderten im Abendlande bekannt und als Bestandteile eines vornehmen Mobiliars hochgeschätzt. Kein anderer Gegenstand war so dazu geeignet, zur stimmungsvollen Ausschmückung der Wohnräume beizutragen, wie der leuchtende, bunte Teppich des Ostens, welcher ja bekanntlich seinen Weg nicht nur in die Schlösser und Burgen der Gewaltigen, sondern auch in die üppigen Städte des ausgehenden Mittelalters und der Renaissancezeit gefunden hatte und dessen wunderbarer Zauber damals wohl lebhafter und dankbarer empfunden werden musste, als in jeder anderen, späteren Geschmacksperiode. Es war eben zu keiner Zeit so viel Sinn für bunte und sattfarbige Dekorationsweise der Innenräume vorhanden, als während der verschiedenen Epochen der Renaissance. In den barocken Stil der späten französischen Dekorationskunst des Rokoko und in die folgenden Geschmacksrichtungen, welche alle mehr oder weniger eine isochrome und abgetönte Farbgabe beanspruchten, konnte der bunte Orientale nicht mehr passen. Um so dankbarer wurde er aber wieder aufgenommen, als sich in den letzt vergangenen Jahrzehnten, mit der Rückkehr unseres Geschmackes zu den Erscheinungen des 17. Jahrhunderts, ein gesundes Bedürfnis nach kräftigen Farben eingestellt hatte.

Die kunstgewerbliche Ausstellung in Wien, im Jahre 1873, war ganz im Geiste dieser Richtung gehalten, und in ihr fand auch die erste grössere Darbietung orientalischer Teppiche die zweckmässigste Aufnahme. Wurde schon durch sie in weiten Kreisen der Sinn für die unvergleichlichen Schönheiten des im Osten gewebten Teppichs geweckt, so trug vollends die im Jahre 1891 ebenfalls in Wien abgehaltene, grossartige, in planmässiger Weise geordnete Spezialausstellung, auf welcher die bedeutendsten und wertvollsten Schätze erster Museen und hervorragender Sammler zu sehen waren, dazu bei, diesem überaus wichtigen Zweige der

Textilindustrie die verdiente Würdigung zu verschaffen. Es ist thatsächlich so, dass erst durch sie dem Forscher und Sammler die Mittel geboten wurden, einen Ueberblick über das weite Gebiet der morgenländischen Teppichproduktion zu gewinnen und vergleichende Studien über Herkunft, Alter und alle die ästhetischen und technischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Macharten anzustellen. Die Anregungen, welche von hier aus in die weitesten Kreise gegangen sind, können nicht hoch genug geschätzt werden. Dem kunstliebenden und luxustreibenden Publikum wurden die Augen für die Schönheit des orientalischen Teppichs geöffnet und der abendländische Fabrikant für Möbel-Stoffe und dergleichen bekam eine unerschöpfliche Fundgrube klassischer Motive erschlossen. Aber die Segnungen sollten sich auch rückwirkend dem Oriente selber fühlbar machen, denn die Veröffentlichungen des K. K. österr. Handelsmuseums in Wien, in welchen die hervorragendsten Exemplare jener Ausstellung in prachtvoller, mustergiltiger Weise abgebildet sind, fanden ihren Weg auch nach Kleinasien, Persien und Indien und lieferten dort unter europäischem Einflusse ebenfalls unschätzbare Hilfsmittel zur Wiederbelebung der unter langen Zeitläuften des Niederganges den Völkern zum Teil vollständig — wie in Indien — verloren gegangenen Kunst des Teppichwebens. Wir sind uns bewusst, kein Wort zu viel zu sagen, wenn wir hier die Bemerkung anfügen, dass alle grösseren Teppich-Faktoreien des Ostens von dem Wiener Werke ihre besten Vorbilder beziehen. Häufig sind die neuen prächtigen Teppiche genaue Kopien, in Zeichnung und Farbe, aus demselben. Das gelungenste in dieser Art liefern die grossen, von Engländern und Deutschen betriebenen Geschäfte in Agra, Amritsar und Lahore.

Die Technik der morgenländischen Teppicherzeugung ist uralt. Sie zerfällt in zwei Arten, in die Wirktechnik und in die Knüpftechnik. Die erstere ist die ältere und erfordert für die rein mechanische Herstellung mehr Geschicklichkeit und Ausdauer, als die Knüpfarbeit. Wir finden gewirkte Decken schon bei den alten Assyrern, Babyloniern, Egyptern, Griechen und Römern. Aber auch im hohen Norden, auf der skandinavischen Halbinsel, scheint die Fertigkeit zur Herstellung derselben sehr alt und urheimisch zu sein.

Die gewirkten Decken kommen in grossen Mengen unter ihren heimischen Namen, Kilim und Sumakh, auf die Märkte Europas und erfreuen sich grosser Beliebtheit in der Verwendung als Vorhänge, Portieren, Möbelbezüge und dergleichen, die dichter gewirkten Sumakhs auch als Bodenbeläge. Sie verdanken dies ihrer soliden Webart und ihrem so mannigfaltigen Spiele echter Farben. Ihr Produktionsgebiet erstreckt sich vom Balkan über Kleinasien, den Kaukasus, Armenien, Kurdistan, ganz Persien und bis hinüber in die Länder der Turkmenen, also beinahe über alle teppichproduzierenden Bezirke des Ostens.

Die zweite wichtigere Art von morgenländischen Teppichen sind die durch die spätere Technik des Knüpfens hergestellten. Es wird wohl das praktische Bedürfnis des Orientalen nach einer weichen Unterlage dazu geführt haben, eine neue Art des Webens zu ersinnen, welche die Möglichkeit bot, zwischen die Fäden der Bindung aufrecht stehende Büschel einzuknoten und so ein weiches pelzartiges Vliess herzustellen. Dies wurde durch die sich bis auf den heutigen Tag gleich gebliebene Technik der Knüpfarbeit in vollkommenster Weise erreicht. Aber ausserdem ergaben sich als natürliche Folgen zwei weitere unschätzbare Vorteile, welchen es technisch zu verdanken ist, dass sich die orientalischen Teppiche eine so hohe künstlerische Bedeutung erwarben. Wir meinen in erster Linie die nunmehr gewonnene absolute Freiheit für die Entwicklung der Zeichnung und dann die Eigentümlichkeit des Vliesses, den Farben eine vorher nie gesehene Pracht und Tiefe zu verleihen.

Wir können im beschränkten Raum dieses Aufsatzes auf die Geschichte der Knüpf-Teppiche des Orientes, die übrigens eine dürftige genannt werden muss, nicht eingehen und müssen uns auf wenige Bemerkungen beschränken. Sehr weit reicht unsere Kenntnis dieser Vergangenheit nicht zurück. Wir können zwar annehmen, dass jene Teppiche, die in zalreichen Schriften der Alten rühmende Erwähnung finden, von derselben Art waren, wie wir sie auf vielen Bildern deutscher und italienischer Meister des XV. und XVI. Jahrhunderts abgebildet finden, oder in den Originalen der Museen kennen lernen, also Knüpfteppiche, allein es fehlt uns an jeder Möglichkeit der Anschauung noch älterer Erzeugnisse, weil das Gewebe des Knüpfteppichs zu vergänglich ist und daher die Werke der Alten längst bis zur Spurlosigkeit zerfallen sind. Wir sind somit ausser Stande, authentische Nachweise zu liefern, wie uns dies bezüglich der Wirkteppiche auf Grund der egyptischen Gräberfunde so leicht geworden ist.

Was im allgemeinen unter »antiken Teppichen« in den Handel kommt, kann sich in der Regel keines sehr hohen Alters rühmen. Die ältesten derselben reichen nur selten in das vorige Jahrhundert zurück. Die leider nicht zahlreichen Exemplare, deren höheres Alter verbürgt ist, befinden sich alle in fester Hand, meist im Besitz von Museen.

So ist in der Sammlung des South Kensington Museums in London ein altpersischer Teppich zu sehen, der sogenannte heilige, weil er aus einer Moschee stammt. Seine Fertigstellung war im Jahre 1542 erfolgt, wie aus einer entsprechenden eingewebten Inschrift hervorgeht. Die britische Regierung bezahlte für diesen zweifellos echten Teppich 50000 Mark. Derartige kostbare Teppiche sind alle von einer Feinheit der Ausführung, wie wir sie an neueren Erzeugnissen vergeblich suchen. Ein nicht besonders grosser alter Perser, ebenfalls in der genannten Sammlung Lon-

30*

dons befindlich, zeigt z. B. eine Dichtigkeit der Arbeit, dass auf den Quadratzoll engl. über 900 Knoten kommen. Es hat ein Menschenalter gebraucht, um ein derartiges Werk herzustellen, und nur der Prunksucht orientalischer Machthaber ist es zu danken, dass einem so vergänglichen Produkte diese Summe von Menschenarbeit zugewendet wurde.

Wenn wir über das weite und reiche Gebiet der orientalischen Knüpfteppichproduktion einen kurzen Ueberblick geben sollen, so müssen wir uns mit einer Einteilung nach den allerhervorragendsten Merkmalen begnügen.

Wir sehen da in erster Linie die grosse Gruppe der künstlerisch am höchsten stehenden persischen Teppiche. Dieselben zeichnen sich aus durch ihr feines Vliess, durch solide Knotung, sorgfältige Schur, glänzende Wolle, Echtheit und Mannigfaltigkeit der Farben und grossen Reichtum, sowie höchste Vollendung in der Zeichnung, in welcher Blumen- und Pflanzenmotive durchaus vorherrschen. Der Lebensbaum, die Lotosblume, die Rose, die Nelke, die Narzisse, der Crocus, das Veilchen und allerlei Blätter- und Rankenwerk sind zu Ornamenten verwoben, und bei besonders reichen Exemplaren erscheinen mitten in diesem bunten Spiele gewisse Menschen und Göttergestalten, sowie allerlei Getier, Löwen, Drachen, Panther, Tiger, Damhirsche, Schakale, Papageien, Fasane, Kraniche und Falken. Dieser ungemein reiche Formenschatz fand aber durch die Künstler der alten persischen Teppichmanufaktur nur die allerverständigste Verwendung und nirgends tritt uns an ihren Werken eine unruhige, zu bunt belebte Fläche entgegen, wie dies bei Anwendung ähnlicher Motive beim abendländischen Teppich verschiedener Zeiten der Fall war und noch ist. Was der alte Perser in dieser Hinsicht geschaffen hat, wird stets mustergiltig bleiben.

In diesem Jahrhundert hat die Teppichweberei in Persien verschiedene Phasen durchgemacht, welche ihr nicht alle zum Segen wurden, im ganzen genommen steht sie aber immer noch an der Spitze. Grosser Dank gebührt hierfür der bekannten Firma Ziegler & Co. in Teheran, die in einem weiten Gebiete zur Wiederbelebung der schwer darniederliegenden Industrie beitrug und allen Moden des Abendlandes zum Trotze an den alten persischen Motiven festhält. Ausser in Teheran und seiner Umgebung werden an den verschiedensten Orten Persiens Teppiche produziert, welche unter dem Namen ihrer Herkunft in den Handel kommen. Wir nennen davon zuerst den Ferahanteppich mit seiner gediegenen, dichten Arbeit und seinen ruhigen edlen Mustern, unter welchen das bekannte Herati eine erste Rolle spielt. Dann die Gruppe der Schirasarbeiten, ausserordentlich mannigfaltig nach jeder Richtung und ausgezeichnet durch die Reize einer tiefgestimmten Farbgabe und des schönen Glanzes der Wolle. Die Serabend-Ware gehört zu den dichtest gearbeiteten

Teppicharten Persiens, sie zeigt immer dasselbe feine ruhige Dessin einer engen, netzartigen Gruppierung von kleinen Palmwipfelmotiven, wie wir sie von den Kaschmirshawls her in Erinnerung haben. Die Senne-Teppiche sind die im Gewebe feinsten und in der Zeichnung zierlichsten; sie eignen sich besonders als Zierteppiche und entzücken durch ihre reizenden Blumen- und Pflanzenmotive. Die Vorzüge der von den Nomadenstämmen der Kaschkai stets ganz aus ihrer herrlichen Wolle gewebten Teppiche, sind in der spezifischen phantastischen Zeichnung und in dem seidenweichen Lüster des ziemlich langen Flors zu suchen. Die Khorassan-Gewebe, worunter die aus Mesched stammenden, gehörten früher zu den geschätztesten Kunst-Erzeugnissen, verlieren aber mehr und mehr ihre Aehnlichkeit mit diesen, und ihre Musterung und Färbung hat unter fremdländischem Einfluss bedeutend an Wert verloren. Charakteristisch ist heute noch die streng stilisierte, in mehrere längs laufende Friese gegliederte Borte.

In zweiter Linie treten uns die meist von Nomadenvölkern verfertigten Gewebe Zentralasiens entgegen.

Wenn auch diese Erzeugnisse mit den herrlichen Werken der mittelasiatischen Textilindustrie vergangener Jahrhunderte, deren Ruf sich in der alten Welt so weit und vorteilhaft verbreitet hatte, wenig mehr gemein haben, so liefern sie doch ein höchst erfreuliches Zeugnis von dem natürlichen Geschmack und der grossen technischen Geschicklichkeit dieser halbwilden nomadisierenden Völkerhorden. Besonders die unter dem Namen Bokhara im Handel vorkommenden Gewebe der Turkmenen zeichnen sich durch ausserordentlich sorgfältige Knüpfarbeit, feinste Schur, herrliches Material und einen auch schon nach kurzer Zeit der Benutzung auftretenden allerschönsten Glanz sehr vorteilhaft aus. Die ganz dünnen und feinen alten Turkmenenteppiche sind indessen ungemein selten geworden und müssen, wenn recht gut erhalten, erstaunlich teuer, bis zu 1000.— Mk. und darüber das Stück, bezahlt werden, bei einer Grösse von nur etwa 7 Quadratmetern. Diese alten »Bokharas« eignen sich aber auch wie kein anderes Gewebe des Ostens zu Möbelbezügen, Tischdecken oder zur Herstellung ruhiger, vornehm wirkender Wanddekorationen. Ihre meist indischrote Hauptfarbe kann von unbeschreiblicher Weichheit sein und von einem durch den wunderbaren Schimmer des Vliesses derart belebten Spiele der Schattierung, dass sie mit Recht das Entzücken der Malerwelt hervorruft.

Die neueren Erzeugnisse lassen mehr und mehr erkennen, dass sich auch hier eine durch die gesteigerte Nachfrage der Händler beschleunigte und daher weniger sorgfältige Produktionsart einführt, die, wenngleich zunächst noch als Hausarbeit betrieben, doch ganz anderen Triebfedern gehorcht, als noch vor 15 bis 20 Jahren und ohne Zweifel bei der mehr

und mehr ansässig werdenden Bevölkerung viel rascher in gewerbsmässigen Betrieb übergehen wird, als es der Kunstfreund wünschen kann. Ursprünglich bildete die Teppichweberei die Hauptbeschäftigung der Frauen und Mädchen in den Stunden, welche nicht der häuslichen Arbeit gewidmet waren, und wie bei den westasiatischen Wanderstämmen sind auch bei den Turkmenen die wollenen Teppiche, Decken (Kilims) und Satteltaschen wertvolle Bestandteile der Habe. Das turkmenische Mädchen bringt ihrem Manne stets eine Anzahl solcher dem liebevollen Hausfleiss entsprungenen Schätze dar.

Die Zeichnung dieser Gattung von Teppichen ist von einer gewissen Einförmigkeit und Steifheit und bewegt sich lediglich in geometrischen Mustern, unter welchen das reine oder staffelförmige gebrochene Achteck vorherrscht. Auch die Auswahl der Farben ist eine beschränkte. Der sich gleichmässig durch Spiegel und Borte ziehende Grundton ist, mit Ausnahme der blaugrundigen Balutschenteppiche, immer rot. Bei den Bokharas, wie schon erwähnt, indischrot, bei den Yomuds mit violetter Beimischung, während die Afghanen durch das ihnen eigene, oft sehr feurige Ziegelrot als Dekorationsstücke in dunklen Räumen besonders geschätzt sind.

Die Teppiche des Kaukasus bieten bezüglich ihrer Gesamterscheinung ein sehr mannigfaltiges Bild dar und ihre Klassifikation nach den einzelnen Arten ist nicht leicht. Gemeinsam tragen sie die Zeichen des Nomadenteppichs an sich, gutes Material, ganz wollene Struktur, solide Arbeit, echte Farben und eine äusserst willkürlich angewendete, dem Volksgeschmack entsprechende Musterung. Ein Zug herzerquickender naiver Empfindung weht durch alle ihre Arbeiten, soweit nicht auch hier schon der verderbliche Einfluss auf möglichste Billigkeit drängender Händler fühlbar ist. Die Fläche des Teppichs ist meist primitiv gegliedert, in längs oder schräg laufende Streifen oder netzartig verbundene Rauten und dergleichen. Zwischen hinein sind unbeholfen stilisierte Pflanzen- und Tiermotive nicht etwa planmässig eingefügt, sondern förmlich eingestreut. Die Tierfiguren werden nicht, wie beim Perserteppich, der ostasiatischen Symbolik, sondern einfach der Gruppe der Haustiere entnommen und wirken in ihrer kindischen Zeichnung erheiternd.

Was das Kolorit dieser Teppiche anbelangt, so müssen auch bei ihm alle Vorzüge ursprünglicher Färbekunst und ein natürlicher Sinn für harmonische Kombination rühmend hervorgehoben werden. Man kann sich an den gelungenen Stücken kaum satt sehen, wie trunken bleibt unser Auge an ihrer kräftigen erfrischenden Farbenerscheinung hängen.

Die Teppich-Erzeugnisse des Kaukasus kommen unter den in der Hauptsache ihre nähere Abstammung bezeichnenden Namen: Daghestan, Karabagh, Schirwan und Kaisac in den Handel.

Von grosser Bedeutung ist die Teppichweberei Kleinasiens, welche seit frühester Zeit in den natürlichen Hilfsquellen des Landes hervorragend günstige Bedingungen fand. Die Produktionsart ist im grossen und ganzen heute noch dieselbe, wesentlich auf dem Fleisse der Frauen des Hauses ruhende, wie vor Jahrhunderten. Wenn auch hier der Betrieb, im Gegensatz zu der Erzeugungsweise der Wandervölker, den Charakter unserer Hausindustrie angenommen hat, so fehlt es doch aus Gründen, die in den Lebensverhältnissen der türkischen Frauen liegen, ganz und gar an fabrikähnlichen Einrichtungen, wie wir sie in den grossen Teppichfaktoreien Indiens erblicken müssen. Nur die Färbereien in Uschak werden in grösserem Stile betrieben, im übrigen liegt aber auch die Kunst des Färbens, die in letzter Zeit durch unverständige Anwendung von Kunstfarben sehr bedauerliche Störungen erfahren hat, heute noch in der Hand des Kleinbetriebs, nicht selten in der einzelner Familien, in welchen sich die Fertigkeit, besondere Farbtöne herzustellen, von Generation zu Generation als Geheimnis vererbt hat. Das schöne, süsse Hellblau der feinen Teppiche aus Kula, kann nur von einem einzigen Färber dieser Stadt gefärbt werden, und keinerlei verlockende Anerbietungen seitens europäischer Kaufleute vermochten es bisher, diesen Mann zur Veräusserung seines Schatzes zu bewegen.

Die Hauptproduktionsorte waren von jeher die Städte Uschak, Akhissar, Giordes, Demirdschis, Kula, Ladik und Pergamos und ihre Umgebungen. Was wir von echten antiken Anatoliern noch im Handel zu sehen bekommen, erfüllt uns mit der grössten Hochachtung für die alte Kunst. Die hervorragendsten und am teuersten bezahlten sind die unvergleichlich dastehenden alten Gebetsteppiche aus Giordes und Kula. Ihre Arbeit ist von der grössten Feinheit, und die im allgemeinen übereinstimmende Musterung von einer bewundernswerten, durch die äusserst zarte Färbung gehobenen Grazie.

Die heutige Produktion in Anatolien passt sich grossenteils willig den vom Westen kommenden Forderungen an, und wir sehen nunmehr in Smyrna und London kleinasiatische Teppiche in grossen Mengen auf dem Markte, welche in der Zeichnung zwar immer noch die Elemente orientalischer Ornamentik zeigen, in den Farben aber ganz und gar dem augenblicklichen Geschmacke der Grossstädte entsprechen und eben deshalb, sowie wegen der die Fantasiefarben in entzückender Weise annehmenden feinen Wolle, sich grösster Beliebtheit erfreuen.

Auch in Syrien hat die Teppichweberei, durch Ansiedler von Anatolien herübergebracht, eine Heimstätte gefunden, jedoch keinerlei über die primitivste Bauernthätigkeit hinausreichende Entwicklung und ist daher für unsere Umschau bedeutungslos. Von ebenfalls untergeordneter Bedeutung sind die Produktionsbezirke Griechenlands, Bosniens, Bulgariens,

Rumäniens und Serbiens, wenigstens spielen ihre Erzeugnisse im Handel keine Rolle.

Es erübrigt uns, noch kurz der Teppichindustrie in Indien Erwähnung zu thun. Ob sie in dieser alten Heimat prachtentfaltender Künste je eine ursprüngliche Begründung hatte, ist noch nicht erwiesen. Nach den Anhaltspunkten, welche die Forschung in den Aufzeichnungen über die von Kaiser Akbar im XVI. Jahrhundert errichteten Teppichfaktoreien gefunden hat, ist die Kunst des Teppichwebens aus wirtschaftspolitischen Gründen in Indien eingeführt worden, und zwar durch Heranziehung hervorragender Arbeiter und Künstler aus Persien. Der neue Erwerbszweig fand auch thatsächlich über die ganze Halbinsel Verbreitung und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts blieb ihm eine natürliche, von fremdem Einfluss ungestörte Gestaltung gesichert. Waren die ursprünglichen Muster auch persischen Ursprungs, so finden wir trotzdem an den älteren indischen Teppichen eine derartig eigentümliche Ornamentation, dass wir einer wesentlich abweichenden, in anderen Teppichgebieten nirgends vorkommenden Formenwelt gegenüberstehen und ganz wohl von einem indischen Stile in der Teppichwebekunst reden können. Nach jener Zeit aber machte sich auch hier der im Verlauf dieser Aufzeichnungen mehrfach beklagte, unheilvolle Einfluss aus unseren abendländischen Kulturgebieten fühlbar und es wurde mehr und mehr an Stelle des naturgemäss Gewordenen ein von gewinnsüchtigen Händlern Beabsichtigtes gesetzt. Einzelne Produktionsbezirke sind denn auch vollständig versumpft und rettungslos der Massenproduktion minderwertiger Ware überliefert, aber andere haben sich gehalten, oder wieder erhoben, dank der guten Mithilfe der englisch-indischen Regierung und infolge der Anstrengungen englischer und deutscher in Indien niedergelassener Geschäftsfirmen. So befinden sich heutzutage die grossen Teppichfaktoreien in Agra, Amritsar und Lahore in voller Blüte und liefern Arbeiten von grosser Gediegenheit und Schönheit.

Die indischen Teppiche der guten Art zeichnen sich durch ungemein dichte, feste Knüpfung und reine, bisweilen sehr grossartige Zeichnung aus. Der Färbung wird die allergrösste Sorgfalt zugewendet und die Geschmacksrichtung Europas und Amerikas kann in dieser Hinsicht eine verständigere Berücksichtigung finden, als irgend sonst wo im Osten, weil die indische Teppichindustrie in grossen, rationell geleiteten Faktoreien betrieben wird und daher den Vorteil einer stetigen kaufmännischen Beaufsichtigung geniesst. Im Gegensatz zu allen anderen Ländern, wird in ganz Indien die Kunst des Teppichwebens durch Männer besorgt.

Nachdem wir nun unseren Ueberblick über die wichtigsten Erscheinungen der orientalischen Teppichproduktion beendigt haben, möchten wir nur noch dem Wunsche Ausdruck geben, dass die verstandesmässige Einwirkung, wie sie von uns und anderen Kulturvölkern ausgeht, an den

eigentümlich gearteten Verhältnissen jener fernen, zum Wanderleben genötigten Völkerschaften des Ostens, noch lange unüberwindliche Hindernisse finden möge und deshalb nicht nur uns, sondern auch unseren Nachkommen ein unersetzliches, besonders herzerquickendes Glied in der Kette des Kunstfleisses erhalten bleibe. Die prächtigen Arbeiten unserer abendländischen Textilkunst, unsere Gobelins, Teppiche, Damaste und dergl. mehr, sowie diejenigen Knüpfarbeiten des Orients, welche einer höheren Anleitung folgen, befriedigen in anderer Weise. Ihre oft bis aufs höchste gesteigerten Wirkungen, sind jenen musikalischen Darbietungen zu vergleichen, die auf ein bestimmtes Kolorit abgestimmt, dem erzogenen Ohre, aber auch nur diesem, wahre Himmelsspeise sein können, während der orientalische Kleinteppich in seiner typischen Ursprünglichkeit, sonderlich aber in der erfrischenden Kraft und sättigenden Tiefe seiner Farben ähnlichen Genuss gewährt, wie das der Volksseele entsprungene Lied, dessen eigentümlicher Zauber unmittelbar zu jedem Herzen spricht, auch zu dem des Verwöhnten noch, ja gerade ihm zur besonderen Labung dient.



INDEX.

I. ABTEILUNG.

B.

E.

H.

I. u. J. vgl. Y.

K.

31*

L.

N.

O.

P.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

X.

Y. (vergl. J.)

Z.



Druck von Otto Elsner, Berlin S.



Tschitschek Dagh
sandu
Tuluk
Bostapa
Magli
Yeniyapan
Gölhissar
yk.Kö


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
DUPL>
32101 013505076



